

NR. 557—560 JANUAR 1921 XXII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT

Die Gesellschaft der Feinde / Zeitgenossen / Der Lächler
Inschriften / Notizen und Glossen / Miserere / Hans Müller in
Frieden / Weihnachtsgeschenke / Ein christlicher Dreh

Preis dieses Heftes:

K 16·— / čsl. K 7·— / Mk. 6·—

An der außerordentlichen, durch die Verteuerung des Materials bewirkten Preiserhöhung und an dem Zuschlag, den die Buchhandlungen und viele andere Verschleißstellen einheben, ist der Verlag nicht beteiligt.

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN
III 2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.



DIE FACKEL

Nr. 557—560 JANUAR 1921 XXII. JAHR

Die Gesellschaft der Feinde

Gesprochen am 8. und am 14. Dezember

In einem Dankschreiben der »Gesellschaft der Freunde« heißt es:

Auf Ihre Ausführungen betreffend den von mir gewählten Ausdruck »Fackelkraus« müssen Sie es mir mit Recht als Ausländerin zugutehalten, daß ich annahm, daß Sie denselben einer sympathischen Popularität verdanken. Die Tatsache ist,. daß hiesige Studenten, die Sie anbeten, mir gegenüber diesen Ausdruck gebraucht haben. Da Sie mich aber dahin aufklären, daß dies eine verachtende und verächtliche Gesinnung beinhalte, bedaure ich es lebhaft diesen Ausdruck gebraucht zu haben.

Aus dieser liebenswürdigen Aufklärung geht hervor, daß Studenten und zwar solche die mich anbeten, diese Betätigung und diese Empfindung mit einem Usus vereinigen können, der nicht nur das Merkmal der niedrigsten Kommerzkultur ist, sondern von dem sie auch wissen müssen, daß ich ihn seit jeher als solches auffasse und brandmarke, da ja doch schließlich anzunehmen ist, daß die Anbeter der Fackel auch deren Leser sind. Anstatt daß nun Studenten, die mich anbeten, einem Maul, das den Ausdruck »Fackelkraus« gebraucht, die zugehörige Schelle versetzen, sprechen sie ihn nach und bringen ihn noch ahnungslosen Ausländern bei. Ich habe immer gewußt, was ich von den Anbetern zu halten habe. In der Fähigkeit, den Ausdruck »Fackelkraus« zu gebrauchen, berühren sie sich mit jener Wiener Gesellschaft, gegen die ich die so ganz anders geartete »Gesellschaft der Freunde« zu einem entscheidenden Schritt ermuntert habe. In jenem an mich gerichteten

Dankschreiben wird nun bedauert, »von dem humorvollen gütigen Vorschlag« — mit dem's mir aber ganz ernst war — »alle nicht an der Sammelwoche Beteiligten zu publizieren, nicht Gebrauch machen zu können«. Das ist begreiflich, weil sich ja nunmehr herausstellt, daß der Lehmann (I. und II. Teil) abgedruckt werden müßte, mindestens aber, da ja doch die ärmeren Leute in Wien Spenden geleistet haben, das Telephonbuch. Diese ruchlose Stadt erlebt aber und erträgt nun die äußerste Schmach und spürt selbst die nicht: daß das Mitleid jener Ausländer stärker ist als ihre Verachtung und daß sie nicht müde werden, ihre Landsleute, und selbst die ärmsten, zur Rettung der tuberkulösen Kinder Wiens aufzurufen. Die Hilfsbereitschaft dieser unwahrscheinlichen Stadt, die für die Zwecke der Menschentötung ihre Scherflein beigetragen und ihr goldenes Herz ganz in Eisen verwandelt hat, soll 800.000 Kronen ergeben haben.*) Man spricht jetzt viel von den »neuen Reichen«, im Gegensatz zu den »alten Reichen«. Gemeinsam dürften beide das haben, was sie nicht geben. Der Unterschied zwischen beiden dürfte darin bestehen, daß die neuen Reichen ein Gesindel sind, während die alten Reichen eine Bagage waren. Beiden zur Ehre kann aber gesagt werden, daß sie an dem schmählichen Resultat von 800.000 Kronen unbeteiligt sind. Denn wenn s i e was hergegeben hätten, hätt's mehr ausgemacht! Trotzdem: wenn dies Fazit die Nationalversammlung nicht dazu bewegen sollte, ein Gesetz zur Auspeitschung der Reichen Wiens zu beschließen — wobei die »alten Reichen« noch die besondere Demütigung erleiden müßten, mit den »neuen Reichen« zu einer und derselben Zeit ausgepeitscht zu werden, so daß Verwechslungen unvermeidlich wären —, wenn wir's

*) Nach neuerer Schätzung: vier bis fünf Millionen — zu wenig als Hilfe, genug für die Schmach.

nicht so weit bringen: so wird sich hoffentlich das Ausland dazu entschließen, dieser Stadt, die den Schrecken der Aeroplane nie erlebt hat, respektive ihren eleganteren Straßenzügen aus den Lüften in irgend einer Form ihre moralische Geringschätzung zu zeigen. Zu näheren Auskünften bin ich gerne erbötig. Denn wenn es für unsere Wohltäter schon zu genant und für mich wohl auch zu kostspielig sein mag, eine Liste aller Menschen in Wien, die nichts für die tuberkulösen Kinder tun wollen, in Druck zu legen, so ginge es doch in einem Aufwaschen, wenn die Menschheit sich zu einer symbolischen Handlung entschließen wollte, indem sie dem reichen Wien zeigte, daß ihr Auswurf dorthin gehört, wo der Auswurf der Menschheit ist. Wie man mit einer großartigen Zeremonie vor dem Leichnam eines der Millionen unbekannten Soldaten die Trauer der Welt bekundet hat, so könnte ich mir dieselbe hohe Gesinnung, und nicht minder feierlich, entschlossen denken, über irgendeinem Treffpunkt der Wiener Hyänen, sagen wir über dem weithin durch die Letzte Nacht erstrahlenden Schwarzenberg-Kasino, mit einer eindrucksvollen Gebärde die Verachtung der Welt zu bekunden. Ich will aber noch immer nicht glauben, daß es solcher Mittel bedarf, um das Selbstverständliche einer deliranten Menschheit zur Vorstellung zu bringen, deren Grundlage des Denkens nicht mehr Raum und Zeit bilden, sondern eben um ihrer unbestrittenen Relativität willen ausschließlich die Valuta. Ich will noch immer nicht glauben, daß der Bann der Unwirklichkeit, in die wir mit täglich hoffnungsloserem Entsetzen seit dem Ablauf jenes Heldenzeitalters gesperrt sind, nicht auch von einer einheimischen Regierung gebrochen werden könnte, noch ehe es im Zwang dieser Ratlosigkeit eine Räteregierung wäre. Ich will noch immer nicht glauben, daß wir der Gesellschaft der Feinde, in deren moralischem Gestank wir atmen und die Schönheit

dieser Stadt verwelken sehen müssen, wehrlos ausgeliefert bleiben. Daß der ehrliche Name eines Polizeipräsidenten sich dauernd zur Passivform von »Schieber« machen läßt. Und daß einem sittlichen Willen nicht plötzlich doch die Kraft zuwachsen wird, diesem Letzten Nachtgeschäft der Totentanzbars ein Ende zu machen, uns aus der Hölle dieser Kontraste zu befreien und wenn schon nicht vom Tod zu erlösen, so doch von dem Grauen des überlebenden Amüsiergesichts, von dem Spott dieser an die Plakatwand gemalten Teufel und von dem ganzen Spuk dieses mörderischen und betrügerischen Animos und dieser schuftigen Gemütlichkeit mit der Devise: Leben und sterben lassen!

Zeitgenossen

Bauernhochzeit

Da war am Dienstag den 23. November eine große Hochzeit eines Bauern zwischen Köstendorf und Straßwalchen. Sie wurde beim ‚Schwarzen Sandtnerwirt' in Köstendorf gefeiert. Damit auch der Ferdlwirt in Steindorf etwas davon habe, wurde zu ihm hin die Braut gestohlen. Beim Ferdlwirt allein wurden 240 Liter Wein gesoffen und zum allgemeinen Abortgang ließen sich die Burschen von der Musik stets hinausbegleiten auf die Straße, wo sie sich in Reih und Glied aufstellten. Donnerstag den 25. November war in Köstendorf beim christlichsozialen Sandtnerwirt eine noch viel größere Hochzeit. Da waren sie von weit her zusammengekommen und soffen und tanzten bis um 7 Uhr früh des anderen Tages. Auch hier spielte Musik zum allgemeinen Abortgang. Der Wein wurde übrigens nur zum Teil getrunken, zum anderen Teil wurde er absichtlich verschüttet. Am Freitag um 3 Uhr früh mußte der Sandtnerwirt noch ein Kalb abstechen, weil die christkatholischen Bauern noch einen Braten wollten. Und weil manche nicht mehr fähig waren, den Braten zu zerschneiden, so packten sie die Stücke mit den Händen und bissen herunter. Die Kellnerin sagt, sie habe bei dieser Hochzeit kein anderes Geld gesehen als Hunderter und Tausender. Und nicht nur die jungen Bauern zogen am Narrenseil, sondern auch die alten. Der Großbauer von Seekirchen legte sieben Hunderter hin, damit für ihn ein Extratanz gespielt würde, und als man zum Zug ging am Freitag früh, gab er noch acht Hunderter her, damit die Musik alle zum Bahnhof begleite. Ein letzter musikalischer Abortgang, dann gings mit lustigem Spiel und schweren Räuschen zum Bahnhof, wo noch allerlei grauslicher Ulk verübt wurde, während die Missionäre in Straßwalchen predigten — es war nämlich dort durch acht Tage Mission — und nachdem sie drei Wochen zuvor in Köstendorf eine Woche lang gepredigt hatten. An beiden Orten soll die Kirche stets zum Erdrücken voll gewesen sein.

*

Das Einkommen

Eine am ganzen Körper zitternde, fast zum Skelett abgemagerte Frau, die zum Stehen zu schwach ist, war Dienstag vor dem Bezirksgericht Josefstadt wegen Diebstahls von zwei Bettdecken angeklagt. Die Angeklagte, die mit so schwacher Stimme sprach, daß man sie nur in unmittelbarer Nähe verstehen konnte, gab an, sie habe kein anderes Einkommen als eine Pfründe von monatlich 24 Kronen. Da dieser Betrag nicht für einen Tag ausreiche, seien ihr nur zwei Möglichkeiten geblieben: zu betteln oder zu stehlen. Gebettelt habe

sie so lange, bis man sie wegen Bettelns zu einem Monat Arrest verurteilte. Darum sei ihr nur der zweite Weg übrig geblieben. Bezirksrichter Dr. Bleyer sprach die Angeklagte frei, da sie, weil man mit monatlich 24 Kronen nicht leben könne, unter unwiderstehlichem Zwange gehandelt habe. Auf die Bemerkung des Richters, daß der Freispruch sie nicht zur Fortsetzung des Diebstahls berechtigt, erwiderte die Angeklagte: »Ich mach's so nicht mehr lang! Wer weiß, ob ich noch lebendig nach Haus komm'.«

*

Weihnachtsstimmung in der City-Bar

In der altwienerisch angehauchten Liliengasse gibt es in diesen dahinjagenden Tagen einen heimlichen Treffpunkt: die City-Bar. Sie ist längst der Liebling jener wirklich guten Wiener Gesellschaft geworden, die an den langen, dunklen Nachmittagen, abseits vom lauten Weihnachtstreiben, wohldurchwärmte, weich hinfließende Teestunden liebt. Die mondäne Damenwelt ist da, flüstert und nascht und lauscht dem Spiel des Pianisten Urban, das in den traulich vornehmen Räumen wie sordiniert klingt. Das Bild wechselt, die Zeit der Weihnachtseinkäufe ist verflogen und die elegante Herrenwelt erobert diese Bar, in der auch der Fremde von echter, soignierter Distinktion die Stimmen und Stimmungen der großen Welt findet. Immer ist es aber die City-Bar, die den Feinschmeckern und Wissenden durch kein ähnliches Milieu ersetzt werden kann. Sie hat sozusagen Weihnachtstoilette angelegt, voll Erwartung und Laune, und bleibt stets das, was sie seit ihrem Bestehen ist: Ein apartes Wiener Eckchen. Oder noch einfacher: Die City-Bar!

*

Nahrung vom Mistbauer

Heute kam der Mistbauer. Die Misttrücherln wurden schon zeitlich morgens vor die Tore gestellt. Das scheinen nicht nur Menschen, sondern auch die Hunde zu wissen. Ich beobachtete heute eine solche Versammlung. Zuerst kam ein kleines Hunderl. Ein Knochen war sein Fund. Dann erschien eine alte Frau mit einem Sack. Er war bald mit Papierabfällen, Fetzen und Koksstücken gefüllt. Nun beschnupperten zwei große Hunde die Kisten von allen Seiten. Da sie nichts für sie Passendes fanden, besprengten sie den Inhalt mit ihrem Wasser. Jetzt schleppte sich ein Lahmer mühsam daher. Mit seiner Krücke durchwühlte er die Kisten. Da kamen einige Stückchen in den Sack. Und hie und da eines in den Mund.

Der Lächler

. . . und wenn alles in Ordnung, leg' ich mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der Verwesung und lächle.

Frank Wedekind, Frühlings-Erwachen.

Einer der gewandtesten Stammler der deutschen Zunge und zudem einer der unbefangensten ist der Herr Kasimir Edschmid. Daß die Frankfurter Zeitung so etwas, das es schon in der eigenen Produktion bunt genug treibt, seit Jahr und Tag auf das deutsche Geistesleben oder wie man den Betrieb nennen mag losläßt, ist »mit« eine der stärksten Tatsachen, die diesen als das unsaubere Geschäft charakterisieren, welches er ist. Der Herr Kasimir Edschmid, der ein Deutsch schreibt, das in Frankfurt als eine viel ärgere Beschämung empfunden werden müßte als die Besetzung des Goethehauses durch schwarze Truppen und dessen Stil hinreichend alle Übergriffe des französischen Militarismus gegenüber einer Einwohnerschaft, die sich so etwas gefallen läßt, erklären, wenn nicht rechtfertigen könnte, hat die Gewohnheit, genau eben so hoch von oben herab über Autoren zu urteilen als er tief unter deren letztem steht und regelmäßig mit jenem neudeutschen Spuckstil, in dessen Besitz sich der deutsche Fußwohlreisende für einen Globetrotter hält, der empfänglichen Intelligenz ein »Doll!« abzuringen. Denn wenn der Herr Kasimir Edschmid, seit dem Hans Heinz Ewers mit einer der größten Kenner von allem Diesseitigen und allem Jenseitigen und allem was in der Mitte liegt, das Entzücken der Damen, so ein Dämoniker und Mondäniker in einem — wenn der so urteilt, so muß es nicht nur interessant, sondern geradezu wahr sein. Und so ist es denn möglich, daß ein Mensch, der zur Satire keine andere Beziehung als die des geborenen Objektes hat, sich herausnimmt, zu diesem geistigen Problem und über die Autoren, die er für Satiriker hält oder nicht hält, seinen ästhetischen Senf herzugeben. Aber ich leihe mir denselben, auf die Gefahr hin, daß der Herr Kasimir Edschmid auch mich für einen Satiriker halten könnte, ganz in der bescheidenen Weise aus, mit der man im Edschmidschen Kulturkreise die Allüren der guten Gesellschaft markiert: »Ach möchten Sie bitte den Mostrich gestatten?« Er schmeckt wie folgt:

Die sehr heftig bewegte Zeitlichkeit hat keinen eigentlich satirischen Stil. Sie hat auch keine satirischen Schriftsteller. Bei Heinrich Mann ist zuviel Haß. Ludwig Thoma, der jetzt mit den Pastoren kegelt und als kurzbehoster Wehrmann mit dem Stutzen neben Kahr und Epp und Escherich die Fahnenweihe der Einwohnerwehr mitmacht, hat in besserer Zeit wohl eine nicht ungeschickte, aber doch bajuvarisch-provinzielle Attacke gegen den Klerus aufgemacht. Sternheims Kavalkaden sind auch noch zu verbissen, er nimmt das Ganze noch viel zu ernst und ist zu sehr von sich selbst überzeugt.

Man erkenne die Klaue des Kommis. Attacken werden »aufgemacht«, dagegen sind Kavalkaden, also prächtige Aufzüge zu Pferde, »verbissen«. Ich bin von Herrn Sternheim wahrhaftig nicht so sehr überzeugt wie er selbst und stelle mir vor, daß ihm noch wichtiger als »das Ganze« das Ausmaß der Annoncen ist, die über seine Bücher erscheinen. Aber eine solche Frechheit von einem, von dem niemand außer ihm selbst überzeugt ist, müßte er sich doch nicht gefallen lassen.

Essig hat im »Taifun« Ansätze zu einem immerhin bemerken werten trockenen Sachlichkeitston, das ist schon ganz viel, dei das Buch atmet schon unbefangener und freier. Gottfried Benn h im »Modernen Ich« eine wundervolle, aber viel z barocke Satire des vergangenen Jahrhunderts geleistet. Das souveränste wohl an Satire hat Rudolf Borchardt in seinem Pamphlet gegen den George-Kreis geschrieben, aber das ist eine Literatenangelegenheit.

Dann wird sie wohl oder schon nicht so souverän gewesen sein. Aber wie man sieht, hat ja Deutschland Satiriker zum Feuilletonistenfüttern, denn wenn Herr Edschmid ihnen auch die satirischen Gaben abspricht, so muß er sie ihnen doch einräumen, und das ist schon ganz viel. Und sogar auf die Art tut ers:

Alfred Kerr, der kein Satiriker ist, hat allein den hellen satirischen Ton.

Nun, daß Herr Kerr kein Satiriker ist, hat er wirklich an mir besser bewiesen, als ich an ihm, wiewohl mir der helle satirische Ton gerade bei dieser Gelegenheit nicht abgesprochen werden konnte. Aber dafür hat er sich im Weltkrieg vor dem »Lügengrey« satirisch bewährt und auch mit der Prophezeiung, daß die Rumänen »futschul« sein werden. Das ist schon ganz viel. Jedennoch:

> Man ist in Deutschland *im Augenblick* zu gehemmt, man hat nicht die Überlegenheit und *ganz besonders überhaupt* keine Distanz. Vor allen *Dingen* packt man die *Sachen* zu schwer und zu fanatisch an, *tatsächlich* ist es das *Lächeln*, was fehlt. Man kann keine Satire *machen* ohne die graziöse Skepsis, *die Anatole Frances Spitzbart so heiter macht*. Das *gibt erst die richtige Ewigkeitseinstellung*. Dazu bedarf es *auch einer inneren weltmännischen Gebärde*, die das Kleine nicht *allzu beachtet* und das Große *am Ende* auch nicht gerade *als Amokläufer oder als Düpe hinnimmt*, sondern als das *Vergängliche, das es ist*. Hutten und Lessing und Jean Paul und Heine hatten *das all*. *Der Sinn für das Pamphlet ist verloren gegangen.* In der Broschürenliteratur der Anonymen aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts steckt noch eine Unmenge Beweglichkeit und geistige Anmut.

Wiewohl ich den Spitzbart Anatole Frances nicht habe, fehlt mir das Lächeln keineswegs, ganz besonders überhaupt wenn ich Edschmiden lese. Aber dabei hats keineswegs sein Bewenden, man kommt in Rage und so gern man sich von ihm e innere weltmännische Gebärde oder auch nur die richtig hende Ewigkeitseinstellung beibringen ließe, er reißt einen t. Aber warum soll man das Kleine nicht »allzu beachten«? eil es das Kleine so am liebsten hätte und indem es »allzu« mit einem Verbum verbindet und sonstige Allotria treibt, ungestört das Sprachgefühl deutscher Leser allzu versauen möchte? Und den haar- und bartsträubenden Blödsinn, daß der rechte Satiriker, nein dessen weltmännische Gebärde »das Große am Ende auch nicht gerade als Amokläufer oder als Düpe hinnimmt«, diesen frechen Humbug, so zu tun, als ob die völlig sinnlose Kuppelung zweier gebildeter Ausdrücke einen Gedanken ergäbe, darf man auch nicht beachten, weil das der Herr Edschmid und seinesgleichen kleinlich finden könnten? Wie, man soll »vor allen Dingen die Sachen tatsächlich« nicht zu fanatisch anpacken, weil die Sprache dem Deutschen jene Wurst ist, die ihm schon vor dieser ausgegangen ist? Man soll nur ein Lächeln haben für eine verbrecherische Geistigkeit, die alles weitere Unheil erklärt, und den Weltmann spielen vor der Pest? »Hutten und Lessing und Jean Paul und Heine hatten *das all*.« Es ist ja gar nicht wahr, daß sie das all hatten, wenngleich es gewiß wahr ist, daß sie sich über den Edschmid krank gelächelt hätten. Die Lessingsche Polemik ist kein glückliches Beispiel für die Überwindung

der Materie durch den Humor. Daß es ihm gelungen wäre, an und über seinen Objekten zu jener polemischen Größe aufzuwachsen, die nicht mehr am Anlaß meßbar ist, wird wohl eine literarhistorische Fabel sein und das Mißverhältnis ist so vielberufen, daß man glauben könnte, der geringfügige Stoff habe mehr das Werk gefördert als das Werk den Stoff. Herr Edschmid wird sich überzeugen, daß er, der heute ungenießbar ist, nach hundert Jahren in meiner Zubereitung mindestens so schmackhaft sein wird wie irgend ein Pastor Goeze. Jean Paul war ganz besonders überhaupt kein satirischer Polemiker, Heine ein Feuilletonist, und Hutten in diesem Zusammenhang zu nennen, unternimmt ein Schmock doch nur, weil jener es bekanntlich gewagt hat. Daß der Edschmid vergänglich ist, weiß ich nur zu gut. Aber auch noch an seinem Beispiel läßt sich die gewiß eines satirischen Polemikers würdige Anschauung vertreten, daß es eine Lust ist, im heutigen Deutschland der Macher und Aufmacher zu leben. Es würde schon genügen, und es wäre schon ganz viel, auf die schlichte Wendung »das all« zu verweisen, auf diesen Einfall einer genialen Impotenz, die im Handumdrehn mit einer syntaktischen Verrenkung ihren Mann stellt, um recht im Gegensatz zu der Meinung, daß heute keine Satiren geschrieben werden können, die Schwierigkeit, keine zu schreiben, evident zu machen. Und eine solche wird vollkommen, wenn man erwägt, daß so ein Zauberlehrling der Sprache sich für sein Vermessen auf einen älteren Frankfurter Schriftsteller berufen könnte, dessen Wort' und Werke er gemerkt hat, um mit Geistesschwäche Wunder auch zu tun. Aber ein Besen, den Goethe hat, steht nicht auf zwei Beinen, wenn Edschmid will, hat oben keinen Kopf und, ausgeborgt, wird er »am Ende« nicht das, was er gewesen. Denn »das all« — ich habe gleich gewittert, daß es keine Eingebung, sondern eine Enteignung sei und bin ihr nachgegangen — kann am Ende einer nüchternen Aussage ganz besonders überhaupt nicht stehn. Es ist eine seltene Fügung, die in der »Stella« in einem durchaus pathetischen Zusammenhang wie folgt vorkommt:

. . . Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute, sie zu ihren Füßen legend;

und sie schon in ihrem Sinn das all' in ihren Schranken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend — Edles teures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — »Hier!« — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegenführend, — »Hier! sieh das alles — und sie! . . .«

Selbst hier, wo es fast schon das »All« selbst ist, wird es noch von einem Apostroph gehalten (um, abklingend, wieder ein »alles« zu sein), während der Herr Edschmid die Beute, die sich sofort ins Nichts verwandelt, einfach hinfallen läßt. Er glaubt eine Fügung, die bei Goethe vorkommt, syntaktisch gerechtfertigt und versteht nicht, daß sie erst zum stilistischen Problem wird. Da hat einer einen Satz geschrieben und das Wort vergessen, »ach das Wort, worauf am Ende er das wird, was er gewesen«.

Der Herr Edschmid hats nötig, sich darüber zu beklagen, daß der Sinn für das Pamphlet verloren gegangen ist, und den Teufel an die Wand zu malen, anstatt dem deutschen Gott, der Etablissements wie das seinige ermöglicht, auf den Knien zu danken! Der Leser, der ihm so weit gefolgt ist, wird fragen, ob er denn noch nichts von mir gehört habe, und wie der Leser schon ist, meine Abneigung gegen diesen Edschmid auf das Motiv gekränkter Eitelkeit zurückführen. Aber der Leser wird gleich erfahren, daß der Herr Edschmid von mir was gehört hat, und nun spitze er auf den Zusammenhang, in den mich die Frankfurter Zeitung einstellen läßt, und merke, wie meine Eitelkeit durch Beachtung gekränkt ward:

Man ist sehr verarmt heute und weiß sich nur noch Schiebung mit Schokolade und Autos oder literarischen Diebstahl an Klassikern vorzuwerfen, und selbst der konsequente Kampf von Karl Kraus ist letzten Endes doch in den Wiener Vorstädten bereits zu Ende. Die Satiriker, die näher bei Epikur wie bei Mars stehen sollten, sind Militaristen geworden und tragen keinen Humor im Antlitz, sondern spitz abgebogene Schnurrbärte und scharfe Säuren im Mund. Man muß die Dinge doch nicht nur immer bespeien, sondern entweder mit der Tat oder mit dem Achselzucken überwinden. Da die literarischen Führer in der Regel keine Athleten sind und auch in den Waden und Nerven nicht sehr überlegen, müßten sie doch wohl zu der Waffe jenes Lächelns sich durchschlagen, mit dem letzten Endes alles überwindbar ist.

Man achte auf den geradezu exemplarischen Schwindel. Ich habe unter den zehntausend satirisch-polemischen Seiten, die von mir sind, zwanzig und nicht die schlechtesten, tatsächlich an den Nachweis gewendet, daß einer, der keine Gedichte schreiben kann und deshalb von den Schmierliteraten als Dichter ausgerufen wird, imstande war, einen klassischen Essay abzuschreiben. Daraus schmiedet Edschmid die Anspielung, daß »man sich« — also wenn schon nicht sich selbst, so doch wohl einander — Diebstahl an Klassikern vorwerfe. Dies irgendwie mit Vorwürfen von »Schiebung mit Schokolade und Autos« verquickt — was der Schwachkopf da meint, ist unerfindlich — muß ihm schließlich doch die Nennung meines Namens abringen. Aber freilich, mein »konsequenter Kampf« — wogegen? gegen die Klassikerdiebe? gegen die Schokoladeschieber? — ist »letzten Endes« doch in den Wiener Vorstädten bereits »zu Ende«. Das macht, weil ich das Kleine allzu beachtet und das Große am Ende als Amokläufer oder als Düpe hingenommen habe. Denn gemeint hat mich der Edschmid nicht nur am Ende, sondern schon die ganze Zeit. Auch bin ich natürlich der, der sich nicht »zu der Waffe jenes Lächelns durchzuschlagen vermag« — ich schlage mich eben m i t einer Waffe durch —, mit dem letzten Endes alles überwindbar ist und selbst der Edschmid. Denn wie man schon merkt, hat er eine Schwäche für das »Ende«, die so stark ist, daß ich es ihm bereiten könnte. Letzten Endes. (Der Neudeutsche beginnt mit dieser Redensart sein Tagwerk. Das dicke Ende kommt nach.) Wieso ist aber mein Kampf in den Wiener Vorstädten zu Ende? Woher weiß das jener? Deshalb, weil sich die großen deutschen Zeitungen mangels Rezensionsexemplare nicht mit mir befassen und wenn ganz besonders überhaupt, solche Schmierer über mich schicken? Das ist nur eine Schande für die großen deutschen Zeitungen. Darum gibt es aber doch Tausende von Menschen in Deutschland, die an meinem »Kampf«, und nicht nur an dem gegen die Klassikerdiebe, lebhaften Anteil nehmen und nach meinem Wort, dem gedruckten wie dem gesprochenen, weit heftiger begehren als nach den Feuilletons des Herrn Edschmid, und das all ist schon ganz viel. Freilich stellen sie nicht so hohe Ansprüche an mich wie der Herr Edschmid, der von den Satirikern verlangt, daß sie näher

bei Epikur w i e bei Mars stehen sollen. Nicht bei beiden, sondern vermutlich bei jenem. Hat man je von einer so unbescheidenen Forderung vernommen, die einem die Alternative zwischen einem griechischen Weisen und einem römischen Gott stellt? Da ich überzeugt bin, daß der Herr Edschmid so gebildet ist, zu wissen, daß Mars kein griechischer Philosoph war, so nehme ich gern zu seinen Gunsten an, daß er den Epikur für einen römischen Gott hält. Aber hat man je von einem Schmock gehört, der mit so herziger Unbefangenheit seine klassische Bildung zur Veranschaulichung seiner Banalität offeriert hätte? So etwas wäre selbst in Wien nicht möglich und kaum jenem trefflichen Lokalredakteur zuzutrauen gewesen, der einst nicht umhin konnte, zu melden, daß Herr Schlesinger, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«, gestorben sei. Aber der Edschmid ist unerschöpflich. Er klagt, daß die heutigen Satiriker »Militaristen« geworden seien — womit er natürlich nicht sagen will, sie hätten zumeist Schulter an Schulter gedichtet —, daß sie »keinen Humor im Antlitz t r a g e n, sondern« — was? »spitz abgebogene Schnurrbärte« — wie macht man das? — »und scharfe Säuren im Mund«. Das ist noch schwerer. Das all tragen sie. Spitz abgebogene Schnurrbärte, also vermutlich statt »Es ist erreicht!« die neuere Mode »Weit gebracht!« Aber wenn Edschmid auch schon von mir was gehört haben mag, gesehn hat er mich bestimmt noch nicht; denn wenngleich ich Anatole Frances Spitzbart nicht trage, so trage ich doch auch letzten Endes nicht den spitz abgebogenen Schnurrbart, der das Kennzeichen der Satiriker ist. Man muß, meint er turpiter in modo, suaviter in re, weise, aber ungrammatikalisch, »die Dinge doch nicht nur immer bespeien«. Er will natürlich sagen, man müsse die Dinge »nicht immer nur bespeien«. Er wollte aber nicht sagen, daß man die Dinge außer daß man sie bespeien muß, auch noch anders zu behandeln hat. Denn das müßte er mir nicht erst sagen, ich behandle die Dinge auf allerlei Art, aber sie gelegentlich zu bespeien lasse ich mir wirklich nicht nehmen, weil es vor allen Dingen gesund und eine naturnotwendige Reaktion auf manche Dinge ist.

Wie großzügig ich da vorgehe, möge Edschmid schon daraus ersehen, daß ich so kleinlich bin, eine einzige

Spalte seines Feuilletons, eben jene, die mir ein deutscher Leser eingesandt hat, als Anlaß und Untergrund zu verwenden, und bis hieher, schon recht erleichtert, war ich gekommen, als mir ein anderer deutscher Leser durch Einsendung des ganzen Edschmid bewies, daß jener mich verkürzt hatte, weil nicht nur der Anfang, sondern auch die Fortsetzung, ja letzten Endes auch dieses lesenswert ist. Gleich der zweite Absatz stellt der Objektivität Edschmids ein schönes Zeugnis aus, der das all, was er den Herren Heinrich Mann, Thoma, Sternheim, Borchardt, Kerr abspricht, jedoch zuerkennt, einem einzigen zuerkennt, aber abspricht, nämlich Herrn Albert Ehrenstein, »der wohl der bedeutendste literarische Satiriker heute ist«, dem aber, wie es Herrn Edschmid schier bedünken will, etwas wie der heitere Spitzbart des Anatole France fehlt, wenngleich er ihm die andere Barttracht keineswegs vorzuwerfen scheint. Ganz richtig erkennt Edschmid, daß Ehrensteins Satire, in ihrem an sich selbst leidenden Ich, ihrem Nebbich eingekerkert, den Weg in das von Edschmid so schwer entbehrte »Hellere« nicht zu finden vermag, sondern daß dieser Satiriker — wie jener mit einem hier vielleicht unangebrachten mondänen Vergleich es ausdrückt — sein Leid »behütet und kultiviert wie eine Champignonzucht«. Aber daß Ehrenstein heute der bedeutendste literarische Satiriker ist, dürfte nicht fehlgegriffen sein. Auch ich halte ihn dafür und wenn ich an die Wirkung denke, die er schon mit dem Treffer dieser Gegenüberstellung meiner Apokalypse und der aus der Bibel erzielt hat, so zerspringe ich vor Neid. Und da hat dieser Edschmid die Kühnheit, gegen einen Autor, den er doch anderseits so hoch stellt, die Drohung auszustoßen, »schließlich werde der Zuschauer vor soviel konsequenter Entschlossenheit die Achseln zucken und sich anderswohin wenden, wo hin und wieder gelacht wird.« Als ob nicht Ehrensteins Witze, wie allein schon der, mich den »heiligen Crausiscus« zu nennen und das auch auf Büttenpapier drucken zu lassen, vom Autor eigenhändig signiert, ihr Geld wert wären. Aber Edschmid weiß ja nicht mehr, was er will. An alle Satiriker stellt er die ideale Forderung des »Lächelns« und wenn sie einer wie der Satiriker Essig, der vermutlich die scharfe Säure im Mund hat, selbsttätig erfüllt, so ists ihm auch nicht recht, denn vom »Taifun« werde »nicht mehr bleiben als

das Lächeln über einen Kunstsalon und seine Methoden«. Nämlich:

Wenn die Kämpfe, die heute im Mittelpunkt stehen, kaum mehr gekannt sind, fallen die Vorzüge der meisten Satiren und damit alles weg. Wer hat dann mit breiter Üppigkeit die ganze Zeit durch die Sanduhr laufen lassen, wer hat seine ganze Zeit typisiert und dann gelächelt und damit gestaltet?

Der Heinrich Mann vielleicht? Daß der Kasimir Edschmid nicht lächelt!

... Es bleibt nicht viel übrig, was er einbeziehen könnte, und am wenigsten vermöchte er zu lächeln. Wo die Fülle ist, herrscht keineswegs heute die Distanz und die Leichtigkeit.

Wie anders Anatole France. Vergebens sucht Edschmid den deutschen Lächler. Da stellt sich ihm ein unbekannter Mann in den Weg.

... Das Buch ist schon zwei Jahre erschienen — Edschmid meint, daß es schon vor zwei Jahren erschienen ist und hat keines Menschen Beachtung gefunden .... Man muß sich wirklich etwas gewaltsam ihm nähern, denn der Autor hat die Gewohnheit, nach jedem Satz sich begeistert den Magen zu klopfen. Den Fachmann zieht der Mut an, sich für die unaktuelle Breite zu entschließen —

Edschmid meint nicht die breite Üppigkeit, sondern will sagen, daß man dicke Bücher nicht gern liest

auch die bäurisch verknorpelte Sprache, die schöne Unanständigkeit und die barocke, ins Unausdenkbare gehende Phantastik geben einen schweren, aber gesunden Saft in die Fleischmasse des Buches ....

Er klopft begeistert mit, denn »es wird da« — im Gegensatz zu Heinrich Mann — »vieles einbezogen« und »die Verknorpelungen der Kapitel« — gleich jenen der Sprache — leisten folgendes. Sie:

die manchmal Mühe machen, die Langeweile abzudämpfen, tragen schließlich doch eine Fülle des Gelebten und eine Quantität gestalteten Gesichtes, die erstaunlich weit über das Gewohnte hinausgehen, als Versuch allein schon wichtig wären und schließlich mit einer inneren Unbeteiligtheit und Absichtslosigkeit hingegeben werden, denen das Lächeln schon manchmal nahe wäre, wenn es nicht doch nur ein Grinsen würde. Es ist zu pfiffig, um ganz heiter zu sein.

Also — und so lebhaft Edschmid bemüht ist zu zeigen, was Verknorpelungen sind und was sie imstande sind — es ist wieder nichts.

Die Menschen vom Landbau sind schlau, aber nicht ganz naiv. Man würde sich aber täuschen, wenn man bei den Intellektuellen diese einfache Weltmännischkeit suchte.

Edschmid hat die Probe mit den Dadaisten gemacht, ward aber selbst von ihnen enttäuscht.

Ich liebe es sehr, nicht nur auf einem einzigen Fechtboden zu stehen und finde gern Gefallen daran, in mehr als einer Branche dieses Gestirns mich zu bewegen, aber ich kann einiges Mitleid nicht unterdrücken für diese verzweifelten Jünglinge, die nun entschlossen sind, allen Dingen prinzipielle Opposition zu machen.

Da geht Edschmid einfach nicht mit. Er ist schlichter Expressionist, und an welcher Branche des Gestirns er sonst noch Gefallen findet, wird man gleich sehen. Es ist natürlich die Konfektionsbranche, und die Frankfurter Zeitung wird gut tun, ihr einen allzu vielseitigen Vertreter nicht dauernd zu entfremden.

Ich war erstaunt, in den Bildbeigaben des Almanachs keine »Anarchisten«, sondern mit kleinbürgerlicher Wohlanständigkeit versehene Knaben zu sehen, die nur das Monokel ihrer Führer und die mittelmäßige Eleganz, mit der sie Pumps mit durchbrochenen Seidenstrümpfen zu konfektionären Gürtelmänteln trugen, ein wenig aus meiner Hochachtung vor ihren weltmännischen Gepflogenheiten entfernte.

Daß Dadaisten à cinq épingles gekleidet gehen, ist weiter nicht verwunderlich und ein Edschmid weiß natürlich besser, wann man »Pumps« und wann man einen Gürtelrock trägt und wann in die Bar der Gent, der schlaue, geht. Aber was will er von den Dadaisten haben? Diese Knaben sind rumänische Judenbuben, die in der Zeit, da ihre Altersgenossen noch töricht genug waren, sich für ihre Vaterländer abschlachten zu lassen, in der Schweiz von ihrer Originalität gelebt haben und nun, da sie wieder in die Weltstädte dürfen, das Geschäft der Völkerverständigung in der Weise treiben, daß sie alle in Betracht kommenden Zungen herausstrecken. Sie haben vor den Expressionisten entschieden das eine voraus, daß sie den Blödsinn, zu dem diese erst durch künstlerische Bemühung und Verleugnung ihres ganzen Dilettantismus letzten Endes gelangen, schon von vornherein und geradezu als Trumpf ausspielen. Es begibt sich da,

im Hokuspokus des geistigen Zeitvertreibs, eine ähnliche Scheidung wie zwischen Freimaurern und Schlaraffen, wobei aber zur Ehre älterer Generationen, die das Bedürfnis hatten, vom Ernst des Lebens auszuspannen, und zu diesem Zwecke einander »Iulu!« zuriefen, doch gesagt sein muß, daß der Unfug, den sie trieben, noch beiweitem nicht jenes Watschengesicht der Zeit offenbart hat, das jetzt zu allem was über seinen Horizont geht, dada! sagt. Die kleinen Toilettefehler würde ich diesen Parasiten des Weltuntergangs — zu dem einem wirklich noch ein wenig Hautjucken gefehlt hat — nicht weiter übelnehmen. Viel ärger ist, daß sie mir allmonatlich aus Paris ihr Zentralorgan zuschicken, von dessen einmaligen Herstellungsspesen — da ja eine Auflage des Homer billiger ist als die Clichierung von Pissoir-Inschriften — man zehn tuberkulöse Wiener Kinder ein Jahr lang ernähren könnte. Aber weiß Gott, die Gestehungskosten des Herrn Edschmid wüßte ich auch nutzbringender anzulegen. Gehe er mit den Gürtelmänteln der andern nicht zu streng ins Gericht. Ich wette hundert seiner »Achatenen Kugeln« gegen eine, daß er auch nicht in der »Häll« von Ritz auf die Welt gekommen ist, sondern nur im Frankfurter Hof darauf angewiesen, sich vorzustellen, zur französischen Besatzung zu gehören. Indem er aber die Dadaisten verspottet, weil sie, deren Ulk man ernst genommen habe, nun notgedrungen »eine Weltanschauung starten müssen«, möchte ich sogar den Verdacht aussprechen, daß er zwar auch keine hat, aber sich im Berliner Hotel Bristol wie's Kind im Haus fühlt. Speiübel wird einem von dieser Sprache, die nicht nur mit allem Komfort des Kurfürstendamms ausgestattet ist, sondern auch dessen Überlegenheit darüber anbietet und die ein Geschlecht von Foxtrottänzern und Filmjüngeln ermöglicht hat, das sich gleich am Tag nach Versailles ganz ententemäßig wohl fühlt und nicht mit Unrecht sich einbildet, es habe Deutschland besiegt. Wenn sie vollends von der »inneren Unbeteiligtheit« als einer Qualität sprechen oder die »innere weltmännische Gebärde« verlangen, als obs nicht das made in Germany auch täte, so glauben sie nicht nur, daß ihnen wieder die Welt gehört, sondern haben auch so viel »richtige Ewigkeitseinstellung« vorrätig, als für Berlin unbedingt erforderlich ist. Ich habe

den Edschmid nie geschaut, wiewohl sein Konterfei wahrscheinlich in jeder Nummer der »Dame« zu finden ist; aber ich würde ihn sicher nicht erkennen, da er sich gewiß zum Verwechseln ähnlich sieht. Indem sie die Weltanschauung des Lächelns gestartet haben, vervollständigt sich das Bild der Generation jenes Kronprinzen, dessen heißestes Bemühen um einen mondänen Zug ihm höchstens die Ehre errungen hat, am englischen Hof — dort wo er ausnahmsweise kein Hotel ist — als das »lächelnde Mosquito« agnosziert und entsprechend geschätzt zu werden. Wenn so etwas nicht für sich Reisebücher schreiben läßt, sondern sich selbständig in der Literatur zu schaffen macht, so heißt das Lieblingswort, das jeder von ihnen und mit vollem Recht über seinesgleichen ausspricht: »Kitsch« oder »Radaukitsch«, und kein Berliner Weltanschaute ist zu »übel«, als daß er nicht von jedem andern sagte, daß er es sei. Das Grauen vor diesen Apparaten, von denen jeder einzelne in zehn Literaturgruppen zerfällt und deren Karriere von ausgefransten Hosen zu durchbrochenen Seidenstrümpfen zumeist ein Erfolg der Romanmanufaktur ist, beherrscht mich dermaßen, daß ich jeden Tag, den ich in deutschen Städten keine Vorlesung halte, als einen Vorschuß auf die ewige Seligkeit empfinde und die Erfüllung der Pflicht, solche Dinge an Ort und Stelle zu sagen, nur noch markiere. Dabei macht der Zufallsruhm diese Leute, von denen jeder ganz dasselbe nicht kann wie der andere, aber nicht jeder es trifft, derart von sich besessen, daß es umso lauter schallt, je hohler der Raum ist, in dem so ein Ich wohnt. Herr Edschmid wird vielleicht darüber unterrichtet sein, daß in der Fackel eigentlich jahraus jahrein nichts anderes geschieht, als ein Ich mit der Zeit konfrontieren, und er mag den daraus entspringenden Zwist für keine hinreichend satirische Angelegenheit halten. Ja, er wird vielleicht sogar bereit sein, den erfolgreichen Rückzug, den dieses Ich antritt, aus jener Eitelkeit zu erklären, der der schmähliche Durchbruch in die Zeit und ihre Marktgelegenheiten gelingt, und mich keineswegs für berufen halten, eben solche Qualität dem Herrn Edschmid zum Vorwurf zu machen. Aber man entscheide, ob je ein Ich weniger Verhältnis zum Objekt seiner Betrachtung gehabt und ob je eines schon durch seine Behauptung sich mehr erledigt hat als dieses:

Ich habe nicht die musikalische Befähigung, den musikalischen Wert dieses Virtuosen zu beurteilen, aber ich habe sie wohl, wenn es um sein Schreiben geht.

Er meint die literarische, aber die hat er auch nicht.

Ich weiß auch nicht, ob das Besondere eines modernen Geigers darin besteht, daß er lodert. Das Buch lodert jedenfalls ohne Pause. Ich glaube nicht, daß dies Buch uninteressant ist, aber ich glaube, daß es schwer zu lesen ist.

Nun entsagt der Bekenner dem Ich:

Es mangelt mir wohl nicht der Sinn dafür, daß Ekstasen, die begründet sind, sich zu allen Kulminationen erheben —

Nun wird er rückfällig:

aber ich vermag dieses dilettantische Ächzen bei ganz unnötigen Anlässen nicht leicht für begründet oder für recht zu finden. Ich glaube schon, daß ich das Unstete begreife, das der Autor herauszupeitschen sucht, aber ich zweifle, daß es gelang. Ich stehe nicht an, das Buch jedem Musikfreund zu empfehlen, da ich, hier unkompetent, leicht annehmen kann, er vermöge darin mir sehr verschlossene Wonnen zu finden. Ich vermag Freunden der Dichtung nicht abzuraten —

er meint: Freunden nicht dieser, sondern »Freunden der Dichtung« ganz besonders überhaupt, wie ein älterer Frankfurter Schriftsteller gesagt hätte

es zu lesen, da ich genug Respekt habe vor jeder Leistung, wenn auch die Stoffe hier unberührt und kalt und ohne jede Bearbeitung liegen bleiben, wenn die Waberlohe dieses Autors darüberging. Ich erinnere mich lediglich, wenn ich nicht sehr irre, gelesen zu haben, wie Heinrich Heine den Eindruck Paganinis gab. Ich vermag den Eindruck heute nicht nachzuprüfen —

er meint natürlich nicht Heines Eindruck von Paganini, sondern seinen von Heines Eindruck

aber ich glaube, daß er grandios war und dieses Thema genügend, wenigstens im Dämonischen, erledigte.

Er scheint also doch Heines Eindruck von Paganini zu meinen. Aber was er all meint, glaubt, nicht glaubt, hat oder nicht hat, vermag oder nicht vermag, ist schon uninteressant als Erscheinung und wirkt geradezu aufreizend als Aussage, von der nichts als der nachprüfbare Eindruck bleibt, daß er nicht vermag, sie auf deutsch auszusagen. Aber dieses Ich ist umso grenzenloser, je härter sich im Raum die syntaktischen Sachen stoßen:

... Ich habe jeden Vorbehalt gegen diesen Anreißer von Backfischsentimentalität —

(mit offenbarer Schätzung eines Anreißers von Backfischgeilheit)

und besonders gegen diesen Kriegshetzer. Ich habe unabänderliche Abwehr gegen dieses Mannes Gesinnung und gegen seine Art Literatur. Ich habe den herzlichsten Widerwillen gegen diese Roßtäuscherei der süß und rosa bemalten Kriegsideale, mit denen die Knaben und die unflüggen Jünglinge in vorschriftsmäßige Begeisterung für Kaiser und Reich hineingemogelt werden.

Was der Herr Edschmid da einmal hat, ist Recht. Nur fragt sichs, ob er auch während des Kriegs so tapfer gegen den Hilfsdienst der Literatur protestiert hat und ob man gut tut, die Jugend, die der Harnisch des Walter Bloem geblendet hat, dem Piyama des Kasimir Edschmid zu überantworten.

Ich glaube sogar bestimmt, daß, faßt dieser Mann Aktuelles an, er gefährlich wird. Er hat in der Hand den Säbel und im Mund das Schmalz, das allen Lauen die wahrhafte Geste der Unerschütterlichkeit scheint, und seine Elaborate erreichen stets das Publikum, das die andere Seite nie erreicht. Aber ich gestehe, alles dies zusammengefaßt und noch verstärkt —

Was, das all kann man zusammenfassen und noch verstärken? Und das Schmalz im Mund, das den Lauen die Geste der Unerschütterlichkeit scheint, verwandelt sich nicht in die Säure, die der Satiriker im Mund trägt? Hören wir, was Edschmid gesteht:

daß ich mich beim ersten bisher erschienenen Band seines großen mittelalterlichen Romans (»Gottesferne«, Verlag Grethlein & Co., Leipzig) nicht gelangweilt habe. Ich sage es gern, denn ich war mir wohl bewußt, daß schließlich das Ganze hohl und ein Schwindel sei;

Und Edschmid wäre nicht der solide und echte Kerl, der er ist, wenn er nicht sofort auch wieder das Gegenteil dieser Erkenntnis parat hätte:

aber ich habe der Männlichkeit des Tones, der Frische in der Erzählung und auch einer gewissen Objektivität in der politischen Haltung so fernen Problemen gegenüber Achtung zu verweigern nicht vermocht.

Wer doch auch dem Edschmid gegenüber so gerecht sein könnte! Wie selbstlos fühlt er, wie recht hat er, wenngleich ers schlicht und schlecht genug sagt:

Es ist ersprießlicher, in manchen Fällen vergessener Bücher sich zu erinnern, als der Flut der Neuheit sich allzusehr hinzugeben.

Wenigstens vermeidet es Edschmid, sich der Flut »allzu« hinzugeben, aber »in manchen Fällen vergessener Bücher sich zu erinnern«, ist auch nicht ersprießlicher. Denn das hieße nur: bei manchen Gelegenheiten etlicher vergessener Bücher sich zu entsinnen. Doch ersprießlich ist, manchmal eines vergessenen Buchs zu gedenken (und den Andern daran zu erinnern). Es muß dann freilich von Goethe, Claudius, Lichtenberg sein und nicht gerade von Willy Speyer. Aber hier, rückschauend auf die Generation von 1919, wird Edschmid geradezu zum Seher.

Ich weiß wohl, daß dieser Mondäne . . . . Aber ich sehe mit Erstaunen das Ausmaß . . . . Ich sehe auch hier, wie bei Bruno Frank, den Zwiespalt . . . .

Er kann nicht umhin, dem Dichter zu raten, »bei sanften Parken und bequemeren und weniger belastenden Ausschweifungen sich zu begnügen«, nennt ihn »einen Bastard aus Weltlichkeit und tiefer Qual«, was eben den Reiz seines Buches mache, das »ein dichterischer Hermaphrodit« sei — jedenfalls ein Kreuzungsprodukt aus einem sozialen und einem anatomischen Mischgeschlecht zu einem Begriffszwitter, wahrscheinlich ein entferntes Geschwisterkind von Mars und Epikur. Edschmid selbst muß zugeben:

Die Kreuzung ist ungewöhnlich, das Produkt nicht ganz. Aber es lohnt der Mühe der Beschäftigung ohne Zweifel und auch nicht ohne Genuß.

Das Wort, das Edschmid letzten Endes spricht, ist sein bestes. Es wird schwer fallen, sich den spitz abgebogenen Schnurrbart zu verbeißen, man hat sich zu der Waffe des Lächelns durchgeschlagen und sie schallt wie Gelächter. Was ist da nur passiert? Ein Griff — ein Gfrett! Es lohnt der Mühe der Beschäftigung ohne Zweifel und auch nicht ohne Genuß, diese gordische Ballung mit einem Hieb jener Waffe aufzulösen: dann wird ohne Zweifel die Mühe mit Genuß belohnt sein.

Bei jedem Satz, bei jedem Sprung, den Herr Edschmid dort macht, wo man ihn zum Gärtner der deutschen Literatur bestellt hat. Welche Absichten verfolgt die Frankfurter Zeitung mit dem Herrn Edschmid? Meint sie nicht, daß sie als die größte deutsche Zeitung immerhin noch mit mehr Anstand das Gesicht einer ramponierten Geistesbildung zu wahren hätte als

eine Neue Freie Presse? Sollte sie erst auf dem Umweg über die Wiener Vorstädte erfahren müssen, daß sie der Düpe des Herrn Edschmid geworden ist, indem sie geglaubt hat, er sei ein Expressionist, während er in Wahrheit bloß nicht deutsch kann? Oder meint sie, daß ein Gallimatthias die beste Form ist, den Franzosen in der Fremde eine Aufmerksamkeit zu erweisen? Will sie ihnen durch Edschmids innere Gebärde Weltmännischkeit beibringen? Es heißt, daß sie sich in Frankfurt schlecht, ja geradezu preußisch aufführen. Aber sie möge doch bedenken, daß dies die Schuld jener Weltverblödung ist, die davon ausging, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, und in deren Folge die Glorie als der Übel größtes erscheint. Trotzdem bleibt es wahr, daß der letzte Franzose, und möge er im Zauberbann der Montur den besten Preußen aus dem Feld der Schande schlagen, als ziviles Geschöpf so viel Ehrfurcht vor dem Leben seiner Sprache hat, daß er gar nicht fassen könnte, wie die Deutschen gegen ihr eigen Fleisch und Blut wüten. Denn einen solchen Saumagen, die Sätze des Herrn Kasimir Edschmid zu vertragen, nein wie Austern zu schlürfen, hat nur das deutsche Publikum. Was sich heute in Paris neu- und mißtönerisch auftun mag, ist Zuwachs aus Bukarest via Berlin; man weiß es dort nur nicht gleich und hält einen interessanten Monsieur Lipchitz vielleicht für einen Afghanen, aber gewiß nicht für einen Franzosen. Nur hier, der Flut der Neuheit allzusehr hingegeben, soll und will das ganze Haus ersaufen, wenns den Pfuschern beliebt, deren Schwall und Schwulst, deren verbogene und verquollene Trivialität dem Deutschen jede Naturkraft ersetzt. Nur in Deutschland ist es möglich, daß eine Schule, deren Vorzug es ist, in Deutsch durchzufallen, daß eine Jugend, die ihre natürliche Zurückgebliebenheit mit dem technischen Fortschritt belügt und die sich in ihrem unbändigen Mangel an Temperament kein anderes Spiel weiß als der lebendigen Sprache die Gliedmaßen auszureißen und wie Straßendreck zu ballen, die Dichter der Nation stellt und daß eine Generation, soweit sie nicht selbsttätig an diesem traurigen Handwerk teilhat, im feinschmeckenden Genuß, in der lebensbildenden Empfängnis dieser geistigen und sittlichen Muster gedeiht. Und der Zustand verlangt noch, daß man ihn nicht zu fanatisch anpacke und daß

die Satiriker nicht ihren Humor verlieren. Wenn dieser Frühling erwacht ist und alles in Ordnung, lege man sich wieder auf den Rücken, wärme sich an der Verwesung und lächle... Aber wie ich glaube, daß, was immer die schwarzen Truppen im Besetzungsgebiet angestellt haben mögen und was vielleicht an die Schandtaten der weißen Truppen heranreichen könnte und was ganz gewiß nur eine Reaktion ist auf die Entehrung durch den Zwang, mit dem militärischen Europa Bekanntschaft zu machen; wie ich glaube, daß dies alles nur ein Vorschmack dessen ist, was die schwarzen Truppen dereinst mit unserer engelweißen Kultur nebst sämtlichen religiösen Vorwänden für unsre blutige Unsauberkeit vorhaben — so möchte ich doch behaupten, daß so eine Frankfurterin, die sich durch einen Edschmidschen Roman letzten Endes, bis zu dem ich nie gelangt bin, lächelnd durchgeschlagen hat, mit all seiner schönen Unanständigkeit, die den Expressionismus als Ausdrucksfreiheit auffaßt und damit allein ein Dutzend Auflagen für Bett und Buch gewinnt, schon einen tüchtigen Puff aushält und daß kein Neger eine so widernatürliche Unterhaltung bieten könnte wie der freiwillige Umgang mit den Meistern der deutschen Belletristik. Mir genügt eine Feuilletonzeile von ihnen, um einer totgeweihten Kultur sagen zu können, wie es mit ihr steht, und daß sie umso schneller draufgehen wird, je mehr sie sich mit den Edschmiden ihres Schicksals einläßt und je lieber sie ihnen glaubt, daß mein Kampf in den Wiener Vorstädten bereits zu Ende ist. Könnte er unter den trostlosen Umständen dieser Zeit, die doch mit der Verbreitung der Krankheit auch die Isolierung der Wahrheit bedingen, über die Wiener Vorstädte hinausdringen, so wäre ja noch Hoffnung. Und dann würde, das all zusammengefaßt und noch verstärkt, selbst Herr Kasimir Edschmid erfahren, daß die so heftig bewegte und gleichwohl nicht erschütterte Zeitlichkeit doch ihren satirischen Stil hat, ihres satirischen Schriftstellers nicht entbehrt und daß der Sinn für das Pamphlet ganz besonders überhaupt nicht verloren gegangen ist. Denn ich mußte mirs niederschreiben, daß einer lächeln kann, und immer lächeln, und doch ein Schwindler sein! Zum wenigsten weiß ich gewiß, in Deutschland kanns so sein.

Inschriften

Restauration

Schon kehren wieder alle Diebe
in das durch sie verarmte Heim
und ihnen geht die alte Liebe
halt immer wieder auf den Leim.

Wie findet sich, wie freut sich alles
und wie vollendet sich das Glück:
erst hinterließ man uns den Dalles,
nun kehrt man gar noch selbst zurück!

Seitdem sie von einander schieden,
der Dieb und jener, dem's geschah,
da waren beide unzufrieden
mit einem, der zum Rechten sah.

Mit Undank jene ihm vergalten,
die packten ihre Frechheit aus,
der Dieb und der Bestohlene schalten
auf den, der nun betreut das Haus.

Des neuen Elends gleiche Hasser,
das von einander sie getrennt,
sind die hier endlich aus dem Wasser,
die dort in ihrem Element.

Doch ahnen nicht die gern Beraubten,
wie häufig sich die Hoffnung irrt.
Was immer sie im Herzen glaubten,
der Dieb ist doch der bessre Wirt.

Denn jene, die da Speichel lecken,
sie finden ihre Nahrung schon.
Doch diese wollen weiße Wecken
von ihrer Restauration.

Was sie getan, es ist vergessen
von jenen, welchen es geschah.
Sie haben alles aufgefressen
und finden, nun sei nichts mehr da!

*

Die Republik ist schuld

Es war ein Mann, dem sein Begleiter
die Börse stahl, und der Gewitzte
ging dann mit einem andern weiter,
der ihn vor solchem Unfall schützte.

So traurig es auch war, so heiter
war's, wie er die Erfahrung nützte:
Er schalt den schützenden Begleiter,
weil jener ihm das Geld stibitzte.

Denn damals, als er mit dem andern
spazierte, war er noch vermögend.
So arm jedoch dahin zu wandern,
verleidet ihm die ganze Gegend.

Er seufzt, die Zeit kehrt nicht mehr wieder;
wie muß die Gegenwart er hassen!
Wer wollt's auch leugnen: er kam nieder,
als jener andre ihn verlassen.

Schon klingen ihm die alten Lieder.
Bald hat a Ruh die arme Seele.
Und rasch ruft er den Räuber wieder,
damit er ihm das Hemd noch stehle.

Ja, war er denn nicht der Gewitzte?
Die Wahrheit lautet, unverhohlen:
es hat auch, daß ihn nichts mehr schützte,
ihm jener den Verstand gestohlen.

Verflucht, durch Schaden dumm zu werden,
büßt er nun erst die alten Sünden.
Das dümmste aber ist auf Erden:
Mit Trotteln Republiken gründen.

*

Reaktion

Die mit ihm allzulange lustgewandelt
und die er dafür hat mißhandelt,
rief einmal doch die Polizei
zu ihrem Schutz und ihrer Sicherheit herbei.

Nun, seit es keine Schläge mehr gegeben
und seit sie nicht mehr bei dem Leben,
fand sie, daß es kein Leben sei
und überhaupt, und rief den Rohling rasch herbei.

Da endlich waren sie erst eins im Hasse
wie auch im Glück der Seitengasse.
Und, was auch zwischen ihnen sei,
nicht schützt vor ihm, doch er sie vor der Polizei.

*

Sonderbare Polemik

So mancher, den ich von mir entfernt,
führt er für mich, führt er gegen mich Fehde?
Er hat von mir das Reden gelernt
und stellt mich dafür nun zu meiner Rede.

*

Die Verehrer

Sie nannten ihn ihren Erzieher.
Er hatte mit ihnen Geduld.
Jedoch eine einzige Schuld
sich selbst nicht vergab und verzieh er.

Er war ihnen allen gewogen.
Sie wollten nicht, daß er schliefe.
Sie schrieben ihm ihre Briefe.
Er hatte so schlecht sie erzogen.

*

Versäumnis

Da ist mir neulich was widerfahren
und fast wär' es gut mir ausgegangen.
Mir träumte von einem späten Verlangen,
mir träumte, daß ich nach hundert Jahren
punkt drei die Schönste von allen Schönen
zu treffen versprochen und leider versäumt.
Doch als ich den Traum zu Ende geträumt,
da schien mich das Schicksal halb zu versöhnen,
und da ich erwachte, da war's erst zwei
und ich fand, es wird mit der Zeit noch langen!
Doch schon befiel mich ein neues Bangen:
denn ach sie selbst war leider vorbei.

Notizen und Glossen

Die Vorlesung von Goethes »Pandora« am 15. November war wie folgt eingeleitet:

Ich hatte einmal im Insel-Druck der »Pandora« entdeckt, daß einer der bedeutendsten Verse verstümmelt war. Prometheus ruft den Kriegern zu:

Auf! rasch Vergnügte,
Schnellen Strichs!
Der barsch Besiegte
Habe sichs!

Der Dichter nennt mit jener kostbaren Abkürzung, die an sich schon dem kriegerischen Wesen gerecht wird, die Nutznießer eines Sturmlebens, worin der Tag gepflückt und halb genossen vertan wird — eine ganze in Weinfässern mündende Offensive ist in den zwei Worten enthalten —: »rasch Vergnügte«. Dem Drucker oder dem herausgebenden Literaten schien's verständlicher, mithin richtiger so:

Auf, rasch! Vergnügte

— schnellen Strichs! Der barsch besiegte Gedanke habe sichs! Die Krieger sind schlechthin vergnügt, weils immer feste druffgeht. Die Leser gleichfalls. Und ich wette, sagte ich, hundert versenkte Tonnen gegen eine, daß diese Zurechtweisung den Insel-Verlag und die nach dessen Vorlage weiterdruckenden Händler nicht hindern wird, die deutschere Version beizubehalten. Später jedoch machte ich die Entdeckung, daß in der Großherzoglich Weimarischen Ausgabe, nach der sich der Insel-Druck vermutlich gerichtet hat, die gleiche Schändlichkeit begangen ist und zwar mit voller Überlegung und Verantwortung der Täter, die sich unter jenen »Lesarten«, welche gemeinhin bloß ein Verzeichnis literarhistorischer Unarten sind, ihrer noch rühmen und ausdrücklich zugeben, daß Goethes Handschrift wie auch die erste Ausgabe der »Pandora« die Fassung »Auf! rasch Vergnügte« enthalten haben. Dieser deutschen Angelegenheit wurde ich, als man sich bei uns über den geplanten Verkauf von Kunstwerken entrüstete und eben jene, die Gold für Eisen gegeben hatten, nicht Gobelins für Getreide geben wollten, in der Schrift »Brot und Lüge« gerecht, mit Worten, die nun umso zeitgemäßer sind, als das Geschrei nicht nur auflebt, sondern von den Journalisten auch die Dichter geschützt werden, und zwar gegen die Schändung ihrer Gräber, wofern sie nicht von Literarhistorikern, sondern von unbekannten Tätern verübt wird. Damals schrieb ich:

Ich glaube, daß eine Untersuchung, wie viel Deutsche die Pandora und wie viele den Roten Kampfflieger von Richthofen gelesen haben, ein Resultat zeitigen würde, das uns nicht gerade berechtigen könnte, uns in Kulturaffären mausig zu machen. Aber man wende nicht ein, daß Krieg Krieg ist. Wenn das Volk Goethes nicht schon im Frieden gelogen hätte, so hätte es ruhig zugegeben, daß es Geibel für einen weit größern Dichter hält. Wie könnte man die Unentbehrlichkeit der ewigen Werte für das deutsche Gemüt besser beweisen als durch den Umstand, daß vom Erstdruck des West-östlichen Divan der Verlag Cotta voriges Jahr die letzten Exemplare vom Tausend an einen Liebhaber verkauft hat? Bedürfte es noch des erschütterten Blicks auf die Auflagenfülle Heinescher und Baumbachscher Lyrik? Und welche Gefahr müßte denn einem Wortheiligtum drohen, damit das deutsche Kulturbewußtsein in Wallung käme? Die Schmach, ein Bild aus dem Land zu verkaufen, wo es doch keine war, es hereinzukaufen, möchte jeder Kunstgreisler von unserm Gewissen abwenden. Aber wer protestiert gegen die ruchlose Verwüstung, die den klassischen Wortkunstwerken durch die Tradition der literarhistorischen Lumperei und den ehrfurchtslosen Mechanismus der Nachdrucke angetan wird, durch den frechen Ungeist, der die Sprachschöpfung an der Oberfläche des Sinns identifiziert und korrigiert, und durch ein System, das der Barbarei des Buchschmucks den innern Wert zum Opfer bringt? Welch ärgerer Unglimpf droht denn dem Jagdteppich als statt in Wien in Paris zu hängen? Hat je ein Konservator anders als durch Ungeschick an dem ihm anvertrauten Schatz gesündigt? hätte er je wie der Literarhistoriker es gewagt, einen erhaltenen Wert zu zerstören und einen Strich, den er für verfehlt hält, weil seine Stumpfheit eben hier die schöpferische Notwendigkeit nicht spürt, glatt zu überschmieren? An einem der ungeheuersten Verse der Goethe'schen Pandora haben sich die Herausgeber der großen Weimarer Ausgabe dieser Missetat erdreistet, sich unter ausdrücklichem Hinweis auf die Urfassung dazu bekennend, einfach, weil sie die Sprachtiefe für einen Schreibfehler hielten und die schäbige Verstandesmäßigkeit ihrer Interpungierung für den Plan des Genius: »Rasch Vergnügte schnellen Strichs« — gleich den Kriegern des Prometheus an eben jener Stelle. Von solchem Hirnriß, der nun für alle folgenden Ausgaben maßgebend ist und bleibt, von solchem Verbrechen, mit dem sich die deutsche Literaturbildung in ihrer Ohnmacht vor dem Geist durch Frechheit behauptet, von solchem Exzeß deutschen Intelligenzknotentums möchte ich sagen, daß er die Kulturschmach von zehn ans Ausland verkauften Tizians, die doch höchstens durch ein Eisenbahnunglück und durch keinen Historiker verstümmelt werden können, in Schatten stellt. Die deutsche Bildung möge

noch so laut versichern, daß sie ohne Goethe nicht leben kann, ja sie möge es sogar glauben — welche Beziehung hat der deutsche Leser zu einem Vers, wenn der deutsche Gelehrte kapabel ist, an dessen heiliges Leben Hand anzulegen? Eben noch die, daß er seinerseits imstande ist, »Über allen Gipfeln ist Ruh« zu einem U-Boot-Ulk zu verunreinigen. Wenn Güter des Geistes den Empfänger so begnadeten, wie die zurechtgemachte Fabel wähnt, so müßte allein von solcher Wortschöpfung, müßte sich von den vier Zeilen, die Matthias Claudius »Der Tod« betitelt hat, eine allgemeine Ehrfurcht auf den Kreis der Menschheit verbreiten, in dessen Sprache solche Wunder gewachsen sind, nicht allein zur Heiligung dieser selbst, sondern zur Andacht vor aller Naturkraft und zur Läuterung der Ehre des Lebens, zu seinem Schutz gegen alles, was es herabwürdigt, kurzum zu einer politischen und gesellschaftlichen Führung, die den Deutschen dauernd vor dem Gebrauch von Gasen und Zeitungen bewahrte. Es müßte mehr Stille in dem Hause sein, in dem solche Worte einmal vernommen wurden, und kein Gerassel mehr hörbar, seitdem ein Atemzug der Ewigkeit zur Sprache ward.

* * *

Festsaal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, 28. November, halb 7 Uhr:

I. Goethe, Faust II. V. Akt (ohne die letzte Szene).

II. Gerhart Hauptmann, Hannele Matterns Himmelfahrt.

Begleitmusik: Dr. Karl Meyer.

*

Festsaal des Niederöst. Gewerbe-Vereines, 2. Dezember, halb 7 Uhr:

I. Ferdinand Raimund: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär, II 4 bis 7 / Aus III 8: Monolog des Wurzel (Aschenlied) [Musik von Josef Drechsler]. — Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I 11 bis 21 [Musik von Wenzel Müller] / Der Verschwender III 10: Monolog des Valentin (Hobellied) [Musik von Conradin Kreutzer].

II. Das Notwendige und das Überflüssige (nach »Die beiden Nachtwandler«), Posse mit Gesang in zwei Akten von Johann Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus [Musik nach Angabe des Bearbeiters, gesetzt von Otto Janowitz und Anderen].

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag dieser wie der vorhergegangenen Vorlesung — zu beträchtlich erhöhten Preisen — ist der Heilanstalt Alland (Notstandsausschuß der Heilanstalt Alland II bei Baden) zugeführt worden: — inklusive Erlös des Programms und bei Provisionsverzicht der Verkaufsstelle Lanyi und Gratisdruck durch die Druckerei — K 20.342·20.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 8. Dezember, 3 Uhr:

I. Die Gesellschaft der Feinde. — Die letzten Tage der Menschheit: Wachstube / Kastelruth / Monolog der Schalek und Chor der Offiziere / Lied des Roda Roda / Winter in den Karpathen / Der fliehende General, Nowotny von Eichensieg [aus der »Letzten Nacht«], mit Begleitung / Erzherzog Friedrich / Während der Vorstellung in einem Vorstadttheater. — Empfang durch die Kriegsberichterstatterin / Aus der Gefangenschaft. — Legende / Schnellzug. — Zur Darnachachtung.*) — Miserere.

II. Die Republik ist schuld / Franz Joseph / Der Letzte / Sprachenpflege / Umsturz / Restauration / Wohnungswechsel. — Szene der Generalstäbler / Feldpostbriefe (Der Optimist und der Nörgler). — Post festum. — Volkshymne.

Ein Teil des Ertrags für die Internierten in Ungarn (Sammelstelle Wien V. Rechte Wienzeile 97).

Auf dem Programm: Das Publikum wird ersucht, lieber zuhause zu bleiben, als zu spät zu kommen.

•

Festsaal des Niederöst. Gewerbe-Vereines, 14. Dez., halb 7 Uhr:

I. Johann Nestroy: Die verhängnisvolle Faschingsnacht, I, aus 6 bis 10: Lorenz**), Jakob, Holzhacker; Frau Everl, Kräutlerin; Frau von Schimmerglanz; Ein Bedienter / Der böse Geist Lumpazivagabundus oder: Das liederliche Kleeblatt, III, aus 7, 8: Pepi Hobelmann und Knieriem. (Musik von Adolph Müller sen.) / Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim oder: Der Weltuntergangstag, I, aus 9: Entree des Knieriem**) / Das Lied von der Chimäre**). — Frank Wedekind: Die Hunde / Das Lied vom armen Kind [zum erstenmal gedruckt in der Fackel Oktober 1904] (beide nach der Originalmelodie) / Der Zoologe von Berlin (zum erstenmal gedruckt in der Fackel Juni 1905). — Karl Kraus: Mir san ja eh die reinen Lamperln**) / Hypnagogische Gestalten. — Detlev v. Liliencron: Ballade in U-dur / Die betrunkenen Bauern (zum erstenmal gedruckt in der Fackel November 1905) / Begräbnis (eines der letzten Gedichte, zum erstenmal gedruckt in der Fackel September 1909). — Karl Kraus: Jugend. — Matthias Claudius: Phidile / Der Frühling / Kriegslied. — Gottfried August Bürger: Der wilde Jäger. — Karl Kraus: Gebet.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

II. Gerhart Hauptmann: Die Weber I. und II. Akt.

Der volle Ertrag — ähnlich wie 2. Dezember —: K 11.919.60 ist der Gesellschaft der Freunde, I., Singerstraße 16 zugeführt worden.

*

*) Siehe S. 45.

**) Melodie nach Angabe des Vortragenden.

Mittlerer Konzerthaussaal, 19. Dezember, 3 Uhr:

I. Die letzten Tage der Menschheit: Ringstraßen-Korso (I. Akt) / Volksschule / In der Wohnung der Schauspielerin Elfriede Ritter / Ein Wiener Nachtlokal / Seitengasse. — Post festum.

II. Die letzte Nacht (Begleitung zu: General und Nowotny von Eichensieg)

Ein Teil des Ertrags für eine arme Familie und für den I. Blinden-Unterstützungsverein (VIII. Florianigasse 41).

Brünn, 9. Dez.

P. T.!

Soeben kaufe ich die Nr. 554/556 u. finde auf dem Titelblatte:

»Preis dieses Heftes
K 12 / čsl. K 6 / Mk. 5
An der außerordentlichen ..... ist der Verlag nicht beteiligt.«

Daß der Verlag am Zuschlag beteiligt wäre, ist wohl nicht mehr notwendig, wenn er čsl. K 6 für K 12 dö. u. Mk. 5 für K 12 dö. übernimmt.

Er verkauft nun ein und dieselbe Nummer um K 12 in Deutschösterreich, in den andern Staaten für K 40·— Vierzig.

Bei dem Abonnement übernimmt der Verlag Mk. 30 mit K 50 statt mit K 240·— Zweihundertvierzig.

Ich glaube, daß dies mehr als Wucher ist u. bin fest überzeugt, daß Herr Karl Kraus in Unkenntnis dieses Vorgangs ist.

Hochachtend

. . . . . .

Wien, 14. Dezember

Herrn .....

Brünn.

Die Dummheit Ihres Briefes entkleidet ihn seines beleidigenden Charakters und würde jedenfalls in einem Strafprozeß als mildernder Umstand sehr wesentlich in Betracht kommen. Trotzdem möchten wir einen solchen ohneweiters anstrengen, wenn nicht der Tatort im Ausland läge und somit nebst den daraus resultierenden Schwierigkeiten der Valuta auch den aus diesen wieder entspringenden Frechheiten schwer beizukommen wäre. So profitieren Sie doch von der Ungerechtigkeit des Friedens von St. Germain, indem es Ihnen zwar nicht gelingt, ein Heft der Fackel, das in Deutschösterreich nur 12 Kronen kostet, um 2 čsl. Kronen zu kaufen — eine Enttäuschung, die Sie auf die

wucherische Absicht des Verlags der Fackel zurückführen —, aber doch wenigstens so, daß diese Auffassung ungesühnt bleibt. Wir wollen Ihnen aber nicht verhehlen, daß wir gern bereit sind, Ihnen Gelegenheit zu geben, sie vor einem Wiener Gericht geltend zu machen, und schlagen Ihnen zu diesem Behufe vor, Ihren Brief noch einmal zu schreiben und in Wien aufgeben zu lassen. Wir nehmen an, daß Ihr Rechtsgefühl und Ihre hochmoralische Absicht, einen flagranten, ja auf dem Titelblatt einer Zeitschrift affichierten Fall von Wucher zu enthüllen, Sie die Reise nach Wien nicht scheuen lassen wird, während uns doch kaum zugemutet werden kann, uns gegen einen solchen Vorwurf in Brünn zu verteidigen. Schon heute aber wollen wir Ihnen, ohne dem Ausgang dieser Verhandlung vorzugreifen, deren sachliches Ergebnis mitteilen: es würde bewiesen werden, daß jenes Heft nicht den Tschechoslowaken zu teuer, sondern den Deutschösterreichern zu billig verkauft wurde und daß der mit Recht anzusprechende Preis čsl. K 6 = K 36 ist. Ihr törichter Hinweis auf das andersgeartete Mißverhältnis beim »Abonnement« würde Ihnen aus dem Grunde wenig helfen, weil es sich hier evidenter Weise überhaupt um keine valutarische Berechnung, sondern nur um die allgemeine Mitteilung der aus Gründen der Expedition so und so festgesetzten Mindestvorausbezahlungen handelt, die beliebig überschritten werden können und natürlich gemäß dem auf dem Titelblatt für jedes Einzelheft festgesetzten Preis verrechnet werden. Es ist übrigens durchaus löblich, daß Sie hier die Auslandsvaluta als die rechtmäßige und für die inländischen Bezieher eine fast fünfmal so hohe Bezahlung anerkennen.

Bliebe noch übrig, Sie in Ihrer Überzeugung zu ererschüttern, daß Herr Karl Kraus in Unkenntnis dieser preistreiberischen Vorgänge ist, er hat von ihnen schon vor Ihrem Schreiben Wind bekommen, zwar nicht, weil er sich dafür interessiert oder darauf Einfluß nimmt, aber weil sie ihm als Leser der Fackel unmöglich entgehen konnten. Wir machen Ihnen gern das Zugeständnis, daß wir Ihre Schmähung als eine im allgemeinen Interesse der Brünner erfolgte Handlung auffassen, da Sie selbst sich ja für die Überhaltung beim Ankauf der Fackel bereits durch ungenügende Frankierung Ihres Schreibens wenigstens teilweise schadlos gehalten und uns einer gerechten Strafe zugeführt

haben. Indes, alles in allem möchten wir Ihnen doch sagen, daß wir Ihre Anklage zwar für eine grenzenlose Frechheit, aber schon Ihre Beschwerde für einen Beweis jener ausländischen Tüchtigkeit halten, die, weil alles daheim teurer geworden ist, wenigstens die österreichischen Erzeugnisse preiswert erstehen will, die folgerichtig verlangt, jenes Heft der Fackel in Zürich um 15 Cts. zu kriegen, und die sich nicht einmal mehr anstrengt, bei uns billig einzukaufen, sondern im Lande bleiben und sich redlich von unserer Valuta nähren möchte.

Der Verlag der Fackel.

Wien, 11. Dezember.

[Wanderbühne.] Die »Journalisten« Gustav Freytags, die jetzt von der Wanderbühne in der »Urania« gespielt werden, geben ein ebenso liebenswürdiges wie unzutreffendes Bild des Zeitungswesens von heute. Konrad Bolz, der lustige Schwerenöter, der noch die Muße findet, im Wahlkampf selbst mit Laune einzuschreiten, Bellmaus, der schüchterne »Goldschnitt«-Lyriker, der in der Hast des Tagesdienstes noch für schwärmerische Gefühle die Sammlung findet — diese heiteren Typen gehören einer versunkenen Epoche an. Nur in einem entscheidenden Punkt trifft Konrad Bolz noch jetzt das Wesentliche des wahren Journalisten: in der Begeisterung und Hingabe für den Beruf, in der selbstlosen Erfüllung einer übernommenen Pflicht, im Erfassen des geistigen Reizes, der darin gelegen ist, in den Wirbel der Ereignisse tätig einzugreifen und dem Augenblick durch das geformte Wort Dauer zu gewähren. Und auch darin ist Konrad Bolz ein Vorbild geworden: daß er von diesem Beruf, dessen aufreibender, die Nacht zum Tag machender Dienst, dessen Verantwortung, Sorge und Mühe dem Publikum kaum bekannt sind, dennoch nicht zu lassen vermag und daß auch ihm, nur dem echten, militanten Journalisten, die Feder erst in seiner letzten Stunde entsinken wird.

No und was is mit Schmock?

* * *

Die Ankunft Richard Strauß' in Wien.

Wien, 10. Dezember.

Direktor Dr. Richard Strauß ist heute gegen 12 Uhr nachts mit einer einstündigen Verspätung in Wien eingetroffen.

Also bitte — von Kalifornien! Wo doch heute die Leute von Gmünd mit einer achtstündigen Verspätung in Wien eintreffen. So weit ich zurückdenke, habe ich etwas Blöderes als

diese Meldung, selbst in der Neuen Freien Presse nicht, in der sie stand, gelesen. Sie ist aber von vielen Seiten blöd, auch nach der Raumverteilung der Ereignisse mit den Einzelheiten und den Details, nach der Verhatschung der Perspektive, die so gestellt ist, als ob die lang erwartete Ankunft des Meisters, in fetten Lettern gedruckt, unmittelbar, noch eh er sich die Hände gewaschen hat, das Wiener Hungerproblem beeinflußen müßte, nach der individuellen Note dieser Berichterstattung, die die Tatsache vom Tag der Empfängnis datiert und wenn der Richard Strauß, den sie erwartet hat, um zwei Stunden Verspätung gehabt hätte — das einzig Sensationelle an der Meldung ist ja doch, daß es eine einzige war —, genötigt gewesen wäre, zu schreiben, daß er morgen gegen 1 Uhr nachts mit einer zweistündigen Verspätung in Wien eingetroffen ist, wobei es zweifelhaft bleibt, ob nicht auch zwölf schon morgen ist — kurzum, wenn ich nicht Unwichtigeres zu tun hätte, könnte ich ein Buch über diese Notiz schreiben.

* * *

Wien, 18. November.

[Personalnachricht.] Dr. Franz Blei, der diesjährige Preisrichter der Fontane-Stiftung, hat Gina Kaus für die Novelle »Der Aufstieg« (Georg Müller, Verlag, München) den Fontane-Preis verliehen. —

* * *

. . . Direktor Bernau nimmt den König ganz grau in grau, indem er die Figur gewissermaßen nur mit Bleistift zeichnet, und entgeht durch diese Tat eines sehr sicheren künstlerischen Instinkts den meisten Gefahren, die in dieser Rolle liegen. Er spielt mehr den geprüften Familienvater als den Beherrscher zweier Weltteile, sein Zorn und Schmerz ist mehr der eines gestrengen Handelsherrn, der infolge der Einflüsterungen seines ersten Prokuristen Alba und seines Hausarztes Domingo seiner Frau zu mißtrauen beginnt und dessen Sohn die »Fackel« liest; aber auch diese Verbürgerlichung ließe sich aus der Dichtung selbst rechtfertigen.

Und zwar hatte Don Carlos gerade jenes Heft der Fackel in die Hand bekommen, in dem nachgewiesen war, daß Herr Friedell auch dann ein Humorist ist, wenn er nicht will.

Verdächtige Zeitungsinserate

»Masseusen« und »Maniküren«

Exemplarisch bestrafte Gelegenheitsmacherinnen

Die immer krasser auftretende Sittenverderbnis in Wien —

sagt das Neue Wiener Journal

veranlaßt Polizei und Strafbehörde zu schärferen Maßnahmen gegen die sogenannten Masseusen und Maniküren, die unter diesem Titel in ihre »Salons« Herren locken, um ihnen dort Gelegenheit zum Verkehr mit Frauen und Mädchen zu bieten.

Ei, von allen Gelegenheiten, die das Leben dieser Zeit und dieser Stadt zu bieten haben, nicht die gefährlichste, und von einer Falle, in die man gelockt wird, könnte wohl nur die Rede sein, wenn die Herren das gefunden hätten, was verheißen war. Aber wie lockten denn jene? Wie erfuhren die Herren und ferner die Behörden davon?

— — durch verdächtige Zeitungsinserate, in welchen sich Frauenspersonen feinen Herren zur Massage oder zum Maniküren anboten — — unterhielt in der Salvatorgasse eine aus fünf Zimmern bestehende, luxuriös eingerichtete Wohnung und empfahl sich als »äußerst geschickte Maniküre«. Die Erhebungen bestätigten —

daß sie es war? Nicht doch, sondern

den Verdacht in vollem Umfang. Die Kupplerinnen nahmen von den Mädchen die Hälfte des Liebeslohnes in Anspruch.

Und wie viel mußten sie davon den Zeitungen geben?

Welch glänzenden Geschäftsgang sie aufzuweisen hatten, geht aus den vorgefundenen Aufzeichnungen hervor — — im August sogar 18.630 Kronen verdiente, wozu noch der Reingewinn aus den verabreichten Speisen und Getränken kam.

Nach Abzug der Kosten für die Zeitungsinserate.

— — daß sie nach den beschlagnahmten Gebrauchsgegenständen wie Ruten und Peitschen und dergleichen, widernatürlichen Umgang begünstigten — — Aber auch in der Wohnung der sauberen Schwestern selbst wurden Herrenbesuche empfangen — — sie suchten ihr schändliches Vorgehen so gut es ging zu beschönigen — — Die näheren Details aus der geheim geführten Verhandlung entziehen sich der Veröffentlichung.

Zum Unterschied von den Inseraten in derselben Nummer:

Masseurin für Herrschaften

— — — — — — — — — — — — —

Vorzügliche Masseurin
empfiehlt sich den ersten Kreisen

— — — — — — — — — — —

In der Rubrik, in der sonst »Material über die Fackel« angeboten wird. Das sittlich Gravierendste, was man dieser vorwerfen könnte, dürfte wohl die seit jeher vertretene Ansicht sein, daß gegenüber dem Ruf seines redaktionellen Teils die Masseusen-Inserate geradezu eine Rehabilitierung des Neuen Wiener Journals bedeuten. Die Gelegenheit, die es den Masseusen und Maniküren macht, ist die weitaus unbedenklichste von allen, die seine Mitarbeiter je hatten, und wer sich über Empfehlung des Neuen Wiener Journals nach Gebühr mit Ruten und Peitschen traktieren läßt, handelt moralischer als der Hermann Bahr, denn während jener sich einer öffentlichen Anregung zu einem privaten Vergnügen bedient, beichtet dieser am Sonntag dem Lippowitz, daß er unter der Woche einen Rosenkranz gebetet habe. Das ist mehr als widernatürlicher Umgang, das ist Exhibitionismus krassester Art, ganz abgesehen davon, daß man unmöglich glauben kann, ein alter Feuilletonist, der doch noch einen andern Ehrgeiz kennen muß, als zur Fußwaschung heranzureifen, habe wirklich in einer Salzburger Kirche ein Erlebnis gehabt, wenn er es in Wien an die große Glocke hängt. Es mag ja, da hier von einem geschlechtlichen Unterschied kaum gesprochen werden könnte, der Fall sein, daß aus Journalisten mit der Zeit alte Betbrüder werden, die zwar nicht mehr unterm Strich gehen, aber noch ein Tagebuch haben. Allein die Schaustellung ihrer Himmelfahrten, und noch dazu in einem Judenblatt, ist weit obszöner als die Handlungen, die das Neue Wiener Journal seinen Masseusen und Maniküren vorzuwerfen hat. Denn man verkenne nicht, daß seine Moral schon daran Anstoß nimmt, daß sie eben die Gelegenheit gemacht haben, zu der das Neue Wiener Journal Vorschub leistet. Die Objektivität seiner Gerichtssaalberichterstattung, die nicht umhin kann, zuzugeben, daß die Anlockung durch »verdächtige Zeitungsinserate« geschehen ist, weil es ja doch schwer hielte, zu glauben, daß die Masseusen und Maniküren ihre Geschicklichkeit aus dem offenen Fenster verkündigen, leidet keineswegs durch den Umstand, daß sie auf das Neue Wiener Journal selbst offenbar nicht den geringsten Eindruck macht. Denn daß Masseusen hinter den reellen Absichten, die ihr Name verheißt, auch noch andere Bestrebungen verbergen können, welche die Moral eben jener Kreise verletzen, denen sie

zugutekommen, stellt sie tief unter die Journalisten, die so ehrlich sind, hinter dem sozialkritischen Ernst, mit dem sie das Laster angehen, gleich dessen Propaganda zu betreiben. Nur ein Umstand wäre geeignet, die Autorität des Neuen Wiener Journals herabzusetzen. Wollte es sich nämlich darauf berufen, daß die fünf Angeklagten über die von ihm eingeräumte Unsittlichkeit hinaus auch noch des Verbrechens schuldig waren, unerfahrene Mädchen, ja ihre eigenen Töchter dem von ihm geförderten und geschmähten »Schandgewerbe« zuzuführen, so würde ein negatives Ergebnis der Untersuchung, ob nicht gerade diese »Frauenspersonen« dem Neuen Wiener Journal die feinen Herren zu verdanken hatten, keineswegs beweisen, daß das Neue Wiener Journal ihre Annoncen abgelehnt hat, sondern leider nur das eine: daß nicht alle Masseusen und Maniküren Vertrauen zum Neuen Wiener Journal haben und manche eben doch in ihrer Anhänglichkeit an die Neue Freie Presse nicht wankend geworden sind. Über die Gründe ihrer Haltung befragt, würden sie der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß feine Herren das Neue Wiener Journal nicht lesen.

Du Herr Oberst!

Der Verteidiger des monarchistischen Obersten Wolff hat — mit einigem Erfolg — für den Angeklagten geltend gemacht, seine Zeitung werde eh von niemandem gelesen, Wolff sei sich der Folgen seiner journalistischen Tätigkeit »nicht bewußt«, er könne für seine Ausdrucksweise nichts, er habe sie von anderen gelernt; »wenn ein Kind in einer Gesellschaft von Erwachsenen unangemessene Ausdrücke hört und sie dann selbst gebraucht, dürfe man nicht das Kind züchtigen«. In diesem Sinne verurteilte der Gerichtshof den Staatswehrwolff wegen Aufreizung zum Mord zu drei Monaten Arrests, aber auch diese Verurteilung war nur »bedingt«, und zwar wieder im Sinne jener republikanischen Justizreform, die unter andern für Angeklagte, die noch nicht 18 Jahre alt sind, den Vollzug der Strafe bis auf weiteres, das heißt, wenn sie sich zusammennehmen, nachsieht. Nachdem dies geschehen war, veröffentlichte »eine große Zahl ehemaliger k. u. k. Offiziere«, schwarzgelb bis auf die Knochen

der andern, in der Reichspost eine Zuschrift an den Obersten Wolff, in der sie sich, hochverehrter Herr Oberst, erlauben, hochverehrten Herrn Oberst für das mannhafte Auftreten bei Verteidigung ihrer Standesehre, das Herr Oberst sowohl in den seinerzeit in der periodischen Zeitschrift »Staatswehr« erschienenen Artikeln, als auch ganz besonders in der Schwurgerichtsverhandlung an den Tag legten, ihren Dank und ihre restlose Anerkennung in Hochachtung, bezw. gehorsamsten kameradschäftlichen Gruß auszudrücken, und aus deren Ton die gespenstischen Gebärden dieses Milieus, in dem es die Ansprache »Du Herr Oberst« gab, zu einer hier durchaus ansprechenden Wirklichkeit auferstehen. Da Herr Oberst somit doch ein Kind sind, wenngleich eines, das sich wie's Kind im Haus Habsburg fühlt, so werden die Fibelstücke, die er in seiner »Staatswehr« veröffentlicht, in jener Zeitung, die es dem Staat wehren will, ohne Habsburger auszukommen, erst verständlich:

Ein Begleiter des Kaisers Karl auf der Fahrt zur Habsburg (der überall, wohin er kommt, mit Majestät angesprochen wird, weil das Ausland mit dem Irrsinn einer Entadelung und eines Namensraubes sich nicht abfinden kann) äußerte sich, daß der Kaiser eine staunenswerte militär-geographische Kenntnis beweise. Auf der langen Autofahrt wußte er über jede Straßenrichtung und Benützbarkeit zutreffend Bescheid.

Das ist insofern viel, als es — wie ich aus eigener Anschauung weiß — wirklich schwer ist, zur Habsburg zu gelangen. Ein Österreicher, der nach dieser Ruine fragt, fühlt sich schon durch die Beobachtung angeheimelt, daß sich dort niemand auskennt und die Angaben in bezug auf Wegdauer und Richtung immer unpräziser werden, je näher man an die Sehenswürdigkeit herankommt. Der unsichere Sucher ist ausschließlich auf die Fährte angewiesen, die ihm der schlechte Zustand der Straßen bietet, da ihm der Instinkt mit immer steigender Gewißheit sagt, daß er sich in der Nähe des habsburgischen Ursprungs befindet. Karl mag in bezug auf die topographischen Verhältnisse noch dadurch im Vorteil gewesen sein, daß ihm die Ruine durch die lebhafte Vorstellung des Zustands, in dem er Österreich zurückgelassen hat, gegenwärtig war. Was die Stammburg der Habsburger selbst anlangt, so ist

zu sagen, daß sie schon dadurch die größte Sehenswürdigkeit bildet, daß sie außer einer Büste des Franz Joseph nichts als einige Photographien aus dem Atelier Adèle, darstellend den Rudolf und die Stephanie, enthält. Die Büste des Franz Joseph ist von einem kaiserlichen Rat gestiftet, der alljährlich zu einem Schießen in die Gegend zu kommen pflegte und, wie die Ruinenkellnerin erzählt, der einzige Vertreter des Kaiserhauses ist, der je heraufgekommen war. Die Ruine ist aber auch dadurch eine Sehenswürdigkeit, daß sie, wiewohl sie außer ein paar Mauern und drei Photographien des Erzhauses nichts enthält, trotzdem dieses überdauert hat. Was indes für Fibelleser bei weitem nicht so eindrucksvoll sein dürfte wie die Beschreibung der Tätigkeit, der sich der letzte Habsburger in Prangins hingibt:

Dort lebt der Kaiser still und zurückgezogen in ernster Arbeit, vertieft in die Lektüre der Tageblätter, innig vertraut mit allen Ereignissen und Vorkommnissen in seinem armen, schwergeprüften Lande, bedacht, wie er Abhilfe schaffen könnte in den mannigfachen Nöten und Drangsalen seiner vielgeliebten Völker.

Um aber das Bild der Persönlichkeit zu vervollständigen, ist auch eine Beschreibung der Photographie, die von ihr aufgenommen wurde, nötig:

Seine Majestät trägt weißen, steifen Umlegkragen mit dunklem Schlips, offenes, einreihiges Sakko. Der Ernst des im Sturm gereiften Mannes sieht ihm aus dem treuherzigen Auge.

Treuherziges Auge, offenes Sakko — es entspricht ganz dem arglosen und so gar nicht zugeknöpften Wesen der Persönlichkeit, deren Vorzüge noch in allgemeiner Erinnerung sind aus der Zeit, ehe das ›Salonblatt‹ melden konnte, daß sie Laxenburg für Prangins verlassen habe. Der günstige Eindruck wird durch ein zweites Bild noch verstärkt:

Die Majestäten sitzen; die Grafen stehen ungezwungen —

Es handelt sich natürlich um eine photographische Illusion, die den Grafen mehr Freiheit zugestanden hat

einer vor, einer hinter dem Sofa, auf dem Unser Kaiser sitzt

Wessen Kaiser da gemeint ist, ist etwas unklar.

Ihre Majestät in weißer Gesellschaftstoilette bei Vermeidung der herrschenden Modetorheit großer Dekolletage und zu kurzer Schoß. Eine lange einreihige Perlenschnur der einzige Schmuck.

Also ein Bild der Einfachheit, das denn auch der »Staatswehr« den Ausruf abschmeichelt:

Eine vorbildlich sittsame Frauengestalt in Anmut und Würde.

Kein Zug einer Familienähnlichkeit erinnert an das Kaffeegeschäft der Parmas, zu dem der Graf Czernin kein freundliches Gesicht gemacht hat. Dieser Graf stand aber auch nicht ungezwungen, sondern war gezwungen, zu gehen. Daß sich der Oberst Wolff mit besonderer Teilnahme den Kindern zuwendet, ist nicht unbegreiflich:

Der Kaiser mit Kronprinz Otto, Erzherzogin Adelheid und Erzherzog Robert. Die Kinder am mit Quadersteinen gefütterten Ufer mit Angelruten über dem Wasser. Seine Majestät mit russischem Paletot (Gürtel), stehend, unmittelbar hinter den Kleinen, sie beaufsichtigend und belehrend.

Offenbar belehrt er sie, wie man Fische, die nicht anbeißen wollen, dennoch fängt. Mangels ausgiebigerer Lockspeise muß es mit dem Köder der »Staatswehr« gehen. Und um allen braven Landeskindern, die wie der Oberst Wolff das Zeug dazu haben, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren, ein Beispiel zu geben, wie wahre Bescheidenheit allein den Lohn erntet, im Leben vorwärtszukommen für und für, wird ihnen das folgende Lesestück dargeboten:

Als Erzherzog Karl mit seiner hohen Gemahlin einst zufällig verspätet bei einem Konzert eintraf, nahm er samt Erzherzogin Zita auf einer der rückwärtigen Sitzreihen Platz, statt auf den vordersten, reservierten Plätzen! Staunen und befriedigende Bewunderung erfüllte das Publikum.

Und wisset ihr auch, wer der brave Knabe war? Wir wisseen ees. Und fürwahr, kein Österreicher, der das Herz auf dem schwarzgelben Fleck hat, also auf dem rechten, wird fürder im Hinblick auf solche Herrschertugenden den Verlust von zehn Millionen Toten der Rede wert finden.

Die Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit« ist im Druck, dürfte aber kaum vor dem Frühjahr erscheinen. Die vergriffenen Sonderhefte werden nicht nachgedruckt.

* * *

Der im »Verlag der Schriften« soeben erscheinende V. Band der Worte in Versen (Druck von Jahoda & Siegel, Wien) enthält:

Nach zwanzig Jahren / Inschriften: Sprachschöpfung; Zweifel; Versäumnis; Der Erotiker; Mahnung; Der Misogyn / Die Verlassenen / Traum / Legende / Dichterschule / Inschriften: Die Verehrer; Sonderbare Polemik; Die Lage der Deutschen in Österreich; Der Redner; An denselben / Peter Altenberg / Inschriften: Christen; Das siebente Gebot; Schlechter Tausch; Prestige; Felix Austria; Nibelungentreue / Kaiserlied / Der fliehende General / Chor der Offiziere / Die letzten Tage der Menschheit (Die Gasmasken. Die erfrorenen Soldaten. Der alte serbische Bauer. Die Flammen. Die zwölfhundert Pferde. Lionardo da Vinci. Die Lusitania-Kinder. Die Kriegshunde. Der tote Wald. Die Mutter. Das österreichische Antlitz. Die Raben. Die weiblichen Hilfskräfte. Der ungeborne Sohn) / Der Totenkopfhusar / Nowotny von Eichensieg / Volkshymne / Inschriften: Franz Joseph; Der Letzte; Zusammenhänge; Gespräch mit dem Monarchisten; Restauration; Vermögenssteuer; Das Kirchenvermögen; Der Funktionär; Freiheit in Wien; Sprachenpflege; Erzherzog Friedrich; Wozu der Lärm? / Nachruf / Inschriften: Trost des Generalstabs; Immer feste druff!; Die Republik ist schuld; Reaktion; Umsturz; Bessere Methode; Wohnungswechsel / Miserere / Schnellzug / Als ein Stern fiel / Hypnagogische Gestalten / Inschriften: Nationalismus; Völkerrechtschreibung; Die Zeitungssetzer; Die große Zeit; Ungarische Monarchie; Mord in Ungarn; Dilemma; Entente bestiale; Militarismus / In perpetuam rei memoriam / Stimme vom Mars / Apokalypse.

*

Die Änderungen des Textes der Fackel sind geringfügig und beziehen sich zumeist nur auf die Interpunktion. Eine sprachlich wesentlichere Korrektur hat etwa den Schluß von »Hypnagogische Gestalten« und eine Inschrift betroffen:

Der Funktionär

Entgegenkommend zu sein und verbindlich
des k. k. Beamten äußerstes Lob war,
das in der Amtssprache tunlichst erfindlich,
wenn er nicht diesbezüglich auch grob war.

Um die Bestandteile gut zu verbinden,
mußte der Funktionär konnivent sein,
nach oben, nach unten, nach hinten sich winden,
rücksichtlich weil mr eh schon am End sein.

Nun, da sie doch auseinandergegangen,
was soll ihm noch seine Verbindlichkeit frommen?
Tunlichst, um hinsichtlich anzufangen,
unserem Ende entgegenzukommen.

Zu diesem Anlaß sei die Tatsache hervorgehoben, daß mit Ausnahme des I. Bandes der Worte in Versen noch keiner eine zweite Auflage erreicht hat. Das soll nicht beklagt, bloß als Bestätigung der oft vermerkten Meinung gesagt sein, daß nur ein verschwindender Teil der Leser der Fackel aus Lesern besteht und also Wert darauf legt, dem Wert selbst, dem von Interessen und Anlässen befreiten, zum Werk der neuen Verbindung erhöhten Sprachgut gegenübergestellt zu sein. Unter der Mehrzahl dürfte die Stimme jener vorherrschen, die da meinen: »Dichten hätt' er nicht sollen«, es aber beigeiste nicht als Urteil, sondern bloß als die Aversion jener abscheulichen Gewitztheit ausspielen, die nur zweifelt, weil sie so ganz und gar sicher ist und selbstverständlich auch vor einem Goethevers ihren Kopf behielte und herzscheu würde, wenn ihr die Bildung da nicht die Pflicht auferlegte, das Maul zu halten. Feuilletonkommis tragen gar keine Bedenken, dieses Grinsen, das sonst nur ungescheut an den Jour gelegt wird, auch in Druck zu legen; weil aber der Vertrag mit dem Verleger die Bedingung enthält, daß kein Exemplar, verlangt oder unverlangt, an eine Zeitung oder Zeitschrift geschickt werde, hat kein Essayist bis heute diese Versbände beachtet. Der Gewinn aus dieser Tatsache ist für den Verleger geringer als für den Autor, der Ruhe wünscht und nebst seinen anderen Ansichten auch die von der deutschen Literaturkritik gern bestätigt findet.

Wien, 20. Dezember

An

F. A. Brockhaus

Leipzig
Querstr. 16

Herr Karl Kraus dankt für Ihre freundliche Aufforderung, Ihnen einen Abriß seines Lebens und Wirkens zu liefern. Wenngleich er indes gewohnt ist, vor seiner eigenen Öffentlichkeit

über alles, was sein Wirken betrifft, zu sprechen, so trägt er doch Bedenken, irgendjemandem außer einer Paßbehörde auch nur zu sagen, wann er geboren wurde. Aber auch abgesehen von dieser mehr grundsätzlichen Verhinderung wäre er leider nicht in der Lage, nun, nachdem die Fackel 22 Jahre erscheint, mehr als ein Dutzend Bücher von ihm zu Auflagen gelangt, etliche über ihn erschienen und zweihundert Vorlesungen von ihm gehalten sind, einem wissensdurstigen Lexikon mitzuteilen, wie er zu all dem gelangt ist. Nicht als ob er darauf erpicht wäre, es umgekehrt endlich von Ihnen zu erfahren. Aber nichts ist ihm heute weniger erwünscht, als autobiographisches Material zu liefern, damit es vielleicht einem Spezialisten anheimfalle, der schon durch die Verspätung solcher Neugierde hinreichend dargetan hat, wie er zu dem Objekt seines rezenten Interesses in Wahrheit steht. Ein Leser der Fackel, der diese viel länger kennt und der ohne Vorwissen des Herausgebers sich vor etwa zehn Jahren an die Redaktionen der deutschen Lexika mit der Anfrage gewandt hat, wie es denn möglich sei, daß selbst in der Betrachtung der Geistigkeit Wiens die Tatsache der Fackel einer Öffentlichkeit verschwiegen ist, der doch die Lebensläufe der belanglosesten deutschen und österreichischen Literaten nicht vorenthalten werden, hat ihm die ziemlich hochmütige Antwort, welche die Redaktionen auf diese Anfrage wußten, übermittelt, und er möchte nun auch gern den Zeitpunkt verstreichen lassen, zu welchem Ihr Fachmann einen Schriftsteller reif befindet, seine Biographie vor ihm aufzusagen. Es ist ja durchaus nicht unbegreiflich, daß einer, der sich auch über österreichische Geistesfakten sozusagen auf dem Laufenden erhalten will und den Katalog der Erscheinungen, den die Neue Freie Presse dem Ausland vorstellt, für vollständig erachtet, es manchmal als störend empfindet, daß ihm eine unbekannte Tatsache plötzlich über den Kopf wächst. Da aber der, den's eigentlich angeht, seinerseits wieder längst, wenn er es je hatte, das Interesse daran verloren hat, den Lesern eines Konversationslexikons erschlossen zu werden, so muß er bedauern, Ihnen auf diesem Wege nicht entgegenkommen zu können. Er wäre höchstens in der Lage, Ihre Redaktion, die sich vielleicht durch seine Gleichgültigkeit in diesem Punkte an der Veröffentlichung dessen, was sie nunmehr für wissenswert hält, nicht behindern lassen wird,

vor falschen Informationen zu bewahren, indem er sie auf eine Quelle verweist, der sich die richtigen entnehmen lassen: das Buch »Karl Kraus und sein Werk« von Leopold Liegler. Sie würden sich für diese Hilfe im rein Tatsächlichen am passendsten durch die Erfüllung seines Wunsches revanchieren, den er an Sie wie an alle Institute, die sich fachmäßig mit literarischer Kritik befassen, auf dem Herzen hat: sie in seinem Fall zu unterlassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

In Nr. 554—556, S. 18, Z. 20 ist statt »Inneren« *Innern* zu lesen; ebenda S. 34 ist in der zweiten Zeile nach dem ersten Zitat ein stilistischer Fehler zu korrigieren: statt »für ein fortgesetztes Objekt«: *für die fortgesetzte modale Bestimmung* (Objekt war als das der Betrachtung gemeint, mußte aber neben »Subjekt« als Terminus der Sprachlehre aufgefaßt werden).

Die Warnung, »beschmitzen« für keinen Druckfehler zu halten, hätte auch auf »Gäterin«, S. 9, Z. 7 ausgedehnt werden sollen. Denn allzu gäh (jäh, im Wienerischen noch gach = jach), mit dem Wunsch sie zu jäten, haben sich Leser auf diese alte, aber in der Verbindung mit »Gärtnerin« (Z. 5) so lebendig wirkende Form gestürzt.

* * *

Ich
lese keine Manuskripte und keine Drucksachen,
brauche keine Zeitungsausschnitte,
interessiere mich für keine Zeitschriften,
begehre keine Rezensionsexemplare und versende keine,
bespreche keine Bücher, sondern werfe sie weg,
prüfe keine Talente,
gebe keine Autogramme,

wünsche nicht besprochen und nicht genannt, nicht nachgedruckt, propagiert oder verbreitet, weder aufgeführt noch vorgetragen zu werden, in keinem Katalog, in keiner Anthologie, in keinem Lexikon vorzukommen,

bedarf keines Kunstgenusses, vermeide jede gemeinsame Gelegenheit zu einem solchen, gehe in keine Ausstellung, kein Konzert, kein Kino und — seit fünzehn Jahren, mit der unvergeßlichen Ausnahme des König Lear mit dem Herrn Wüllner — in kein Theater,

besuche keine Vorlesungen außer den eigenen,

weiche jeder Möglichkeit aus, einen öffentlichen oder privaten Tanz zu beobachten oder sonst an einer Lustbarkeit, einem Spiel oder irgendeiner die Pietät für zehn Millionen Tote und für hundert Millionen noch Lebende verletzenden Unterhaltung teilzunehmen oder es zu sehen,

verschließe mich jeder Zerstreuung, Einladung, Verständigung, Anregung,

erteile keinen Rat und weiß keinen,

mache keinen Besuch und empfange keinen,

schreibe keinen Brief, will keinen lesen und

verweise auf die völlige Aussichtslosigkeit jedes Versuchs, mich zu irgendeiner der hier angedeuteten oder wie immer beschaffenen, schon in ihrer Vorstellung meine Arbeit störenden, mein Mißbehagen an der Außenwelt mehrenden Verbindungen mit eben dieser bestimmen zu wollen, und habe nur noch die Bitte, die auf alle derlei Unternehmungen vergeudeten Porto- und sonstigen Kosten von jetzt an der Gesellschaft der Freunde Wien I. Singerstraße 16 zuzuwenden.

* * *

Dem gleichen Zweck — der Ernährung tuberkulöser Kinder — mögen alle jene so freundlichen, nun immer häufigeren anonymen Spender von Blumen zugetan sein, bedenkend, daß auch diese, schlecht gepflegt, zu schnell verwelken. Und daß jenen das viele Geld doch besser frommte als den Blumenhändlern, ist eine Erwägung, die auch dem Beschenkten ein Gefühl schafft, das von Dank und flüchtiger Freude beiweitem nicht aufgewogen wird.

Miserere

Meine von mir verheerten Hörer,
hin und her, sind sie alle Verehrer
und hören nicht mehr, daß ich mir selbst nicht gehöre
und daß ich selbst mich nie in der Arbeit störe,
und begehren so sehr mit mir zu verkehren,
denn was ich gebäre, soll ich auch ernähren,
ich darf nur gewähren, ich kann mich nicht wehren,
ich muß ihn erhören, sie will mich verehren,
das erhört nicht die Bitte, mich nicht zu verheeren!
Doch bin ich nicht willig und will es entbehren,
mich sperrend ums leere Geplärre nicht scheren —
so werden sich Wetter und Wirrnis schon klären,
vorüber die Wolken, vorbei die Chimären:
die Verehrer werden sich selber verkehren,
mich Mores und Psychologie dazu lehren!
Denn ihre Verehrung ist tief und sinnig.

Drum wenn ich nur höre von einem Verehrer,
hör' ich auf und hör' nur den Ruhestörer
und erwehre mich derer, die stets ich vermehre
und deren jeder entschlossen doch wäre,
bei mir zu schlafen, zu meinen Ehren,
statt meiner auf meinen Lorebeeren.
Und mag ich nicht was ich gebäre begehren —
sie, die sich in sehrender Sehnsucht verzehren
und das Hehre daher in Haß gleich verkehren,
sie werden wie weiter eiternde Schwären
fortwährend noch mehr hysterisch gären
und, während sie zehrend am Namen sich nähren,
sich über und gegen und durch mich empören
und den Krieg wie vorher mir die Liebe erklären
und sagen, ich soll mich zum Teufel scheren!
Denn ihre Bekehrung ist echt und innig.

War ich der Betörte? Bin ich der Lehrer?
Sind sie die Verehrten? War ich der Verehrer?
Was immer ich füllte, es bleibt eine Leere.
Und nährt sich das Nichts auch an kosmischer Sphäre,
wird dennoch sein Anspruch an mich nicht verjähren.
Sie zerren mich fort durch ihre Miseren,
um aufbegehrend mein Werk zu erschweren —
Gefährten? Nein, miserable Hetären,
unbrauchbar noch wenn sie den Rücken mir kehren.
Erinnyen sind es, die mich beehren,
mißratene Huren, gelungene Keren!
Sie stechen mit den mir gestohlenen Speeren
und versperren den Weg mir, mich zu durchqueren.
Und wenn sie nur meinen Namen röhren,
dann werde ich, eh sie selber es wären:
mir abtrünnig!

Hans Müller im Frieden

Hans Müller: Der Kaiser kommt mir bis an die Tür entgegen, er streckt mir die Hand hin, er blickt mich aus seinen großen, strahlenden Augen mit dem gütigsten Lächeln an und sagt: »Sie haben uns im Kriege eine so schöne Dichtung geschenkt — was dürfen wir im Frieden von Ihnen erwarten?«

Der Hauptmann: Einen schweinischen Schwank — hätten S' sagen solln.

Hans Müller: Herr Hauptmann, melde gehorsamst, vor dieser Stimme schwindet sogleich jede Befangenheit — aber den Mut habe ich doch nicht aufgebracht, Herr Hauptmann!

Der Hauptmann: No ja, 's is a hakliche Situation.

Wenn mein Gemüt nur um ein Alzerl prophetischer gewesen wäre, hätte ich meinen Hauptmann vom Kriegsarchiv sagen lassen: A schweinisches Stuck — hätten S' sagen solln. Wohlan! Was sich jetzt, mit der Zugkraft jener Stiere, die ihm beiwohnen, und mit jenem Bombenerfolg, den uns im Weltkrieg außer den »beiden Berichten« nur noch die täglichen Bulletins über Müllers »Könige« gemeldet haben, im Deutschen Volkstheater begibt, soll der Gipfel dessen sein, was die republikanische Freiheit, die Müller dem Sturz seiner Könige verdankt, dem Theatergeschäft mit geschlechtlichen Angelegenheiten gestattet. Die jähe Toleranz, die den Ausruf des »ersten Liebeesabenteiers des Eexkaisers Karl« in der Kärntnerstraße gestattet hat und, mehr als das, einem Sudler den Verkauf eines angeblichen Separee-Erlebnisses der Kaiserin Elisabeth, auf dessen Enthüllung die Menschheit fünfzig Jahre gewartet hat, sie wagt auch nicht den Drang des Hans Müller anzutasten, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, die den Spießbürger seit jeher im Theater am meisten interessiert haben und die erst seinen Abscheu erregen, wenn er ihnen in der Kunst oder im Leben begegnet. Denn es ist glatt unwahr, was in der so fragwürdigen Kunstrubrik der Arbeiter-Zeitung in einer Kritik, die sich an Toleranz gegenüber dem Müllerschen Wirklichkeitsdrang schon mit der Zensur messen kann, gesagt wird: daß es das »Frauenideal der Schiebergesellschaft« ist, dessen Auftreten auf der Bühne »die Zensurverhältnisse von heute Möglichkeiten eröffnen, die Hans Müller mit seinem bewährten Blick erkannt hat«. Seitdem die moralbefangene

Menschheit Dirnen und Diebe auf eine Stufe stellt, hat kein Typus von Mann die amoralische Frau weniger zu seinem Ideal erkoren als der antimoralische. Nichts als der stoffliche Anreiz, der Publizität einer Heimlichkeit teilhaft zu werden, die der nicht besitzt, der sie »benützt«, und der verachtet, der sie nicht erkennt, ergibt eine Theaterwirkung, die nicht zu verfehlen, ein sittliches Armutszeugnis ist, aber die Ehre eines Metiers, das sich in der »Schiebergesellschaft« weit höherer Achtung erfreut als jenes, das ihr stoffliches Bedürfnis noch unmittelbarer befriedigt. Es wäre aber ungerecht, dem, der es trifft, sich die Zeit, der er zu dienen versteht, auch nutzbar zu machen, die Konsequenz seiner Tüchtigkeit und demgemäß auch die Inkonsequenz seiner Stoffwahl vorzuwerfen. Man kann von einem Dramatiker, der so lange die Nibelungentreue gehalten hat als es nur irgend ging, unmöglich verlangen, daß er der Mann oder das Roß sei, sich bis zum letzten Hauch einer Konjunktur, die nun einmal vorbei ist, zu opfern und von der Habsburgergasse, hei, nicht in die Kärntnerstraße abzubiegen, von der, wie es in allen Kritiken heißt, die Kolleginnen der Anna »Wunderdinge erzählen« und wo es jetzt so hoch hergeht. Nein, der Dramatiker, der im Stücklohn arbeitet und auf die Saisonarbeit angewiesen ist — was an und für sich schon das Problem der Prostitution seinem Interessenkreise annähert —, wird um des strammen Entschlusses, nicht mehr Schulter an Schulter mit dem Geschmack der Zeit zu gehen, sondern Schenkel an Schenkel, durchaus nicht zu tadeln sein. Daß ihm das Leben der Anna von der Kärntnerstraße dabei so stagelgrün aufliegt wie nur das Ludwigs des Bayern, kann der Wirksamkeit seiner Tendenz keineswegs Abbruch tun. Die tiefere sozialethische Absicht Müllers, das Problem der Prostitution in einem Zugstück zu meistern, steht außer Zweifel. Gerade weil Müller von »dem Leben«, vor dem der Spießbürger das Grauen der eigenen Schuld empfindet und an dem er sich für sein schlechtes Gewissen durch Benützung wie durch Verachtung schadlos hält, als der literarische Vertreter eben dieses Lebenskreises nicht mehr erfaßt hat als was man auf einem Brünner Jour von den Abgründen wissen muß; weil sein Wiener Dialekt eben dort abgelauscht ist und die hoffnungslose Distanz zwischen einem intell. Isr. und dem Sumpfe der Großstadt offenbart, so

bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß er den Finger an eine Wunde am sozialen Körper legen wollte, und das ist womöglich noch unappetitlicher.

Dieser Hans Müller nun, so beliebt er beim Publikum sein mag, einerseits der Eier wegen, welche diese Tiere legen, zweitens auch infolge eines Optimismus, der selbst im Winter unsres Mißvergnügens von seiner Sonnigkeit nichts eingebüßt hat, dieser erfolgreichste Dichter der Saison ist, man sollte es nicht glauben, einer der verkanntesten Dichter der Epoche, der er doch auf Gedeih und Verderb zu dienen beflissen ist. Die Kritik, insbesondere die in Berlin, hat zwar weder den Willen noch leider die Kraft, ihm seine Erfolge zu schmälern, aber sie hält ihn — und hier dürfte in der Tat der Neid der besitzlosen Volksklassen, die auch Stücke haben, mitspielen — weniger für den mit Problemen als den mit Tantiemen ringenden Schöpfer, und dies verwundet ihn zwar, verschafft ihm aber auch die Bestätigung des Verkanntseins, deren der Glaube an seine Sendung keineswegs entraten kann. Ehrlich wie er ist, sollte er zugeben, daß selbst er angesichts der Zugkraft seiner Stücke in diesem Glauben wankend werden müßte und daß er, da doch eher ein Durchfall zum Verkanntsein berechtigt als ein Saisonerfolg, eigentlich nur nach »Hargudl am Bach« einigen Grund haben konnte, sich für ein Genie zu halten. Doch Müller vertritt mehr denn je diesen Anspruch und wähnt, heute auf der Sonnenhöhe des Schaffens zu stehn, von der man dem Vertreter des Neuen Wiener Journals die Schätze seiner Welt zeigen kann. Da er von der Berliner Premierenschlacht heimfand, verwundet und dennoch aufrecht, ernst, aber zuversichtlich, säumte er nicht, dem Reporter sein ungebrochenes Herz auszuschütten und, das Problem der »Flamme« ausbauend und vertiefend, zu bekennen, daß Müller eigentlich bloß der Theatername für Mahadö sei, als den »wir alle uns ja irgendeinmal in unserem Leben gefühlt haben«, um »eine Bajadere zu retten und ein Erlösungswerk zu vollbringen« oder was. »Von etwas ähnlichem handelt mein Stück« — voilà oder vielmehr wohlan. Was es alles gibt! Und man muß es noch dahin gestellt sein lassen, ob dieser Handel nicht schon in so kurzer Frist der »Flamme« besser angeschlagen hat

als sämtlichen ähnlichen Dichtungen Goethes zu dessen ganzen Lebzeiten. Aber auch auf Tolstoi kommt Müller bei dieser Gelegenheit zurück, der sogar, freilich ohne jeden Gewinnanteil, das Motto zur »Flamme« beigesteuert hat. Er war dazu mehr minder verpflichtet. Denn »wie jeder junge Mensch« hat auch Hans Müller »einst mit der tolstoischen Tendenz gerungen«, sie aber schließlich, da er sich ihr ja »mit allem seinen Lebenswillen entgegengesetzt« hat, besiegt, seit welcher Zeit die Welt die Kunst, sich zu freuen, zugelernt hat. »Ich rang damals um eine Formel und fand sie«, bemerkt Müller. Aber da ringt man und schafft und handelt, und dann kommt die Kritik, insbesondere die in Berlin, und bestätigt »rauh«, daß man eben noch einen Theatererfolg gehabt hat. Und Müller will mehr. Er will ein Ringer sein und keine Zugkraft, und wenn er doch eine ist, so kann er nichts dafür. »Wen bekümmert schließlich die neben meinen Arbeiten unentwegt einhergehende kritische Sondertragödie!«, entringt sich's ihm nicht ohne Bitterkeit, pah, wobei er aber nicht bedenkt, daß gerade sie eines Heiterkeitserfolges sicher sein kann. Auch Müller scheint das mählich zu spüren: man komme sich, gesteht er, »nach und nach selbst wie eine tragikomische Figur vor«. Diese streift aber vollends die letzte tragische Hülle ab, wenn sie bekennt:

Nie, all die Jahre lang, bin ich anders an einen Stoff geraten, als auf dem Wege des Mitleidens mit armer, menschlicher Kreatur. Ob es der gefangene König und seine blinde Frau war, oder der von Zunftdünkel umneidete, wissenschaftliche Schöpfer; oder Galilei, gehetzt, in Folterangst, oder das arme Dirnchen von der Kärntnerstraße — immer war Menschliches, Allzumenschliches mein Ziel. Wenn ich auszog, Mitleidsdichtungen zu schaffen, und an ihrer Statt nur »wirksame Theaterstücke« heimbrachte — daran tragen wohl Mängel meines Talents die Schuld, nicht, denke ich, Mängel des Charakters.

Müller übertreibt. Mängel des Charakters hat man ihm nicht vorgeworfen und Mängel des Talents braucht er nicht erst zu beweisen. Daß er, als er an den gefangenen König geriet, vom Mitleid mit der Kreatur und nicht von der Hoffnung auf die Konjunktur geleitet war, glaubt man ihm aufs Wort, vom Galilei in die Kärntnerstraße ist auch nur ein Katzensprung und der von Zunftdünkel umneidete Schöpfer ist er selbst. Er zog aus,

ein Königreich zu suchen und fand seines Vaters Eselinnen. Er ist ein Dichter von Gottes und des Königs Gnaden und hat das Pech, dafür Tantiemen zu kriegen. Dennoch schätzt man ihn viel richtiger ein als er an sich glaubt, und man zweifelt weder an seiner Unbegabung noch an seinem Charakter. Der Mensch ist gut. Und der Müller ist ein so naiver Schöpfer, daß er gar nicht weiß, was er für ein gerissener Macher ist. Wie unbewußt er da zu Werke geht, weiß er selbst:

> Und wer glaubt mir's, wenn ich sage, daß ich von all den »Effekten« beim Arbeiten nichts weiß! — Sudermann nannte mich in diesen Berliner Tagen scherzend seinen »Kronprinzen«. Ich kann mir's schon denken, wie er's meint.

Ich auch. Er wird's schon so gemeint haben, daß die deutschen Kronprinzen zumeist den deutschen Kaisern nachgeraten, denen die Könige so gut gefallen. Wenn's Müllern fürder nicht behagt, wenn er die Thronfolge verschmäht und das Dramenschreiben, das ihm solche Mißverständnisse zuzieht, doch nicht lassen kann, so wäre noch Rat. Er brauchte bloß die literarische Effektenbörse, auf die er einen ihm so peinlichen Eindruck macht, durch die Eröffnung zu erschüttern, daß er künftighin bereit sei, den Reingewinn, den er beim Arbeiten so wenig berechnet hat, der ihm also ganz unverdient in den Schoß zu fallen pflegt, einem gemeinnützigen Zweck zu widmen oder auch nur einer Bajadere, deren Problemstellung einen Saisonschlager ergibt und bei deren Rettung so viel erlöst wurde. Es gibt für einen bessern Herrn der Erde Gelegenheiten in Fülle, armer menschlicher Kreatur, die man zu einem Stuck verarbeitet hat, das Mitleid wieder in Form jener Tantiemen zuzuwenden, die man ihr abgerungen hat, zumal wenn man selbst sich schon zu der Erkenntnis durchgerungen hat, daß man sie nicht jenem schöpferischen Edelgehalt verdankt, den weder das Publikum spürt noch die Kritik anerkennt. Es muß doch für das Glück, daß einer auszog, Mitleidsdichtungen zu schaffen, und an ihrer Statt nur wirksame Theaterstücke heimbrachte, etwas wie ein Pönale an den Stoff geben, dem man's verdankt, und selbst Polykrates, der doch auch vom Erfolg heimgesucht wurde, hat, wenn auch erfolglos, es mit einem Scherflein probiert. Man muß nur probieren. Niemand zweifelt an Müllers Charakter und

jeder, wenigstens solange er seine Stücke nicht gesehen hat, muß ihm glauben, daß Menschliches, Allzumenschliches immer sein Ziel war, wiewohl ich schon sagen muß, daß mir ein Theaterspekulant, der kein Hehl aus seinem Schandgewerbe macht und mit freier Stirn einbekennt, daß sich auch aus der Prostitution des Nebenmenschen Gewinn ziehen lasse, sympathischer vorkommt als der gefühlvolle Märtyrer der eigenen Tüchtigkeit, der's mit allen ehrlich meint und nur sich selbst belügt, einer, der die beste Haut ist und sie bloß sich selbst über die Ohren zieht, um auf diese Art auch die Wahrheit nicht hören zu müssen. Man stelle sich nur vor, daß der Hans Müller, wenn er schon davon durchdrungen ist, daß Ludwig der Bayer und die Anna dem gleichen schöpferischen Element entstammen, im Weltkrieg, also in der Zeit, wo die Menschheit soweit sie nicht im Kriegsarchiv zurückbleiben durfte, in Tod und Elend gejagt wurde, auf dem Wege des Mitleidens mit armer, menschlicher Kreatur vor allem auf Friedrich von Österreich und seine blinde Frau stoßen mußte. Weil aber das Erbarmen in Hans Müller als die Triebfeder, die seine Stücke schreibt, auch über den Friedensschluß fortwirkt und der Schöpfer ja seine Gestalten nicht nach der stofflichen Würdigkeit prüft, sondern eben allüberall das Menschliche aufspürt und selbst die enteren Gründe nicht scheut, um sich von da in die höheren Regionen zu schwingen, so bleibt eigentlich nur die Frage offen, warum denn Müller nicht nach dem Umsturz eine Tragödie der Könige und während des Kriegs ein Hurenstück geschrieben hat, womit er vielleicht sogar in einem tieferen Sinn der Aktualität gedient hätte, als es jetzt den Anschein hat. Wohl, der Schein trügt und Müller ist ehrlich. Aber es führt doch, weil's eben zweierlei ist, zu fortwährenden Verwechslungen.

Einem großen Teil der Kritik gelte ich vorneweg und unabänderlich als »Macher«, der nichts anderes erstrebt als Galeriewirkung — ein künstlerischer S c h u b b e j a c k.

Traun, das Wort »Schubbejack« wird mir für die Szene, in der Müller den deutschen Soldaten umarmt und just dort, wo sich die andern Wunderdinge der Kärntnerstraße begeben, gute Dienste tun. Schabernack beiseite, um nicht für das gehalten zu werden, was er nicht ist, braucht er künftig bloß der Galeriewirkung,

die er unbewußt herbeigeführt hat, bewußt zu entsagen oder auf deren Ertrag zugunsten irgendeiner Kreatur — 's muß nit just ein gefangener König sein, kann auch ein arm Dirnchen sein — zu verzichten. Statt solchen Entschlusses aber sehen wir Müller vor dem Interviewer sich eben die Geste abringen, mit der der Bonhomme im französischen Sittenstück, von der Gattin ruiniert, nach der Erkenntnis und vor Aktschluß dem treuen Prokuristen, der ihm rät nicht zu verzweifeln, um den Hals fällt: »— — Arbeiten! Arbeiten!« (Vorhang.)

... Das ist nun so langsam mein Schicksal geworden. Bitter oder tragikomisch, je nachdem — jedenfalls eines, das man nur durch eiserne Weiterarbeit an sich selbst überwinden kann, nicht durch Lamentationen.

Diese sind auch kaum zugkräftig, nur von eiserner Weiterarbeit ist wieder einer jener Saisonerfolge zu befürchten, die den Dichter so böser Verkennung preisgeben. Wer's in sich hat, muß noch an sich arbeiten, um's auch der Welt recht zu machen, die zwar betrogen sein will, aber immer besser betrogen. Doch täte jener unrecht, zu glauben, daß alle Kritiker so borniert sind, »nicht allein sein Werk, sondern auch die Motive seines Werkes zu schmähen«. Man darf nicht generalisieren. Herr Raoul Auernheimer, der zwar ein munterer Seifensieder ist, aber im Zwang der journalistischen Pflicht um einen Rest von Reinlichkeit ringt, hat Müllern gegen den moralischen Vorwurf, daß er sich einen unmoralischen erwählt habe, mit den artigen Worten verteidigt:

Manche werden schon den Stoff, den er diesmal in die Hand nimmt, als anstößig und geschmacklos empfinden; dies mit Unrecht. Hans Müller gestaltet das Schicksal einer Dirne; warum nicht, wenn es Poesie enthält?

Der Beantwortung der Frage entzieht sich der vorsichtige Kollege, indem er wieder andere vorschiebt:

Andere werden, und diese wohl nicht so ganz mit Unrecht, zwar nicht das Unternehmen an sich, aber seine Durchführung in manchen Einzelheiten tadeln. Das hat mit einem immer philiströsen Stoffbedenken nichts zu schaffen.

Die Unmöglichkeit, wie man so gern möchte, mit einem Fußtritt das Unternehmen abzutun, läßt nur den Verdacht offen, daß es also keine Poesie enthalte und somit doch die Stofftadler im Recht seien. Deutlicher wird dann diese Frage in folgender

Gegenüberstellung beantwortet, zu der sich Herr Auernheimer entschließt, um wenigstens durch das Lob Goethes irgendwie zu verraten, daß es ihm nicht möglich sei, Müller zu loben, und doch nicht erlaubt, ihn zu verreißen:

Auch Goethes »Gott und die Bajadere« behandelt den von Müller gewählten Gegenstand: die Rettung einer Dirne. Aber freilich, in was für einer Sprache behandelt er ihn!

Aber freilich! Doch man sieht, Herrn Auernheimer schien die Parallele, auf die schon Müller selbst zum Verständnis seines Werkes hingewiesen hatte, ein Ausweg. Zu solchen Lästerungen gibt sich in Wien eine Kritik her, der es verwehrt ist, über einen Unternehmer, der zum Konzern gehört, ihre Meinung zu äußern. Dagegen verdankt man Herrn Auernheimer doch Dialektproben, die mehr sagen als er je verschweigen könnte und mit denen er bei Erörterung des Problems der Anna gleich in medias res geht:

Was wißts denn ihr . . . was ane aus der Senkgruab'n . . . von was die bei der Finster träumen tuat? (Fessellos) Daß aner nit gnua is . . . weil aner nit gnua sein kann.

Wiewohl es nun ganz ausgemacht ist, daß noch nie ein Wiener Strichmädchen diesen Brünner Dialekt gesprochen hat, läßt sich doch zugeben, daß sie auch des Gedankens nicht fähig wäre und selbst dann nicht, wenn sie einem Brünner Herrn auf Verlangen ihr Büchel gezeigt und er ihr dafür als Tauschexemplar die »Flamme« dargeboten hätte, weil sie dann noch immer bekennen müßte, sie hätte es aus der »Büchse der Pandora«. Wiewohl man mithin schon gnua wüßte von der Psychologie, deren ane aus der Senkgruab'n fähig ist, so tuats nichts, wenn man noch mehr davon erfährt, denn das eigentliche Problem spielt sich zwischen diesen beiden Höhepunkten ab:

Rührt's mi kaner an! Ich will net zurück auf die Ga ssn! — — Net zurück!!! — Helfts mir!!!! — Ich bin — (zusammenbrechend) i bin a Muatter!!!

Man beachte, wie Müllers Pathos sie von Stufe zu Stufe, vom Ich zum i herabgleiten läßt, bis sie schließlich vollends eine Muatter ist. Sie derfangt sich erst wieder, auf Gedeih und Verderb, in dem folgenden Naturschrei:

Mir graust vor meiner!!! Verspielt hab i!! — — verstengen S'? I kann . . . kane Kinder net auf d' Welt bringen!!! — I bin ka Mutter!!! I bin a H . .

Auernheimer, dem vor seiner graust, wenn er bedenkt, daß er der Kollege des Hans Müller ist, fügt erschüttert hinzu:

Sie spricht das Wort aus, und auch der Sohn spricht es in Gegenwart der Mutter aus, wenn er, die Bilanz seines Erlebnisses ziehend, schlicht und volkstümlich sagt: »Ich lieb' eine H . .«

Alle sprechen es aus, sie, der Sohn in Gegenwart der Mutter, nur die Neue Freie Presse spricht es nicht aus, aus Standesrücksichten, da es ihr sonst vielleicht vor ihrer grausen möchte; denn sie is a Z . . . . . g, verstengen S'? »Trotz dieser oftmals peinlich anmutenden Unsauberkeiten« — denn Müller, der keineswegs so zimperlich ist wie Auernheimer, läßt auch das Wort »Mensch« auf der Bühne aussprechen — »ist jedoch die ,Flamme'«, so findet Auernheimer, »ein nicht nur technisch, sondern auch ethisch sauber gearbeitetes Buch«. Man könnte ihm mit einer der Kolleginnen der Anna erwidern: »Du hast's guat, du hast doch wenigstens einen Genuß dabei«, hei! Das soll nämlich auch in der »Flamme« vorkommen, und diese Wendung sichert allein zehn ausverkaufte Häuser, die gewiß nicht weniger tragen als zehn andere, wenn sie gut besucht sind. Mich wird das Deutsche Volkstheater nicht zu seinen Kunden zählen. Ich bin kein Mitmacher. Mir würde, wollte ich das Tun und Treiben der Welt und insbesondere die Werke meiner literarischen Zeitgenossen aus der Nähe betrachten, zu viel einfallen. Ich muß mich schon, da meine Nerven die unmittelbare Anregung durch Leben und Theater nicht mehr vertragen und nicht mehr brauchen, auf das Hörensagen und Zeitunglesen verlassen für und für. Und nach dem zuverlässigen Eindruck, den ich so gewinne, kann ich nur sagen: Wenn das der Selige in Amerongen erlebt hätt'! Wenn er dereinst aufersteht und wieder nach Wien kommt, wohlan, der wird schaun! Und wenn ich dann erzähle, er habe den Hans Müller, der sich ganz auf die Friedensproduktion eingestellt hat, in der Hofburg nicht empfangen, dann wird dieser dran glauben müssen. Und nur entschädigt sein, wenn er die Bilanz seines Erlebnisses zieht. Hei.

Weihnachtsgeschenke

Das vom Christbaum geschöpfte Rotationspapier hat uns, wie's der Brauch verlangt, seine Gaben beschert. Herr Dr. Max Hussarek, »Ministerpräsident a. D.«, »steht an den Trümmern des Weltbrandes«, in dem zwar das Reich, das er regiert hat, aber nicht die Reichspost, für die er schreibt, zugrundegegangen ist. So ist es ihm vergönnt, den Vertrag, der den Staat verpflichtet, einen Teil unserer Lebensmittel über Triest zu beziehen, wie folgt zu interpretieren:

Das zum bettelhaften Krüppel verstümmelte Österreich —

(gewiß, doch diese Schwarzgelb-Alben tun so, als ob Österreich zur Entschädigung für die Niederlage in einem Angriffskrieg eine Vermehrung des Besitzstandes zu erwarten gehabt hätte)

mußte es also noch auf sich nehmen, dem Banditen, der es überfallen hatte, eine Einnahmsquelle zu eröffnen.

Ganz abgesehen von dem enthüllten Herzensplan des Herrn Conrad, der heute nur noch in Innsbruck im Tarockspiel mit den Söhnen Cadornas die Partie verliert, dieselbe schon lange vor dem frisch gewagten Weltkrieg zu beginnen, dürfte es die Revision eines ungerechten Friedens nicht wesentlich beschleunigen, wenn die Frechheit die zu eng gezogenen Grenzen überschreitet und sich mit solcher Tonart an den Wohltätern Österreichs vergeht. Der Herr Hussarek, dessen Name schon wie ein Hetzlaut aus jenen Mäulern klingt, die das Wort »Katzelmacher« der Welt geschenkt haben, hat aber angesichts »zweier Erscheinungen unserer Zeit« doch noch die Hoffnung auf eine schönere Zukunft der Menschheit. »Aus all dem Jammer der Jahre des Krieges und dem noch größeren jener des unseligsten Friedens« leuchtet ihm nämlich »in unversehrtem Glanze die Lehre und das Wirken der Nachfolger Petri auf dem obersten Stuhle der Christenheit, der Hirten des Schatzes der geoffenbarten Glaubens- und Sittenlehre hervor«, in deren Namen die gekrönten Schufte die Menschheit im Viehwagen zur Schlachtbank transportiert haben. Über den Trümmern des Weltbrandes »ragt unversehrt und erhaben das Vorbild des Kreuzes«, hoc signum, das nicht imstande war, die Menschheit vor der größten Bestialität seit und vor dessen Errichtung zu bewahren und seine Bekenner wenn schon nicht zu erheben, so doch unversehrt zu erhalten, da

sie ja im Gegenteil alle auf einmal darin zu »siegen« gehofft hatten. Und die Hussareks, die in dieser Zuversicht Gold für Eisen gaben und noch Kirchenglocken für Kanonen als Draufgab, sehen es, unenttäuscht, wie aus dem Meer von Blut, nun aus dem Chaos von Wucher und Fraß aufragen, mit dem Aufschwung der Preise auch den der Seele erhoffend immerdar. Das ist die eine der Erscheinungen, die Herr Hussarek hat. Sie dürfte so lange vorhalten, bis die Schwarzen und die Gelben dem Zauber ein Ende machen und die Gehirne Europas von den Verpflichtungen sündig errungener Unschuld befreien. Doch bis dahin brauchts lange Weile, die die Hussareks entsprechend auszufüllen gedenken.

Die ungleich weniger mächtige, aber doch bereits ebenfalls die Herzen stärkende und erquickende ist das Wiederaufleben des fast schon ganz verloren gewesenen Gedankens des legitimen Rechtes. Überall, wo es gekränkt wurde, regt es sich wieder, meist zwar schüchtern wie die ersten Frühlingsblümchen, noch halb unter der Schneedecke, hie und da, wie jüngst in Athen, doch schon in hellem Jubel. In der Kraft der Ideen der religiösen Erneuerung und der Wiederkehr des Rechts aber wird das kranke Europa genesen. Das ist unsere Hoffnung am Tage der Geburt des Herrn.

Im ersten Augenblick würde man meinen, der gute Christ erhoffe, nach der Schmach der Unterstellung des Lebens unter den Gewaltbegriff, die Wiederkehr des Rechtsgedankens. Er erhofft aber nur die Wiederkehr jenes »legitimen« Rechts, das die Gewalttätigkeiten sanktionieren und der Ordnung halber wieder in der Hand eines zwar nicht Berufenen, aber Auserwählten vereinigen soll. Er meint eben jenes Recht, dessen Wiederaufleben die ordentliche und die außerordentliche Henkerjustiz in Ungarn bedeutet und das in Deutschland, wo das Hakenkreuz über den Trümmern des Weltbrands ragt, sich im herzerquickenden Freispruch der Studierenden aller Mordsfakultäten ankündigt. Überall regt es sich wieder, wie die ersten Frühlingsblümchen, die nur noch mit etwas Blut zu begießen sind, und auch wir dürfen hoffen, wenn wir etwa den Hussarek zum Gärtner machen wollten, mit so einem Märzveigerl, das schon den Kelch oder sagen wir die Lippe öffnet, beglückt zu werden. Man nennt es schlicht die »Wiederkehr des Rechts«. Hussarek sagt es durch die Blume. Aber er ist doch recht eindringlich. Da sitzt man mit der Austria in einem kalten, schlecht beleuchteten Lokal, ist froh, daß man seine Ruh hat, und wie aus der Kanone geschossen fährt so ein Blumenmann auf den

Tisch los: Schöne Veigerln für die Dame!? Nein, Hussarek sieht schon ganz andere Bilder. Hussarek hört schon das Tedeum, denn er steht, an den Trümmern des Weltbrands, noch ganz unter dem Eindruck jener Berichte über die Wiederkehr des Konstantin. Der Jubel war frenetisch, es herrschte Königswetter, Geschützsalven donnerten, schrilles Pfeifen von Sirenen ertönte, Rufe wie: »Wir haben dich zurückkommen lassen!«, »Er ist da!« erschollen. Der König wurde von der hinzu drängenden Menge fast erdrückt; denn er trug einen großen Federbusch und saß in dem à la Daumont bespannten Wagen, und das entschädigt für alles. Flugzeuge warfen in diesem Moment Lorbeerzweige vom azurblauen Himmel Griechenlands. Dieser lachte. Kein Zweifel, der unsrige wird auch kein Spaßverderber sein. Hussarek sieht sich schon auf dem Westbahnhof und fühlt, wie unter der kundigen Assistenz der Funktionäre Spielvogel und Zawadil — man wird Angelo Eisner v. Eisenhof bemerken — mit einstündiger Verspätung vorbei ist die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Der Konstantin, in Athen so willkommen wie in St. Moritz störend allerwegen, mit seinen lachenden Töchtern ein Inventarstück sämtlicher Weltspiegel und Zeitechos wie nur die Familie Slezak in der Sommerfrische, ist ja nicht der einzige jener ebenso unbegabten wie schaffenslustigen Urlauber, denen die Schweiz trotz allerhöchst unsicherem Kantonismus ein Obdach gewährt hat. Das Recht kehrt wieder und des zum Zeichen wird man die Galgen mit Girlanden schmücken. Um Hussareks Zukunftstraum, wie man die Menschheit so und anders erhebe, abzukürzen, gebe ich ihm etwas Herzstärkendes ein:

(S t a m m t i s c h ü b e r s i e d l u n g.) Die seit 40 Jahren bestehende Stammtischgesellschaft »T e p p e n t i s c h« hat ihr Domizil vom Reichenberger Bier-Beisl in K ö p f s Restauration I. Bezirk, Wolfengasse, verlegt, was hiemit allen Freunden bekanntgegeben wird.

Es ist das Symbol alles Ereignishaften, das hierzulande mit einer Restauration nur irgendwie verknüpft sein kann. Hussareks Frühlingserwachen.

Vorläufig aber hängt noch alles, was uns beschert ist, am Weihnachtsbaum der Presse. Adalbert S t e r n b e r g, der sich, um journalistischen Verwechslungen vorzubeugen, »aus dem uradeligen Hause der Grafen Sternberg« unterschreibt, steht im Neuen Wiener Journal, also bei Löwenstein schlechtweg, gleichfalls an den Trümmern des Weltbrandes, und weiht dem »Homo

austriacus« sein Gedenken. Er nennt ihn den »höchsten Kulturmenschen«, einen »Herzenskulturmenschen ersten Ranges, wie es auf der ganzen Welt keinen zweiten gibt«, Österreich-Ungarn den »ersten Herzenskulturstaat« und sagt im gleichen Rausch der Begeisterung: »Einen Heurigen, Praterspatzen, einen Brady, das war nur in Wien möglich« und »Von der geistigen Einfalt eines Homo austriacus macht sich ein Fremder keine Vorstellung«. Sternberg ist trotzdem ursprünglich viel begabter als der gleichnamige Humorist der Neuen Freien Presse, mit dem er offenbar verwechselt zu werden fürchtet und der am Sonntag die Schmucknotiz über Glatteis, Sperrsechserl, Tramwayüberfüllung, Friseurstreik, kurz Junggesellenlust und Leid anonym schreibt, ohne Verwechslungen befürchten zu müssen, da er eine Klaue hat, die man sofort erkennt. Nur sollte der temperamentvollere Sternberg, der derzeit zwischen der österreichischen und der tschecho-slowakischen Republik schwankt und als einer der Trümmer aus dem Weltbrand uns vor Augen führt, was wir an der Monarchie verloren haben, sich aus Rücksicht auf seine Ahnen Maß anlegen und nicht so viel für Zeitungen schreiben. Gerade aus dem Grund, weil er begabter als sämtliche Journalisten der Zeitungen ist, für die er schreibt. Er kann von ihnen nur schlechtes Deutsch lernen, und das würde ihm in der Tschechoslowakei noch immer nicht vorwärtshelfen. Schon um im Neuen Wiener Journal vorteilhaft aufzufallen, sollte er weniger im Gotha und mehr im Adelung nachschlagen. Besonders, wenn er darüber klagen will, daß die Fremden es in Österreich so schlecht hatten, weil kein Homo austriacus ihre Sprache auch nur »rade b r a c h«, was ihn im Übrigen nicht hindert, den internationalen Charakter des Homo austriacus hervorzuheben und als einen seiner Vorzüge zu rühmen: »Wer Österreicher sein wollte, mußte Sprachen k e n n e n«. Die lateinische war bei allen Fähigkeiten, mit denen Sternberg die »H o m i n i a u s t r i c i« versieht, so wenig darunter wie die deutsche. Dagegen muß er wieder neidlos zugeben, daß die »hervorragenden tschechischen Österreicher, Palacky, Rieger, Masaryk so gut Deutsch k a n n t e n«. Dem Homo austriacus weiß Sternberg nachzusagen, daß »nicht ein einziger öffentlicher Skandal seit einem Jahrhundert ihm vorgeworfen werden kann«, aber erstens ist es nicht wahr und

zweitens wäre gegenüber dem einzigen öffentlichen Skandal, den das Dasein des Homo austriacus gebildet hat, ein einziger öffentlicher Skandal auch gar nicht aufhebenswert, und er bestand eben jeweils darin, daß er nicht entstand, weil sich hier jede Gemeinheit von selbst verstand. Sternberg, der über die meisten Dinge, die es gibt, verschiedener Meinung ist und alles, was Österreich betrifft, doppelt sieht, der den Franz Joseph als den Ursitz des Übels zeichnet, aber als den »Ideal-Homo austriacus den jeweiligen Kaiser selbst« verherrlicht, läßt sich zu der Halluzination hinreißen, es gebe »keine menschliche Gemeinschaft, die ähnlich gut war und ist als der wirkliche Österreicher. Man hat das am besten im Kriege gesehen. Die ganze Armee war einer Grausamkeit total unfähig«. Man darf nicht generalisieren, aber offenbar hat der Gute von der lachenden Gemütlichkeit der den hingerichteten Battisti umgebenden Soldatengruppe auf die ganze Armee geschlossen. In Serbien und Galizien soll auch ohne Hamur gehängt und gesengt worden sein. Aber das Alibi der Wölfe ist ihre Verkleidung und das Plaidoyer, mit dem sie noch immer Eindruck auf ihre Opfer machen möchten, ist, daß sie eh die reinen Lamperln seien. Die Herzenskultur Österreichs hat es nicht gehindert, die Welt in Brand zu stecken, und seine geistige Einfalt ihm nicht die Folgen vorgestellt. Herr Sternberg, der den Singular des Homo austriacus durchaus beherrscht, wird uns durch mißglückte Verallgemeinerungen keine Träne nach einem Österreich abgewinnen, das man beim Heurigen beweinen mag, dessen Untergangswürdigkeit aber die Praterspatzen von allen Dächern pfeifen.

In der Neuen Freien Presse steht, der Vergangenheit nachdenkend, mit Zukunfthoffnung Austriaken in den Anschluß lockend, keinen graden Satz hervorbringend, Herr Maximilian Harden an den Trümmern des Weltbrands, ein Meister seines Stils wie eh und je, darin höchstens noch von mir übertroffen. Nach langer Erholungfrist habe ich, zur Weihnacht des gepönten Lesers mich erbarmend, mich in die Satzfrohn erniedert und werde den zum Erlösergeburttag in die Holzpapiersitte der Phaiakenvolkheit geneigter Menschheitliebe entbundenen Klugschwatz des Gesinnungmächlers, wenn dem aus stärkstem Pflichtdrang erwachsenden Mühen, dem heute in Raumnot gebändigten, der widernde Ruch aus dem Sprachpferch erlösten Meinens nicht den Willenskanal stopft, ein nächstes Mal übersetzen.

Ein christlicher Dreh

Man weiß, daß mein Haß gegen die jüdische Presse nur noch von meinem Haß gegen die antisemitische Presse übertroffen wird, während hingegen mein Haß gegen die antisemitische Presse nur wieder von meinem Haß gegen die jüdische Presse übertroffen wird, aus welcher Reaktion, die sich jeweils und stets mit gleich starker Überzeugung für die endgiltige hält, sich die mir von beiden Seiten vorgehaltenen »Widersprüche« hinreichend erklären mögen. Wenn ich jener vom Vater auf den Sohn vererbten gräßlichsten Stimme dieses Zeitalters ausgesetzt bin, dem akustischen Ausdruck einer Gewure, deren Organ jede journalistische Form, die doch an sich das Weltübel ist, sprengt und keine Zeitung mehr, nur noch »das Blatt« ermöglicht; wenn ich diese folternden Selbstgespräche einer Individualität empfange, die mit fleischigem Finger den Ereignissen Stillstand und Fortschritt, je nachdem, diktiert: Der Streik muß sofort aufhören, und darüber den Titel setzt »Notwendigkeit sozialer Ruhe in der jetzigen Krise«; wenn diese Zunge, die ohne Rufzeichen befiehlt, ohne Doppelpunkt anführt und ohne Spatium betrügt, über jüdische Kommata gleitend zu schmeicheln und zu tändelen beginnt und nur so hinwälzt, wir haben einen Präsidenten, der Euripides zitiert, was schon an und für sich kein Befähigungsnachweis wäre, aber noch dazu falsch ist, weil er Sophokles zitiert hat und zwar das jedem Wachmann geläufige Zitat »Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da«; wenn ich das über mich ergehen lasse, wünschend, ich wäre ein Vanderbilt, damit ich die Schmach kaufen könnte und dem Monstrum von einem Sohn, der die Hoffnung, daß mit dem Ableben des Vaters Ruh sein werde, so grimmig enttäuscht hat, dazu helfen, sich »das Blatt«

vor den Mund zu nehmen — dann, ja dann wende ich wohl mein Ohr jenen Wiener Stimmen zu, die im Abendblatt der Reichspost zu so lockender Melodie eingefangen sind. Aber wenn ich sie einströmen lasse, ja nur einen Blick werfe auf die gottverlassene Unbegabung dieses Preßgojs, der von der andern Seite so wenig das Journalgesicht der Zeit trifft und so unmittelbar die Scheußlichkeit des Lebens wie jener; wenn ich nur die Starrkrämpfe dieses talentlosesten Zeichners aller Zeiten betrachte, der steif und fest behauptet, daß seine Figuren so aussehen und dessen gschmackige Unterschrift allein schon die Vision von Sirk-Ecke, Gartenbau, Gustomenscherln und Infanteriezwockeln heraufbeschwört; wenn ich dieses Brouhaha von stupiden Lettern erleide, die eine Rubrik einzuleiten scheinen und nur ein verhatschtes Zitat betiteln, diesen unwirksamen Wust von Tücke und Dummheit, diese Gedankensplitter eines Mostschädels, diesen hoffnungslosen Eifer eines Humors, der voraussetzt, daß die Welt verstehen werde, was »Ramatama« heißt, und der in der Devise »Rrtsch — obidraht!« triumphiert, diese brüllenden Beweise, daß Kasmader nicht besiegt sei oder wenn schon, so mit Unrecht, und daß die Welt sich doch einmal diesem Kulturideal beugen werde und daß die Habsburger doch die besten seien und daß es unter ihnen, als sie noch nicht Europa verwüstet hatten, doch viel schöner war als jetzt in Europa; wenn ich des Andrangs dieser Arischgesichter, in Wort und Bild, mich vergebens zu erwehren suche, wünschend, ich hätte die verlorene ungarische Million, sie zu bannen — dann, ja dann blicke ich wohl nach der Neuen Freien Presse aus und denke mir, daß das Scheußlichste was es gibt, doch noch immer nicht so scheußlich ist wie das Scheußlichste was es gibt, worauf ich mich dann sofort wieder der Reichspost zuwende und so fort in infinitum dieser jüdischdeutsch-österreichischen Zeitlichkeit.

Aber schließlich haftet doch und obsiegt für eine Stunde der für eine Ewigkeit unauslöschliche Abscheu, den die folgende Leistung, also der Reichspost, mit dicken Lettern an der Spitze eines Sonntagsblattes (12. Dezember 1920), mir hinterlassen hat:

Österreich im Völkerbund.

Die Bedeutung des Wahlausganges für die internationale Beurteilung Österreichs.

Genf, 11. Dezember.

In dem Kommissionsbericht über die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund ist die Rede bemerkenswert, die Rowell (Kanada) hielt, der auf die Bedeutung des letzten Wahlausganges in Österreich hinwies und sagte: Österreich habe die Bedingungen für die Aufnahme in den Völkerbund erfüllt. Es sei von hohem Interesse, in diesem Lande die Stabilität und die Produktionsmittel wieder herzustellen. Der vollständige Wandel in Verfassung und Politik Österreichs sei ein entscheidender Grund, das Gesuch günstig aufzunehmen. Henessy betonte, daß die radikale Umwandlung in Österreich keinem Zweifel unterliegen könne. Nachdem sodann Fisher den Antrag an die Versammlung gestellt hatte, der die Aufnahme empfahl, erklärten Branting und Karnebeek, ferner Dänemark, Norwegen, Italien und Japan dem Antrag zu sekundieren, worauf Cuncus (Chile) meinte, daß eine Abstimmung überflüssig sei. Auf Vorschlag Henessys wurde dennoch abgestimmt, um keinen Präzedenzfall zu schaffen, der in späteren Fällen Verlegenheiten bereiten könnte.

Dieser Kanadier, der noch Österreichs übertünchte Dreckigkeit nicht kannte — nicht zu verwechseln mit jenem in der Neuen Freien Presse mit den Worten gerühmten Landsmann: »Dieser Kanadier, der später Journalist wurde« —, also nicht dieser, auch nicht der von Seume, sondern jener Kanadier vom Völkerbund wird Augen machen, wie richtig die Reichspost seine geheimsten Intentionen erraten hat und zwar in einem Genfer Telegramm des Korrespondenzbureaus, in dem sie noch von Wien aus rechtzeitig das Kompliment unterbringen konnte, daß die Rede »bemerkenswert« gewesen sei, wie auch die zutreffende Auslegung, daß er »auf die Bedeutung des

letzten Wahlausganges in Österreich hingewiesen« habe. Es ist indessen auch möglich — und die Reichspost möchte es jedenfalls dahingestellt sein lassen —, daß dieser Hinweis sogar mit ausdrücklichen Worten, die die Reichspost bloß dem Sinne nach zitiert, erfolgt ist. Denn Rowell (Kanada) hatte, entsetzt über den Zusammenbruch der Habsburger und alles, was sich sodann begab, den Sieg der Herren Kunschak und Jerzabek, der wieder bessere Zeiten für Kanada inauguriert, gar nicht erwarten können. Nun aber wollte er, ein Verehrer des Obersten Wolff, nicht länger aus seinem Herzen eine ungarische Mördergrube machen und sprach das Wort, das zwar allen Zeitungen, aber der Reichspost mit dem eigens für sie als Überraschung gedachten Sinn telegraphiert wurde. In den andern lautet der Bericht über die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund wie folgt:

Genf, 11. Dezember. Aus dem Kommissionsbericht über die Aufnahme Österreichs sind einige Reden nachzutragen. Rowell (Kanada) wies unter Verlesung des Beschlusses der Washingtoner Arbeitskonferenz darauf hin, daß die Zulassung zur Arbeitskonferenz und die Aufnahme in den Völkerbund für Österreich sowohl als auch für Deutschland miteinander verknüpft seien, wenn auch die Zulassung dem Belieben der Völkerbundversammlung zu überlassen sei. Österreich habe die Bedingungen für die Aufnahme in den Völkerbund erfüllt. Es sei von hohem Interesse, in diesem Lande die Stabilität und die Produktionsmittel wieder herzustellen. Der vollständige Wandel in Verfassung und Politik Österreichs sei ein entscheidender Grund, das Gesuch günstig aufzunehmen.

Jonescu sagte, daß der wesentliche Unterschied zwischen Österreich und dem alten Habsburgerreich darin liege, daß sich Österreich von Ungarn, dem bösen Geist der Monarchie, getrennt habe. Die einzig wahren Bürgschaften für die Erfüllung der Friedensbedingungen seien die moralischen und Österreich habe seine Feinde von gestern überzeugt, daß es in einer moralischen Verfassung sei, die seine Treue zum gegebenen Worte verbürge. Das von Habsburg und von Ungarn befreite österreichische Volk verdiene das Zutrauen, das man ihm entgegenbringe.

Henessy betonte, daß die radikale Umwandlung in Österreich keinem Zweifel unterliegen könne. Der Wille, den Friedensvertrag auszuführen, sei evident. Das österreichische Volk scheine Beweise gegeben zu haben, daß es unter einem demokratischen Regime leben wolle.

Winiarsky erklärte, die Lage sei einfach und die Haltung Polens werde es auch sein. Polen sei für die Aufnahme. Vorbehalte gelten nur für jene, die sie gestellt haben. Benesch habe sich über die Nichterfüllung des Minoritätenvertrages beklagt. Winiarskys Meinung nach beziehe sich dieser nicht auf kürzlich Eingewanderte.

Benesch führte dann an, daß man jene, die für Österreich optiert haben, nicht als Eingewanderte im Gegensatz zu den Einheimischen ansehen könne. Seine Bemerkung wegen der Minoritäten ändere aber nichts an dem, was er zu Gunsten der Aufnahme gesagt habe.

Nachdem sodann Fisher den bekannten Antrag an die Versammlung gestellt hatte, der die Aufnahme empfiehlt, erklärten Branting und Karnebeek, ferner Dänemark, Norwegen, Italien und Japan, dem Antrag zu sekundieren, worauf Cuncus (Chile) der Meinung Ausdruck gab, daß eine Abstimmung überflüssig sei.

Auf Vorschlag Henessys wurde dennoch abgestimmt, um »keinen Präzedenzfall zu schaffen, der in späteren Fällen Verlegenheiten bereiten könnte«.

Während also Rowell (Kanada) mit dem vollständigen Wandel in Verfassung und Politik Österreichs mindestens auf den Wahlausgang anspielt, durch den ihm die Bedingung für die Aufnahme in den Völkerbund eben erfüllt scheint, hat Jonescu ihn mehr auf die Befreiung Österreichs von Habsburg und von Ungarn bezogen. Wenngleich nun dieser offenbare Widerspruch — weil es sich ja doch um Österreich handelt und man da keinen Richter nicht brauchen wird — beide an der Befürwortung der Aufnahme in den Völkerbund nicht zu hindern schien, so bleibt doch die Haltung Henessys schwankend. Jonescu gegenüber, der leider nicht anders zu interpretieren war, konnte sich die Reichspost entschließen, ihn gar nicht zu ignorieren. Henessy hingegen schien zwar durch die Meinung, daß die radikale Umwandlung in Österreich keinem Zweifel unterliegen könne, beiden Auffassungen recht zu geben, konnte aber doch unmöglich

erwarten, daß die Reichspost von seiner Hoffnung auf ein demokratisches Regime in Österreich Notiz nehmen werde. Versteht sich, auch nicht von seiner Wahrnehmung, daß der Wille, den Friedensvertrag auszuführen, evident sei. Denn erstens verbürgt die von der Reichspost verstandene radikale Umwandlung in Österreich keineswegs den Willen, den Friedensvertrag auszuführen, da ja die Restauration der Habsburger im Gegenteil nur nach dessen Bruch erfolgen könnte. Und zweitens ist es einleuchtend, daß die Reichspost Henessys Meinung, der Sieg der Christlichsozialen bedeute eine radikale Umwandlung Österreichs, nur dann durch den Hinweis auf den Friedensvertrag hätte ergänzen können, wenn Henessy auch gemeint hätte, daß die Koalitionsregierung nicht gewillt war, den Friedensvertrag auszuführen. So blieb immerhin der erste Satz als die völlig unmißdeutbare Meinung Henessys verwendbar, die ebenso wenig wie die radikale Umwälzung in Österreich einem Zweifel unterliegen kann. Daß sie nicht ausführlicher zitiert werden konnte und gerade nur mit jenem Satz, mit dem Henessy der Ansicht Rowells (Kanada) zu sekundieren schien, hat er sich selbst zuzuschreiben; das kommt eben davon, daß die Redner im Völkerbund mehr sprechen, als die Reichspost brauchen kann, und nicht gleich selbst das auslassen, was sie nicht brauchen kann. Selbst Rowell (Kanada), der noch die glücklichste Fassung für den Bedarf der Reichspost gefunden hat, hätte sich die Bemerkung, daß die Aufnahme Österreichs mit der Deutschlands verknüpft sei, schenken können, da er ja dadurch von vornherein den Anschluß an seine Ansicht verloren hat, daß die Bedingung für die Aufnahme Österreichs durch den Wahlsieg der Christlichsozialen erfüllt sei. Die Redner im Völkerbund können doch füglich nur erwarten, daß die Reichspost von ihrer Zufriedenheit, daß jetzt in Österreich ein Umschwung eingetreten sei, Notiz nimmt, solange sie nicht sagen, von

welchem Zeitpunkt sie den Umschwung datieren und welche Politik sie für eine Garantie dieses Umschwungs erachten. Hat Rowell (Kanada) die Entgleisung seines ersten Satzes, den ihm die Reichspost nachsah, durch alle folgenden wettgemacht, so hätte Henessy gerade den günstigen Eindruck des ersten durch alle folgenden verdorben, wenn ihm die Reichspost nicht zu Hilfe gekommen wäre. Hätte Jonescu sich zuerst allgemein hoffnungsvoll ausgesprochen und dann in Gottes Namen spezialisiert, so hätte man auch mit ihm etwas anfangen können; aber so ist er mit dem Hinweis auf Ungarn gleich in die Debatte geplumpst und hat sich dann immer tiefer verstrickt. Völlig unmöglich, und der in Kanada verbreiteten Anschauung total zuwider, ist natürlich der Schlußsatz: »Das von Habsburg und von Ungarn befreite österreichische Volk verdiene das Zutrauen, das man ihm entgegenbringe«. Nicht bloß wegen der leider unverkennbaren Ansicht des Redners über das Wesen der Umwandlung Österreichs, sondern vor allem auch deshalb, weil doch ein Volk, das von der Reichspost informiert wird, alles eher als das Zutrauen verdient, das man ihm entgegenbringt, und weil es, wenn es die infame Fälschung nicht von selbst gemerkt hat und auch jetzt nicht mit einem Fußtritt regaliert, sich an ihr mitschuldig macht und dadurch das größte Mißtrauen verdient, das man ihm entgegenbringen könnte.

Überhaupt bleibt die Frage offen, ob nicht auch jene Redner im Völkerbund, denen die Reichspost das Wort entziehen muß, wenn sie es ihnen nicht im Mund verdrehen kann, mit ihrer Meinung, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem heutigen Österreich und dem alten Habsburgerreich bestehe, auf dem Holzweg sind. Gerade jener Wahlausgang, dem die Reichspost einen so starken Eindruck auf Kanada nachrühmt und von dem es nun feststeht, daß die Aufnahme Österreichs in den

Völkerbund nicht seinetwegen, aber immerhin trotz ihm erfolgt ist, hätte ihnen zu bedenken geben sollen und ein Blick auf das, was sich jetzt in den österreichischen Ämtern begibt, hätte ihnen bewiesen, daß dieser neugeborne Staat sich wie ein Kadaver fühlt — nicht als jenen durch den Totschlag des Friedens, sondern als weiland Seiner Majestät Kadaver —; daß er von keinem andern Gedanken als von der Sehnsucht regiert wird, daß kein wesentlicher Unterschied mehr sei zwischen dem heutigen Österreich und dem alten Habsburgerreich; und daß er nicht nur bereit ist zu vergessen, welche Mächte ihn von langer Hand zu einem Verein für Verarmung und Bettelei gemacht haben, sondern sich auch alles zu verzeihen, was inzwischen geschehen ist, wenn nur jene wieder zurückkehrten. Könnte es für dieses Heimweh nach Gespenstern einen drastischeren Beweis geben als den Zeitvertreib, sich mangels ihrer Erscheinung wenigstens an ihrer Sprache bureaukratisch zu ergötzen — als den Einfall eines Amtstölpels, der unsere Gegenwart so wenig von jenem k. k. bedreckt fühlt, daß er allen Ernstes den Anschluß an die alte Melodie versucht, wonach nun unser Bündnis mit Ungarn »ausgebaut und vertieft« werden soll! Wäre dem Völkerbund eine einzige Nummer der Reichspost vorgelegen, vorausgesetzt daß es überhaupt möglich ist, diesen Tief- und Rückstand einer Zivilisation in die Idiome der Welt zu übersetzen, so hätte sie die Wahrnehmung gemacht, daß sich hieramts, hierorts nicht nur nichts verändert, nichts gewandelt, nichts umgeschwungen hat, daß hier nicht nur jene »Stabilität« herrscht, auf die es dem Völkerbund am allerwenigsten ankommt, sondern daß hier bei vollkommener Untätigkeit der Drang am Werke ist, daß sich nichts verändere; daß hier außer den Gesetzen der Schwerkraft und etwa noch der Trägheit kein einziges und gewiß nicht das der Kausalität respektiert wird; daß die Republik im Namen Seiner Majestät

des Kaisers Justiz übt, den Hochverrat an ihr nicht als Straftat, sondern als Milderungsgrund betrachtet, sich selbst für die Folgen des kaiserlichen Verbrechens verantwortlich macht und dafür vom Kaiser gestraft sein möchte. Und wenns gar jene Nummer der Reichspost gewesen wäre, die den Bericht über die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund gebracht hat, so hätten die Vertreter sämtlicher Staaten erkannt, daß sie ein Österreich in ihre Mitte einlassen wollen, von dem sie glaubten, es habe bereut, das aber in Wahrheit noch nicht einmal besiegt ist. Aber sie hätten auch gemerkt, daß dieses Volk in seiner Mehrheit von einer Presse repräsentiert sei, die ihm eine Ausnahmsstellung in allen sogenannten Belangen zuweist, und Kanada, das immer schon den Ruf hatte, von den europäischen Dingen enttäuscht zu sein und sich nach gewonnener Erkenntnis seitwärts in die Büsche zu schlagen, hätte vollends den Glauben an die Menschheit verloren und gefragt, ob denn Österreich außer der Tuberkulose noch immer die Habsburger habe und ob es denn noch immer Krieg führe, weil es noch immer glaube, lügen zu müssen. Ich hätte es belehrt, daß die Wilden auch dann bessere Menschen sind, wenn man sie nicht ausgerechnet mit christlichen Journalisten vergleicht, daß aber allerdings eine Tatsache vorliegt, zu deren Wirkung die Moral des Berufs kaum zugereicht hätte, ohne Sukkurs von jener neujesuitischen Denkungsart, die das schmutzigste Mittel durch den unreinsten Zweck zu heiligen glaubt. So dürfte denn dieser christliche Dreh eines der stärksten Kunststücke sein, die die Geschichte des Journalismus in Österreich aufzuweisen hat. Und ganz Österreich ist darin, mit dem Absolutismus der Schamlosigkeit, die an sichtbarer Stelle und augenfällig einen politischen Sachverhalt zurichtet, gemildert durch die Hoffnung auf die Schlamperei, die es schon nicht bemerken wird.

Die ungarischen Dokumente, die die Korruption dieser Presse erweisen, waren echt, nicht wiewohl, sondern weil einer gestanden hat, er hätte sie gegefälscht. Dies österreichische Dokument, das auch die Dummheit dieser Presse erweist, ist nicht minder echt und nur sein Inhalt ist eine Fälschung, freilich eine, die sich erfrecht, die Grenzen der Dummheit weiter zu stecken als die des Landes, über dessen Zulassung zum Völkerbund jetzt entschieden wurde. Die Vertreter aller Staaten waren einig darüber, daß sie zu erfolgen habe, einig darin, daß hier ein vollständiger Wandel der Gesinnung eingetreten sei, nur daß die einen anerkannt haben müssen, er sei nach rechts, die andern, er sei nach links eingetreten. Wenn der Völkerbund sich vorbehalten hätte, vor der endgiltigen Entscheidung den Bericht der Reichspost abzuwarten, wären wohl alle Staaten der Welt auch darin einig gewesen, daß er überhaupt nicht eingetreten sei, sondern daß in diesem Lande gefälscht und gelogen werde wie eh und je, und daß ein Österreich, das bis zum letzten Hauch einer Roßtäuschermoral unterworfen bleibt, nicht in den Völkerbund, sondern in ein Konzentrationslager gehört. Dann aber hätte er sich vielleicht zur Untersuchung der letzten Ursache des Ruins einer Kultur entschlossen, deren Aussatz eine europäische Gefahr, deren Aussetzung ein Interesse der Menschheit bedeutet. Dann hätte er sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Plan einer Beruhigung der Welt im luftleeren Raum gedacht ist, solange sie um das einzige ehrliche Kriegsziel, um den einzigen wahren Sieg betrogen bleibt, der erst die Befreiung von Habsburg krönt: die Befreiung von einer Presse, die, ob in jüdischer oder in christlicher Hand, an die Ehre der Welt greift!

Die Zusendung von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Ausschnitten, Drucksachen, Manuskripten oder brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Das etwa beigelegte Porto wird einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

ABONNEMENTS auf „DIE FACKEL“

können infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht mehr übernommen werden, sondern nur gegen eine Mindestvorausbezahlung von K 50·— (Mk. 30·—) die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sofort zu expedieren. Von dem vorausgezahlten Betrage wird der Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte jeweils in Abzug gebracht werden und rechtzeitig, ehe das Guthaben aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolgen.

Frei-, Tausch-, Probe- und Rezensionsexemplare der »Fackel« wie der selbständig erschienenen Werke werden nicht abgegeben.

Zurückzukaufen gesucht

Nr. 1, 2, 26, 35, 48, 74, 83, 84, 87, 92, 138, 152, 162, 192, 193, 194, 195, 211, 242/243, 287, 293, 317/318, 319/320, 321/322, 378—380, 457—461

Inhalt der vorigen Nummer 552/553, Oktober 1920:

Die Riesentanne / Die Gefährten / Der Gott des Lachens / Notizen

---

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstr. 3

NR. 561—567 MÄRZ 1921 XXII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Unsichere Kantonisten / Inschrift / Nach sechsjähriger Unterbrechung / Erlösergeburttaggabe / Der junge Springinsgeld / Glossen / Aus der Sudelküche / Schöpfung / Eros und der Dichter / Notizen / Mödling und Wien / Neujahrsgeschenke / An den Polizeipräsidenten / Der Lacher / Silvesterruf an die Welt.

Preis dieses Heftes:

K 24·— / čsl. K 10·— / Mk. 8·—

An der außerordentlichen, durch die Verteuerung des Materials bewirkten Preiserhöhung und an dem Zuschlag, den die Buchhandlungen und viele andere Verschleißstellen einheben, ist der Verlag nicht beteiligt.

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit in Genf
an die Frauen und Mütter der Welt:

»Auf dem Internationalen Frauenkongreß in Zürich im Frühling 191(legten die anwesenden Frauen aller Länder das eidesstattliche Gelöbnis ab, ni(wieder durch Hilfeleistung irgendwelcher Art künftige Kriege zu unterstützen Der allgemeine internationale Frauenstreik für den Kriegsfall wurde einstimmi; beschlossen. Dieser Streik aber muß in allen Ländern von langer Hand vorbe reitet werden, damit in der Stunde der Gefahr eine geschlossene Macht dasteht an der der Wille kriegslüsterner Machthaber zuschanden wird.

An uns Frauen und Müttern, die wir durch das unsagbare Leid un(Grausen des Weltkrieges gegangen sind, ist es, künftige Kriege im Kein zu ersticken. Krieg und Frieden liegt in unserer Hand, wenn wir einig sind Ohne unsern Willen, ohne unsere Bereitwilligkeit stellvertretend Handel, Verkehr und Industrie aufrecht zuerhalten, können die Kanonen auf den Schlachtfelder nicht eine Stunde lang ihr Todeswerk vollführen.

Darum, ihr Frauen und Mütter aller Länder, verbindet euch durch eur(Unterschrift zu dem weltumfassenden Gelöbnis und haltet es treu, wenn di(Gefahr der Zeit es nötig machen sollte. Gleichgesinnte werden aufgefordert folgendes zu unterschreiben: In Erkenntnis der ungeheuern Verantwortung fü das Schicksal von Millionen und Abermillionen, die jede einzelne von un: trägt, erklären wir Frauen und Mütter durch unsere Unterschrift, daß un: Heiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens oberstes Gesetz ist; daß wir dami alle organisierte Tötung als menschenunwürdig verwerfen, um in Zukunft ni(wieder — sei es durch Geld, Propaganda oder Arbeit — dem Kriege noch dem Bürgerkriege Vorschub zu leisten.«

DIE FACKEL

Nr. 561—567 MÄRZ 1921 XXII. JAHR

Unsichere Kantonisten

Wenn es sich bestätigen sollte, daß die Hohenzollern wegen Mißbrauchs des Asylrechts für vaterländische Putschzwecke aus Holland abgeschafft werden und in die Schweiz übersiedeln, dann sollte die Schweiz darüber nachdenken, ob die Habsburger nicht endlich nach Holland zu schicken wären. Mindestens aber müßte man dort den vielen geborstenen Säulen, die von verschwundner Pracht allzu lebhaft zeugen, erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden, und wenn man schon Bedenken trägt, dem aussichtslosen Geschäft der Habsburger-Propaganda, aus dem sich alle möglichen Exdiplomaten, Exexzellenzen und aktiven Schmierer ihre Franken herausfetzen und das, wenn schon nicht die erstrebten Unruhen, hinreichend Unruhe bewirkt, mit dem Betrugsparagraphen beizukommen, so müßte man doch allen, die sich unterstehen, die österreichische Republik zu beklatschen und zu besudeln, den Unterstand verweigern. Wie füllt zum Beispiel jener Ludwig Bauer seinen Platz in der Schweiz aus, dessen Umfang doch größer ist als der Österreichs in seiner heutigen Gestalt und der sich nicht scheut, es in seine Tasche zu stecken? Wenn der Bauer kein Riesenspielzeug für die Helvetia ist — »So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn« —, dann besteht gar kein Grund, den Kantonschreck länger gewähren zu lassen. Und regt sich keines Attinghausen Stolz gegen diese Rudenze der k. u. k. Diplomatie — no ja, der

Uli Palffy —; gegen die Konsulatsschlieferln, die im Krieg keine andere Ehre aufhoben als die der Weiberröcke, die die Vorbilder an Lebensführung und Begabung noch über den Krieg hinaus den Schweizern aufdrängen möchten und nichts zu tun haben als ihre arme Heimat zu verleumden; gegen die für Bridge enthobenen Juden, deren Gimpel wieder jene sind und die für die Ehre (nämlich ihnen Du sagen zu dürfen) alles tun, gegen die Spieler und Wühler, Bobbengel und Foxtrottel, gegen die Edi und Bledi und Vucki und Schnucki, gegen das fashionable Ungeziefer der Berghotels, die Maden im Schweizerkäs, die Parasiten ihres Vaterlands und ihres Asyls, die im Krieg nichts unternommen haben als spionieren, koitieren und konspirieren und die es nun fortsetzen wollen, weil sie ja doch nichts gelernt haben als ab- und zu- und ab und zu auch umzutreiben. Wenn man nur ihnen folgte, den besorgten Patrioten in der Fremde!

Das Land ist schwer bedrängt — Warum, mein Oheim?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Not?

Beileibe nicht sie! Sie machen doch Propaganda für die Besserung:

Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Dranges los zu sein
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.

Das wär' ein Aufschwung — also prima! Und Aähskaffee gäb's — also ideal! So muß man sich alles unter der Hand verschaffen in dieser Saurepublik, wo die Minister bekanntlich den ganzen Tag im Auto herumfahren und bei Tisch sich mit der Gabel den Kopf kratzen. Agassant. Jedoch sub auspiciis imperatoris gedeiht der Abschaum der Creme, ist wieder überall zu haben und nicht mehr auf diese fade Schweiz angewiesen, die einem schon zum Hals herauswächst. Bei der Entente wird man ja doch nicht

für voll genommen, weil der Lord und der Marquis halt dem Grafen, der anderen zum Durchhalten zugeredet hat, nicht die Hand reichen und sie noch vorsichtshalber waschen würden — so bleibt nichts übrig als im Lande zu bleiben und sich redlich vom Umsturz zu nähren. Der Mensch muß doch eine Beschäftigung haben. Man ist eh nur so lange Monarchist, bis wieder ein Monarch kommt; ist einer da, dann kann man wieder Witze über ihn erzählen und das Erzhaus als eine Idiotenanstalt schildern. Der Mensch muß doch eine Beschäftigung haben. Hätte die Entente sich nicht so hopatatschig benommen und gäbs noch ein Österreich-Ungarn, das man in Pariser und Londoner Bordellen vertreten könnte, so dächten sie ja nicht im Traum daran, das österreichisch-ungarische zu restaurieren. Das kann doch nicht verboten sein. Sie sind ja eh die reinen Lamperln, und weiß wie der Terror.

Nun, die Schweizer, die die Wiener Kinder aufgenommen haben, sollten noch mehr für sie tun, indem sie die Wiener Erwachsenen hinauswerfen, und nicht bloß solche, die mit der charitativen Fürsorge für jene in Einem den Zweck persönlicher Wohlfahrt — per Auto — erfüllt haben. Die Schweiz, die im Krieg bis zur äußersten Grenze nachsichtig war und nur manchmal in Buchs den k. u. k. Gesandtschaftsdamen die Schokoladekisten und Schuhwarenlager saisierte, hat viel nachzuholen und sollte nun erst untersuchen, ob alle Kantonisten auch sicher sind. Weil Schiller nie in der Schweiz war, scheinen die Schweizer nie den Tell gelesen zu haben. Sie sollten, was sie für sich selbst nicht um die Habsburg gewollt hätten, auch an denen verabscheuen, die an der Gastfreundschaft schmarotzen, um die Heimat zu verraten. Sie sollten nicht zugeben, daß von der österreichischen Gefahr, die ihnen selbst nicht mehr droht, Österreich heimgesucht werde. Was von allen ihren Rechten galt, gelte heute vom Asylrecht, und es wiederhole sich ein Rütlischwur:

»Der sei gestoßen aus dem Recht der Schweizer,
Wer von Ergebung spricht an Österreich!
Landammann, ich bestehe drauf, dies sei
Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.«

»So sei's. Wer von Ergebung spricht an Östreich,
Soll rechtlos sein und aller Ehren bar,
Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.«

Alle (heben die rechte Hand auf):
Wir wollen es, das sei Gesetz!

Und das Gesetz sollte imstande sein, den Mietvertrag von Prangins aufzulösen, dem Berchtold die Konditorei am Thunersee, wo man so guten Aähskaffee bekommt, ungemütlich zu machen, ihm beim Einstudieren des Foxtrott — was sich denn auch wirklich nicht schickt angesichts des Totentanzes, den nach dem Takt eines Trottels die dümmere Welt vollführt hat — Maß aufzuerlegen und die ganze rasend flotte und fabelhaft montierte Gesellschaft von Viveuren und Christen, Bankrotteuren, Journalisten, Aristokraten, Lemuren, Diplomaten und Huren und dieses ganze Kaliber von Schmierer und Schieber wenn schon nicht mores, so doch den Respekt davor zu lehren!

Inschrift

Die Räuber

Nicht alles muß man sonst dem Räuber geben,
noch bleibt die Wahl, man hat es in der Hand.
Es heißt ja: Geld her oder Leben,
jedoch nicht: Gut und Blut fürs Vaterland!

Nach sechsjähriger Unterbrechung

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hyänen lagern sich über die Leichen.
Drei gelegentliche Mitarbeiter erscheinen.

Der erste gelegentliche Mitarbeiter

Der Frühschein schon über der Finsternis liegt.
Der Walzer hat über den Tango gesiegt.

Der zweite gelegentliche Mitarbeiter

Wie sich endlich der Frohsinn der Trübsal gesellt!
Es sind die Vertreter der Handelswelt.

Der dritte gelegentliche Mitarbeiter

Das Leben erholt sich von mühvollen Taten.
's gibt Industriekapitäne und Bankmagnaten.

Der erste

Ich muß nicht mehr in der Einsamkeit wandern.
Ich habe sie schon bemerkt unter andern.

Der zweite

Mir scheint selbst, das Ziel ist gar nicht mehr weit.
Ich hatte bereits die Gelegenheit.

Der dritte

Man hat auch genug von dem Treiben der Truppen.
Es bilden sich wieder die anderen Gruppen.

Der erste

Das wird, mein' ich, jetzt ein ganz anderer Fall.
Ich wittere Morgenluft und Concordiaball!

Der zweite

Er übertrifft ganz gewiß seine Vorgänger weit.
Frau Fanto trägt ein Ecru-Creme-Crepe-Souplekleid.

Der dritte

Die Estrade wird kaum ihre Zugkraft verlieren.
Das Publikum seh' ich bereits sich massieren.

Der erste

Daß sie, gottbehüt, nicht zusammenbräche!
Jetzt ziehn sie sich alle schon in die Gespräche.

Der zweite

Jetzt kommen auch die, die sich immer begeben.
Was sich sonst noch begibt, soll man nicht erleben.

Der dritte

Der Salvator hat einen elastischen Schritt.
Drei kaiserliche Räte erscheinen zu dritt.

Der erste

Zwei Konsuln erscheinen, weil man sie vermißte
sonst in der sonst schon vollzähligen Liste.

Der zweite

Man verliert keine Zeit, die Verlustliste lesend.
Zum Glück ist, was Namen hat, heute anwesend.

Der dritte

Denn hier geschieht, was längst geschah;
schaun Sie her, der Angelo Eisner ist da!

Der erste

Es wimmelt von Sternen und auch Koryphän,
nein, was sich da tut, man wird doch da sehn!

Der zweite

Der Generalstab ist verhindert, aber der Höfer ist
erschienen.
Noch liegt der Ernst auf den sämtlichen Mienen.

Der dritte

In der welthistorischen Faschingsnacht
weiß man doch, wofür man die Opfer gebracht.

Der erste

Gern möcht' ich noch wissen, was der Feind sich
da dächte.
Denn, ei, der Humor tritt schon in seine Rechte.

Der zweite

Sieh, alles ist da, die Niedern und Obern.
Die Jugend will sich das Tanzrecht erobern.

Der dritte

Ich fürchte, zu Ende geht dieses Fest.
Sie sehn doch, der Teufel tanzt mit der Pest!

Sie entfliehn.

(»Die letzte Nacht«, 1917)

Ich glaub's ja nie, was ich der Zeit zutraue. Immer wieder hoffe ich, sie werde mich enttäuschen. Sie aber überrascht mich nicht allein durch Erfüllung, sondern gleich auch durch Übertreibung der Gestalt, die ich ihr angesonnen. Sie bestätigt

nicht nur, was ehedem paradox war, sondern sie schreibt meine Satiren mit der plumpsten Hand jener Gefolgschaft, die mir meinen Stil verhaßt gemacht hat. Zwischen Trichtern und Kavernen, zwischen sterbenden Soldaten und Gasmasken die Vision eines Concordiaballs aufsteigen zu lassen, war Selbstqual, die der Zeit mit der letzten Scheusäligkeit, deren sie fähig wäre, bange zu machen schien, hoffend, daß sie's doch nicht wäre. Ein Ozean von Tränen, ein Orkan von Seufzern, ein Totengebirge werde sie dauernd trennen, die Schlaflosen jener Letzten Nacht und die Besucher des Concordiaballs, die Verlustliste und die Präsenzliste, den Rest von Menschheit und die Welt der Fantos und Gespenster. Und nun begibt sich eben das, was ich nicht für möglich gehalten und nur vorausgesagt habe. Der einzige Unterschied ist, daß der Salvator keinen elastischen Schritt mehr hat, sondern daß die Vertreter der interalliierten Kontrollkommission sowie der Reparationskommission erschienen sind, allerdings wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Generalstab verhindert ist. Aber das ficht eine ihres schweren und verantwortungsvollen Berufes bewußte Presse nicht an. Sie hat alle Hände voll zu tun und es ist anerkennenswert genug, daß sie sich auch noch des Wandels der Zeiten zwischen dem letzten und dem heurigen Concordiaball bewußt wird, der natürlich seine Vorgänger weit in den Schatten stellt.

Nach sechsjähriger Unterbrechung hat am Montag wieder ein Ballfest des Journalisten- und Schriftstellervereins »Concordia« stattgefunden. Es war ein kühnes Wagnis, die alte Wiener Institution des »Concordia«-Balles . . . wieder ins Leben zu rufen.

Weiß Gott, das war es, und ihm sei's geklagt, daß von allem, was wir verloren, just dies eine wieder ins Leben zu rufen gelang!

Sechs Jahre sind seit dem letzten »Concordia-Ball« ins Land gegangen. Schwere und finstere Jahre der Sorge und Aufregung, in denen sich alles von Grund auf verändert hat: das Reich und die Stadt, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die Gesellschaft . . .

Wenn man dazu noch die paar Toten rechnet, die paar Krüppel und die paar Blinden, immerhin genug der Veränderung. Der Concordiaball aber ist da, er lebt, es behielt ihn nicht. Und mit ihm der vielgeliebte Urlaut jener Sprache, die im Schlachtendonner nicht verstummt ist, weil sie

die Kraft hat, ihn zu übertönen, wie sie die Kraft hatte, ihn zu erwecken. Und so erfahren wir denn, daß der Concordiaball, den wir wie einen Bissen Brot gebraucht haben und nach dem wir in sechs concordiaballosen Jahren geschrieen haben wie der Hirsch nach der Quelle, einen Beweis erbracht hat, nämlich:

den so notwendigen Beweis, daß die geistigen Elemente Wiens nicht zu abdizieren gesonnen sind, daß sie trotz aller Ungunst der materiellen Verhältnisse nicht darauf verzichten wollen, maßgebend zu bleiben für die Gestaltung unseres geselligen und gesellschaftlichen Lebens.

Ei, das ist schön von den geistigen Elementen Wiens, daß sie sich diesen Ehrgeiz bewahrt haben. Ihre Geistigkeit, die sich in den ereignisvollen sechs Jahren nicht verändert hat, erscheint nicht einmal durch den Umstand alteriert, daß der Concordiaball von den Sophiensälen in die Konzerthaussäle verlegt worden ist, was höchstens mich nervös machen könnte, der aber, da er nicht zu den geistigen Elementen Wiens gehört, hier nichts zu sagen hat. Die andern fanden sich rasch darein.

In Sophiensaal Ehren ergraute Komiteeherren hatten aus dem reichen Schatz ihrer Friedensballerinnerungen das Beste hervorgeholt, um es in die Gegenwart zu verpflanzen.

Wie wird mir? Was will die einsame Träne? Nicht wird sie mir den Blick trüben auf die Estrade und auf das Spalier, wo sie sich schon zu massieren beginnen. Das waren Zeiten! Ja, werden denn die nicht wieder kommen? Geduld, gleich sind sie da. Zuerst aber hat etwas anderes zu erfolgen.

Empfang der Gäste durch die Komiteemitglieder, die hier als Nachtredakteure der Liebenswürdigkeit einen ziemlich anstrengenden Dienst übernommen haben, immerhin noch einen leichteren und weniger verantwortungsvollen als jene Kollegen –

Aha, die die Zeitungen schreiben und die darin so oft durch verbrecherische Irreführung gestört werden? Nicht doch, sondern jene

die das Austeilen der vielbegehrten, literarisch-künstlerischen Damenspende besorgen.

No gar so literarisch-künstlerisch ist solch eine Damenspende just nicht beschaffen und man weiß schon, was ich von den Damen halte, die sich so einen Dreck spenden lassen, ja ihn noch begehren. Freilich bin ich da nicht maßgebend, da ich ja nicht weiß, was sich hinter der Damenspende birgt. Nämlich:

Dieser Almanach war das richtige Sinnbild des heurigen »Concordia«-Balles. Hinter mehr als einem der geistvollen Epigramme und Scherzworte, die seinen Inhalt bilden, birgt sich mutige Daseinsbejahung und stolze Entschlossenheit, den schweren Kampf aufzunehmen und weiterzuführen —

Was, nach den sechs Jahren? Nein, den Kampf:

Wien und den Wienern jenen Platz an der Sonne zu verschaffen, der ihnen gebührt.

Aber derartige Bestrebungen haben in der Weltgeschichte schon einmal dazu geführt, ihn zu verlieren, und ob überhaupt die Damenspende des Concordiaballs das richtige Mittel ist, um zu verhindern, daß der Wiener untergeht, mag etwas zweifelhaft sein. Und vollends verhält sich die Sache doch wohl so, daß zwar jeder der tausend Schmocks und Schieber mit mutiger Daseinsbejahung auf den Concordiaball gegangen sein mag, aber keiner mit der stolzen Entschlossenheit, einen schweren Kampf aufzunehmen und weiterzuführen. Höchstens den auf die Estrade herauf und um das Spalier herum, wo sie sich schon zu massieren beginnen. Na, sind wir so weit? Bumsti, is scho da:

Das »Concordia«-Spalier in der Mitte des Saales wird mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aufrecht erhalten, und jene Kollegen, welche die Ehrengäste durch den ganzen Saal zur Estrade zu geleiten haben, legen im Laufe des Abends einige Kilometer zu Fuß zurück und holen derart alles reichlich nach, was sie das ganze Jahr durch die ungesunde sitzende Lebensweise am Schreibtisch an sich selbst sündigen.

Bitte auch an der Bevölkerung, der die Schreibtischlebensweise der Herren gleichfalls nicht zuträglich ist! Nur daß eben die Bevölkerung sich nicht durch die Bewegung schadlos halten kann, die sich die geistigen Elemente auf dem Concordiaball machen, indem sie die Industriekapitäne zur Estrade geleiten und von hinten herum wieder zum Vorschein kommen, um die Bankmagnaten einzuholen. Der Bevölkerung, das heißt, soweit sie überhaupt auf den Concordiaball geht und nicht vielleicht die Nacht in Massenquartieren oder Sammelkanälen zubringt, bleibt es höchstens überlassen, sich zu — na was?

Der Aufmarsch der Berühmtheiten durch die dichte Reihe der Zuschauer, die sich links und rechts hinter den Ordnerketten massieren, konnte es —

No also, aber was konnte er?

— es mit jedem »Concordia«-Ball der Vergangenheit aufnehmen.

Nu na nicht. Übertroffen hat er ihn!

Minister und Diplomaten halten ihren Einzug, und ihre Namen gehen von Mund zu Mund.

Noch gesünder für die Bevölkerung wäre es, wenn umgekehrt Minister und Diplomaten ihren Mund hielten und ihre Namen eingezogen würden.

Aber eifriger werden die Kommentare, lauter die anerkennenden, die bewundernden Bemerkungen, wenn —

Also sich vorzustellen, daß bei der feierlichen Einholung der Herren Mayr, Breisky und Heinl durch jüdische Journalisten bewundernde Bemerkungen laut wurden, war ohnedies schwer. Aber alles wird lebendig

wenn die beliebten Künstler Wiens sichtbar werden, die Größen des Burgtheaters —

wie groß sind die?

und der Oper, die Lieblinge der Operette oder der jüngsten Muse, des Kinos, die sich auf dem Wege zwischen Eingang und Estrade von ihrer Popularität auf das Angenehmste überzeugen können.

Und wenn nur fünf da sind, die sich in solcher Lage nicht enthalten können »Hoch Marischka!« zu rufen, so würde ich Sodom doch verderben! Und nun geschieht das Furchtbarste.

Die Estrade ist trotz ihrer respektablen räumlichen Ausdehnung so voll, daß die vielberufene Stecknadel selbst dann nicht zu Boden fallen könnte, wenn sie im Preise nicht entsprechend gestiegen wäre und daher an Wert so viel gewonnen hätte.

Wir haben wirklich jene sechs Jahre durchstehen müssen, um diesen Satz zu erleben. Und diesen:

An der Anmut und Schönheit der Frauen und Mädchen haben die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Gott sei Dank nichts zu ändern vermocht.

Wozu der Galante, »ohne gerade ein Toilettenfachmann zu sein«, aber nicht ganz ohne Schalkhaftigkeit sich zu bemerken gestattet,

daß unbeschadet alles Glanzes, der entwickelt wurde, die Wiener Weiblichkeit mit sicherem Takt und Geschmack den »Concordia«-Ball nicht als die richtige Gelegenheit angesehen hat, sich dort etwa in jenen Exzentrizitäten zu ergehen, die sonst manchmal beobachtet werden sollen.

Dagegen, und dies sei als ein »gewiß nicht unsympathischer Zug des heurigen Concordia-Balles« verzeichnet:

Es wurde früher und mehr getanzt als jemals.

Ich fiebere vor Erregung. Nämlich mit jener Jugend, die sich das Tanzrecht erobern will. Wird sie nicht? Will sie nicht? Wo bleibt sie? Was zögert sie? Heraus mit dem allgemeinen —, also was is denn? Is scho da:

Jene historische Jugend, der man gewohnheitsgemäß nachzusagen pflegte, daß sie erst in vorgerückter Stunde zu ihrem Tanzrecht gelangt sei —

Also bitte, zwanzig Jahr hat der Schmock es naiv, ganz ursprünglich, immer von neuem herrlich wie am ersten Tag hingesagt, plötzlich kriegt er das Klischee-Bewußtsein. Und was ist mit jener historischen Jugend geschehen? Sie — bitte, wörtlich:

ist längst ausgestorben.

Aber die Selbstverständlichkeit, mit der wieder das hingesetzt ist, ist wahrhaft erschütternd. Die Jugend ist ausgestorben. Ja, zum Teil mag sie's ja wirklich sein in den sechs Jahren, wiewohl man füglich annehmen müßte, daß die Jugend des Concordiaballs zumeist enthoben war oder zu nichts anderm tauglich als sich eben das Tanzrecht zu erobern. Doch selbst dann wirkt es erdbebenhaft erschütternd, in einem Ballbericht dieser Zeit zu lesen, daß die Jugend ausgestorben ist. Aber es stellt sich zum Trost heraus, daß nur jene Jugend ausgestorben ist, die erst in vorgerückter Stunde. Die lebenstüchtigere, die sofort erobern will, lebt.

Die neue, energischere Jugend gibt auch hier bald ihrer Meinung Ausdruck, daß ein Ballabend Hand und Fuß haben muß. Der offiziellen Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich Foxtrott-Taten sehen.

Ja, aber um Gotteswillen, ist denn auf diesen Concordiabällen kein Arrangeur da, der sie bändigen könnte? Und muß es wirklich zu solcher Schilderung kommen, die weit ärger ist als der Exzeß? Oder ist die Eroberung des Tanzrechtes nicht bloß die Phrase des Ballschmocks, die er selbst nur mehr als solche erlebt, sondern blutigste Wirklichkeit? Der Präsident der »Concordia«, jener Herr Edmund Wengraf, der das Bedürfnis

fühlte, eine Verbindung seiner sozialpolitischen Vergangenheit mit seiner Gegenwart auf einem Fest von Schmöcken und Schiebern herzustellen,

sagte, daß kein Volk auf die Dauer Arbeitsfreude äußern könne, wenn man ihm verwehre, Lebensfreude zu betätigen.

Goldene Worte, nur daß sich die Arbeitsfreude des Wiener Volkes zur Lebensfreude der Concordiaballteilnehmer wie Schokolade zu Knofel verhalten dürfte. Dies bemerkend, doch sich zum Glück an das seit etlichen Journalistengenerationen bestehende und nur durch die bekannten sechs Jahre außer Kraft gesetzte Tanzrecht der Jugend erinnernd, rief der Demokrat aus,

die Jugend Wiens, die jahrelang nur Mühe, Kummer und Sorgen kannte, verlange ihr Recht.

Er richtete dieses Postulat an die »Spitzen der Beamtenschaft«, die gar nichts dagegen hatten, an die Vertreter der Literatur, Kunst, Wissenschaft und der sonstigen Handelswelt, an die Industriekapitäne und Bankmagnaten, an Alle, denn alle waren wie eh und je vollzählig versammelt, alle Branchen hatten entsendet, alle Angehörigen waren anwesend, ja während früher nur die Freunde da waren, gibts jetzt auch noch die Feinde, die, und wenn sie diesen Staat täglich auch noch so tief demütigten, auf die Estrade zu geleiten sich die Wiener Preßleute zur Ehre machen. Aber es geschieht ja nur, um sie für die Notlage der Bevölkerung zu gewinnen, von der sie sich auf dem Concordiaball überzeugen können. Denn man hat bisher geglaubt, es bestehe ein schamloser Widerspruch zwischen dem Jammer einer Bevölkerung und dem Jubel, der in ihrer Mitte losbricht, zwischen dem Elend, für das die Teilnahme des Auslands angesprochen wird, und den Bällen, für die dasselbe geschieht, damit die Sieger nur ja den Widerspruch merken und entweder die Stadt, in der er möglich ist, verachten oder den Glauben an deren Elend verlieren. Und man hätte insbesondere geglaubt, daß ein solcher Widerspruch auf dem Ballfest einer Journalistik offenbar werden müsse, die doch die Aufgabe hat, das Ausland für das Elend ihrer Stadt zu interessieren. Um diesen Widerspruch, der auch ihr nicht entgangen ist, zu beseitigen, hat der Präsident der Concordia zu dem Mittel gegriffen, die Vertreter des Auslands über die Lage Wiens aufzuklären, indem er ihnen versicherte, daß

eben jenes notleidende Volk, das doch auch Anspruch auf etwas Lebensfreude habe, auf dem Concordiaball massiert sei und daß die Jugend, die so lange Zeit nur Mühe, Kummer und Sorgen kannte, eben jene sei, die nun ihr Tanzrecht verlange. Er hatte den Mut, diese Forderung auch an ein Ausland zu übermitteln, das zahlreich genug versammelt war, um sie zu hören und zu erfahren, in welche Hände die Würde dieser Stadt gegeben ist. Und damit's nach mehr aussieht, verhebt sich mit dem Magen der Satz:

Damiris und Attaché Trientafyllides, von der italienischen Gesandtschaft der Geschäftsträger Legationsrat Biancheri, Militärattaché Petrabissa, Pressechef Dr. Giovanardi, ferner der italienische Kapitän della Roca, Idone, Dellardi, Ricci, Venezia, Handelsattaché Petrabissa, Preßchef Dr. Giovanardi, ferner der italienische Konsul Zannoni mit Gemahlin und Tochter und den Mitgliedern

Namen, nichts als Namen, denn zum Glück ist was einen hat, heute anwesend. Nur der Angelo Eisner fehlt. Er weilte, während alles das geschah, in Rom beim heiligen Vater, der das Bedürfnis hatte, seinem Lieblingssohn den Segen für gute Geschäfte zu erteilen. Er war nicht da, aber man hat ihn doch bemerkt. Die Stelle blieb frei, auf der er gestanden war. Nichts weiter hat sich verändert in den sechs Jahren, der Walzer übte zündende Wirkung wie sonst nur Schießpulver, und wenn sich nicht statt jener, die sich immer begeben, Entente-Offiziere begeben hätten, man würde überhaupt nicht merken, daß sich irgendetwas begeben hat. Höchstens, daß die Räte nicht mehr ganz so kaiserlich schienen wie früher — aufs Herz kommt es an — und daß unter den geistigen Elementen Wiens, die nicht zu abdizieren gesonnen sind, immerhin die Toilettefrau der Neuen Freien Presse zum Schweigen verdammt ward, um statt den Schneiderfirmen dem Ernst der Zeit Rechnung zu tragen, wobei aber nichts herausschaut. So haben wir nicht erfahren, ob Frau Fanto ein Ecru-Creme-Crepe-Souplekleid trug. Und wenn die Welt voll Teufel wär' — sie trug es!

Erlösergeburttaggabe

> In der Neuen Freien Presse steht, der Vergangenheit nachdenkend, mit Zukunfthoffnung Austriaken in den Anschluß lockend, keinen graden Satz hervorbringend, Herr Maximilian Harden an den Trümmern des Weltbrands, ein Meister seines Stils wie eh und je, darin höchstens noch von mir übertroffen. Nach langer Erholungfrist habe ich, zur Weihnacht des gepönten Lesers mich erbarmend, mich in die Satzfrohn erniedert und werde den zum Erlösergeburttag in die Holzpapiersitte der Phaiakenvolkheit geneigter Menschheitliebe entbundenen Klugschwatz des Gesinnungmächlers, wenn dem aus stärkstem Pflichtdrang erwachsenden Mühen, dem heute in Raumnot gebändigten, der widernde Ruch aus dem Sprachpferch erlösten Meinens nicht den Willenskanal stopft, ein nächstes Mal übersetzen.
>
> »Weihnachtsgeschenke«,
> Die Fackel Nr. 557—560

Die nur in Deutschland denkbare Erscheinung, daß ein Schriftsteller, den kein Mensch lesen kann, von allen gelesen wird und daß ein Politiker, der keine Gesinnung hat, jede haben kann, wird noch immer von Herrn Maximilian Harden in einer Art verkörpert, die ihren Eindruck selbst auf das Ausland nicht verfehlt. Meine Ansicht, daß Herr Harden nicht, wie vielfach behauptet wird, ein Komödiant ist, sondern im Gegenteil eine Soubrette, die aber längst ihren Übertritt ins Fach der komischen Alten vollzogen haben müßte, ist durch all die Zeit, da ich mich nicht mehr mit Theatersachen beschäftigt habe, nicht nur nicht verändert, sondern anläßlich seines Weihnachtsgastspiels in der Neuen Freien Presse bestätigt worden. Freilich, die Molièreschen Schelminnen, die Kammerkätzchen, die nichts gesagt haben wollen, was sie durchs Schlüsselloch erspäht haben, aber es doch sagen, indem sie eben aussprechen was ist — es kann kein Zweifel sein, daß die Jahre zur Eignung des Herrn Harden für solche Rollen nichts mehr beitragen konnten, und seine Komik besteht jetzt ausschließlich darin, daß er sie noch immer spielt. Die windschiefe Geistigkeit

Deutschlands hat es aber ermöglicht, daß man ihn dort für einen Heldendarsteller hielt. In einem gewissen Sinne war er es ja bis zu dem Zeitpunkt, als er den Einbruch in Belgien mit dem letzten Pathos verherrlichte, das seine Bibliothek zuließ, die leider nicht wie die von Löwen von den Deutschen beschädigt wurde. Aber er gilt heute erst recht dafür, da er, nach plötzlich einsetzendem Defaitismus, zu einer geradezu weltrevolutionären Gesinnung das Mündchen gespitzt hat. Es ist wohl anzunehmen, daß in Berlin, wo schließlich die Aufmachung der Dinge wichtiger ist als die Dinge, auch die unabhängigen Sozialisten, die Herrn Harden für ihre verläßlichste Stütze nach Herrn Moissi halten, Bescheid wissen werden, in welcher Sphäre das alles spielt. Nur daß eben in Deutschland selbst den Leuten vom Bau der Kulissenzauber den Kopf verwirrt, so daß sie eine komische Alte für einen jungen Tragöden halten. Die stilistische Konsequenz des Herrn Harden, der seinen eigenen Stil durchhält, ob er nun für Alldeutschland eine Lanze einlegt oder für den Bolschewismus, ob er zum Weltkrieg hetzt oder zur Weltrevolution, sie ist eine Qualität, die seiner politischen Brauchbarkeit nur scheinbar im Wege steht. Der Berliner fühlt sich noch immer als das faszinierte Kaninchen vor dem Blick dieser Boa constrictor, die bereits ihren ganzen Zettelkasten verschluckt hat und trotzdem auch den Leser noch drankriegen wird. Es ist rätselhaft. Kein Mensch außer mir hats bis heute übersetzen können, aber alle vermuten, daß etwas drin steht. Die von solchem Vorurteil keineswegs unabhängigen Sozialisten sollten indes, wenn sie schon der Meinung sind, daß Hardens Gedanken auch auf den deutsch Lesenden Eindruck machen, die Besuche nicht unbeachtet lassen, die ihr Parteigänger in der Hochburg der allerfaulsten Bourgeoisie Europas, in der Neuen Freien Presse so gerne abstattet, da für ihn von Rosa Luxemburg zur Alice Schalek nur ein Schritt zu sein scheint. Denn welche Gesinnung immer im Wechsel der Konjunkturen vorwalten mag, die Herzensneigung des Herrn Harden zum Hause Benedikt, das er für ein Wiener Patrizierhaus hält, ist rein und von allem Umsturz unberührt geblieben. Nur daß natürlich mit der Zeitstimmung auch die Komplimente wechseln, die er für den Senior-Chef übrig hat. Er hat in den Tagen der Schlacht bei Lemberg ihn, den

am fünfzigsten Geburttag der Firma Jubilierenden, als den »Generalstabschef des Geistes« begrüßt, während es jetzt, nach dem Zusammenbruch der Wehrmacht und nach dem Tod des Generalstabschefs, passender erscheint, das Problem nachsinnend von der menschlichen Seite her zu nehmen und einen der größten Börseaner der Weltgeschichte mit Goethe zu vergleichen, wie folgt:

Moriz Benedikt lächelte. Auf dem von Klugheit funkelnden Antlitz lag dieses Lächeln, freundlich, nicht höflich nur, und sprach zu mir: »Du hast nun einmal die Antipathie.« Deren Gegenstand, den theaternden Reichsverderber, kannte, mit all seiner reizbaren Schwachheit, der Kraft und Kriegerskühnheit mimenden Neurasthenie, den überschminkten Runzeln und Warzen, der Unermüdliche, ganz genau, dessen vielbestaunte Vitalität ihren tiefsten Nährquell in nie ermattendem Wissensdrang, ihren Lichtborn in der steten Bereitschaft hatte, als Meister willig noch Schüler zu werden, unter sacht sich entlaubendem Wipfel noch frischen Trieb, immer wieder jungen, anzusetzen. Mit Bewußtsein stand er, wie der alternde Goethe, auf der Lebensstufe eines alle Erscheinung nach dem Kulturwert wägenden Weltbürgers, auf dem Fels des Glaubens an Deutschlands unbrechbare Macht, unverweslich ragende Größe. Wo hätte er, wenn dieser Glaube ins Wanken kam, im Alltagswirrwarr heimischen Haders Trost gefunden, wo in nie verschäumender Brandung Anker geworfen? Diesem war Deutschland, was Roms Priestern das Kreuz war. Stat crux, dum volvitur orbis! Um sich den Glauben zu wahren, blickte er auf die Wirtschaft lieber als auf die Politik des Nachbarreiches und hoffte zuversichtlich, mit dem Optimismus des Willens zur Jugend, Kohle und Eisen, Chemikalien und Textilien, Finanzkunst, Elektroindustrie, Handel, Schiffahrt werde die breite Spur höfischer und diplomatischer Fehler verwischen, wegspülen, mit Blütenpracht und Fruchtsegen überwachsen . . . .

Wenn es nicht um an der Wand hinaufzuklettern wäre, so könnte man den Autor eines der verständlichsten Sätze, die er je geschrieben hat — höchstens brauchte ich »Antlitz« in Ponem zu übersetzen — auf den ersten Blick fragen, ob sich dieser Vergleich eines Mannes, dessen Element sein Glaube an Deutschland war, mit dem alternden Goethe nicht vielleicht auf Bismarck beziehe, auf dessen Umgang er doch auch nicht weniger stolz ist und mit dem er soeben eine »Spazierfahrt durch den Sachsenwald« absolviert hat, die nach dem bekannten »Vanilleneis« und der berühmten Flasche Steinberger Kabinett das Bild einer welthistorischen Intimität vervollständigt. Aber nein, es handelt sich

wirklich um den Moriz Benedikt, wie schon aus einer flüchtigen Lektüre hervorgeht, bei der man allerdings geneigt ist, den Willen zur Jugend auch als den zu Kohle und besonders zu Eisen fortzusetzen, für deren Aktien sich doch der alternde Goethe beiweitem nicht mit solcher Vitalität einzusetzen gewußt hat. Auch hat dieser unter sacht sich entlaubendem Wipfel bloß empfunden, daß darüber Ruh ist, während Benedikt in diesem Stadium seines dichterischen Erdenwallens, umbrandet vom heimischen Hader, das Wort ausgesprochen hat, die Nase der Kleopatra war eine ihrer größten Schönheiten, und mit dem ganzen Optimismus des Willens zur Jugend sich zu dem Glauben bekannte, daß die Familie Brodsky eine der reichsten in Kiew sein müsse. Und wie hat er, während jener in allen Wipfeln kaum einen Hauch zu spüren vermeinte und nur Ruhe, nichts als Ruhe gefühlt hat, es im Gemäuer rieseln gehört! Wenn schon nicht Bismarck, so hätte ich gewettet, daß hier der alternde Biach seine endgiltige Verklärung gefunden hat. Aber nein, Harden hat wirklich und wahrhaftig den Moriz Benedikt gemeint, der — die Ähnlichkeit stellt sich mählich heraus — in dem Alter, in dem Goethe den zweiten Teil des Faust beendete, der Welt das Wunder der Doppelnote erschloß. Wenn Harden den ihm näheren Mosse nicht entsprechend gewürdigt hat, sondern in die Ferne schweifte, um einem der Weltbürger, die Einheiratsannoncen und alle sonstige Erscheinung nach dem Kulturwert wägen, gerecht zu werden, so erklärt sich dies daraus, daß er seit jeher eine seiner Natur gemäße Schwäche für alles was mit Wien zusammenhängt gehabt hat. Und er stand den hiesigen Dingen nicht etwa mit dem Pathos der Distanz gegenüber, das der preußische Übermensch für alles Süddeutsche und infolgedessen Niedliche übrig hat und mit dem er fühllos, obschon belustigt über die Leiche unserer Kultur in Gestalt eines »Waschermadals« (zuweilen auch »Madrol« auszusprechen) oder eines »Fiagaa« zur Tagesordnung schreitet, sondern er war mit uns sehr intim, kannte sich im »Kochkunsteden« der Frau Sacher aus wie nur einer, wußte, daß das Hotel Krantz, in dem Posadowsky abstieg, kein Ringstraßenhotel ist, also nicht erstklassig, und ruft nunmehr mit dem Zungenschnalzer des echten Wienkenners die Erinnerung an die

nur Eingeweihten vertraute Mischung von »Schwarzem und Indianerkrapfen« wach, (»die es« — er setzt sie beziehungsvoll in Klammern — »in ähnlicher Fülle wie Gräfinnen gab«). Der Schwarze, die Indianerkrapfen und besonders die Gräfinnen, so viele er wollte, wurden ihm nämlich nach seinem kriegshetzerischen Vortrag im November 1912 serviert, dessen Erinnerung er gleichfalls nicht scheut, weil er doch damit eben ein kleines Scherflein zu jener Entwicklung beigetragen hatte, der wir es nebst weiteren Verlusten zu verdanken haben, daß der Schwarze zwölf Kronen kostet und daß es Indianerkrapfen wie Gräfinnen überhaupt nicht mehr gibt. Aber man wirds ihm schon nicht nachtragen, wie mans damals nicht nur nicht übel nahm, sondern ihm vielmehr mit allen diesen noch vorrätigen Genüssen aufwartete, oder verständlicher gesagt:

Wiener Freundlichkeit, von allen mit deutscher Zunge sprechenden die anmutigste, lohnte überreichlich dem Wollen, ohne mit rezensorisch gefurchter Stirne das Zufallskönnen eines von Windsbräuten zerzausten Abends zu wägen.

Charmierer das! Immer noch der brave Mann, der sein Bestes gibt, wenn es auch karg ist — nehmt's —, der schlicht hervortritt, im Werkeltagsgewand, Frack, Mieder, weiße Handschuhe und eine Rose im Knopfloch, sein ehrliches Kriegswollen darbietend, sein Zufallskönnen wohl präpariert habend, an die Nachsicht seiner lieben Wiener appellierend, aber schon vor Wut berstend, wenn ein Schmock am nächsten Tag nicht seine drei Garmond-Spalten vollmacht, Windsbräute der Weltgeschichte — man stand unter dem Eindruck der Prochaska-Affaire — drohten ihm den Abend zu zerzausen, er aber forcht sich nit, wenn nur die Frisur hübsch zerrauft blieb, verzog zwar ein wenig sein Schmollmäulchen, Männe machte Männchen, doch, Schwerenöter noch in der Zeit der schweren Not, streifte rasch gefaßt einen Glacéhandschuh nach dem andern von der Hand, dann mit dieser über die Stirn, sie von der Patriotensorge zu glätten, und stand da, ich hab's gewagt, der ganze Hutten in dritter Besetzung, da sich Fräulein Hertha Fleuron in liebenswürdiger Weise bereit erklärt hat, für Harry Walden einzuspringen. Und er spricht noch immer mit der alten Garderoberin, der Klio, in seiner eigenen Sprach, sagt für Algier oder ich weiß

nicht wofür, ich bin ungebildet, »Scherifenreich«, statt Italiener Italer oder wenn schon nicht »Stiefelinsassen«, wie einst da er noch quicker war, so doch »Erben der Scipionen«, spricht von den »Bleibseln der Osmanenherrschaft«, von dem Versuch, »vom Südosthimmel die Mondsichel wegzuknicken« und ist zwischen solchen Umschweifen noch degagiert genug, ganz direkt mit seinen Wiener Beziehungen zu protzen:

In das Wartezimmer —

— des Großen Musikvereinssaals, wo der publizistische Schweninger ordiniert hat —

hatte eine freundliche Dame der Hofgesellschaft (das trug man, samt Titel und Reiherhüten, damals noch) mir das in ihrer Sphäre für wahr gehaltene Gerücht gebracht, Österreich-Ungarns Gesandter sei in Belgrad ermordet worden. Ich mußte es erwähnen —

wiewohl es nur ein Damentratsch war, denn das trugen die unabhängigen Sozialisten damals noch und schwelgen heut in der Erinnerung an solche Zeiten —

und, um nicht, gar als Gast, in irgendeine Demonstration zu verleiten, behutsamer als sonst sprechen.

Schäker das! Er wollte gar nichts gesagt haben, nur was er soeben gehört hatte. Aber er sprach so behutsam, daß er tatsächlich »in« eine Demonstration verleitete, während er sich beim Schreiben eher die Zunge abbeißen würde, bevor er in solchem Fall »zu« sagte. Und demgemäß waren auch die Balkanvölker »in den Versuch ermutigt«, und in weiterer Folge, und zwar durch Herrn Harden, auch die Zentralmächte. Aus dem Selbsterhaltungdrang Deutschlands macht ihm freilich die Neue Freie Presse einen ganz gemeinen Selbsterhaltungsdrang, dadurch den seinen rücksichtlos gefährdend. Aber er, ein echter Wiener, derfangt sich. Er ist stolz darauf, anknüpfend an die Erzählung einer der Gräfinnen, den Weltkrieg an die Wand gemalt zu haben, den er aber für »noch vermeidlich« hielt, »wenn Deutschland und Österreich-Ungarn, in würdiger Ruhe, ohne einen herausfordernden Gestus, unzweideutig zeigen, daß sie im Notfall dieser Gefahr nicht ausbiegen werden«. Sie haben den Ratschlag eines der beliebtesten Conferenciers der Weltgeschichte bekanntlich befolgt, aber ein wenig aufgetragen, woraus

sich dann alles Weitere erklärte. Sie machtens zu unzweideutig; er reibt sich heute die Hände in Unschuld. Nach dem Besuch der einen und zurückgezogen aus der Fülle der andern Gräfinnen hat er die ‚Ehre, Moriz Benedikt von Antlitz zu Antlitz gegenüberzustehen, und der bezeugt ihm: »Sie wissen wohl gar nicht, daß Sie der erste waren, der hier öffentlich das Wort Krieg aussprach.« (Schlicht und ahnunglos wie alle Vorkämpfer menschlichen Fortschritts, hatte er es nicht gewußt.) Einer der tüchtigsten Kriegsurheber am Platz — von allen hat er sich abgewendet, alle verleugnet und verunglimpft er, diesem einen, der größten einem, hält er die Nibelungentreue übers Grab — schmeichelt ihm, er habe den Teufel zum Sprechen ähnlich an die Wand gemalt. Sofort beginnt er, ohne den Zettelkasten bei sich zu haben, frei aus dem Gedächtnis und ganz ohne Genetiv-s »das korsische Lieblingwort« — die Neue Freie Presse läßt es stan —, »der Madame Laetitia Bonaparte« zu zitieren. Dann spricht er mit Benedikt über Bismarck, den sie ja beide persönlich gekannt haben. Auf der Spazierfahrt durch den Sachsenwald — Benedikt hatte bloß die Ehre, in der Wallnerstraße vorgelassen zu werden — sprach Bismarck später sogar Französisch mit ihm (»damit der Kutscher des offenen Wagens nicht ‚auch politisch vergiftet werde'«). Wenn der Kutscher lebt, möchte ich ihn fragen, ob er sich an den zweiten Herrn im Wagen erinnert, der behauptet, zuerst deutsch gesprochen zu haben. Bismarck soll, auf französisch, gesagt haben: »Die Achaier müssens tragen«. Die Achaier sind nämlich die Achäer, die Achäer sind nämlich die Achivi (die welche plectuntur), die Achivi sind nämlich die Griechen, die Griechen sind nämlich das Volk (Sie wissen doch, wenn die Könige rasen), das Volk sind nämlich die Deutschen, und Herr Harden ist nämlich einer ihrer gebildetsten Schriftsteller. Doch mit den Totengesprächen, die er führt, ist es so eine Sache. Es ist seine Spezialität, aber man glaubt's ihm nicht. Selbst wenns erweislich wahr wäre, daß Bismarck ihm das alles gesagt hat, wenn durch eines, dieses, Zeugen Mund die Wahrheit kund würde, man glaubt's ihm nicht. Das ist schon so mit den Heldendarstellern, die dem Fach entwachsen sind, in dem sie nie zuhaus waren; man glaubt's ihnen nicht. Ich schon gar nicht. Auch wenn er wirklich mit Bismarck durch den Sachsenwald gefahren ist,

glaube ich ihm nicht einmal, daß er mit Benedikt durch den Wienerwald gefahren ist. Alles was er erzählt, dürfte sich darauf reduzieren, daß er mit Blaschke und etwa dessen Frau Gemahlin durch den Grunewald gefahren ist. Der hat ihm, auf französisch, gesagt, »der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag« (schon wieder ein Druckfehler) sei »für Österreich nicht weniger nützlich als für uns gewesen«,

weil er die Möglichkeit ausschloß, daß eines Tages der Magyarentopf mit antislawischen Blasen überkoche, einer Verletzung erzhäuslicher Empfindlichkeit oder eine Schlappe österreichischer Nationalitätenpolitik, aus der Gewißheit deutschen Beistandes in den Entschluß zu Krieg gegen Rußland verleite, in dem auf die Länge nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren ist.

Selbst jeder Sinn und Zusammenhang, der später wenigstens so weit hergestellt erscheint, daß Deutschland, welches »in bockiger Torheit nicht einen Finger gerührt hatte«, um sich Rußland zu verpflichten, gegen Russen und Briten »zugleich das Igelfell sträuben« wollte. (Das »zugleich« bezieht sich nicht darauf, daß der Bock, der keinen Finger rührt, zum Igel gemacht ward.) Wiewohl doch Rußland dem preußischen Deutschland »seinen Aufstieg in Einheit und Großmacht ermöglicht« hatte.

»Ihr Kaiser glaubt ja die Möglichkeit breiten Einflusses in das Wollen des österreichischen Thronfolgers zu haben .... Österreichs Deutsche und Ungarns Magyaren müssen, so schmerzlich es ist, sich in große Machtopfer entschließen .... Einen Brief, den ich Ihnen in den Tagen von Agadir schrieb, haben Sie, lieber Freund, dem Kaiser vorgelegt; zum Entsetzen der Hofgenerale, die selbst Ihnen gegenüber sich in die Behauptung erdreisteten ....

Ihr Kaiser? Aber diese Sprache, die nicht auf und zu geht, ist doch nicht Benedikts an Harden? Nein, Hardens an Ballin, noch ein B seines welthistorischen Umgangs, das plötzlich eingeführt wird. Ihm, dem lieben Freund, erzählt er, welche Gefahr von allen »unter schwarz-gelber und rot-weiß-grüner Fahne hausenden Slawen, Italern, Dako-Walachen« droht. Er hat alles vorausgewußt. Nur daß ihm die undankbare Neue Freie Presse fast das Konzept verdorben hätte. Er sprach nämlich von den Slawenstaaten, »zu denen das tüchtige tatarische Bauernvolk der Wolgaren nicht eigentlich gehört«, und der Sohn des ihm Unvergeßlichen, der's las und zum Druck beförderte, also der junge Goethe, dachte sich: »Du

hast nun einmal die Antipathie«, nämlich gegen die jedermann verständlichen Bezeichnungen von Völkern, übersetzte mit dreistem Übergriff, mir vorgreifend, vergaß aber die Wolgaren auszumerzen und gemäß solcher Mißgeburthilfe kam der folgende Satz zur Welt des Blattes:

. . . sich den Slawenstaaten anschloß (zu denen das tüchtige tatarische Bauernvolk der Wolgaren, Bulgaren nicht eigentlich gehört).

Es ist ganz ausgeschlossen, daß Harden selbst den Anschluß der Bulgaren bewerkstelligt hat. Er wird doch nicht die Bildungfrüchte unter dem Höchstpreis hergeben. Er wird doch nicht wie einer seiner Kollegen im »Sommernachtstraum«, der Zettelkollege, dem Publikum das ganze Geheimnis verraten, daß man sich nicht fürchten soll, weil dieser Löwe gar kein Löwe sei und die Wolgaren nur ganz harmlose Bulgaren? Mit nichten. Es ist eine Randbemerkung Benedikt II., nein des jungen Goethe, der mit dem Optimismus des Willens zur Jugend ein großes Erbe antrat, vom Vater die Statur hat wie alle andern Vorzüge und in vollster körperlicher und geistiger Frische täglich dessen Leitartikel schreibt, so daß man fast wähnen möchte, es sei die vielbestaunte Vitalität (ich brauche nicht das Wort Gewure danebenzusetzen) des Alten. Doch Harden wird's nicht verwinden, ihn den theaternden Blattverderber schelten und über Dank vom Haus Benedikt — wie sagt er doch — »stöhnen«. Denn es liegt ein ganz ähnlicher Fall vor wie damals, als das Heft einer Wiener Literaturzeitschrift mit dem Tadel einer Leistung der Stella Hohenfels erschien, dem der Satz auf dem Fuße folgte: »Wäre mir unangenehm wegen meiner Verbindung mit Berger.«

Was nun Haus Österreich betrifft, so sieht Herr Harden das Motiv zum Weltkrieg in der Denkungsart eines alten Kaisers, der »den Schein meiden will, die Ermordung des seiner Seele fernen, obendrein in morganatische Ehe Entgleisten dünke ihn des Aufwandes politischer Kraftmittel unwert« und in der Besorgnis eines »viel jüngeren Imperators und Rex«,

daß von ihm, wenn er noch einmal das oft vor Europas Ohr an Wortfels gewetzte Schwert tatlos in die Scheide stieße, die Volksgunst unaufhaltsam zu dem Sohn flöhe, der noch im

Rufe physischen Mutes prangt und beliebt ward, weil er die tiefe Kluft zwischen dem väterlichen und seinem Wesen trotzig an jedem Alltag illuminiert.

In dieser wilden, jedoch belebten Landschaft begibt sich nun das Folgende:

Wackere, von der Gunstschaukel auf die Regiererhöhe gehobene Beamte, die, als Hofgewächse, weder der Wind rauher Wirklichkeit und harten Kampfes ums Dasein, noch die Erkenntnis verantwortlicher Staatsmannspflicht je gerüttelt, kein lenzlich aus Schöpferskraft steigender Saft im Amtsschimmeltrab gestört hat, die durch das Wolkengeball nur nach der Möglichkeit spähen, ihrem verblichenen Ansehen, endlich, in Blitzlicht, wieder Glanz anzutäuschen, und weil in Büchsen mit alten Gedankenkonserven Neues nicht keimen kann, die serbische Krisis mit der gegen die bosnische (»Ist ja dieselbe Sache«) von Bülow und Aehrenthal angewandten Latwerge zu lösen hoffen.

Und so was kriegt man zu Weihnachten geschenkt! Schon daß Beamte von einer Gunstschaukel auf die Regiererhöhe gehoben werden und in dieser Lage verharren können, wo man doch glauben sollte, daß die Schaukel, einmal in Schwung gesetzt, zwar hinauf, aber doch auch wieder hinunter geht, ist eine Leistung. Nun, sie verharren eben, weil sie kein Wind rüttelt. Und eigentlich ist's überhaupt kein Wunder, denn es sind ja nicht Menschen, sondern Pflanzen, die aber, weil sie Hofgewächse sind, weder kämpfen noch eine Erkenntnis haben noch einen Saft, denn der würde sie im Trab des Amtsschimmels, der als Tier vorzustellen ist, stören, während sie in der Schaukel sitzen. Diese Menschen, Pflanzen, Tiere spähen nun durch das Wolkengeball nach einem Blitzlicht aus, um wieder zu glänzen. Da sie sich jedoch als alte Konservenbüchsen entpuppen, so hoffen sie, die serbische Krisis mit einer Latwerge zu lösen, denn sie sind ja eigentlich Ärzte, von denen man füglich erwarten könnte, daß sie auch für den Leser was haben, wenn ihm übel wird, und für den Autor, der an Stilverstopfung leidet. Er ist, wie »dieses Reiches Vertreter am Fieberbett, vor der Tür der schon schwelenden Pulverkammer« — also Bethmann Hollweg —, »ein Kränkler, der nervenlos robust . . scheinen möchte«. Wir können den Zustand nicht mitmachen. Wir werden zur Verzweiflung getrieben wie Wilhelm »in« den Mobilmachungbefehl. Doch heute, da alles vorbei, ein Vertrag

nur ein Fetzen Papier, aber selbst dieser unerschwinglich, kurz alles eingetroffen ist wie ein alter Patriot prophezeit hat, »warnt der Rückblick, der deshalb eine lange Zeitspanne umfangen mußte, vor der Gefahr neuen Strauchelns in Irrtum«, denn die Feinde von gestern sind der Meinung, den Neudeutschen »dränge Vertrauensgewährung stets nur in listigen Trug, in skrupellosen Versuch, lästige Pflicht zu umgehen«. Dagegen haben sie eine Schwäche für Österreich wie nur Herr Harden, der alle unsere Sorgen kennt, zum Beispiel »Scribes wieder ins Burgtheater gebrachtes ‚Glas Wasser'«, und um bei der Theaterdiplomatie, die ihm sehr liegt, zu bleiben,

offen heraus, keinen Grund sieht, Eduards gelehrigem Schüler Mensdorff-Pouilly, der nie unter den Blinden war ... das Ohrläppchen zu kneifen.

Der Kluge warnt vor Leidenschaft und verteilt zwischen Frankreich und Deutschland alles was er über Gambetta aus Zetteln und Zeitungen offen herausgekriegt hat, wie folgt:

Frankreich hat Gambettas Herz in sein Pantheon geborgen. Alldeutschland lerne Gambettas Losung: »Immer dran denken, nie davon reden«.

Was den Anschluß betrifft, so sagt er lieber »Vereinung«, — Gott behüte, nicht Vereinigung —, gibt aber ausdrücklich zu, daß er den Anschluß meine, nur hat er diesmal einen plausiblen Grund, das geläufige Wort zu vermeiden; es

dünkt mich, entschuldigen Sie mich von dem Einwand, allzu demütigend für ein Österreich, das niemals Appendix werden darf, noch will.

(Schmeichler das! Sein Anschluß an uns ist längst vollzogen.)

... Nicht tückische Franzosenbosheit, die blitzender Zorn zerschmettern oder gegen die eifernde Gassendiplomatie morgen die Ententegenossen in Harnisch bringen könnte, verbietet die Einung der noch getrennten deutschen Stämme.

Hier ist, über alle Vereinung hinaus, eine Einung vollzogen, die für alle deutschsprechenden Völker vorbildlich sein müßte. Wenn sie erraten, ob der Zorn die Ententegenossen gegen die Gassendiplomatie oder nicht vielleicht doch die Gassendiplomatie die Ententegenossen gegen die Franzosenbosheit in Harnisch bringt, ob also »die« als Relativpronomen den

Anschluß an die Franzosenbosheit oder als selbstbestimmter Artikel die Einung mit der Gassendiplomatie vollzogen hat, und wenn sie nicht als deutschsprechende Völker gegen solchen Zwang in Harnisch geraten und in blitzendem Zorn den Ratgeber zerschmettern, der ihnen Desperanto als Umgangssprache empfiehlt — so werde ihnen die Einung gestattet, wiewohl ich ganz entschieden für den Anschluß bin.

Ersparet mir, Freunde und kühl Prüfende in Österreich, auch hier, als Gast, die Ereignisse auszuspreiten, die, Gewächse aus preußischer, rot übertünchter Erde, draußen das Mißtrauen, in Frankreich die Sorge Tapferer, doch ihrer Schwachheit Bewußter genährt haben und, rund herausgesagt, nähren mußten.

Aber er sagt doch nichts rund heraus, sondern nur krumm! Früher waren Beamte Gewächse, die man schaukeln konnte, jetzt sind es Ereignisse, die man ausspreiten kann. Vergeblich bleibt der Versuch, etwas offen oder rund herauszusagen. Das Mundwerk ist so geschwollen, daß die Zunge, selbst wenn sie wollte, nichts dawider könnte und der Vorsatz, einmal unumwunden zu sprechen, schon vom Nachsatz Lügen gestraft wird. Siehe da:

Und lasset nicht wieder, wie seit 1907 allzuoft, in Irrtum, in optische und akustische Wolken euch verleiten. Die Liebe ist hier, wo man uns mit Küpe über »die schlappen Brüder da unten« gestopft hat, nicht so heiß, draußen das Übelwollen nicht so grimmig, wie die mitteilsame Wärme der Festschmäuse glauben läßt.

Küpe ist nach dem Wörterbuch sowohl der Farbekessel (bes. in der Blaufärberei mittels Indigo) als auch die darin bereitete Mischung. Mit dieser — wie mit jener Latwerge — Leute zu stopfen und wären es auch nur Leser der ‚Zukunft', ist ein Verfahren, das nur die im Krieg angezüchtete Gleichgiltigkeit gegen das Menschenleben erklären kann.

Gewichtiges ist noch zu erwägen, turmhohes Hindernis sacht abzutragen, besonders Wiens würdiger Platz als Donauschleußnerin —

gehst denn nicht

und (wenn ich's in Kürze so andeuten darf) Freihafen für allen Handel nach und von Südost hinter festem Gitter zu sichern, ehe werden kann, was werden muß. Und wird.

Er deutets nur an, aber vermutlich hängt die Vorrichtung der Schleuße, die ja so etwas wie ein Verschluß ist, mit dem Gitter zusammen. Und keine Macht wird uns hindern,

die zwei Republiken allmählich —

warum nicht mählich?

in Einheit wachsen zu lassen. Der Abgeordnete Czernin, die Schwalbe im Winter reichsrätlichen (Österreich nicht rätlichen) Mißvergnügens —

Eine feinkomische Wendung gelegentlich zwischen die Schwerathletik hingeschlängelt — da hat Harden immer die Lächler auf seiner Seite. Aber warum ist der Czernin jene Schwalbe, die beim redlichsten Bemühen keinen Sommer macht, nur imstande war, den Frieden von Brest-Litowsk zu machen? Was hat ein Bolschewik für den Schlachtbankrotteur übrig, vor dem er sich fast so tief wie vor dem Schlachtbankier verbeugt? Nichts anderes als die kennerische Beziehung zu allem Österreichischen, die mit den Gräfinnen natürlich die Grafen einbezieht, und ganz gewiß auch das üble Gewissen, das irgendwie die Solidarität aller Kriegsschuldigen zu bewirken scheint. Es sind lauter Talente von Benedikts Gnaden und eine Schwalbe hackt der andern kein Auge aus, besonders wenn es sich eigentlich mehr um Schwalbler handelt, die uns über den Winter unsres Mißvergnügens sowohl wie über ihre verkrachte politische Existenz hinwegschwindeln möchten. Wenn Czernin meint, daß uns Deutschland das Getreide gewähren könne, welches uns fehlt, seitdem er es uns aus der Ukraine gebracht hat, und wenn, anstatt daß uns auch die Geduld ausgeht, sich noch ein anderer Schalk erhebt und pathetisch wird:

Gewähren muß und wird, Herr Abgeordneter, wenn ihm, öffentlich, bewiesen wird, daß es damit einem edlen, seinem Körper zugehörigen Glied in Genesung hilft

so kann man nur sagen: Zur Genesung! und eine Menschheit beklagen, die sich den Hungertod von solchem Gerede — es komme darauf an, Deutschland »öffentlich« zu beweisen, daß Österreich ein Massengrab ist — würzen lassen muß und die noch immer nicht ahnt, daß sich ihr ganzer physischer Zustand von dieser Geistesschmach herleitet. Und heilsamer als

»Brett vor Brett und Balken vor Balken von der Schranke abzusägen, die Österreich noch von Deutschland scheidet«, wäre es, beiden den Weg zu dieser Erkenntnis freizumachen.

Doch möchte dieser bedächtige Gourmand, der Indianerkrapfen mit Gräfinnen nachschmeckt, nicht versäumen, den Verehrern Benedikts und Goethes nebst Czernin auch Lenin und Krassin mit ihren »vorwärts, nicht rückwärts weisenden Gedanken« zu empfehlen, ohne deren »Nutzung« unser Erdteil »nicht in neues Leben gedeiht«. Denn es sei ausgerechnet den Lesern der Neuen Freien Presse, ihnen gesagt, daß das alte, »mit lenksamen Arbeitsmaschinen und herrisch-pfiffigen Profitierern« vorüber sei. Aber der Bolschewismus geht Hand in Hand mit der Überzeugung, daß die Kapitalisten aller Länder es gut mit den Kapitalisten Deutschlands meinen:

> Nirgends will Tücke seinem Stamm Wachstum und Wipfelumfang wehren, die Keime gefährden. Deutschland braucht, ohne sich je in unwürdiges Gebettel zu erniedern, in den Drohgestus des lahmen Prahlers zu spreizen, nur mit unwiderleglicher Klarheit zu zeigen, daß Kräftigung ihm nicht das Mittel zur Erneuung der alten Sucht und Methode sein soll ....

Und wenn dazu noch die des Herrn Harden unverändert bleibt, dann singen alle Engel im Himmel, dann ist erfüllt, was »wachender Hirteneinfalt« einst verkündet ward, dann hat der Weihnachtartikel einen Schluß und es »senkt, nicht zu flüchtiger Rast nur, Friede sich auf die Erde allen Menschen, die guten Willens sind«, ihn bis dahin zu lesen. Dann bleibt nichts zu tun übrig, als ihn mit einem Zusatz »Epiphania«, vor dem die heiligen drei Könige schleunigst wieder umkehren, auch in der ‚Zukunft', vor der uns nicht mehr bangen soll, abzudrucken. Woselbst mir, da ich, nach langer Erholungfrist, es gewagt habe, jedoch dem täubbaren Ohr die Schallpön in den Sprachpferch verurteilten, mit flachem Atem noch in neudeutsche Lesergunst kirrenden Meinens nicht im Maß der zum Erlösergeburttag, nebbich, gepflichteten Bildungepopöe, die neidenswertem Tätigungdrang, dem in alle Sättel gerechten und in alle Hintern geneigten, entbunden ward, beim besten Wollen nicht antun konnte, der Zufallsblick ein Sätzchen gehascht hat, das sich, aus mählich schon endendem Artikel, sacht in

einen stillen Winkel bescheiden wollte. Wenn euch nicht, Wort vor Wort, der widernde Ruch die andre Notdurft gällt, die in den Spartag gewöhntem Gaumen selbst heute noch erraffbare Mahlzeit bittert — nehmts! Und denkt nicht, Freunde und kühl Prüfende in Österreich, der Frage des Lucius Cassius Longinus Ravilla, wem's fromme, nach, wenn dem den Sprachwert wägenden Gewissen Tag vor Tag aus Holzpapierhülle sich der Schwichtigunggrund entschält und im Brunstbrodem von Bänkern genährter Meinungbordelle das Wortmark versickert. Wolltet, die mit Küpe über den stärksten Stilkönner Gestopften, ihr euch in den Zweifel erdreisten, daß ers sei? Gegen alle erweisliche Wahrheit behaupten, der von Mächlergrüppchen mit flinkem Finger geknüpfte Geschichtruhm sei zerstoben? Er mag, in den Lustren, da mein Wirken, vordem sich ins Kleine erniedernd, in den Menschheitbezirk, den sonst ihm nur erschloßnen, erhöht ward, der Hybrislockung nicht gewehrt, gewähnt haben, ich hätte ihn vergessen. Der Trugglaube irrt. (Irrt nur? Strauchelt in stets erneuten Wahn, um im Ab-Ort von ungesunder Bildungmast sich zu entsühnen.) Gerade dort muß ich ihn treffen und eine Stimme ruft — ich werde mich hüten, ihres Meinens Sinn aus Vorstellungwirrsal und Stopfungdrang zu erlösen, und weiß selbst nicht, wer drinnen und wer außerhalb und ob es seine Stimme ist oder meine —:

»Besetzt!« Haltet die Nase zu und öffnet, um Luft zu wittern, des Gedächtnisses Deckel!

Der junge Springinsgeld

Mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit

Der junge Biach hat dem Andenken des alten Berdach eine Kranzablösungsspende unter dem folgenden Titel gewidmet:

Die Teilnahme Wiens an der Erdbebenkatastrophe in Argentinien.

Später, offenbar aufmerksam gemacht, daß es nicht gut sei, diese Erinnerung zu wecken, sagte er statt »an« »anläßlich«, als ob gar nichts gewesen wäre. Das ist Verderbtheit. Der junge Springinsgeld — er hat sowohl das Geld wie die Beweglichkeit vom alten — hätte weniger zu riskieren, wenn die Republik es mit der Abschaffung der Titel ernst meinte, die sich aber natürlich auch auf die Untertitel beziehen müßte. Denn sehderanda: Wenn er im Abendblatt, wo er, der ganze Papa, zu sich selbst spricht und wähnt, er spreche zu der Welt; wo er den Kopf schüttelt über das Chaos, und die Revolution mit sammetpfotener Zunge »Ausgelassenheit« nennt; wo er mit vorgestrecktem Zeigefinger, auf dem ein Brillant funkelt, der junge Herr der Hyänen, also mit Komma kommandiert, der Streik muß aufhören — so glaubt er, es geschieht auch schon, und diktiert nur so herum mit den Ereignissen, denen er in Titeln und Untertiteln Zurufe macht. Nämlich wenn er in der Früh den Leitartikel mit jener Kürze und Gedrungenheit, mit jenem Katzensprung in die Weltgeschichte geschlossen hat: Der Streik muß ein Ende haben, oder so, dann wird im Abendblatt nachgeholfen: »Der Telephon- und Telegraphenstreik. Notwendigkeit raschester Beilegung.« (Unter diesem fetten Untertitel wird dann gesagt, daß die rascheste Beilegung notwendig sei, also ganz das was im Titel steht, man kann sich verlassen, Überraschungen sind da ausgeschlossen.) »Fortdauer des Kellnerstreiks. Die rascheste Beilegung geboten.« »Der Streikskandal. Notwendigkeit sozialer Ruhe in der jetzigen Krise.« »Die Krise. Notwendigkeit der inneren Beruhigung.« Ganz außer Atem ist er: »Kein Staatskredit von England. Die Notwendigkeit

der Mitwirkung von Amerika. Notwendigkeit finanzieller Klarheit.« Wenn er hofft, dann sprudelt er nur so die Untertitel hervor: »Hoffnung auf Verständigung.« »Aussicht auf nahe Verhandlungen in Minsk.« »Annahme der englischen Bedingungen durch Rußland.« (Das heißt, er nimmt an, sie wern annehmen.) Wenn er besorgt ist, ruft er: »Hilfe für Warschau. Die Gefahr für ganz Europa.« (Das heißt, Hilfe verlangt er, aber Gefahr meldet er.) »Sorge um Warschau. Notwendigkeit sofortiger Waffenruhe.« (Das heißt, Sorge hat er, aber Waffenruhe verlangt er.) Meldung und Forderung sind in den seltensten Fällen zu unterscheiden, was daher kommt, daß der Wunsch des Gedankens Vater und er der Sohn des Moriz Benedikt ist, wie ja auch die Ereignisse nicht von dem Tag datiert werden, wo »das Blatt« erscheint, wo man also sieht, daß sie geschehen sind, sondern vom Tag vorher, wo er sagt, daß sie geschehn sind. Man kennt sich nicht aus, aber es hat den Reiz der Persönlichkeit. Ein Beispiel: wenn er da den Titel hat »Fortdauer des Streiks.« und drei Untertitel dazu, so bedeutet der erste, »Erstattung des Rechtsgutachtens heute nachmittag.«, eine wenngleich etwas israelitische Meldung einer Tatsache; der zweite, »Mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit.«, natürlich keine Meldung, denn er will ja nicht sagen, daß sie schon genommen wird, sondern eine Forderung, denn er will sagen, daß sie genommen werden soll; und der dritte, »Entpolitisierung der Verwaltung.«, gleichfalls eine Forderung, denn er zerspringt doch eben, weil sie noch nicht erfüllt ist. Doch diese Diktion, die alle Erregung — vom Vater hat er die Gewur — mit einer vornehmen, eines Weltblatts würdigen Interpungierung meistert und alles der Sprache der Hände überläßt, welche aber nicht gesehen werden, schafft Mißverständnisse und Verdrießlichkeiten. Denn man kann nicht zugleich vor Wut zerspringen und auf Rufzeichen, Fragezeichen, Doppelpunkte, ja selbst auf das Semikolon, das sich doch ohnehin schon dem jüdischen Komma nähert, ganz verzichten. Die Gestikulation sich vorzustellen ist ja gewiß schön, aber mit der Interpungierung durch Mienen und Gebärden gelingts nicht immer und so kommt es, daß wir anstatt zu glauben, etwas sei schon geschehen, was er erst verlangt, der Meinung sind, er verlange erst etwas, was schon geschehn ist. Dieser Eindruck kann seinem Größen-

wahn keineswegs schmeicheln, und er mutet dem Leser doch etwas zu viel zu. Denn er verlangt nicht nur, es soll geschehn, was er verlangt. Er verlangt nicht nur, man soll glauben, was er verlangt is auch schon geschehn. Er verlangt auch, man soll förmlich sehn wie er verlangt. Er schreibt und man soll sich vorstellen, er redt! Er verlangt zu viel. Mehr Rücksicht auf die Allgemeinheit. Das heißt, er verlangt sie, aber er nimmt sie nicht.

*

Anhalten des Atems, Halten des Daumens und erleichtertes Aufatmen

Am 20. Januar hätten in Wien Dinge geschehen sollen, die namentlich für die älteren Abonnenten und neueren Inserenten der Neuen Freien Presse unerfreulich gewesen wären. Deshalb entschloß er sich, am 19. abends den großen Titel auszugeben: »Notwendigkeit der inneren Beruhigung.« Die Folge davon war, daß sie eintrat. Dennoch hörte man, wie er den Atem anhielt: »Der 20. Januar dürfte ohne Unruhen vorübergehen.« Ganz sicher war er noch nicht, er wollte es nicht beschreien und fand deshalb nur gedämpfte Töne. Sammetpfotene. Verlangte Preisabbau und so. Am 20., fürs Abendblatt, hielt er den Daumen: »Ruhiger Verlauf des heutigen Vormittags.« Schon frech werdend, schalt er die Sperrung von Geschäftslokalen (achselzuckend) eine »übertriebene Nervosität« und sagte »mit Bestimmtheit voraus, daß es auch im weiteren Verlaufe des Tages zu keinerlei Zwischenfällen kommen wird.« (Einkassierend:) »Vollständige Ruhe in Wien. Der Sieg der Vernunft.« Und nun beginnt er auch schon mit der Bevölkerung zu tändeln, sie sei ja gutmütig, aber man müsse sich in den Siegerstaaten sagen, daß die Geduld Grenzen habe, daß man einem Volke »nicht allzuviel zutrauen dürfe« (er meint: zumuten). Er stichelt. Das erleichterte Aufatmen kam im Morgenblatt des 21. durch einen großen Titel an der Spitze des Blattes wie folgt zum Ausdruck: »Vollständig ruhiger Verlauf des heutigen Tages.« Des heutigen, nicht des gestrigen. Er wäre doch nicht der »inneren Unaufrichtigkeit« fähig, an dem Tag, an dem er es diktiert, von einem gestrigen zu sprechen? Soll der Leser glauben, daß es der Tag ist, an dem er liest!

Und da der Leser doch oft genug im Zweifel war, ob eine Meldung oder ein Gebot vorliege, so glaubte er, daß der vollständig ruhige Verlauf des heutigen Tages für den heutigen Tag garantiert oder prophezeit werde. Welcher Schieber denkt noch an den gestrigen Tag und schon gar wenn vom heutigen die Rede ist! Wie sagt Prometheus, der freilich der Neuen Freien Presse nicht maßgebend ist, da er mit der Fackel in der Hand auftritt und von ihr rühmt, »sie künde Tag vor dem Tage«:

> Neues freut mich nicht, und ausgestattet
> Ist genugsam dies Geschlecht zur Erde.
> Freilich frönt es nur dem heutgen Tage,
> Gestrigen Ereignens denkts nur selten;
> Was es litt, genoß, ihm ists verloren.

Ein Brandmal dieser Schieberwelt, die vergessen hat, daß sie eine Kriegswelt war und die heute nicht mehr weiß, daß sie gestern gezittert hat und vorgestern auf der Redoute war, um heute wieder hinzugehen, die Schöpfung einer Presse, die, Tag nach dem Tage kündend, dem Volk den Hungertod und seinen Mördern einen ruhigen Verlauf ihres Lebens meldet. Die Folge davon war, daß sie, völlig sicher gemacht, schon am 21. in Scharen wieder nach Wien zurückkehrten. Wäre an diesem Tage etwas passiert, wiewohl ihr Wortführer doch vollständig ruhigen Verlauf angesagt hatte, sie hätten das Abonnement aufgegeben und alles was sofort greifbar ist, nicht mehr in einem Blatt inseriert, dessen Text nicht sofort begreifbar ist.

*

Der Übermut

Aber auch seiner Meinung zu folgen ist nicht leicht, da er nie ihrer ist. Ein rechter Springinsgeld, kommts ihm eben nur auf das Resultat an, aber wie er sich hin und herwirft, um dazu zu gelangen, vermag kaum der Blick, geschweige denn der Verstand ihm zu folgen. Auch sind seine Aversionen so vielfältiger Natur, daß er manchmal sogar in jenes Gedränge kommt, in das er sich nicht gern einläßt. »Wie immer man« über den Kunstwert des Schnitzler'schen »Reigen« denken mag — und das Schlimmste, was man darüber denken mag, ist, daß der Autor diesen Satz, kränkender als alle klerikale Tölpelei, um seine Ohren schwirren läßt und nicht sein Stück,

sondern Gewinn aus dem Lärm zieht —, also wie immer man, so müßte doch die Neue Freie Presse dafür begeistert sein, daß dieser Fall zum Politikum werde, erstens wegen Schnitzler, zweitens gegen die Antisemiten, drittens für die Schieber, die die Plätze bezahlen können, und dann überhaupt. Da aber alle Rücksichten bei Benedikts dem Haß gegen die Sozialdemokraten untergeordnet werden, so bleibt für Schnitzler nichts als die leise tadelnde Konzession des »Übermuts«, zu dem der Dichter das Recht habe — kein Leser, der hier das Wort »Übermut« zitiert findet, ahnt, daß es ein jüdisches Jargonwort ist, könnte die Fülle von Bewegung ermessen, die darin Platz hat —; das Treiben der Sozialdemokraten aber wird, in Gedankengängen, deren Zickzack das Irrenhaus nicht verfehlt, in einem Stil der manisch-depressiven Perioden, als »Theaterklatsch« entlarvt, für den die Verfassungsfrage nur »vorgeschützt« werde. Blättert man um, so findet man zwar nicht das Gutachten eines Psychiaters, wohl aber eines Rechtsgelehrten, der da sagt, bei der Beurteilung des Falles »trete die Frage des ‚Reigen' völlig zurück«, und das Vorgehen der Opposition rechtfertigt, die eben das Odium nicht scheuen darf, daß ihr Protest gegen einen Verfassungsbruch dem Theatergeschäft zugutekommt. Und im Abendblatt desselben Tages fragt der Patient die Politiker, die uns eben noch vor Europa blamiert haben, ob sie denn bisher Wichtigeres zu tun hatten, als den Theaterparagraphen abzuändern. — Es ist ganz sicher vererbt. Das Sonderbarste aber ist, daß seit Jahrzehnten eine Familieneigentümlichkeit dem Geistesleben einer Großstadt, mag dieses auch noch so zweifelhaft sein, den giltigen publizistischen Ausdruck bestimmen kann — nun vollends unter den Augen eines Auslands, das immerhin so viel deutsch versteht, um über uns zu lachen — und daß zwar hin und wieder der und jener den Kopf schüttelt, aber daß es schließlich für die Beurteilung aller Fragen doch heißt: In der Presse steht . . .

Ein Anfall

In ein besonders hohes Stadium der Exaltation gerät er selbstredend, wenn ein Streik sich seinem Ende nähert, aber noch nicht zu Ende ist. Titel: »Wien ohne Post, ohne Telephon und

ohne Telegraph.« Hört man, wie er trommelt? Untertitel: »Ein unmöglicher Zustand.« Wieso unmöglich? Unsereins möchte zum Augenblicke sagen, verweile doch. Man bedenke nur, was man alles nicht zu lesen bekommt, und wenn ich niederschreiben wollte, was ich infolge falscher Verbindungen schon alles zu hören bekam, so bekäme Österreich nicht einen Dollar geborgt. Und man erwäge die Millionenverluste der Schieber — ist das vielleicht kein Gewinn? Ein unmöglicher Zustand ist das Wiener Telephon als solches. Ohne dieses wird das Leben erst seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Der Mensch wird schlichter, demütiger, fragt nicht viel nach Gut und Geld, aber nicht weil es keinen Wert hat, sondern weil es nichtig ist. Ohne Telephon! Man kann sich vorstellen, was der alte Biach ausgestanden hätte, aber schon die Vorstellung, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, vom Sonnwendstein die heitere Luft durchgellend, den Leitartikel nach Wien zu telephonieren, bereichert das Leben im Nachhinein. »Hymnen tönen im Herzen.« »Freudenfeuer müßten auf den Spitzen der Berge angezündet und brennende Kerzen in die Fenster der Häuser gestellt werden.« Reißt die Tore auf und die Drähte herunter! Und man muß wissen, daß der Erbe auch darin eine große Tradition fortsetzt, daß er nicht schreibt, sondern schreit, physisch schreit, daß er telephonisch diktiert, was in der Welt zu geschehen hat. Der Draht, der eigene Draht windet sich unter ihm, wie er sich unter dem Vater wand, erbarmungslos werden wie eh und je täglich Text und Titel über die Dächer geschrien und die Republik respektiert ihrerseits pietätvoll das Erbe dieses Familienprivilegs, das sie von der Monarchie übernommen hat. Nur ein Streik kann da Ruhe schaffen! Ein unmöglicher Zustand? Was heißt ein unmöglicher Zustand? Ein unmöglicher Zustand ist das Abendblatt der Neuen Freien Presse (und selbstredend auch das Morgenblatt wie auch, wenns eines gäbe, das Mittagblatt) mit dieser Tobsucht und mit dieser Vornehmheit der verhaltenen Tobsucht. Der alte Führer hat einmal Stanislau ein Rufzeichen genannt, aber selbst nie eines gemacht, wiewohl doch ganz Stanislau in jedem seiner Sätze war. Hundert Rufzeichen hat er in sich, hundertmal bewegt er den Kopf von links nach rechts und von rechts und links, wenn er den Untertitel schreibt »Ein unmög-

licher Zustand.« Oder vielmehr der Sohn, was dasselbe ist. Alt gewohnt, jung getan. Es kann leicht zu Zusammenstößen mit der Syntax führen:

> Schon hat es Zusammenstöße mit Verwundeten gegeben, weil Streikende den Versuch machten, das Hauptpostamt zu stürmen.

Er stürmt — stürmt er, sie stürmen! Er regt sich auf, aber dann beruhigt er sich doch wieder. Sein Stil hat Anfälle. Er schlägt kurz an. Es ist in der Geschichte der Publizistik der erste Versuch, das Denken und Reden des jüdischen Hausgebrauchs, wie es ist, unmittelbar in Druckerschwärze umzusetzen. Wie sie leiben und leben, kommt dabei mit unheimlicher Plastik zum Vorschein. Er sagt, man soll vermitteln. Nicht mehr als das; und betitelt es: »Die Notwendigkeit der Vermitlung.« Punkt. Er ist stets mehr Apo- als Benedikt. Aber wenn er dann nur noch achselzuckt und fast schon resigniert — Titel: »Ein Streik ohne verständliche Ursache.« — so ist es auch schön. Da fühlt man erst, wie recht der Alte gehabt hat wie er gesagt hat, Brody ist ein Schmerz. Erst hadert er mit Gott und fragt, warum; dann redt er mit sich und wallet und siedet und brauset und zischt. Und brodelt. Und verbrodelt. Und dann schließt sich der Schlund und Stille ist über den Wassern. Das kostet jetzt 3 Kronen täglich. Die Familie Benedikt ist eine der reichsten in Wien.

Glossen

Alle Gebildeten begreifen

In den Tagen, da das Publikum die größten Schwierigkeiten hatte, das Prinzip der Entpragmatisierung im Postdienst zu verstehen, wurde es zugleich in die Einsteinsche Relativitätstheorie eingeführt. Herr Felix Salten, der bisher nur berufen wurde, wenn es galt, bei besonderen Gelegenheiten einen Einblick in die Geheimnisse des spanischen Zeremoniells zu eröffnen, und der den Weltkrieg, der zu dessen Erhaltung unternommen wurde, mit der Devise »Es muß sein« beglaubigt hatte, war ausersehen, an der Spitze des Blattes »Einsteins Gegenwart« zu verklären. Daß ihm dies ebenso gelingen würde, wie die Schilderung einer Wachparade, konnte vorweg keinem Zweifel unterliegen. Nur daß freilich, um an die Persönlichkeit Einsteins nur halbwegs die Begeisterung wie an die Wilhems II. zu wenden, ein Übergang notwendig ist:

Denken wir an die Berühmtheiten der letzten Jahre, dann zieht ein armseliger Reigen, halb verbrecherisch, halb toll an unserer Erinnerung vorüber; Menschen, die vom Zufall ihrer Geburt oder vom augenblicklichen Vorrang ihres Handwerkes oder durch die Konjunktur des Zusammenbruches emporgehoben waren und Macht über unser Leben bekommen hatten.

Wie anders Einstein. Ein Mann, dem zur Vollkommenheit nur eines fehlt, daß der Kaiser Franz Joseph sein Wirken nicht erlebt hat, zu dessen achtzigstem Geburtstag Salten die Worte fand:

Darwin und Haeckel, und Richard Wagner und Ibsen und Bruckner, und Edison und Marconi, Feuerbach und Nietzsche, Marx und Lassalle, diese ganze bunte Fülle, dieses unermeßliche Gedränge von gestaltenden Geistern, Schöpfern, von Eroberern der Erde, all dies zog an ihm vorbei. Ob er es nun bemerkt hat oder nicht, ob er es als Erlebnis zu nennen weiß oder nicht, ob er es schätzt oder verachtet, oder überhaupt auseinanderhält, er hat auf seinem Throne dennoch von all dem einen Hauch verspürt, hat

die Welt sich verändern und sich entwickeln sehen und ist von dieser Entwicklung in seinem eigenen Wesen angerührt und gefärbt worden.

Was hätten wir von Franz Joseph, dem so früh Dahingegangenen, zu erwarten gehabt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, auch noch die Relativitätstheorie auf sich wirken zu lassen. Während aber seine Persönlichkeit von allen wissenschaftlichen und künstlerischen Errungenschaften angezogen hatte, während er in seinem Wesen von ihnen angerührt und gefärbt wurde, konnte dem mit ihm Schulter an Schulter kämpfenden Wilhelm II. und zwar gleichfalls von Salten nachgesagt werden, daß »seine Epoche von ihm gestempelt, von ihm gefärbt wurde«. Eben deshalb aber war auch der Eindruck, den Salten auf dem Penzinger Bahnhof von ihm empfing, von seiner »echten, tiefen Menschlichkeit«, die, wenn man von den zehn Millionen Toten absieht, »Lebensfrische und Daseinsfreude rings um sich her verbreitete«, der »elektrisierenden Wirkung«, die von ihm ausging, »ein unvergeßlicher«. Auch schon von Berlin her, wo Salten ihn einst, »umdröhnt vom eisernen Schritt der Gardefüsiliere«, beobachtet hatte, als er »wie aus großer Tradition hervorgeritten kam«. Was nun Einstein betrifft, der von Salten mehr in das Gedränge der Geister gewiesen wird, das an den Herrschern vorbeizudefilieren hat, und zwar unmittelbar angeschlossen an »Kopernikus und Galilei, Kepler und Newton«, so kann Salten den Lesern der Neuen Freien Presse nur folgende Aufschlüsse geben:

Im Gang der Gestirne waren Unregelmäßigkeiten beobachtet worden, Unerklärlichkeiten waren festgestellt, für deren Bewältigung keine bekannte Methode der Mechanik mehr genügte. Probleme ergaben sich, im Kreislauf der Sterne ebenso wie in der Bewegung der »lezten, aller direkten Wahrnehmbarkeit entrückten Atombestandteile der Körperwelt«. Um diese Probleme genau auseinanderzusetzen, müßte ich ein Gelehrter auf dem Gebiete der Physik sein, die mir fremd ist. Ich müßte Einsteins Theorie und alle ihre Folgen so genau und gründlich verstehen, wie ich sie nur ungenau und nur in losem Umriß ahne. Aber alle Gebildeten begreifen mit mir und ich begreife es mit ihnen ohne viele Mühe, daß die Bogendifferenz, die geringe Bogendifferenz von 45 Bogensekunden, um welche die Drehung der Merkurbahn im Sinne der Bahnbewegung von ihrem astronomisch

errechneten Wert abwich, eine Beunruhigung der Wissenschaft sein mußte, je mehr und je stärker sein mußte, je hartnäckiger sich diese Differenz allen Aufklärungen entzog. Es muß uns Außenstehenden, denen der Zugang zur höheren Mathematik verschlossen ist, auch die Tatsache genügen, daß die neuen Berechnungen, die auf Grund des Einsteinschen Prinzips angestellt wurden, jene Differenz beseitigten, alles Unregelmäßige und alle Unerklärbarkeit zum Schwinden brachten, womit die Theorie Einsteins als die allein gültige erwiesen war.

Die Auslegung, die von den Berechnungen Knieriems abweicht, zeigt die Relativitätstheorie als das beherrschende Prinzip für die Einstellung des Feuilletonisten auf die Welt. Alle Gebildeten begreifen mit ihm. Die Drehung der Merkurbahn — unmittelbar vor einer Verwaltungsratssitzung — hatte sie beunruhigt. Seit aber im Sonnenspektrum die Farbe stagelgrün entdeckt wurde, ist alles wieder in Ordnung.

* * *

Einstein in Prag

Wenn die Setzer auch alles setzen, die Setzmaschine will anders. Sie macht nicht alles mit, sie nicht! Aus ihrer Haltung erklärt sich der Bericht des Neuen Wiener Journals über Einsteins Auftreten in Prag, wo der Gelehrte von einem deutschen Stadtrat mit Witzen über die Relativitätstheorie der Tschechen gegen die Deutschen empfangen wurde:

> Professor Einstein dankte und sagte, man tue ihm zuviel Ehre an. Er sei nur ein kleiner Punkt im Raume. Dann leitete er mit einer Violinsonate den musikalischen Teil des Abends ein. — —

* * *

Per aspera ad astra

Hans Müller, zwischen den beiden Gipfeln seines dramatischen Schaffens: I bin a Hur!, ihrem Trutzbekenntnis zur Kärntnerstraße, und jenem anders gerichteten »Und sie bewegt sich doch!« schwankend, hat nun — doch! — zur solideren Tragik Galileis zurückgefunden, wie der Sonnenvogel, wie eine Phönix-A. G. aus der »Flamme« erstehend, sich zu den »Sternen« erhoben und damit auf ein Berliner Publikum, das ihn nicht wiedererkannte — die Wiener empfingen vielmehr die

Überraschung eines Per astra ad aspera —, den größten Eindruck hervorgebracht. Wir lesen darüber einen telegraphischen Bericht, dessen neuestens wieder erhöhte Spesen immerhin ein paar Mahlzeiten für »arme, menschliche Kreatur« ergeben hätten:

Aus Berlin, 8. d. wird uns telegraphisch gemeldet: Hans Müllers Galilei-Tragödie »Die Sterne« wurde im Staatstheater mit einem von Akt zu Akt sich steigernden Beifall aufgenommen. Das enthusiasmierte Publikum nahm das geistvoll und sicher aufgebaute Drama als ein ideales Volksstück hin, das an alle guten und gehobenen Gefühle in der Menschenbrust appelliert und seine Aufgabe, zu erschüttern und über den grauen Alltag hinauszuheben, mit ebensoviel Geschmack wie Klugheit erfüllt.

Hat man schon so etwas erlebt? Abgesehen davon, daß es möglich ist, daß einer mit Geschmack und Klugheit seine Aufgabe, zu erschüttern, erfüllen kann und ebenso geistvoll wie sicher an die Gefühle in der Menschenbrust zu appellieren weiß, ab Wien sofort greifbar, ereignet es sich also wirklich, daß jemand, der durch mich schon als Gestalt in die Literatur eingegangen ist und nur noch als satirischer Begriff fortlebt, ein Publikum, das gleichfalls aus lauter Geschäftsleuten besteht, zu spannen, zu ergreifen und über den grauen Alltag hinauszuheben vermag. Und im Berliner Tageblatt, das diesem Publikum aus dem Herzen schreibt, nachdem Müller dort alle guten und gehobenen Gefühle eingepflanzt hat (was es hinnimmt), heißt es in jenem neudeutschen Telegrammstil, der in allen Fällen wo nicht telegraphiert wird anzuwenden ist, so etwa in der Umgebung von »Deutschösterreichs trostlose Finanzlage«:

Erfolg stärksten Umfangs. Hervorrufe. Hans Müller hat wie stets sein Publikum bei der Hand. Er ist kein neuer Shakespeare, wie er einst genannt wurde, aber —

Ja welches Vieh hat ihn denn einst so genannt?

* * *

Eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, sympathischer Art

Es gibt noch solche in dieser trüben Zeit, die einem wenig zu hoffen übrig läßt. Aber während es sonst immer schlimmer kommt, als man gedacht hat, geschah ausnahmsweise einmal das Folgende:

Aus Berlin wird uns berichtet: Das Publikum des Staatstheaters erlebte am Samstag bei der Aufführung der »Sterne« eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, höchst sympathischer Art. Bassermann war plötzlich erkrankt.

Doch nicht darin bestand, um es gleich zu sagen, die Annehmlichkeit. Sondern:

Ersatz war in der Eile nicht zu beschaffen, und so entschloß sich der Autor Hans Müller, die Rolle des Galilei zu übernehmen. Das Wagnis war um so größer, als der Dichter bis dahin niemals die Bühne betreten hatte. Aber es gelang ihm sehr gut. Vor der Aufführung teilte der Regisseur Dr. Bruck dem Publikum mit, aus welchem Grunde Müller die Rolle übernommen habe, und er bat im Namen des Verfassers um freundliche Nachsicht. Die Bitte war, wie sich sofort zeigte, überflüssig. Das Spiel Müllers war sicher und gewandt. Das Publikum war gepackt von der sicheren Darstellung. Im Dichter wurde der Darsteller, im Darsteller der Dichter wiederholt stürmisch gerufen.

Das Publikum war über den grauen Alltag so hinausgehoben, daß es Müller nicht wiedererkannte, indem es, als sich ihm der Dichter der »Sterne« zeigte, den Darsteller des Galilei zu sehen begehrte und als dieser hervorkam, nach dem Dichter der »Flamme« rief. Wie man sich täuschen kann. Wenn man mich damals, als Müller mir im Gerichtszimmer gegenübersaß, als Mensch zum Menschen sprach und aus Gründen der Nächstenliebe durchaus nicht zu bewegen war, seine Ehrenbeleidigungsklage aufrechtzuhalten, sondern zu jeder Ehrenerklärung bereit schien — eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, höchst sympathischer Art —, wenn man mich damals, vor einem Schauspiel von geringer Standhaftigkeit, gefragt hätte, welche Rolle ich dem Dichter auf der Bühne zutrauen würde — jeden seiner Könige, hätte ich gesagt, soll er verkörpern, jeder Sänger oder fahrende Gesell mag ihm liegen, jeder Rittersmann oder Knapp, aber kein Bekenner, der vor meinem Scheiterhaufen dabeibleiben wird, daß ich ihn beleidigt habe; alles soll er spielen, nur die Galileigestalt soll er nicht spielen, hätt ich gesagt. Nie hätte ich ihm den Galilei zugetraut und nicht einmal den von Hans Müller! Ich habe ihn sprechen gehört, und wenn er auch von Lampenfieber nicht frei war, so gewann ich mir doch ein Urteil über seine darstellerischen Fähigkeiten und Möglichkeiten.

Ein gewisses Pathos ist da, aber in den entscheidenden Momenten fehlt die Kraft, und die Aussprache ist nicht frei von einem gewissen Anklang, der zwar dem Müllerschen Vers scheinbar zustatten kommt, jedoch auf der Bühne, und namentlich auf der des ehemaligen Berliner Hoftheaters, befremden muß. Bassermanns Erkrankung ist bedauerlich. Doch wenn ich nun bedenke, daß an der Stelle, wo einst Matkowsky gestanden, heute Hans Müller einen Erfolg errang, dann merke ich erst, wie sehr sich der Geschmack des Theaterpublikums gewandelt hat.

* * *

Der Mejstrik-Preis

— Der Buchhändler Adolf Mejstrik hat testamentarisch dem Wiener Zweigverein der deutschen Schiller-Stiftung sein Vermögen mit der Bedingung hinterlassen, die Zinsen alljährlich einem oder zwei verdienten Lyrikern zuzuwenden; »denn für Dramatiker ist doch teilweise gesorgt, die Lyriker aber erhalten von keiner Seite auch nur die geringste Aufmunterung«.

Von meiner gewiß nicht. (Ohne daß ich jedoch für die Dramatiker sorgen würde.)

Der Vorstand des genannten Zweigvereines hat einstimmig beschlossen, die für 1921 entfallenden Zinsen dem Dichter Franz Karl Ginzkey in der Höhe von 2000 K zu widmen.

Ah das ist der, der über den Russentod in den masurischen Sümpfen ein munteres Gedicht gemacht hat, während die Gräfin Taaffe ein Kinderspielzeug daraus machte. Der Unterschied ist, daß das Gedicht sprechen kann; es sagt: Gluck-gluck.

Bewerbungen um den Mejstrik-Preis finden nicht statt. —

Das ist recht so und es bleibt ausschließlich dem Vorstand des Wiener Zweigvereins überlassen, zu entscheiden, wer ein Lyriker ist und als solcher aufzumuntern. Wenn der Vorstand des Wiener Zweigvereins in diesem Jahre an Ginzkey gedacht hat, so ist zu hoffen, daß der Vorstand des Wiener Ginzkeyvereins im nächsten Jahr — na der Leser soll auch was zu tun haben. Aber was ich sagen wollte, der Mejstrik-Preis, das war bisher derjenige, den die Lyriker erzielt haben, wenn sie die ihnen zugesandten Rezensionsexemplare ihrer Mitstrebenden verkitscht,

sie also zu eben dem gemacht haben, was sie schon waren. Aber schließlich sind 2000 K heute auch nicht viel, so viel kostet jetzt bei Heller die neue Lyrik, für die man einst »antiquarisch« bei Mejstrik eine kleine Aufmunterung bekam.

* * *
*

Was nützen ihm die Tausendkronennoten?

[Bernard Shaws »Riesenvermögen von Tausendkronennoten«.] Aus Budapest wird uns berichtet: Bernard Shaw richtete an seinen Budapester Rechtsanwalt Emil Szalay ein Schreiben, in welchem es heißt: »Die Bank hat mich von allen Ihrerseits zu meinen Gunsten erfolgten Einzahlungen verständigt. Wie könnte ich zu meinem Gelde gelangen? Sie schreibt, daß zwischen England und Ungarn ein Clearingverkehr eingeführt werden wird. Ich habe bisher davon nichts gehört. Zu meinem Unglück sind die Summen, die ich aus den Ländern der ehemaligen Zentralmächte erhalte, bloß platonische Werte. Eine Bank verständigte mich ganz ernst, sie hätte zu meinen Gunsten 1083 Kronen erlegt, und ich bin bemüßigt, diesen Betrag mit 15 Schilling zu buchen. Doch muß ich davon 4 Schilling 6 Pence für die von der Regierung bemessene Einkommensteuer bezahlen. Ich habe ein Riesenvermögen in Tausendkronennoten, doch was nützen sie mir? Gibt es keine ungarischen Industrieaktien oder Kommunalobligationen, in welchen ich meine Tausendkronennoten investieren könnte? Was meine neuen Stücke betrifft, so werde ich sie binnen kurzem — — Jedes spielt in einer anderen Epoche der Geschichte der Menschheit. Der Schauplatz des ersten ist das Paradies, die Zeit des letzten das Jahr 31980 nach Christus. Ich zweifle, daß sich auf der ganzen Welt ein Theaterunternehmen mit geschäftlichem Sinn findet, welches das Ganze oder auch nur ein Stück davon zu bringen wagt — — die Newyorker Vorstellungen — — tragen mir allabendlich zweihundert Schilling ein. Bezüglich der Wiener Vorstellungen verfüge ich noch über keine Daten, doch teilt mir der deutsche Übersetzer des Stückes mit, daß es im Burgtheater einen großen Erfolg hatte.

Gewiß wird sich nicht leicht auf der ganzen Welt ein Theaterunternehmen finden, dessen geschäftlicher Sinn an den eines Kultursatirikers heranreicht, der so menschheitlich denkt, daß er den finanziellen Bankrott der Feindesländer als sein eigenes Unglück empfindet. Herr Shaw, dessen Budapester Advokat gewiß seine Intentionen erraten hat, als er der Neuen Freien Presse seinen Geschäftsbrief zur Verfügung stellte, und der die

Entwertung seiner Tausendkronennoten mit den Gefühlen des hiesigen Mittelstands durchmacht, hat offenbar erwartet, daß ihm die Wiener und Budapester Theater seine Tantiemen in so viel Schillingen auszahlen werden, als er Kronen zu erhalten hat. Aber er sollte doch nicht übersehen, daß seine Werke hier nicht englisch, sondern nur in einer Übersetzung gespielt werden, die von Trebitsch ist. (Und die vielleicht von Hatvany ins Ungarische übertragen wird.) Wenn Herr Shaw ein Riesenvermögen in Tausendkronennoten hat und fragt, was sie ihm nützen, so läßt sich ihm nur der Rat geben, auf die Aufführung seiner Stücke in Sprachen, die so wenig einträglich sind, künftig zu verzichten und das schon angesammelte Riesenvermögen, welches brach liegen muß, seinen Landsleuten von der Gesellschaft der Freunde abzutreten, die sich für die Wiener Kinder interessieren, deren Unglück durch das des Herrn Shaw wesentlich gelindert werden könnte. Denn wenn schon nicht ihm, so würden doch diesen die vielen Tausendkronennoten nützen, und wie sagt doch Shaw: »Geld hat keinen Wert für den, der mehr als genug davon hat, und die Weisheit, mit der er es ausgibt, ist die einzige soziale Rechtfertigung dafür, daß man es in seinem Besitz läßt.« Wie immer aber die Frage entschieden werden möge, und wenn's denn sein muß, daß beim Weltuntergang alle Theater geöffnet sind und je mehr das Leben schwindet, umso mehr die Kunstrubrik, die gemeinste von allen, anschwillt, so soll man uns wenigstens mit den Geschäftssorgen der Literaten verschonen. Können sie sich nicht entschließen, den Weltkrieg aus einer andern Perspektive zu betrachten, so müssen sie sich eben damit abfinden, daß sein Ausgang zwar Herrn Shaw in Österreich nur Kronen abwirft, daß aber dafür die Wiener Librettisten in New-York mit Dollars aufgewogen werden. Dieser Shaw hat einmal einen Ausspruch getan, mit dem er schon zu der sittlichen Höhe der Betrachtung strebte, die er in dem Brief an seinen Budapester Advokaten erreicht hat: daß »die beste Komödie, die Oscar Wilde geschrieben hat, ‚De profundis'« sei. Sicher ist, daß ihre Kapitalisierung ihm nicht das Gemüt verdüstert hat! Ich will einen Kulturphilosophen, der von »platonischen Werten« wie ein Börseaner spricht, aber die Zahl 31980 dennoch nur als Jahreszahl und nicht wie man auf den ersten Blick vermutet im Zusammenhang mit Tantiemen

und Valuten gebraucht, nicht ausschließlich nach diesem Dokument, wiewohl es schon sein Geld wert ist, beurteilen, es ist eine lange Weile her, daß ich ein Stück von ihm gelesen habe, und ich möchte ihn nicht mit den Vertretern des Wiener Geisteslebens in einem Atem nennen, den es mir da verschlägt. Aber er scheint mit Neid zu spüren, welches Glück es ist, in einem besiegten Staat zu leben und keinen Geist zu haben. Sie erzeugen ja den einzigen Artikel, in dem Österreich nicht nur exportfähig, sondern hors concours ist, den die ganze Welt haben will und für den die besten Valuten hereinkommen: den Blödsinn.

* * *

Der deutsche Heiland und der tschechoslowakische Wechsler

[Die Rache des gemaßregelten Valutenhändlers.] Der Geldwechsler Wenzel Tschörner, gegen den wegen seiner unerlaubten Valutageschäfte bereits einigemale gerichtliche Schritte unternommen worden waren, überfiel gestern vormittag den Vorstand der Innsbrucker Filiale der Österreichisch-ungarischen Bank Karl Emmerich Hirt (den bekannten Tiroler Schriftsteller), in dem er den Urheber der über ihn verhängten Gewerbeentziehung vermutete, und versuchte ihn tätlich zu insultieren. Durch das Einschreiten mehrerer Passanten und die energische Gegenwehr des Angegriffenen wurde Tschörner, der nach der Tschecho-Slowakei zuständig ist, an weiteren Insulten verhindert.

Aber keine Idee! Dieser Tschörner hat wahrscheinlich Kriegsanleihe und hat in jenem Hirt, der einen Aufruf, sie zu erwerben, verfaßt hatte, den Urheber seines Ruins vermutet. Oder, was auch möglich ist, Tschörner hat in Hirt den Urheber so vieler schlechter Gedichte vermutet. Oder vielleicht hat eine Verbindung beider Motive, der ökonomischen und der ästhetischen Unzufriedenheit, so stark in ihm gewirkt, und er hat in Hirt einen Kriegslyriker vermutet. Oder es hat ihn am Ende die in den Innsbrucker Schaufenstern ausgestellte Ansichtskarte einer Männerschönheit (Büste) so erregt und er hat in Hirt das Modell vermutet. Sollte aber der deutsche Heiland wirklich das Verdienst um die durch sein literarisches Schaffen heruntergekommene volkswirtschaftliche Moral haben, daß er einen Händler und Wechsler, der nach der Tschecho-Slowakei zuständig ist, aus dem Tempel trieb, so wären die Repressalien, die sich auf der Innsbrucker Straße

zugetragen haben, gewiß zu tadeln. Hirt kann von Glück sagen, daß die Innsbrucker Bürger weitere Insulten verhindert und sich seiner gegen einen Desperado angenommen haben, der überdies nach der Tschecho-Slowakei zuständig ist. Es waren dieselben Innsbrucker Bürger, die gegen mich losgehen wollten, als Hirt einen flammenden Aufruf erließ und ich in ihm den Urheber des über mich verhängten Vortragsverbotes vermutete. Durch die energische Gegenwehr des Angegriffenen wurde Hirt an weiteren Insulten verhindert, und heute soll die Angelegenheit so weit gediehen sein, daß ich unbehelligt die Innsbrucker Vorlesung abhalten könnte, weil Hirt, der in mir den Urheber des Heftes »Innsbruck« vermutet, sich mit christlicher Nächstenliebe an mir gerächt und mir verziehen hat.

* *
*

Die Grüßer

Es häufen sich die Fälle, daß Individuen behaupten, daß sie mich »persönlich kennen« und indem sie ihr Ansehen bei den Leuten, denen sie's erzählen, zu heben suchen, das meine herabsetzen. Denn was sollen diese noch von mir halten, wenn ich jene persönlich kenne? Sie selbst würden doch, wenn's wahr wäre, allen Respekt vor mir verlieren. Weil sie diesen aber nicht haben, und es ihnen eben nur darauf ankommt, mit einem Gott seis geklagt berühmten Menschen persönlich bekannt zu sein, welchem Zweck der Fritz Werner besser entgegenkommen würde, so pflegen sie, um aller Welt und speziell ihren Begleitern den Beweis der persönlichen Bekanntschaft zu liefern, auf offener, infolgedessen von mir immer mehr gemiedener Straße in zudringlicher Weise zu grüßen, wobei meine Kurzsichtigkeit nicht als Gegenbeweis, sondern nur als Entschuldigung meiner Unhöflichkeit in Betracht kommt. Selbst solche, die mich verachten und wenn sie mir allein begegnen, wegsehen würden, grüßen vertraut, sobald noch ein Zweiter, dem sie mit solcher Legitimation aufwarten wollen, mit ihnen geht. Sie wären natürlich ganz ebenso imstande, wenn sie mich wirklich kennten, bloß zu grüßen, wenn wir uns zeugenlos begegnen, und aus Furcht vor irgendeiner sozialen Vergeltung wegzusehen, sobald

einer dabei ist. Dann kommt es wieder vor, daß Leute, die mich nicht persönlich kennen, in einem Lokal, zu dessen Besuch mich das Leben zwingt, nachdem sie sich beim Kellner erkundigt haben, ob ich es wirklich sei, förmliche Purzelbäume vor mir schlagen, aber nicht etwa aus jener Verehrung, die ich verabscheue, sondern nur um sich selbst zu beweisen, daß sie mich persönlich kennen. Auch sie müssen unbedankt von hinnen ziehn. Der hauptsächlichste Grund, warum ich nicht mehr ins Theater gehe — wichtiger noch als Selbstbewahrung vor schauspielerischer Impotenz und als die Furcht, am Abend vor der Arbeit schläfrig zu werden —, ist das Bedenken, mit so vielen Leuten, die ich nicht persönlich kenne, ins Theater zu gehen. Denn nicht nur, daß der Sitznachbar, feige die Gelegenheit vollkommenster Wehrlosigkeit — Sperrsitz! — erhaschend, plötzlich zu grüßen beginnt; selbst wenn er's nicht tut, glaubt jeder — und keines Wieners Phantasie reicht aus, sich die Sitznachbarschaft als Zufall vorzustellen —, der X. sei mit mir im Theater gewesen, was ihm entweder nützt oder schadet. Vor zwanzig Jahren hatte einer der wenigen anständigen Menschen der hiesigen Literatur das Pech, im Burgtheater neben mir zu sitzen; ich bat ihn, mit mir nicht zu sprechen, da die Kritik im Mittelgang es bemerken und ihm nach dem Leben trachten würde. Es geschah; denn, hieß es, der J. J. David sei »mit ihm ins Theater gegangen«. Die Wiener Personalnachricht war lange Zeit hindurch — neben Schönpflug — der tiefste Ausdruck dieses Lebens, das die falsche Perspektive des Zufalls zum Gesetz erhebt. Im Hotel zum König von Ungarn sind zum Beispiel gestern der Kommerzialrat Goldberger und die Gräfin Andrassy aus Budapest abgestiegen. Da bin ich vorsichtig. Muß ich einmal über die Straße, so sehe ich mich ganz genau um, wie der Mensch aussieht, neben dem ich zufällig gehe, denn die Leute zeigen mit Fingern auf einen, da können Ungenauigkeiten unterlaufen und ich will nicht, daß es immer wieder heißt, ich hätte einen Vollbart. Ein verstorbener Privatkauz, der mehr Witz hatte als ein Haufen von Wiener Librettisten, tröstete eine Dame, die sich über üble Nachrede beklagte, mit der Unabänderlichkeit dieses Wiener Verhängnisses: gehe er mit einer Frau auf der Ringstraße, so heiße es, er habe ein Verhältnis; gehe er mit einem Herrn auf der Ringstraße, so

heiße es, er sei homosexuell; gehe er, um all dem zu entgehen, allein auf der Ringstraße, so heiße es, er sei ein Onanist. Aber das Letztere wird niemandem in Wien nachgesagt werden, da doch immer eine Frau oder ein Mann in der Nähe ist, »mit« denen man gesehen wird. Das Publikum verblödet von Jahr zu Jahr und weil dieser Stadt das eigentliche Lebensmittel, die Ehre, längst vor allen andern ausgegangen ist und der schäbige Rest noch ans Ausland, von dem nichts hereinkommt, weggeworfen wurde, so ist das alles möglich. Ein Gang durch sie, nämlich durch die allerwertloseste, die innere, der Anblick dieser Graben- und Galgenbrut würde mir vor Ekel die Kehle würgen. Ich arbeite, vermutlich als einziger Mensch in Wien, wie eh und je die Nacht durch, oft bis in den Vormittag hinein, schlafe bis zum Abend und sehe jahraus jahrein kaum mehr als drei, vier Menschen in dieser Stadt. Irgendwie erfahre ich aber doch, daß ich »einflußreiche Beziehungen habe«, daß ich auf der Redoute war, daß ich eine Premiere mitgemacht habe, daß ich verheiratet bin, daß ich Damen zum »Tee« lade, daß ich mit dem Müller einmal intim war und daß sich nur, weil ich ihn einmal mit der Meier gesehen habe, das Blatt gewendet hat, daß mich der und jener persönlich kennt, also einen Umgang zu haben behauptet, den ich von ihm nehme. Ich muß nachdrücklich drauf aus sein, solche Zumutungen abzulehnen, weil sonst die notgedrungene Abweisung eines Verkehrs mit manchem Würdigen grausame Ungerechtigkeit wäre. Ein für allemal bitte ich zu glauben, daß mich jene schlecht kennen, die da glauben, sie kennten mich gut, und die, die's ihnen glauben, nicht besser. Es ist jede solche Angabe erstunken und erlogen und ich ermächtige jeden, jeden der sie vorbringt für einen Schwindler zu halten und ihm zu sagen, daß er mit der Fackel ausschließlich den Zusammenhang dieser einzigen Stelle habe, die sich ganz ausdrücklich auf ihn, gerade auf ihn und nur auf ihn bezieht. Damit hoffe ich dem Grüßerpack, das mit fremdem Ruhm schachert und mit einem, der mir so hassenswert dünkt wie jeder seiner Parasiten, das Handwerk gelegt zu haben. Denn wenn es eine Eigenschaft gibt, für die ich noch lange nicht berühmt genug bin, so ist es die meines Gedächtnisses, das nicht den Schatten des kleinsten Eindrucks seit meinem zweiten Lebensjahr,

kein Geräusch, keinen Namen, keine Nase, keinen Schritt verloren hat und sich an jeden, den ich nicht kenne, ganz genau erinnert und ferner ebenso genau zu unterscheiden weiß zwischen solchen, die ich nicht kenne, weil ich nicht wollte, und jenen, die ich nicht kenne, weil ich nicht will.

* * *

Sie regnet

. . . denn jeder dritte Wagen bleibt irgendwo stecken, eine stumme Illustration der berühmten Worte: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders u. s. f.« . . .

Sagt die Reichspost, bekanntlich eine der feinsten Humoristinnen, über den Wiener Autobus, nicht wissend was sie tut, wiewohl sie jedenfalls einen Pik auf Luther hat, weil er zu Worms nicht widerrufen hat, Gott helfe ihr, Amen. Wenn sie den Autobus, den sie für eine »marxistische Erfindung« hält, nicht verleumdet, so würde er die Eigenschaft, nicht anders als stehen zu können, mehr noch als mit Luther mit einer in rasendem Lauf befindlichen Figur ihres Zeichners Schönpflug teilen. Viel delikater ist sie, wenn sichs um jene theologische Persönlichkeit handelt, mit der Luther einmal eine Begegnung hatte, die man sich mit einem Redakteur welcher Konfession immer zu haben wünscht; da sagt sie nur, einer hätte ausgerufen, es möge einen andern der . . . . . . holen, während doch die Neue Freie Presse dem Beruf, der ihr am meisten wider den Strich geht, wenigstens das H läßt. Übrigens brauchen die Protestanten wegen des Vergleichs, für den Luther herhalten muß, nicht bös zu sein. Die Bildung der Reichspost, die nur eine Lücke umfaßt, hat zum Beispiel auch für einen gewissen Thomas von »Aquini« Raum. Und selbst die Ungläubigen haben sich damit abgefunden, daß sie einmal von »Lassalles kommunistischem Manifest« gesprochen hat, welches somit vielleicht das einzige Werk ist, das sie für keine marxistische Erfindung hält. Mein Gott, man muß zufrieden sein, wenn die Reichspost »Schinken« als Maskulinum, »Butter« als Femininum und insbesondere »Gas« als Neutrum erkennt. Dagegen bin ich nicht sicher, ob ihre Schriftleiter gegebenenfalls nicht die Wendung gebrauchen würden:

»Ah, sie regnet!« Aber natürlich nicht aus Unbildung, sondern nur aus Humor. Während zum Beispiel mich die Vorstellung, auf einem Kontinent leben zu müssen, wo es die Reichspost gibt, trübsinnig macht.

* *
*

Lesestück

In einer Nummer der ‚Staatswehr', die mit übertriebener Hervorhebung gerade diese als »Hochverrats-Nummer« bezeichnet und deren publizistische Existenz das, was republikanische Staatsanwälte ertragen und sozialistische Setzer erzeugen, schlechthin zum Wunder macht, steht nach Hoffnungen und Entwürfen, für die umgekehrten Falles die Monarchie nicht genug Kerker und Galgen gehabt hätte, nach einem »Offenen Brief an alle schwarzgelben Legitimisten in den habsburgischen Kronländern Böhmen, Mähren und Schlesien und in den slowakischen Komitaten der heiligen ungarischen Stephanskrone«, nach Phantasien auf das Motiv von den Terrorakten einer »sich zum Diktator emporgeschwungenen« Partei, nach der Beschreibung einer Kaiserin Zita-Weihnachtsbescherung, bei der die Volkshymne, die andere, gesungen wurde und Oberleutnant Drahovzal mit einer vergleichenden Darstellung aus dem altgermanischen Kampf des Winters mit dem Frühling folgte — und fand derselbe für seine darangeknüpften Reflexionen des Kampfes des Legitimitäts- und Autoritätsprinzips mit dem heute herrschenden republikanischen Chaos reichlichen Beifall — das folgende Lesestück:

»Mein Herr ist in Prangins.« Am Weihnachtsabend pochte es an unsere Wohnungstür — schreibt ein Leser unseres Blattes — und als mein Sohn öffnete, stand ein Invalide in vergilbtem Feldgrau vor ihm; salutierend bat er um eine Unterstützung. Mein Sohn rief mich; ich schritt an die Wohnungstür: Ein sich stramm aufrichtender, dekorierter Soldat mit abgehärmtem Gesichte und rechtem Armstumpfe wiederholte salutierend seine Bitte. Auf meine Frage: Wo er im Kriege diente, wer sein Korpskommandant im August 1914 war, welche Gefechte er mitgemacht hatte, antwortete er prompt und zutreffend, und als ich ihn noch fragte: Wozu und für wen er sich so tapfer schlug,

fürwahr, eine recht berechtigte Frage —

erwiderte er als schier selbstverständlich: »Für meinen Herrn!« »Nun, wo ist denn Ihr Herr?« fragte ich ihn noch. »Mein Herr? — Mein Herr ist in Prangins!« Daß ich mich da

nicht zurückhalten konnte, ihm die treue Hand zu schütteln, an meinen Abendtisch zu rufen, wo wir in Gesellschaft meiner Frau und meiner Kinder Kriegserinnerungen austauschten, brauche ich nicht erst besonders zu sagen. Aber sagen will ich noch: Es waren meine schönsten Weihnachten, mein herz- und meine Seele erhebendster Christabend, der Abend mit meinem ehrlichen, treuherzigen Kriegskameraden am Tische unter dem Christbaum. Fortab ist er, der wackere Kriegsinvalide, mein Vertrauensmann, und habe ich ihn als Schaffner auf dem Landgute eines meiner glücklicheren Freunde untergebracht.

Der arme Teufel, ein Deserteur aus der Fibel in die Wirklichkeit, hat noch den linken Arm, um zu salutieren. Wie müßte er aussehen, um seinen Herrn in Prangins statt nach Schönbrunn dorthin zu wünschen, wo der Pfeffer wächst.

* * *

Zu Pfingsten

Im Briefkasten der ‚Staatswehr' findet sich neben einer Hoffnung:

Lynch, Graz. Gewiß wird es so weit kommen müssen; anders ist unsere Menschheit nicht zu retten.

eine Gewißheit:

Baronin L. N., Salzburg. Da Ostern heuer sehr früh fällt, dürfte der von uns bereits angekündigte Einzug Kaiser Karl I. in Österreich erst zu Pfingsten d. J. stattfinden.

Das wird ja ein liebliches Fest werden! Wenn sichs nicht doch wieder auf Weihnachten hinauszieht. Kein Wunder, daß die Abonnenten ungeduldig werden, denen die ‚Staatswehr' die Nachlieferung der Dynastie versprochen hat. Aber wir, die keinen Richter nicht brauchen, werden auch noch lernen, auf den Richter Lynch zu warten.

* * *

Worin sie sich offenbaren muß

Ich rede hier von dem üblen Judentum, das als notwendige Gegenwehr immer wieder den Antisemitismus hervorrufen muß, von denjenigen, die sich anmaßen, an der Spitze des deutschen Volkes zu stehen und von deutscher Kunst zu reden, ohne zu wissen, welche hohe Würde der deutschen Kunst zukommt und daß sie sich offenbaren muß nicht so sehr in der Technik als in der Wahl der Stoffe für die Kunstwerke.

Wenn ich bedenke, daß unter jenen, die es also wissen, worin sich die deutsche Kunst offenbaren muß, und die gleichfalls an der Spitze des deutschen Volkes stehen, der Herr Seipel noch einer der Gebildetsten ist, dann möchte ich mich nicht an das deutsche Volk, sondern viel lieber an das senegalische anschließen, bei dem solche Dinge ganz bestimmt nicht möglich sind.

* * *

Berichtigung eines sinnstörenden Druckfehlers

In unsre gestrige Besprechung der Aufführung des »Reigen« in den Kammerspielen hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es soll dort heißen: Und zu diesen Naturgefühlen gehört es, daß der Akt, der den Gipfelpunkt sämtlicher Akte des »Reigen« bildet, im Geheimen abgetan wird. Es gibt ein einziges Lebewesen, das sich an dieses Naturgebot nicht hält: der der Natur entfremdete, degenerierte, rasselose Straßenköter.

Der Gedanke hat die Berichtigung gelohnt. Denn es ist doch klar, daß die jetzt von der geistvollen Gemeindesteuer betroffenen Rassehunde es im Geheimen abtun und zwar nicht nur, weil das die Herrschaft so veranstaltet, sondern weil sie ein Schamgefühl haben. Keinem Dobermann würde es einfallen, wenn er schon überhaupt so ein widernatürliches Gelüste hat, es vor Leuten zu betätigen. Denn es ist widernatürlich. Tuts ja doch nur der »der Natur entfremdete«, degenerierte, rasselose Straßenköter. Es ist gut, daß das richtiggestellt ist. Die Setzmaschine hatte sich zuerst geweigert und die Stelle verhoben, aber nun mußte sie klein beigeben. Die besseren Hunde, die das 8 Uhr-Blatt lesen, werden bestätigen können, daß es so ist und daß sie sich nicht von ihren Herren beschämen lassen, die doch auch nicht gleich in den Animierlokalen sich dem widernatürlichen Trieb, auf dem wie alles in der Welt leider auch das Inseratengeschäft beruht, hingeben. Der Text ist rein. Ein Druckfehler hatte sich, um den Sinn zu stören, eingeschlichen, aber nun ist er draußen. Das Naturgebot verlangt nicht die Begattung, sondern deren Diskretion. Das einzige Lebewesen, das sich an dieses Naturgebot nicht hält, ist der Straßenköter, dieser Proletarier der Natur, und für den hat das 8 Uhr-Blatt

so wenig übrig wie für die Proletarier aller Länder. Er ist nicht nur der Auswurf unter den Hunden, sondern unter den Tieren überhaupt. Möge er, ob er vergnügt oder mißvergnügt ist, auf die Straße gehn. Die andern Lebewesen, alle, haben noch ein Schamgefühl und lassen die Öffentlichkeit nicht in ihr Privatleben hineinsehen. Selbst die Fliegen machen's im Zimmer ab, und die Löwen ziehen sich bekanntlich bis in die Wüste zurück, um den Schiebern das Ärgernis zu ersparen. Nur mit Überwindung aller Naturgefühle, die sie im Tabarin befestigt haben, wohnen diese den Aufführungen des »Reigen« bei, von dessen Duldung der Kritiker der Reichspost eine Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten befürchtet und dessen Besprechung Wien von allen Seiten auf einem geistigen Niveau gezeigt hat, daß kein Hund so länger leben möchte.

* *
*

Die Tote

Bis jetzt wurden fünf Tote geborgen, und zwar der Fabrikant Ludwig Altschul, Wien, 4. Bezirk, Karlsplatz 3, der siebenjährige Sohn des früheren Bahnerhaltungsvorstandes in Wien, Wenger, Staatsbahnrat Robert Hackl, eine Frauensperson und ein italienischer Chauffeur aus Villach, welche noch nicht agnosziert sind . . . .

Dem Polizistenjargon, der sich bei Durchsuchungen in Stundenhotels betätigt, ist die Bezeichnung endlich abgewöhnt worden, und er muß sich dazu bequemen, eine Frau selbst dann als Frau anzuerkennen, wenn sie von ihrer Eigenschaft, eine zu sein, Gebrauch gemacht hat. Der Journalistenjargon kehrt bei Durchsuchung eines Leichenfelds zur altösterreichischen Terminologie zurück. Der unsägliche Jammer von Felixdorf, der wie die letzte Strafe der Natur an einem heillosen Staat anmutet, der von der niedrigsten Stufe zivilisatorischer Einrichtungen noch in den Abgrund eines Weltkriegs taumeln mußte, läßt doch das Lichtbild einer Kompagnie schauen, die obenauf bleibt: Die Geretteten, die den Sterbenden nicht Platz machen wollten, die Lebenden, die die Toten beraubt haben, und die Schreibenden, die einen verstümmelten Leichnam als Frauensperson agnoszieren.

Aus der Sudelküche

Die Menschheit kann an jedem Tage und vor jeder Zeile sehen, daß sie verloren ist, wenn sie sich dem Journalismus ausliefert, und sie will doch nicht anders. Jedes Wort, das er spricht, ist Lüge, jeder Atemzug, den er tut, das todsichere Verderben. Die vollkommene Wurstigkeit, mit der er den Ereignissen gegenübersteht, wohl wissend, daß sie ohne ihn keine wären, drückt sich in der Aufschrift aus, die ein Berliner Blatt über ein Telegramm setzt:

Mordanklage gegen Erzherzog Stephan Friedrich.

Wie in Wiener politischen Kreisen verlautet, hat die Budapester Staatsanwaltschaft beschlossen, auf Grund der gepflogenen Erhebungen gegen Stephan Friedrich die Anklage wegen Anstiftung zur Ermordung des Grafen Tisza zu erheben. Friedrich war der erste bürgerliche Ministerpräsident nach der Beseitigung des Regimes Bela Kuns.

Was der schwere, verantwortungsvolle Beruf, über den sie immer wieder seufzen, den sie aber doch niemand zwang statt jenes, den sie verfehlt haben, zu ergreifen, mit einem telegraphierten Sachverhalt anstellen kann, ist da mit einem Federzug bewiesen. Verbrecherische Irreführung und Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht durch sie selbst. Man kann noch vom Glück sagen, daß es mit der Mordanklage gegen irgendeinen Erzherzog Stephan Friedrich nur deshalb nicht stimmt, weil sie leider nicht erhoben wird. Die Weltgeschichte läuft nun einmal so, doch sie verläuft ganz gewiß letal, solange man sich nicht zur Anklage gegen die eigentlichen Mörder aller Wahrheit, aller Vorstellung und eben darum auch allen Lebens entschließt. Nicht durch die parteipolitische Verpflichtung zur Lüge, zur täglichen Entstellung, zur Herabsetzung derselben Taten, die dem eigenen Schmutzbezirk zur Zierde gereichen — es wäre das geringere, leichter überblickbare Übel —, sondern durch prinzipielle Ehrlosigkeit sündigt diese Profession am geistigen und materiellen Wohl der Welt, und sie lebt sich

und tobt sich in dem Mißverhältnis zwischen der völligen, durch kein Strafgesetz einzudämmenden Verantwortungslosigkeit inferiorer Charaktere und miserabler Intelligenzen und der Zaubermacht des gedruckten Wortes aus, in dem von sich selbst zuerkannten Verfügungsrecht, das die grauenhafte Eigentümlichkeit bewährt, den Benützer durch den Gebrauch noch niedriger zu machen und so das Mißverhältnis noch mehr zu steigern. Aber geschieht denn einer wollenden Menschheit, die nicht einmal ihr Untergang, das Fazit aus dem Kriegswerk dieser Tintenbuben, zur Änderung des Zustands bestimmen kann, die sich zur Zerschlagung von Thronen, aber nicht von Redaktionssesseln aufraffen konnte, Unrecht? Was der Journalismus vermag, erlebe ich, dessen geringfügige Welt doch weitab von seiner verderblichen Neugierde aufgerichtet ist, an den spärlichen Gelegenheiten, wo er sich herbeiläßt, meinen Namen oder meine Sache in die Fänge seines eklen Mechanismus zu zerren. Da kann man Gift drauf nehmen, daß eine Lüge herauskommt. Doch will ich ihm mit den dürftigen Mitteln, die das Gesetz gewährt, die Lust dazu nehmen, in seiner Überzeugung, daß ich nicht auf der Welt bin, nachzulassen.

Was haben diese Zeitungen nicht über einen Prozeß zusammengelogen, den ich anzustrengen gezwungen war, weil eben in dieser unwahrscheinlichsten aller Sphären die Behauptung Platz finden konnte, von dem Ertrag der Grabrede für Peter Altenberg sei etwas in meine Tasche geflossen. Die Tollheit des Anwurfs, nur aus dem Wahnwitz einer alle Besinnung verkürzenden Profession erklärlich, wird natürlich von einer Berichterstattung begleitet, die die Erfindung für zuverlässiger hält als den Bericht. Einer dieser Schöpfer, der noch nie davon gehört hat, daß der Angeklagte die Wahrheit seiner Behauptung und nicht der Kläger deren Unwahrheit zu beweisen habe, meldet allen Ernstes, »bei der ersten Verhandlung« hätte ich, offenbar vom Gericht zur Rechenschaft gezogen, »den Beweis angetreten«, daß der Ertrag wohltätigen Zwecken zugeflossen sei. (Wenn dafür ein Angeklagter, was er muß um nicht verurteilt zu werden, Beweisanträge stellt, so heißt es, der Prozeß »hat eine interessante Wendung genommen«.) Es hilft nichts, als systematisch mit dem einzigen Strafparagraphen, vor dem diese

Romantiker noch halbwegs Respekt haben, weil seine Übertretung leicht zu fassen ist und schweres Geld kostet, mit dem armseligen § 19 sie zu der Einsicht zu bringen, daß Totschweigen allerwegen noch am besten gegen mich schützt. Ist es etwa nicht sicherer, so zu tun, als erschiene die Fackel nicht, als zu behaupten, sie erscheine seit einer »Dekade«? Gerade wenn eine Wiener Zeitung nicht weiß, seit wann die Fackel erscheint, und eine Dekade, die sie doch zu spüren bekommen hat, ihr aberkennt, sollte man verlangen dürfen, daß sie sich über diesen Punkt ausschweige. Tut sie's nicht, so muß sie dafür das folgende tun:

»Die Ichzeitung«.

Wir erhalten nachstehende Zuschrift:

An den verantwortlichen Redakteur der »Wiener Mittags-Zeitung«

Wien, I.

Mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes fordern wir Sie auf, die nachfolgende Berichtigung des in Nr. 9 der »Wiener Mittags-Zeitung« vom 13. Jänner 1921 erschienenen Artikels »Die Ichzeitung« in der dem Gesetz entsprechenden Weise aufzunehmen.

Sie schreiben: »Vor über zwanzig Jahren erschien »Die Zukunft« Maximilian Hardens, vor über zehn Jahren »Die Fackel« Karl Kraus' in Wien. In jeder der letzten Dekaden hat ein in die Künstlerschaft hineingewachsener Publizist seinem Jahrgangsgeschlecht die große »Ichzeitung« zu geben gesucht . . .« Es ist unwahr, daß »Die Fackel« Karl Kraus' »vor über zehn Jahren erschien«. Wahr ist vielmehr, daß »Die Fackel« Karl Kraus' am 1. April 1899, also vor mehr als einundzwanzig Jahren erschienen ist.

Verlag »Die Fackel«.

Der Fall ist nicht so ephemer, so »vor über«, wie er ausschaut. Es ist gar kein Zweifel, daß der Autor des Artikels, Müller (Robert), einer der dynamischesten Nichtskönner der neueren Literatur, einfach deshalb mit der Zeitgeschichte so verfuhr, weil er die »Dekade« gebraucht hat, um zur lebendigen Gegenwart des Herrn Flake zu finden. So arbeitet der Journalismus, er muß nicht erst in die Künstlerschaft hineinwachsen, er ist schon drin; er stellt einfach seine Schöpfung hin, der natürlich eine Bestreitung der äußeren Wahrheit nichts anhaben kann.

Oder es ist eines jener Tinterl an der Tour, die seit Jahr und Tag davon leben, mir meinen Stil zum Scheuel und Greuel zu machen; plötzlich, es nicht länger tragend, rächt es sich dafür, daß es

keinen hat, und »faßt« mich »auf«. Psychoanalytisch natürlich, »Selbsthaß des Juden«, »Vaterverleugnung« und so Ingredienzen aus der Sudelküche des neuen Literatentums, das den eigenen Defekt für einen Rebbach hält und ihn an dem durchschaut, der ihn nicht hat, im Kompensationsverfahren, zu dem eine Wissenschaft Mut macht, beobachterisch und mit allen Finten und Tinten versorgt, aus sich selbst das Schmalz und von mir die Antithese, gottwietalentvoll, mit allen dreimal gewendeten Gemeinheiten einer Milieukonstruktion, zu der das psychologische Schlieferltum berechtigt, wie sich eben so etwas nicht vorstellen kann, daß ich anders als aus seinem Schleim erschaffen sein könne, darauf bauend, daß mein Taschentuch am Ende nicht groß genug sein werde, um alle Judennasen zu schneuzen, und wenn doch, daß der Spektakel eine Mezzie sei. Ein Schmierblatt — nämlich eines, das ich speziell so nennen würde, wenn ich nicht alle dafür hielte — »brings«; und rühmt, daß ich hier als jüdischer Geistestypus »geschaut« und »zum erstenmal in meinem unheilvollen Einfluß auf die junge Generation beschrieben« werde, wahrscheinlich auf jene, die mir als Gefolgschaft zu erhalten, das Ziel meines verzehrenden Ehrgeizes ist. Denn die andere besteht doch nur aus Leuten, die trotz meinem Einfluß reine Menschen geblieben oder geworden sind und die zum Beispiel, wenn sie mich selbst in Sibirien lasen, noch immer Gott gedankt haben, der sie davor bewahrt hatte, in eben diesen Jahren Zeitungsschmierer und Kaffeehausschmarotzer zu sein. Und von solchem Dank haben sie mich wissen lassen, dessen sittliche Leistung für eine Jugend, die nicht »verdorben« werden soll, zwar nicht an das Vorbild von Dielenbajazzos heranreichen mag, den aber, und fräßen ihn für alle sonstige Schuld und Verirrung die Wanzen, immerhin das Verdienst, daß sein Wort ein paar hundert Märtyrern in Kavernen und Baracken zugesprochen hat, vor der Beschmutzung durch eine Presse, die sich demokratisch nennt, bewahren müßte. Weil man ja doch immer wieder wähnt, ein letztes Gefühl für Sauberkeit könnte dem Drang nach Sensation widerstehen. Nun, ausgeliefert an eine Zeit, die nur noch vom Verlust der Ehre lebt, schlage ich, wie den Schmutz der Wiener Straße oder die Qual einer österreichischen Eisenbahn, es zu den unvermeidlichen Minussen des Lebens, daß ich irgendwo auf einer

dieser Unlustreisen so etwas zu Gesicht kriegen muß. Diem perdidi, wenn mir nicht dafür übel mitgespielt wurde, daß ich an dem Tag etwas Gutes getan habe. Ich bin aber so gründlich abgehärtet gegen die Vorstöße des Typus »Asis-Ponem« in der Literatur — vergebens werden sie über meiner Kunst des Nachjüdelns ihre eigene Anregung vergessen machen —, ich habe in meinem geistigen Erdenwallen und speziell aus Prag, wo jetzt der jüdische Urfaust zur Welt gekommen ist (»Ich will sterben« »Gut! Sterben! Aber wozu?« . . . Mönch: »Du bist geweiht, so wirst du erleben!«) schon so viele Beweise von Chuzpe empfangen, daß ich wirklich nichts mehr gegen den Ehrgeiz des Einzelfalls auf dem Herzen habe, nur immer wieder was gegen die Schande des deutschen Verlagswesens, das in einer Zeit, der Nahrung und Kleidung alle Geistigkeit verzehrende Probleme sind, Luxuspapier für Dreck übrig hat und wahrlich den Hingang einer besseren Jugend abgewartet zu haben scheint, damit Frechheit und virtuose Impotenz zu überlebendiger Fülle gedeihen. Aber man beachte nur auch die Ökonomie eines Journalismus, der für die Zurechtweisung eines Kaffeehausbesuchers Telegrammspesen aufwendet, mit denen man einem Dutzend lungenkranker Kinder eine Woche lang den Tisch decken könnte. Eine bübische Anspielung auf die Körperlichkeit eines Mannes, von dessen Sittlichkeit eine Generation von Prager Schmöcken ein zimmerreines Dasein führen könnte, sollte ihre Remedur erfahren. Daraus macht die Presse zwischen Wien und Berlin — die Lüge wälzt sich im Schneeballsystem fort, die Berichtigung bleibt isoliert — ein »Revolverattentat«, das ein »Verehrer« von mir, für mich, geplant hat, weil »der auch in Berlin bekannte Schriftsteller und Literat« den Karl Kraus »als einen Hysteriker bezeichnete«. So werden Karrieren. Wenns wahr wäre — ach ich hätte schließlich nichts dagegen, daß sichs die Herren Verehrer so einteilten, daß immer der, der es noch ist, dem zuletzt ausgesprungenen eine herunterhaut, weil ich ganz aufrichtig bekennen muß, daß es die praktischeste Art wäre, Ruhe zu schaffen und ein Unwesen, dessen polemische Befassung nichts Neues mehr aufschließen könnte und leider doch immer wieder notwendig ist, ein für alle Mal abzustellen. Natürlich kann mich jeder Kuhmist zu einem Vers anregen, an dem er kein anderes Verdienst hat als eben den, ein Kuhmist zu sein, aber schöner

wär's schon, wenn der Verdruß im Keim erstickt würde, und da ein geistiger Mitgänger sich zu so etwas nie entschließen könnte, wiewohl gerade wahrer Anteil es wünschen müßte, so wäre gar nichts dagegen einzuwenden, daß die Verehrer sichs untereinander abmachen. Welche Form von Erledigung mir aber bei Leibe nicht nur gegen jenes Klettenwesen des neuen Literatentums wünschenswert scheint, das sich heutigentags mit der Hoffnung, doch ohne die Aussicht, von meiner Erschöpfung zu leben, an meine Organe klammert und Helfer findet, die das Schulbeispiel eines Versuchs mit untauglichen Mitteln als »Abrechnung mit dem Polemiker Kraus« auf der Buchhändlerbörse ausbieten. Wo gäbe es im Chaos der drängenden Anlässe dieser losgelassenen Welt ein Ding, geschaffen aus Kot und Zufall, das mich nicht eben dadurch physisch bedrängte, daß es da ist mit dem Anspruch, in Geist und Plan eingeordnet zu werden? Da könnte einer, dessen Anschauung Format und Stoff nicht wertet und dessen Kraft der Weisheit ermangelt, vor einer Quantität zu verzichten, die er nur vermehrt, nie zum Entschluß mechanischer Ausschaltung, wohl aber zu dem Wunsch mechanischer Erledigung gelangen: einen Vanderbilt zur Seite zu haben, der ihm die Hydra aufkauft, oder einen Herkules, der sie ihm erschlägt. Und wie nun gar vor der Qual jener Herausforderungen, nicht weil sie mich betreffen, sondern weil sie die Zeit nicht besser betreffen könnten als durch mich! Sollte nicht wirklich ein abgekürztes Verfahren dort am Platze sein, wo das Prager Judendeutsch den Versuch unternimmt, sich polemisch mit mir zu verständigen und wo einer, der vermutet, daß ich mir eine Gefolgschaft aus seinesgleichen zusammengestellt habe, sich darüber beschwert, daß als Reaktion auf seine reine Geistestat »pünktlich auch schon der bekannte Qualm von Hysterie und Gekeif aufsteigt«, dem — nicht etwa: kein diesem Rayon sich Nähernder, sondern — »keiner diesem Rayon sich Nähernde« entrinnen, nein: »entraten« kann. Soll sich denn wirklich so ein Fall innerhalb der Literatur abspielen, dessen Held zwar der Kenntnis der Sprache, die er schreibt, enträt, aber nicht des Muts, sich auszureden, er habe jenen Hinweis auf ein körperliches Gebrechen »natürlich nur metaphorisch« gemeint, und stolz darauf, daß die Metapher »saß« — worunter der Schwachkopf nicht ihre

Berechtigung als Metapher, also der angeblichen geistigen Kritik, versteht, sondern den hinzutretenden Beweis, daß auch ihre physische Realität vorhanden ist — seinen schäbigen Einfall eine »Divination« nennt! Soll, wenn in der Literatur einmal das körperliche Moment in Frage kommt, Konsequenz verpönt sein und gegen ein Betragen, das die Tat dreist leugnet und dreister die Gesinnung zugibt, das die Niedrigkeit, die es ablehnt, noch übertrumpft, die Watschen eine Metapher bleiben? Die Überlegenheit der geistigen Arbeit gegenüber der manuellen wird oft so herausfordernd betont, daß diese schon der Ehrgeiz anwandeln könnte, durch eine symbolische Handlung zu beweisen, daß jene keine war. Man entlaste mich. Ich bin überzeugt, daß es möglich wäre, auf einen Hieb dem ganzen Unfug des expressionistischen Geballes ein Ende zu setzen, das sich jetzt als Erinnyenchor für einen erschlagenen Plagiator (der mich aber wieder verehrt) in Deutschland und überall, wo noch Papier zu haben ist, gegen mich regt. Denn das andere unfehlbare Mittel anzuwenden, dem Beinfraß der Sprache ein aufmunterndes Wort zu sagen und mir die wertlosesten Herzen dieser Welt zu gewinnen, konnte ich mich doch mein Lebtag nicht entschließen. Was diese Schleimrüssel, deren Unfähigkeit, sich sonstwie fließend auszudrücken, sie verhindert, endlich in den Schoß der alleinseligmachenden Presse einzugehen und die darum handgeschöpftes Bütten brauchen, dem Leser an esoterischen Beziehungen, Verständigungen, Voraussetzungen, von einem Kaffeehaustisch zum andern, gestikulierend, zwinkernd, an- und mißdeutend, deutend, in hundertfach verklausulierten Sätzen zumuten, geht auf keine Kuhhaut. Ich verstehe von dem Geseres, das doch hauptsächlich auf meine Beachtung abzielt und die unerwiderten Liebesbriefe fortsetzen soll, buchstäblich nichts anderes als das Wort »Material«, das als Drohung immer wiederkehrt, und es scheint sich wirklich eine ganze Maffia von Kettenhändlern mit einer Ware, die nicht vorhanden ist, zusammengeschlossen zu haben, um es gegen mich aufzunehmen, da sich nun einmal, endlich, immer klarer herausstellt, daß m i t mir kein Geschäft zu machen ist. Dabei sind sie doch so ehrlich, sich mit der Erinnerung an ihre einstige Liebe wie der Mephistopheles mit den Rosen herumzuschlagen, und so weit ich überhaupt verstehe, was sie wollen, außer mit mir und

jedenfalls mit ihrem Verleger abzurechnen, bekennen sie, ich sei ein Phänomen gewesen, aber seit der vorigen Woche, seitdem ich einem der ihren das Verdienst eines Plagiats geschmälert habe, sei ich ein Mistkerl, und weil sie halt von mir enttäuscht sind, sagen sie, sie hätten's immer schon gewußt. Aber wenn sie mich auch durch und durch erkennen, besonders natürlich darin, daß all mein Wüten nur der bekannte jüdische Selbsthaß ist — die Väter führten's auf die Neue Freie Presse zurück —, so werden sie doch alte Expressionisten werden, wenn sie glauben, daß mich eine Ballung sämtlicher Chuzpen von Berlin, München, Dresden, Prag, Brünn und Wien einschüchtern könnte.

Sie versuchen es aber nicht nur durch die Tagespresse, sondern auch auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg der Unsterblichkeit, soweit sie ihrer bereits mit meiner Hilfe teilhaftig geworden sind. Das heißt, sie polemisieren gegen mich in »magischen Trilogien«, in Werken, deren erhabenem Ladenpreis man es nicht ansehen würde, daß sie für meine Wenigkeit Raum haben. In dem von Herrn Bahr — wie denn nicht — rekommandierten »österreichischen Faust«, der eigentlich aus Prag ist, aber von der Tschechoslowakei keineswegs reklamiert werden dürfte, steht, weil ja bekanntlich auch Goethe seinen Nicolai als Steißseher entlarvt hat, die Behauptung, daß ich nebst allem möglichen andern, was auszusprechen den Herrn Werfel das Gedenken seiner anbetenden Tage nicht gehindert hat, ein »Fürzefänger« sei, und dies, diesen bescheidenen Hinweis auf meine Kritik Werfelscher Hervorbringungen — er meints natürlich nur metaphorisch —: der Inhaber des Verlages der Schriften von Karl Kraus, der keine Gelegenheit vorübergehen läßt, den einzigen Autor seines Nebenverlags seiner Achtung zu versichern, wahrlich das weiteste Herz, das in der heutigen deutschen Literatur Platz hat, Herr Kurt Wolff hat es gedruckt! Er hat gedruckt, was Herr Werfel von mir nicht glaubt: daß ich einer sei, der »den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis macht«. Wann hätte denn der Herr Werfel so eine Wahrnehmung gemacht! Ich und Stadtklatsch! Er wäre nicht Manns genug, sich zu einer Lüge zu bekennen, die er mit keinem Eindruck aus der Zeit erhärten könnte, da er seinen Planeten für ewig an den meinen gebunden gefühlt, also in denkbar engster Nachbarschaft mit mir gelebt hat.

Wohl aber ist er Weibs genug, die Ranküne aus der verschmähten Beziehung in Lügen zu sublimieren, was er sich ja leisten kann, weil er zugleich einer der talentiertesten Büßer ist, wie kein zweiter in der Literatur imstande, sich an die Brust zu schlagen und sich hinauszuwerfen, denn er bricht sich das Herz, indem bekanntlich — oh Mensch — in jedem Gefühlsschlampen so eine Art Tolstoi steckt. Herr Werfel weiß nicht, was er tut, und ist deshalb ein Dichter. Doch Herr Wolff hat gewußt, was Herr Werfel tat, und ihn dennoch gewähren lassen. Er mag und muß nicht gewußt haben, daß Herrn Werfels Werk kein Kunstwerk sei, aber er hat gewußt, daß dieser Monolog des »Spiegelmenschen« eine Zutat der Rache sei, und es mit seinem langjährigen Respekt vereinbar gefunden, daß in seinem Hause, in dem ich zum Glück nur einen Seitentrakt bewohnt habe, aber scheinbar geehrt und als vorlesender Gast durchaus gehört wurde, ein allgütiger Windbeutel, ein Schreiber, der im Krieg patriotische Aufrufe für Görz geliefert und in der Schweiz die Firma verschrien hat, zu deren Propaganda er hinausgeschickt war, von »meinem leider allzu abhängigen Charakter« zu sprechen wagte. Und um auch nicht einen der oberen Zehntausend, die das erste bis zehnte Tausend des »Spiegelmenschen« (522 Kronen) kaufen könnten, auf dem Gewissen zu haben, will ich jedem die auf mich klar bezügliche Stelle im Wortlaut (und mit den Spationierungen des Originals) ersetzen:

— — Was soll ich nun in den nächsten Tagen der Beschäftigungslosigkeit beginnen? Halt! Ich will unter die Propheten gehn, natürlich unter die größeren Propheten! — Das Erste ist, ich gründe . . . eine Zeitschrift und nenne sie: Die Leuchte? Nein! Der Kerzenstumpf? Nein! Die Fackel! Ja! — Ah! Alle Größen der Weltliteratur jucken mir in den Fingern! Man soll meinen, Goethes plus Shakespeares Ingenium sei in der Natur eines östlichen Winkeladvokaten reïnkarniert. Ich will den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis machen und die kosmischen Ereignisse zu einem Stadtklatsch. Ich will mit Kalauer und Pathos so trefflich jonglieren, daß jeder, der bei der einen Zeile konstatiert, ich sei ein spaßiger Denunziant und Fürzefänger, bei der nächsten zugeben muß, daß ich doch der leibhaftige Jesaja bin. — Vor allem will ich aber als Cabarettier meiner apokalyptischen Verkündigung auftreten, denn ich bin ein guter Komödiant, und gerade daran erkennt man mich, ganz zu schweigen von meiner

Eignung zum Stimmenimitator. Mein leider allzu abhängiger Charakter hat ein großes Talent auch zum akustischen Spiegel.

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen aus den Augen, doch nicht in die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schaun, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist.

Also keine Angst! Ich gehe nicht unter, und wenn heute ein Unglück geschehen sollte . . . (Herr Kapellmeister!) . . .

Ich bleibe, ich bleibe,
Seid ruhig, seid stille,
Als Bildchen, als Bildchen in eurer Pupille!
(nach kurzem Tanz ab).

In der Überführung von Schlüsselliteraten habe ich seit alten Zeiten eine gewisse Übung. Die eines Schlüsselmystikers dürfte, wenn er nicht im Ernstfall glaubhaft macht, er habe die »Fackel« natürlich nur metaphorisch gemeint und zwar die, die in Frankfurt erscheint, nicht allzu schwer sein. Um den Literarhistorikern, die da kommen werden, auch noch etwas übrig zu lassen, sei nicht jede Andeutung dieser geradezu klassischen Walpurgisnacht kommentiert:

Was aber die Weltweisen anbelangt, so kenne ich einen großen Zeitgenossen, der am Grabe seines besten Freundes mit geschminkten Lippen eine Rede hielt, und als er zurück zu den Trauernden trat, nicht nur an mich die berechtigte Frage stellte: »Wie hab ich gewirkt?«

Daß diese Worte auf mich abgezielt seien, eine solche Schweinerei möchte ich selbst einem Magiker nicht zutrauen. Eher schon, dank der Identität des Partners, wäre ihm die Absicht bezüglich der Stelle zu glauben:

Merken Sie, ich habe nicht nur den Vorzug, der ursprüngliche Motor aller Kultur zu sein, das weit Angenehmere an mir ist, man kann sich in meiner Gegenwart gehn lassen, so — gehn lassen . . . nun, kein Wort mehr darüber.

Die Vielflächigkeit dieses Spiegelmenschen ermöglicht indes nur eine faßbare Beziehung, auch Herrn Kurt Wolff verständlich, von dem Punkt an, wo er den Entschluß faßt, die Fackel zu gründen. Und jener hat geduldet, daß in einem Buch, welches den Namen eines Verlegers trägt, der im Firmenaufdruck der meinen immerhin an zweiter Stelle vorkommt, der Satz steht:

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen aus den Augen, doch nicht in die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schaun, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist.

Er hat diese von jeder Silbe meines Lebenswerks Lügen gestrafte Zeichnung, die ihren eigenen Sinn meinem Kampf für das Recht der sexuellen Persönlichkeit verdankt und deren Wahnsinn mich geradezu mit dem von mir enthüllten Enthüller der Moltke-Prozesse verwechselt; er hat die Entgleisung eines haßgeblendeten Literaten, der wie kaum ein zweiter in der Runde meiner Judasse die Fähigkeit eingebüßt hat, mir in die Augen zu sehen, aber auch wie kaum ein zweiter die Gabe bewährt, in der seit jenem Romansudler literaturgängigen Methode hysterischen Umtausches alle tiefgefühlte Minderwertigkeit auf mich abzuwälzen: er hat einen Schulfall der von mir so häufig dargestellten Spiel- und Schielart, die heute vor allem mich in ihrem Zwielicht sieht, um mit der Treffsicherheit der Imbezillen ihr Spiegelbild zu zeichnen, wider sein besseres Wissen um den Sachverhalt meines Lebens und Denkens und gegen seine tausendmal beteuerte Überzeugung zum Druck befördert. Es bleibe Herrn Kurt Wolff überlassen, die Konsequenz aus diesem Verhalten für eine gesellschaftliche Verbindung zu ziehen, die mir nicht unwert, und für eine geschäftliche, die mir gleichgiltig war und in die ich nur jener zuliebe eingewilligt habe. Und er verteidige sich nicht damit, daß ihm als Verleger ein Eingriff in die künstlerische Schöpfung nicht zustehe. Was ihm als Verleger zusteht, ist das Recht, sich dagegen zu wehren, einer Beleidigung mitschuldig zu sein, selbst wenn sie nicht den Autor seines andern Verlags beträfe, den zu gewinnen er ehedem freiwillig eine weit gelindere Infamie aus einer gedruckten Auflage ausgemerzt hat. Er verteidige sich ferner nicht damit, daß ihm auch eine Zensur meiner Bücher, die er gar erst nach Drucklegung kennen lernt, nicht zustehe. Allerdings enthalten diese Bücher mehr und stärkere Polemiken als der Werfelsche Faust, aber dem polemischen Element dürfte die Absicht eines Ehrenangriffs schwerer nachweisbar sein als einem Mysterium, in dem zwischen den Rätseln der Menschennatur eben noch Raum für die Ranküne eines Weltfreunds bleibt. Mein Verleger kann seine Verantwortung für mein Wort getrost

in der meinen geborgen wissen. Für das des Herrn Werfel würde ich nicht den Autor, sondern den Verleger belangen, und er hat die Möglichkeit nicht verhindert, daß ich es täte, daß ich überlegt habe, ob die von jedem deutschen und österreichischen Gericht erwirkbare Konfiskation eines Faust nicht angebracht wäre, um die Grenzen des künstlerischen Schaffens zu fixieren und eine Büberei außer die literarische Debatte zu stellen. Ich tue es nicht, weil zwar die materielle Schädigung eine verdiente Strafe und zudem ein berechtigter Schutz vor einem Lesepöbel wäre, der den Faust um einer Pikanterie willen kauft, mein Wunsch jedoch stärker ist, die Schande dieser Selbstentblößung vom ersten bis zum zehnten Tausend sich auswirken zu lassen, und ich werde mir erst die Schauspieler von den Bühnen, denen gegenüber die Dichtung als Manuskript gedruckt ist, herunterholen, die es wagen sollten, ein Parterre von Schiebern mit dem Vorsatz des »Spiegelmenschen« zu erheitern, eine Zeitschrift zu gründen, die nicht »Der Kerzenstumpf, nein: Die Fackel« heißen soll. Vielleicht kann Herr Kurt Wolff, der auch den Bühnenvertrieb hat, wenigstens rechtzeitig für eine Bearbeitung Sorge tragen. Verstehe er nur recht, wie ichs meine, woran ich Anstoß und worauf ich Einfluß nehme. Wenn sämtliche Autoren seines Verlags sich um den Beweis bemüht hätten, daß ich ein Nichtskönner sei, so würde meine Eitelkeit, in der sich nun einmal alles Nichts spiegelt, den gemeinsamen Verleger vor keine Entscheidung stellen. Mein Sonderverlag ist auf der Basis meiner grundsätzlichen Mißachtung der vom Hauptverlag Kurt Wolff geförderten Literatur errichtet, und ich hätte gar nichts dawider, daß diese, wenn sie dazu imstande wäre, gegen mich ein Verfahren übte, an dem mich gegen sie keine private oder geschäftliche Rücksicht zu hemmen vermocht hätte. Hier liegt eine Neuerung vor, und sie besteht darin, daß eine seltene Vielseitigkeit verlegerischer Interessen, deren Träger so oft meiner Kritik seiner Literatur zustimmte, nunmehr die Entehrung meines Charakters toleriert hat. Er nehme auf diesem Wege — und ein anderer schien weder dem persönlich Beleidigten noch dem Vertreter der allgemeinen Sache literarischen Anstands gangbar — zur Kenntnis, daß der »Verlag der Schriften von Karl Kraus« mit dem nächsten Buch einen neuen Inhaber anzeigen wird.

Möge ihn die Erfahrung entschädigen, daß eine zu weit getriebene Objektivität, gegen die mir die Errichtung eines Sonderverlags unter gleichem Dache keinen hinreichenden Schutz gewährte, unter keinen Umständen gut tut und daß es besser ist, sich der Förderung des Literatentums hinzugeben, ohne sich gleichzeitig den Luxus seines Widerspiels zu leisten. Wenn es mir schon nicht gelang, ihn von jenem, so soll es mir doch gelungen sein, ihn von diesem zu befreien, vor dem als einem viel zu verläßlichen Zeitgenossen ich ihn seit jeher noch eindringlicher gewarnt habe.

Was aber den Herrn Werfel anlangt und weil ich nun weiß Gott doch mehr dem Nicolai gleiche als er dem Goethe, so könnte ich ihm beweisen, daß die Tätigkeit, die er mir zuschreibt, beiweitem nicht so unappetitlich ist wie die Gewohnheit, von der sie lebt, wie das Talent der metaphysischen Blähungen, bei denen nichts herauskommt, wie das Unternehmen eines, der faustische Klänge und was sich sonst im Kosmos begibt, hinlegen kann, daß man es nicht nur für echt, sondern sogar für garantiert echt hält. Wenn ich mit einer sprachlichen Schätzmeisterschaft, welcher Wert und Echtheit des zartesten oder, wie Werfel und Goethe sagen, zärtesten Hauchs nicht entgehen, jenem Zeile für Zeile bewiese, wie tüchtig er ist, er würde sich, schaudernd vor diesem »Spiegelmenschen«, wundern, welchem Schwindler er da aufgesessen ist, als er sich bei seinen Arien zuhörte — von den Gimpeln der deutschen Literaturkritik und vom Bahr, der stets Gimpel und Schwindler in Einem ist, gar nicht zu reden. Ich würde seinen »knäbischen Gebärden« nachweisen, daß das Ringen mit dem »Vaterkomplex« und sonstigem Judenleid, durch das sich diese Prager Faustusse coram publico hindurchläutern, um aus der Misch- in die Epoche zu gelangen, noch keinen Faust macht, selbst wenn er, das Orakel verspottend, den gordischen Weichselzopf mit dem frechen Witz durchhaut:

> Das Erbe, dem du nicht entgehen k a n n s t,
> E r m o r d es, um es — zu besitzen!

wobei der talentlose Gedankenstrich nicht unbeträchtlich ist. Daß die versatile Kunst Werfels, die schon mit »unter uns« und »wir Brüder tuns« die Dichtung einleitet — ein Reim, der

wohl nur in der Welt des »Machen wir« eine Deckung der Sphären ergibt —, auch von einer schlechten Peer Gynt-Übersetzung Knopfgießerisches und wenngleich nicht Großes, so doch Krummes mitgenommen hat und, weil man Symbolisches von überall brauchen kann, nicht versäumte, die Tierstimmen meines Schieberlokals in seine »Höhle des Ananthas« einzufangen — »Was liegt daran!« »Wenn schon!« »Kann ich dafür?« nein, gewiß nicht —: es zeugt von einer Aufnahmsfähigkeit, die nicht darauf angewiesen ist, sich faustisch abzugrenzen und immer bei der Stange einer orientalisch zugerichteten Mephisto-Handlung zu bleiben. Doch wird man diesem gastfreundlichen Ohr nicht bestreiten können, daß es doch am liebsten jene Klänge aufnimmt, in denen beide Tonfälle, des Suchers und des Versuchers, Psalter und Grille, zusammenschleimen wie die zwei Seelen, die ach in der Brust dieses Dichters wohnen, ihn aber beide zu den Gefilden hoher Ahnen heben. Wir wollen das einmal aus dem Schema F dartun, nach dem er dichtet:

So wird es immer wieder Tag und Nacht! Das, was ich wähnte, hab ich nicht vollbracht.	Faust
Im Herzen schleimen schon des Zweifels Maden, Die Sprung- und Triebkraft leidet an Verdickung. Der scharfe Wille kommt zu Schaden,	F. u. Meph.
Der Glaube an Erwählung, Tat und Schickung, Den du in ferner Nacht mir suggeriert,	F.
Asthmatisch schrumpft er hin. Der Mensch laviert Fad, zuchtlos, indolent und ohne Steuer.	M.
Die Tat kommt nicht! Kaum kommen Abenteuer, —	F. u. M.
Und bestenfalls hat man sich amüsiert.	M.

Faust oder Mephistopheles, wer diagnostiziert so richtig? Wer ist es? Wer hält so aus dem Seelendüster Rückschau? Faust? »Er, unbefriedigt jeden Augenblick«?

Ich habe nur begehrt und nur vollbracht
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt — —

Gleich werden des Zweifels Maden zu schleimen beginnen, ob nicht doch wieder Mephistopheles den Mund spitzt, und bestenfalls hat man sich amüsiert. Sinds nicht zwei Tonfälle, ganz wie wenn ich mit Pathos und Kalauer so trefflich jongliere, daß man mich mit mir verwechselt? Denn sie sind ja doch beide von mir! Hat der Spiegelmensch Herrn Werfel nichts darüber gesagt, von wem der Faust ist? »Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht

stumm«, nämlich die vorgetönte; »was er erkennt, läßt sich ergreifen«. Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper? Nicht doch, man findet sich wie M. drein und möchte — die Racker sind doch gar zu appetitlich — diese Verse fragen: »Ihr schönen Kinder, laßt mich wissen: Seid ihr nicht auch von Luzifers Geschlecht?« Nämlich: Es ist mir so behaglich, so natürlich, als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn. Denn wie sagt doch der Spiegelmensch: ich habe ein großes Talent zum akustischen Spiegel! Und wenn ich nicht hundert Auditorien mit dem Nachweis erschüttern kann, daß der windigste Wortbetrug eines Virtuosen unerlebter Bedeutung eine sprachferne Zeitgenossenschaft entzückt hat und daß orphischen Liedes Reim, ich wette, in der Operette der Librettisten Hofmannsthal und Werfel steht; furzum, wenn die Sphärentöne, die ich da fange (was nicht genügte, ließ er fahren; was ihm entwischte, ließ er ziehn) nicht jede bessere psychoanalytische Spürnase als sublimiert erkennt — so soll das, was mein Spiegelmensch, sein Spiegelmensch, von mir behauptet, wahr sein; so soll ein Bocher, ders faustdick hinter den Ohren hat, von mir sagen dürfen, ein »östlicher Winkeladvokat« bilde sich ein, in ihm sei »Goethes plus Shakespeares Ingenium reïnkarniert«, so soll einer, der im Weimarer Großvaterrock Prager Kindheitseindrücke gehabt hat, behaupten können, ich hätte ihn ihm und nicht dem rechtmäßigen Besitzer gestohlen, so soll ein Bauchredner der himmlischen Heerschaaren mich einen »Stimmenimitator«, ein Unterkantor Gottes mich einen »Cabarettier meiner apokalyptischen Verkündigung«, ein schlechter mich einen »guten Komödianten« und ein trauriger Werfel mich einen »spaßigen Denunzianten« nennen dürfen, und zum Schluß mögen die, ausgerechnet, »sechsundzwanzig Mönche ungerührt und mild grinsend hockenbleiben«. Wie wird ihm? Hiobsartig? Beul' an Beule der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut? Und triumphiert zugleich, wenn er sich ganz durchschaut, wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut (nicht wahr?): gerettet sind die edlen Teufelsteile! Denn wir können auch schillern, nicht wahr? Spiegelmensch, ich kenne dich! Aber ich will nächstens unter euch treten und fürchterlich Musterung halten.

Ich bleibe, ich bleibe,
Seid ruhig, seid stille,
Als Bildchen, als Bildchen in eurer Pupille!

Denn was die ganze Rasse der Neu-, Nach- und Nebbichtöner betrifft, die sich jetzt vereinigt zu haben scheinen, um das Literaturgeschäft auf meinem Rücken zu effektuieren und mit dem Polemiker Kraus oder wenigstens mit seiner Hilfe abzurechnen, so sei ihnen bedeutet: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuld, wenn's schief geht. Wer schon unsterblich ist, soll es bis auf Widerruf bleiben. Ich habe genug Pathos, um Magiker nicht ernst zu nehmen, und genug Witz, um vor Hanswursten keinen Spaß zu verstehn. Also mehr Angst! Ich gehe nicht unter, und wenn heute ein Unglück geschehen sollte! Doch die Hoffnung, daß ich, Herr aller Geräusche, als Fürzefänger derart unerschrocken sein werde, die unaussprechlichsten Namen — wie etwa Przygode — in der Fackel einzubürgern, ist ein Irrwahn. Ich mache es auf meine Art. Und die deutschen Verleger werden es schon zu spüren bekommen, daß die Unterstützung der ganzen Tagespresse und eines speziellen Tagebuchs nicht ausreicht, wenn ich ihre Wirksamkeit statt der Mitwelt bloß der Nachwelt überliefere, wenn ich zwar zur Verabscheuung, aber nicht zur Verbreitung des gröbsten Unfugs helfe, der je, aller Zucht von Sprache und Moral entratend, dem Polizeiparagraphen entronnen ist!

Schöpfung

Bevor es eintrat in die Zeit,
war's da in aller Dagewesenheit:
von dort muß es der Dichter haben.
Wo dichtend sie am Dichter sich erlaben,
da dringt kein Leben in das Leben ein.
Sie bilden nicht, was vor und nach gewesen,
sie leben nicht, noch ehe sie begraben,
die, ehe sie gelesen werden, lesen.
Sie sind als Ganze nicht und nie vorhanden,
gebildet aus Vorhandenem; zuschanden
am Leben wird der zeitgeborne Schein,
und was sie wirken, tritt nicht aus der Zeit,
es bleibt im Banne der Erlesenheit.
Und nur das Vorvorhandne ist erhaben.

Eros und der Dichter

Eros

Stimm' ich nimmer den Verstimmten,
der mich immer suchend fand?
Wenn die Gluten dir verglimmten,
oh wie dunkel wird das Land!
Du, der mir auf allen Spuren
rannte nach in Brand und Hast,
aller Formen und Naturen
nie ersattend gierger Gast —

Dichter

— noch genießend im Gedenken
lebt' ich nie die Fülle aus!
Willst du ferner sie mir schenken,
so verschließe ich das Haus.
Laß die Gluten mir verglimmen,
auf den Kopf die Asche streun!
Nimmer wirst du mich bestimmen,
nie mehr wird es sich erneun!

Eros

Fliehen mich die Halben, Leeren,
meinem Geiste unverwandt —
soll ich nun auch dich entbehren,
dem aus Nichts die Welt entstand?
Wie ein Schwacher sich ergänze,
wenn er eine Ganze schwächt,
bleib' ich fern von solcher Grenze
und es bleibe im Geschlecht.

Dichter

Ja, das war wohl unsre Richtung,
wir verstanden uns im Nichts.
Nun entbehre meine Dichtung
auch noch dieses Schwergewichts.
Ach wie waren wir verloren
doch an das geringste Ding!
Selbst gezeugt und selbst geboren
hatte man auf deinen Wink.

Eros

Brauchte nur was hinzuhalten
und gleich hatte es Gestalt
und im Wechsel der Gestalten
war der schönste Aufenthalt.
Himmelwärts erwuchs die Gasse
und der Nacht entflammt' ein Licht.
Wir erkannten der Grimasse
göttergleiches Angesicht.

Dichter

Aber immer doch vom Weibe
ging die ganze Wohltat aus.
Suche solchem Zeitvertreibe
endlich dir ein andres Haus!
Wie das Himmelreich aus Plunder
einem Augenblick ersteht,
ausgelernt ist dieses Wunder,
lehr ein anderes Gebet!

Eros

Wie du heute mir verwehrend
und verzichtend auch verzagst,
wie du in dich selber kehrend,
immer klagend mir entsagst —
durchgebrannt von deinen Gluten,
reißt es dich von mir nicht fort.
Willst du dich auch noch so sputen,
nehm' ich schneller dich beim Wort!

Dichter

Ach beim Wort, es eilt, verweile,
hab ich dich, schon ist es fort,
welche wonnevolle Eile,
wie erregt mich dieses Wort!
Hinter ihm mit einem Satze,
dichter schon auf seiner Spur —
welchem liederlichen Fratze
form' ich feurig die Figur!

Eros

Du erkennst sie, die du immer
nah bei solchem Ding erkannt.
Himmlisch wird ein Frauenzimmer
erst durch solchen Höllenbrand!
Nimmer hältst du mich vom Leibe,
du, der mich so stolz bekriegt.
Hier ist keine Spur vom Weibe
und ich hab' dich doch besiegt!

Dichter

An der andern Welt Gestade
staun' ich, wie du's mit mir meinst.
Ganz verwirrt von deiner Gnade,
fühl' ich reicher sie als einst.
Werde jenen holdern Bildern,
welchen meine Lust entfernt,
dankbar doch in Worten schildern,
was ich ihnen abgelernt!

Notizen

Um den Reigen

Im erotischen Theater stellt ein und dasselbe Menschenpack Entrüstung und Behagen bei. Daß der »Reigen« wegen der Entrüstung zu halten und wegen des Behagens zu verbieten war und aus diesem Dilemma vom Autor befreit werden mußte, wird immer klarer. Als stiller Schöpfer allabendlich der Befriedigung einer zählbaren und in dunkler Kammer hörbaren Schweineherde beiwohnen und dann einmal »zufällig« dazu kommen, wie sich Gier und Gier in einander verkrampfen und mit Schwefelwasserstoff und Teereiern, Schlagringen und Hydranten die letzte Auseinandersetzung des Sexualproblems erfolgt: dies letzte war zu vermeiden. Der Sieg Kasmaders, des viel zu wenig Besiegten — er hätte ihn natürlich auch über Goethe errungen, so wahr als sich die »Reigen«-Genießer auch an Alexander Engel erquickt hätten —, war zu vermeiden. Ein Dichter, der ihn ermöglicht, eine Sicherheitsbehörde, die ihn nicht verhindert hat, sind bedenklich. Kasmader, der Stinkbomben brachte — wiewohl doch schon seine Persönlichkeit genügt hätte, die Versammlung zu sprengen —, wird in seinem Siegeslauf von der Reichspost nach Gebühr gewürdigt. Es war »ein Akt der Selbsthilfe christlicher junger Männer«:

> Stinkbomben platzten im Theaterraum und erfüllten die Luft mit einem fürchterlichen Gestank . . . . Ein junger Mann, der Stinkbomben geworfen hatte, wurde festgenommen und unter erregten Flüchen des Publikums vom Personal des Theaters weggeführt . . . . Unter Hurra waren in wenigen Sekunden die Eingänge gestürmt . . . .

Nun schildert die Reichspost, wie die christlichen jungen Männer von den Juden »in herausfordernder Weise provoziert« wurden, ja mehr als das, es wurden Sessel geschleudert und zwar von den Anwesenden auf die Eindringlinge, »wodurch von diesen mehrere erheblich verletzt wurden«. Nachdem noch die Feuerhydranten geöffnet worden waren, geschah etwas Merkwürdiges.

> Bald waren der Zuschauerraum und die Vorräume leer. Nur in den Garderoben hingen hinter den händeringenden Garderobefrauen kostbare Pelze und herrliche Mäntel, die von ihren Besitzern im Stiche gelassen worden waren. Als die Luft rein war —

die Reichspost meint: nachdem sich ihre Parteigänger verzogen hatten —

krochen aus den verschiedenen Verstecken verschüchterte Leute hervor und suchten mit oder ohne Garderobe das Weite.

Nämlich je nachdem ob die andern ohne oder mit Garderobe das Weite gesucht hatten.

Die Rotenturmstraße bot um halb neun Uhr bereits wieder ein friedliches Bild. Die Demonstranten waren unter der Absingung des Liedes: »Der Gott, der Eisen wachsen ließ« nach verschiedenen Richtungen abgezogen.

Es war jener Gott, der auch kostbare Pelze und herrliche Mäntel hängen ließ, und es waren die nämlichen Gläubigen, die am 1. August 1914 »Serbien muß sterbien!« gerufen hatten. Die Reichspost fühlt sich verpflichtet, ausdrücklich festzustellen:

Eigentumsdelikte sind, wie das Personal des Theaters einstimmig zugab, nicht zu verzeichnen.

Wie das auch möglich sein sollte, wo es sich um ein »schönes Sichauflehnen unserer Jugend« gehandelt hat, wo die »erfreuliche Bürgschaft« zu verzeichnen ist, »daß unser Volk noch die sittliche Kraft zu seiner Wiedergeburt, Erneuerung, Selbsterhebung zum nationalen Wiederaufbau aufbringt«, wäre schlechthin unbegreiflich. Auch das Deutsche Volksblatt hebt hervor, daß »diese Demonstration der Ordnungsfreunde, so tumultuarische Szenen sie auch im Gefolge hatte, doch die erste derartige Veranstaltung war, bei der keine Diebstähle vorkamen«. Neben den »Kulturbelangen«, die hier gehütet wurden, wären ein paar Winterröcke auch wirklich belanglos. Wichtiger ist, daß, wenn in dieser Gegend einmal der nationale Wiederaufbau erfolgt, ausdrücklich festgestellt werden muß, daß nichts gestohlen wurde. Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Diebe. Die Moral ist ein Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens, aber ein Eigentumsdelikt ist sie nicht!

* * *

Eine Zeitung bekommt von mir auch dann eine Berichtigung, wenn sie mich gar nicht genannt hat; denn dann lügt sie erst recht.

Die Keuschheitskommission

Wir erhalten folgende Zuschrift: An den verantwortlichen Redakteur der »Wiener Allgemeinen Zeitung«, Wien, 1. Bezirk. Mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, die nachfolgende Berichtigung des in Nr. 12832 der »Wiener

Allgemeinen Zeitung« vom 8. Februar 1921 erschienenen Artikels »Die Keuschheitskommission« in der dem Gesetz entsprechenden Weise abzudrucken. Sie schreiben: »Und in anderem Sinne als der Ausspruch ursprünglich gemeint war, erinnert man sich der Worte Bahrs: »Der Skandal beginnt erst, wenn ihm die Polizei ein Ende macht.« Es ist unwahr, daß dieser Ausspruch Worte Bahrs sind. Wahr ist vielmehr, daß dieser Ausspruch von Karl Kraus stammt, in dessen Buch »Sprüche und Widersprüche« (Kapitel »Moral und Christentum«, S. 50) der folgende Satz steht: »Der Skandal fängt an, wenn die Polizei ihm ein Ende macht.« Karl Kraus.

*

Karl Kraus hat darin recht, daß dieser Ausspruch nicht von Hermann Bahr stammt. Es war ein Gedächtnisfehler, den der Verfasser der Glosse begangen hat. Er meinte sich deutlich an eine Komödie zu erinnern, in der ein Satz dieses Inhaltes gesprochen wird. Darin allerdings hat sich der Verfasser der Glosse, wie näheres Nachforschen ergeben hat, nicht getäuscht. Nur stammt der Ausspruch, an den er sich erinnert hat, nicht von Hermann Bahr, sondern von Ludwig Thoma. In der Komödie »Moral«, die 1908 erschienen ist, sagt der Präsident (Buchausgabe Seite 67): »Vergessen Sie nie, daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet.« Die Feststellung der Priorität kann nicht unsere Sache sein.

Da bin ich einmal schön aufgesessen. Nämlich ich hatte gefürchtet, der Schreiber, von dem ich ganz genau wußte, daß er sich »an eine Komödie erinnere«, werde sich zufriedengeben und nicht »näher nachforschen«. Und nun hat er doch seinen Eifer betätigt. Bis zur »Feststellung der Priorität« reicht der freilich nicht. Es handelt sich offenbar nicht um zwei Druckwerke, deren Datum vorliegt, sondern um zwei bisher geheim gehaltene Erfindungen. Ich ließ ihn also den Umweg über die Version Bahr zu Ende gehen. Aber er hätte die folgende Berichtigung auch erhalten, wenn er sogleich geschrieben hätte, daß das Wort von Thoma »stammt«, der ja, als es ihm geliehen wurde — das »Vergessen Sie nie« gibt beinahe die Quelle an — auf diese Möglichkeit gefaßt sein mußte. (Leider beteiligt er sich heute an dem großen politischen Skandal, dem die Münchner Polizei und der ihr kein Ende bereitet.)

An den verantwortlichen Redakteur der »Wiener Allgemeinen Zeitung«, Wien I. Bez.

Mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, die nachfolgende Berichtigung des in Nr. 12840 der

»Wiener Allgemeinen Zeitung« vom 17. Februar 1921 erschienenen Artikels »Die Keuschheitskommission« in der dem Gesetz entsprechenden Weise abzudrucken. Sie schreiben: »Darin allerdings (daß der Satz in einer Komödie gesprochen wird) hat sich der Verfasser der Glosse, wie näheres Nachforschen ergeben hat, nicht getäuscht. Nur stammt der Ausspruch, an den er sich erinnert hat, nicht von Hermann Bahr, sondern von Ludwig Thoma. In der Komödie »Moral«, die 1908 erschienen ist, sagt der Präsident (Buchausgabe Seite 67): »Vergessen Sie nie, daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet.« Die Feststellung der Priorität kann nicht unsere Sache sein.«

Es ist unwahr, daß der Ausspruch von Ludwig Thoma stammt. Wahr ist, daß er von Karl Kraus stammt. Wahr ist, daß er in der 1909 datierten ersten Buchausgabe der »Moral« weder auf S. 67 noch an anderer Stelle als Ausspruch des Präsidenten vorkommt. Es ist unwahr, daß die Priorität erst festgestellt werden muß. Wahr ist, daß sie in der Verschiedenheit der Erscheinungsdaten zutageliegt. Wahr ist, daß die Priorität wie auch die Ursprünglichkeit sich aus dem folgenden Sachverhalt ergibt: Der Satz ist zum erstenmal im Oktober 1908 in der Fackel veröffentlicht worden und hat gelautet: »Der Skandal beginnt immer erst dann, wenn die Polizei ihm ein Ende macht«. Darauf schrieb Ludwig Thoma, mit dem Ersuchen um Genehmigung, dem Herausgeber der Fackel, daß er für den Bühnendialog der »Moral« den Ausspruch, der ihm gefallen habe, verwenden wolle. Tatsächlich wurde der Satz in der Wiener Aufführung der »Moral«, die nach Erscheinen des Satzes in der Fackel erfolgt ist, gesprochen und auch in spätere Auflagen des für Bühnenzwecke bestimmten Druckes übernommen. In der ersten Ausgabe, die 1909 datiert und Ende November 1908 erschienen ist, war er noch nicht vorhanden.

Wie weit die Keckheit eines Citybar-Impressionisten reicht, zeigt der Fall anschaulich, und vollends die noch erteilte Antwort. »Daß dieser Ausspruch in der ersten Buchausgabe enthalten ist, haben wir niemals behauptet.« Aber offenbar gewußt, denn wenn hier ein Zweifel bestand, so wäre doch vielleicht die »Priorität« geprüft worden. Was über diese weiter gesagt wird, ist von derart reizloser Einfalt, daß es selbst die Besucher der Wiener Animierlokale, die doch an dem Text der Wiener Allgemeinen Zeitung nicht achtlos vorübergehen, enttäuscht haben muß und die Entscheidung, was sie mit dem angebrochenen Abend anfangen sollten, nur zugunsten der Inserenten ausfallen konnte. Zuerst wird dem Satz: Es ist

unwahr, daß die Priorität erst festgestellt werden muß (was natürlich auch möglich ist, wenn man »vom Ersuchen Thomas nichts wußte«) widersprochen: denn »die Frage der Priorität« sei »gegeben«. »Im übrigen haben wir ausdrücklich gesagt: ,die Feststellung der Priorität kann nicht unsere Sache sein' ...« Aber aus ebendiesem Stumpfsinn hat doch die Berichtigung die Tatsache herausgeschält, daß nicht die Frage der Priorität, sondern diese selbst gegeben ist. Und das beklagt sich, daß mein »scharfer Verstand« »unseren Bemerkungen so wenig gerecht wird«. Hofft jedoch, ihn zu dem Zugeständnis zu bewegen, »daß der Ausspruch auch von jedem anderen, also auch von Hermann Bahr stammen könnte«. Nein, eben das gibt er nicht zu, im Gegenteil möchte er, von der Wertprüfung abgesehen, die ganz gewiß nicht Sache des 6 Uhr-Blatts ist, die Zeitungen darauf aufmerksam machen, daß sämtliche sozialkritischen Witze, deren sie heute nur irgend habhaft werden können — natürlich mit einer durch diesen Gebrauch eo ipso reduzierten Wirksamkeit, entwertet schon durch diesen Druck — irgendwie ihren Ursprung in der Fackel haben. Ohneweiters gebe ich zu, daß die Angelegenheit nicht so »wichtig« ist wie die Förderung des Wiener Freudenlebens, aber einem solchen Querkopf, der bei Nacht nur am Schreibtisch sitzt, scheint sie doch aufhebenswert wegen der systematischen Preisgegebenheit vor den Schmucknotizlern, die das fremde Eigentum erst dann wertlos finden, wenn es reklamiert wird. Schlecht angebracht ist die Mühe freilich gegenüber einer Verstandeskraft, die — er versprach mir einmal logisch zu kommen — des Satzes fähig ist:

3. Diese buchhändlerischen Details werden jedoch gänzlich überflüssig, wenn man nun durch die Berichtigung von Karl Kraus erfährt, daß Ludwig Thoma den Herausgeber der »Fackel« ersucht hat, den Ausspruch verwenden zu dürfen. Karl Kraus hätte sich daher auch diesen Punkt der Berichtigung ersparen können. Die sachliche Mitteilung aber hätten wir auch ohne Berufung auf den § 19 abgedruckt.

Ich zweifle nicht. Dagegen glaubt wohl die Wiener Allgemeine Zeitung nicht im Ernst an die Möglichkeit, daß sie von mir um irgendetwas ersucht werden könnte und wäre es auch nur, die Wahrheit zu sagen. Es ist doch einleuchtend, daß es bloß

zwei Methoden geben kann, um ihren Raum in Anspruch zu nehmen. Wäre ich Besitzer der Citybar, so würde ich ihr das, was ich ihr zu sagen habe, mit Berufung auf die bezügliche Bestimmung des Tarifs beibringen. Da ich ihr aber, so unerquicklich das auch sein mag, nur das Vorwort zu dieser Belletristik zu schreiben habe, so bediene ich mich des Gesetzes, das nichts kostet, aber auch zu keinem Dank verpflichtet, selbst wenn ich es, wie ich ferner zugeben will, etwas weitherzig anwende. Ich überlege sogar, ob ich die Behauptung des »Verfassers der Glosse« — was sich heute alles Verfasser einer Glosse nennt! —, daß er »weder die betreffende ‚Fackel' noch ‚Sprüche und Widersprüche' kennt«, nicht mit dem § 19 aus der Welt schaffen soll. Indes hindert mich doch die Rücksicht auf den vornehmsten redaktionellen Grundsatz: Raum ist Geld, die Langmut der Wiener Allgemeinen Zeitung zu mißbrauchen. Was ich erreichen will, ist, daß Gazetten, die sich genieren, meinen Namen in ihren Mund zu nehmen, auch geniert werden sollen, ihn zu verschweigen. Wie sie das machen, ist im Gegensatz zur Feststellung der Priorität ihre Sache. Andernfalls werden sie, ob es sie »freut, einen kleinen Beitrag zur Literaturgeschichte veranlaßt zu haben« oder nicht, Berichtigungen drucken, und ob sie »damit die Angelegenheit als erledigt betrachten« können, wird ausschließlich von meiner Erwägung abhängen, ob der redaktionelle Zusatz eine neuerliche Berichtigung erfordert.

Mittlerer Konzerthaussaal, Sonntag, 2. Januar 1921, 3 Uhr:

I. Da die Monarchisten nicht alle werden (Zitate aus Graf Alfred de Vigny, Jean Paul und Ludwig Börne) / Die letzten Tage der Menschheit: Der Optimist und der Nörgler (Die Dynastie) / Wallfahrtskirche / Moschee / Monolog der Schalek und Chor der Offiziere / Bahnhof bei Wien / Erzherzog Friedrich. — Heimkehr und Vollendung. — Inschriften: Schlechter Tausch. Die Republik ist schuld. Franz Joseph. Der Letzte. Mord in Ungarn. Militarismus. Wohnungswechsel / Volkshymne.

II. Brief Rosa Luxemburgs (mit Vorbemerkung) / Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen. — Peter Altenberg († 8. Januar 1919) / Traum / Schnellzug / Eros und der Dichter / Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrags für das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« und für das »Haus des Kindes«.

*

Da die Monarchisten nicht alle werden

Graf Alfred de Vigny (zitiert in der Fackel, April 1916):

Ich rufe die Empörung des Gewissens eines jeden Menschen, der mitangesehen hat, wie das Blut seiner Mitbürger geflossen ist, oder der selbst daran schuld war, zum Zeugen dafür auf, daß eines Menschen Kopf nicht genügt, das drückende Gewicht vieler Morde zu ertragen. Dazu braucht es so vieler Köpfe, als es Kämpfende gibt. Um die Verantwortung für dieses Blutgesetz zu tragen, das man geschaffen hat, muß man es zu mindestens gut verstehen. Aber die besten Einrichtungen, von denen hier die Rede ist, werden nur vorübergehende sein, denn, ich wiederhole es noch einmal: die Heere und die Kriege haben ihre Zeit . . . . Es ist nicht wahr, daß der Krieg gegen einen Fremden ein »heiliger« sei; es ist eben so wenig wahr, daß die Erde »nach Blut dürste«. Der Krieg ist verflucht von Gott, ja sogar von den Menschen, die ihn führen, und die ein geheimes Grauen vor ihm empfinden. Die Erde aber dürstet nach nichts anderem, als nach frischem Regen für ihre Flüsse und nach reinem Tau für ihre Blumen.

Jean Paul (zitiert in der Fackel, April 1916):

Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indeß es besser, wenn auch nicht gut, gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Denn da das Volk fast allein die ganze Kriegsfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt, und nur wenig von dem schönen Fruchtkorbe des Friedens, und oft die Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft; da es in der Mordlotterie Leiber und Güter einsetzt, und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen, oder als Niete herauskommt: so wird eine verlierende Mehrheit viel seltener als die erbeutende Minder-Zahl ausgedehntes Opfern und Bluten beschließen.

Ludwig Börne (zitiert in der Weltbühne, Dezember 1920):

. . . Dabei fiel mir ein, wie nötig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindisch-weibischen Männnern verständlichen Sprache die Greuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Notwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröte zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre lang haben die Greuel der französischen Revolution gedauert: diese rechnet man.

Aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien

Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet: das rechnet man nicht! Und die Gewalttätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück Derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewalttätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten.

Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Republiken zu verteidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herum stellen. Vier Weltteile werde ich als Beweisstücke auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Tatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten darauf zu antworten finden.

* * *

Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbe-Vereines, Mittwoch, 12. Januar, halb 7 Uhr:

Die lustigen Weiber von Windsor, Lustspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare, übersetzt von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel-Tieck'sche Ausgabe), bearbeitet vom Vorleser.

Auf dem Programm die Bemerkung zur ersten Vorlesung (24. Mai 1916, zur Feier von Shakespeares 300. Todestag). Die Nicolai'sche Musik vor Beginn und in den Pausen, Verwendung von Motiven in der Elfen-Szene: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag — siehe Vorlesung 14. Dezember, Preise etwas niedriger —: K 9002·60 ist zu zwei Dritteln dem Britischen Kinderhilfswerk (Bankhaus Schoeller und Co., I. Wildpretmarkt 10) zugeführt worden; der Rest der Aktion »Rettet die Jugend« (Vizepräsident Dr. Gustav Harpner, I. Wipplingerstraße 14) und der Frau, die eine Pfründe von monatlich 24 Kronen bezieht.

Berlin, Meister-Saal, 23. Januar, 7 Uhr:

I. Aus: Die Riesentanne / Da die Monarchisten nicht alle werden (drei Zitate) / Aus: Klarstellung. — Die letzten Tage der Menschheit: Wachstube / Kastelruth / Winter in den Karpathen / Wallfahrtskirche / Moschee / Erzherzog Friedrich (mit Vorbemerkung*) / Der Optimist und der Nörgler (Feldpostbriefe). — Post festum.

II. Die Republik ist schuld / Umsturz / Restauration / Wohnungswechsel. — Nach zwanzig Jahren. — Apokalypse (mit Vorbemerkung) / Silvesterruf an die Welt.

*) Nr. 554—556, S. 23, 4. Z. v. u.

Klindworth-Scharwenka-Saal, 24. Januar, 7 Uhr:

I. Vorwort.*) — Pandora. Von Goethe.

II. Worte in Versen: Die Flamme der Epimeleia / Memoiren / Magie / Der Anlaß / Leben ohne Eitelkeit / Bange Stunde / Vor dem Einschlafen / Hypnagogische Gestalten / Jugend / Traum / Eros und der Dichter / Der tote Wald / Die weiblichen Hilfskräfte / Silvesterruf an die Welt.

Ebenda, 28. Januar, 7 Uhr:

I. Faust II. V. Akt (ohne die letzte Szene; Begleitmusik wie in Wien nach Angabe des Vorlesers: Dr. Heinrich Zellner).

II. Brief Rosa Luxemburgs (mit Vorbemerkung) / Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen. — Militarismus / Schnellzug / Dichterschule / Monolog des Alfred Kerr / (Zum Gedenken eines wahren satirischen Geistes) Der Zoologe von Berlin. Von Frank Wedekind. / Immer feste druff / Wohnungswechsel / Die Republik ist schuld / Mord in Ungarn / Franz Joseph. — Schluß des »Nachrufs« (mit Vorbemerkung**).

Sezession, 30. Januar, 7 Uhr:

Vorwort. — Shakespeare: »Die lustigen Weiber von Windsor«. (Nicolai-Ouvertüre: die Herren Schleuning und Geist. Musik nach dem 2., nach dem 3. Akt und zur Elfen-Szene: Dr. Heinrich Zellner).

Von dem Ertrag der Berliner Vorlesungen sind 18.953 Kronen den Aktionen »Rettet die Jugend« und »Rossauer Kinderhort« (Siehe S. 83), dem Arbeiterverein »Kinderfreunde«, einem notleidenden Lehrer und anderen wohltätigen Zwecken zugewendet worden. (Dazu eine Spende von 2000 K für Wiener Kinder und Kriegsblinde.)

*

Vorbemerkung zu »Apokalypse«:

Ich lese jetzt mein Gedicht Apokalypse, das bald nach seinem Erscheinen als Plagiat erkannt worden ist. Ein gewisser Albert Ehrenstein, unter den Schwachköpfen der neueren Literatur ein nicht ganz unbegabter, hat bekanntlich und sogar an der Hand einer überaus drastischen Gegenüberstellung nachgewiesen, daß in diesem Gedicht, welches 100 Verszeilen hat, nicht 14 ganz von mir sind, während alle andern aus dem Vorstellungs-, ja Wortmaterial der Bibel, das heißt der Luther-Übersetzung der gleichnamigen Apokalypse des Johannes zusammengesetzt sind. Daß ich auch manches der van Essischen Übersetzung entlehnt habe, soll der Gerechtigkeit halber nicht verschwiegen sein.

*

Monolog des Alfred Kerr

(Aus der Buchausgabe der »Letzten Tage der Menschheit«.)

Alfred Kerr (an seinem Schreibtisch, ein Rumänenlied dichtend): Ich bin . . . fertig. Das heißt: mein Rum . . . änenlied.

---

*) Nr. 557—560, S. 28 ff.

**) Nr, 546—550, S. 25.

(Er liest laut)

In den klainsten Winkelescu
  Fiel ein Russen-Trinkgeldescu,
Fraidig ibten wir Verratul —
  Politescu schnappen Drahtul.

Alle Velker staunerul,
  San me große Gaunerul.
Ungarn, Siebenbürginescu
  Mechten wir erwürginescu.

Gebrüllescu voll Triumphul
  Mitten im Korruptul-Sumpful
In der Hauptstadt Bukurescht,
  Wo sich kainer Fiße wäscht.

Leider kriegen wir die Paitsche
  Vun Bulgaren und vun Daitsche;
Zogen flink-flink in Dobrudschul,
  Feste Tutrakan ist futschul!

Aigentlich sind wir, waiß Gottul,
  Dann heraingefallne Trottul,
Haite noch auf stolzem Roßcu,
  Murgens eins auf dem Poposcu!

Ku . . . unst ist mir zugleich Mu . . . use und versorgt mich mit Bu . . . utter. Zu diesem Behu . . . ufe habe ich nie den Verdacht u . . . ungewaschener Versfiße gescheut. Und so ist mein Ru . . . hm und auch mein Rumänenlied entstanden.

Denn es dichtet Alfred Kerrul
täglich was sich reimt für Scherul.
Doch er ist kein solches Rossul,
sondern kerrt zurück zu Mossul.

Ecco.

(Verwandlung.)

•

Vorwort zur letzten Berliner Vorlesung:

Ich habe die Reihe meiner Vorlesungen mit dem frommen Wunsch eröffnet, daß man, solange die Welt noch brennt, das Zeitungspapier, das zum Unterzünden des Weltbrands so gute Dienste getan hat, nun ganz hineinwerfen möge. Ich gebe am Schlusse dem persönlichen Glücksgefühl Ausdruck, daß meine

Vorlesungen unbelobt, ungeschmäht, so und so unbesudelt geblieben sind. Doch bei einer dieser abscheuerregenden Gedenkfeiern, wo die Kultureinbrecher ihr schweres und verantwortungsvolles Handwerk zu rühmen pflegen, ist neulich das bescheidene Wort gefallen, daß jedes Volk die Presse habe, die es verdient. Wenn dem so ist, so verlasse ich Ihre Hauptstadt mit dem herzlichsten Mitgefühl und mit der Gewißheit, daß kein Kriegsausgang an diese Katastrophe heranreichen könnte. Noch aber möchte ich hervorheben, daß ich in der Damenspende des Presseballs — denn dieser traurige Beruf hat sich in Not und Tod noch die Laune bewahrt, zu tanzen — unter andern Greueln einen Satz des Herrn Heinrich Mann gefunden habe, der sich nicht schämt, seiner Scham, dort mitzutun, den folgenden Ausdruck zu verleihen:

Über Abgründe tanzen, weil es Abgründe sind, ist immerhin mehr wert als nie von ihnen erfahren.

Nun, daß es heute Menschen geben soll, die nie von den Abgründen erfahren, glaubt der Schäker wohl selbst nicht, wenn er nicht eben die Tänzer des Presseballs und ihre geistigen Komplizen meint, die dann dämonisch stilisiert wären und die doch weit besser mit dem Wort charakterisiert sind, das sich als die Devise der Überlebenden, als das feurigste Schieberbekenntnis heute im Blatte des Herrn Theodor Wolff findet — selbst die Neue Freie Presse würde sich genieren, so etwas als Feuilleton zu drucken —:

Irgendwie will man doch auch nach dem jahrelangen Schließen
Einmal wieder genießen . . . .

Ich kehre nach Österreich zurück, das Hans Müller und Rudolf Lothar hervorgebracht hat, mit dem Bewußtsein, daß wir den Stolz, zwei solche Kerle zu haben, doch erst in Berlin lernen können. »Immerhin« aber trage ich, im Gegensatz zu Herrn Heinrich Mann, zwei Eindrücke davon, die mich ganz anders stimmen: die Tanzmusik, die die blinden Soldaten in der Friedrichstraße machen, und den Satz, den ich heute — am 30. I. des Jahres 1921 — in Berlin gedruckt gelesen habe:

Man lacht über Morgan, brüllt über Falkenstein und quietscht bei der Werkmeister.

In diesem Sinne und in der Hoffnung, daß wir uns alle aus der Zeit solcher Geräusche hinüberretten mögen, will ich Shakespeares Humor dienen.

* *
*

Gegen die Rezitatoren ist man fast so wehrlos wie gegen die Korrespondenten. Ein Verbot in jedem einzelnen Falle, wo die Erlaubnis erbeten wird, ist mühselig, wird keine Antwort gegeben, so gilts als Erlaubnis und zumeist wird sie gar

nicht erbeten. Auch kommt es vor, daß sie dem Gast der fremden Stadt persönlich, in der Pause des eigenen Vortrags, in einem Augenblick, der die Ablehnung als Härte empfinden ließe, und mit guter Benützung zugänglicher Nerven, einfach abgenommen wird. (Die ungeschützte Lage der »Künstlerzimmer« macht ja die Vortragsreisen zu einem immer schwierigeren Unternehmen.) Und so grassieren denn die Programme, in denen — von der Ausnahme weniger, mit reinem Kunsteifer beflissener Vortragenden abgesehen — mein Name keinem Hörer unerwünschter sein kann als mir, der sie nie hören wird. Aber alles muß man sich doch nicht gefallen oder so widerspruchslos über sich ergehen lassen, daß Ahnungslose meinen könnten, man sei sogar daran noch mit seiner Zustimmung beteiligt: zum Beispiel den Titel, unter dem ein »literarischer Abend«, der E. T. A. Hoffmann, Poë, Brjussow, Baudelaire, Karl Kraus und Christian Morgenstern umfaßt, in Berliner Blättern angezeigt wird: »Satan und Satyr«. (»Und das war geistreich«, bemerkt ausdrücklich ein Kritiker.) Nach den Satanen bin offenbar ich von dem Meister als Satyr erkannt worden und da es bei Berliner Geschäften ohne Aufmachung nicht geht, so hat sich eben dem düstern Satan der mehr lose Satyr gesellt. Aber selbst ein Ausrufer der Friedrichstraße, dessen Zunge ja derlei ohneweiters bewältigen würde, dürfte wissen, daß ein Satiriker nicht die Bohne mit einem Satyr zu schaffen hat, so 'nem Waldgott mit Bocksfüßen und Schwanz, sondern daß er sich vielmehr von der satura, der Fruchtschale herleitet, die aber heute so unerschwinglich ist, daß ich mich als Satiriker begnügen muß, vom neudeutschen Geistesleben saturiert zu sein, es satt zu haben (satur) und die dortigen Meisters zu bitten, ihre freundliche Hilfe künftig zu versagen, weil ichs schon von alleine machen werde.

*

»Karl Kraus hat außer sich selbst kaum einen zweiten Sprecher wie ihn«, hieß es gerade in den Tagen, als ich selbst sprach. Aber zum Glück sprach man nicht über mich, weil man von mir keine Freikarten bekommt. Irgendwie müßte die Welt aber doch erreichen können, daß man überhaupt nicht spricht. Denn was immer sich heute auf der journalistischen Szene begibt, ist das »Satyrspiel nach der Tragödie«, das aber die Neue Freie Presse vorsichtshalber »Satirspiel« nennt.

Mittlerer Konzerthaussaal, 6. Februar, 3 Uhr:

I. Aus: Klarstellung / Die Republik ist schuld / Zu Pfingsten. — Die letzten Tage der Menschheit: Wallfahrtskirche / Kriegsarchiv / Der Riese und der Zwerg / Bei Udine / Kommers / Bahnhof bei Wien. — Der Traum ein Wiener Leben (1910, mit Vorbemerkung.) — Nach zwanzig Jahren.

II. Nach sechsjähriger Unterbrechung / Vorwort zu einer Berliner Vorlesung. — Monolog des Alfred Kerr / Der Zoologe von Berlin. Von Frank Wedekind. — Dichterschule / Leben ohne Eitelkeit / Eros und der Dichter / Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrags ist einem Kinderhort für die in den feuchten Arrestantenzimmern der Rossauer Kaserne wohnenden Kinder zugewendet worden. (Gemeinderätin Rudolfine Fleischner, IX., Lichtensteinstraße 107.)

*

Vorbemerkung zu »Der Traum ein Wiener Leben«:

Ich lese nun die ältere Satire »Der Traum ein Wiener Leben«, weil es um so spannender ist, wie alle Wirrnis dieses Traumes heute kaum mehr ans Leben hinanreicht, ans »Wiener Leben ein Traum«. Nicht ohne Rührung wird man vernehmen, daß der Einspännerkutscher in den übertreibenden Maßen dieser Vision 220 Kronen begehrt hat.

* * *

Ebenda, 20. Februar, 3 Uhr:

I. Zu Pfingsten / Unsichere Kantonisten. — Alle Gebildeten begreifen / Eine Überraschung von ungewöhnlicher und, um es gleich zu sagen, höchst sympathischer Art / Der Mejstrik-Preis / Was nützen ihm die Tausendkronennoten? / Sie regnet / Berichtigung eines sinnstörenden Druckfehlers / Die Tote. — Das Ehrenkreuz [1909] / An den Polizeipräsidenten.

II. Aus: Ein christlicher Dreh / Um den Reigen. — Mödling und Wien. — Die letzten Tage der Menschheit: Monolog des Alfred Kerr / Der Riese und der Zwerg / Bahnhof bei Wien / Wallfahrtskirche. — Aus: Neujahrsgeschenke. — Der Lacher. — Silvesterruf an die Welt.

Ein Teil des Ertrags für den Arbeiterverein »Kinderfreunde«.

Trotz eindringlichem Ersuchen — das wie in allen Fällen von jenen, die sich Verehrer der Fackel nennen, also wahrscheinlich deren Leser sind, ignoriert wird —, hat die Gepflogenheit, an den Verlag der Fackel oder an deren Herausgeber Geldbeträge für wohltätige Zwecke zu übersenden, keinen Abbruch erfahren. Mit allem schuldigen Dank für diese Zuwendungen wie gewiß auch für die gütige Absicht, sie mit der Anregung durch die Fackel oder die Vorlesungen sichtbar zu verknüpfen, muß wiederholt werden, daß solche Freundlichkeit auch auf direktem Wege betätigt werden könnte und wenn der Spender Wert darauf legt: unter Verständigung des Empfängers vom Anlaß der Wohltat, oder auch, wenn's sein muß, des Verlags von deren Ausführung. Dieser ist sich ganz und gar bewußt, daß er, indem er die Vermittlung von Spenden ablehnt, die Institute, denen sie zufließen würden, leider verkürzt,

und er weiß auch anderseits, daß er als etablierte Sammelstelle — mit der Garantie des öffentlichen Ausweises — für Wohlfahrtszwecke vielleicht so viel zustandebringen könnte wie die Administration irgendeines Tagesblattes, die mit dem guten Zweck auch den schlechteren einer wohltätigen Reklame fördert. Es ist ohneweiters verständlich, daß der Verlag der Fackel, dessen Apparat hinreichend damit beschäftigt ist, die aus Vorlesungserträgen abgeführten Gelder zu verwalten und zu registrieren und etwa noch die Marken, mittels deren lästige Briefschreiber eine Antwort herbeiführen wollen, zu sammeln, sich auf jenes System nicht einlassen kann, daß er aber Spenden auch nicht übernehmen könnte, ohne sie öffentlich oder wo der Geber genannt ist, brieflich zu quittieren. Es muß darum abermals dringend ersucht werden, von der Überweisung von Geldern an den Verlag oder gar an die Privatadresse des Herausgebers, über die ein noch schwierigerer, zeitraubender und arbeitsstörender Umweg zu dem eigentlichen Bestimmungsort führt, absehen zu wollen. Mit allem Dank für die Güte, die über dem Zweck die Mühe der Mittelsperson außeracht läßt, wird gebeten, Geldbeträge weder durch die Post zu senden noch auch, wie es gleichfalls vorkommt, in das »Künstlerzimmer« gelangen zu lassen. Die anonyme Spende von 1000 Kronen, die auf diese Art am 2. Januar übernommen und einem der auf dem Programm genannten Wohlfahrtsinstitute zugewiesen wurde, wird hiemit ausnahmsweise und dankbar bestätigt. Mit der Bitte um Abkürzung des Wegs, dessen Ziel doch weit wichtiger als jeder Aufenthalt ist, wird aber zugleich die Hoffnung ausgesprochen, daß die freundlichen Spender nicht etwa aus dem Grunde, weil zu ihrer eigenen Mühe einer Sendung künftig nicht auch die fremde hinzukommen möchte, sie überhaupt unterlassen werden. Das Beispiel jener vielen, die von einem auf dem Programm angebrachten Appell oder auch nur aus Dankbarkeit für Vorlesungen sich bestimmt fühlten, an den Zentralverband für Kriegsbeschädigte, an eine arme Innsbrucker Familie oder an die »Kinderfreunde« hohe Beträge — wie 3200 und 4000 Kronen — direkt zu überweisen, möge ihnen kundgeben, daß die Anregung der Fackel auch ohne deren Vermittlung wirksam sein kann.

* * *

Im musikalischen Anhang zu »Das Notwendige und das Überflüssige« (Bearbeitung der »Beiden Nachtwandler«) Nr. 5 »Chor der Bedienten« gehört im untersten System vor die rechte Hand der Klavierbegleitung ein Baßschlüssel statt des Violinschlüssels.

Bei dieser Gelegenheit sei versichert, daß sich der Bearbeiter des Nestroy'schen Meisterstücks jener zahlreichen

Leser der Fackel schämt, die, wiewohl der volle Ertrag dieser Ausgabe der Kinderfürsorge zufließt, ihren Ankauf für überflüssig halten. Sie mögen die Treulosigkeit gegen seinen literarischen Geschmack als ihr Recht behaupten. Aber er kann ihnen, da solche Fälle beweisen, daß sie seinem eigenen Werk nur aus stofflichen, nicht aus künstlerischen Gründen anhängen, eine Lektüre erschweren, die sie für notwendig halten. Er erwartet, daß, wie es gelungen ist, vor widerspenstigen Hörern die Autorenvorlesungen gegen das Interesse für die »aus eigenen Schriften« durchzusetzen, auch die widerspenstigen Leser sich nunmehr dem billigsten Buch, dessen Lektüre schon für sich selbst einen wohltätigen Zweck erfüllt, nicht mehr abgeneigt zeigen werden.

*

In Worte in Versen IV, »Bange Stunde«, S. 64, 3. Z. v. u. soll es statt »verbehalten«: *vorbehalten* heißen.

In Nr. 554—556, S. 34, Z. 3 ist statt »Entritt«: *Eintritt* zu lesen.

In Nr. 557—560, S. 33, Z. 11 v. u. ist die Silbe »er-« zu streichen. Ebenda, S. 1 soll die Zeile unter dem Titel lauten: *Gesprochen am 8. Dezember* (statt »am 8. und am 14. Dezember«). S. 20, Z. 14 ist statt »Piyama« *Pyjama;* S. 23, Z. 15 v. u. statt »totgeweihten« *todgeweihten* zu lesen.

Was ein Blick in die Wiener Presse an sprachlicher Edelzucht bemerkt, das ist gar nicht zu sagen:

Darüber entstand ungeheure Erregung in den sozialdemokratischen Bänken. Einige der größten Schreier wollten auf den Minister losgehen, wurden dabei von den Christlichsozialen daran gehindert. Dadurch entstand das übliche Gedränge vor der Ministerbank . . . .

. . . daß der Privatankläger auf hypnotischem Wege versuchte, eine Dame sich ihm gefügig zu machen ... und zeichne hochachtungsvoll Dr. Herzberg-Fränkel.

Und natürlich ist die Untersuchung wegen eines Eisenbahnunglücks im Zuge, was gleichzeitig von einer Zollrevision gewünscht wird.

* * *

Die Nachkommen werden es unbedingt einmal als eine Schande des zweiten Dezenniums des zwanzigsten Jahrhunderts brandmarken, daß der geistige Arbeiter dieser Periode auf eine so tiefe Stufe der Verelendung herabsinken konnte, wie wir es erlebten. Es gab — man möchte es nicht glauben, wenn sich Wahrheit nicht beweisen ließe — Wiener Gelehrte, die in zerrissenen Schuhen einhergehen mußten,

da sie nicht über die nötige Summe verfügten, um sich für horrenden Preis neue anzuschaffen. In Wien existiert ein begabter lyrischer Dichter — nomina sunt odiosa — der, schwer an Rheuma leidend, zwei Jahre lang keinen ganzen Schuh an seinem Fuße gesehen hatte.

Es ist das Lied vom Universitätsassistenten und der Waschfrau, die zumal dort, wo sie in einer Person vereinigt sind, einen publizistischen Streit darüber führen, wer mehr zu verdienen habe. Ach, über das wahre Elend wäre kein Wort zu viel gesagt, wenn nicht jede Phrase, mit der der Journalismus seinen sozialen Sinn für den Lederwucher ornamentiert und in der nur der Haß gegen die »manuelle Arbeit« echt ist, den Zugang dazu sperrte. Daß ein verdreckter Staat mehr Waschfrauen als Männer der Wissenschaft braucht, ist leider wahr; aber solange er auch zu viel Redakteure hat, wird sich das Mißverhältnis nicht ändern. Was den begabten lyrischen Dichter anlangt, so besteht gar kein Grund, den Fall in diesem Zusammenhang zu betrachten. Denn fürs erste ist es zweifelhaft, ob er es ist, und dann ist es ganz in Ordnung, daß auch im reichsten Staat einer von der Lyrik nicht leben kann. Sie wäre sonst keine. Nomina sunt odiosa; das würde sich zumal dann herausstellen, wenn man sie nennte. Es ist sicherlich die größte aller Infamien, daß die Gesellschaft, welche die Neue Freie Presse hält, die Abonnementsgelder nicht lieber dafür verwendet, arbeitswilligen Menschen zu ihren Notwendigkeiten, also auch zu ganzen Stiefeln zu verhelfen, anstatt sich solche über das Thema vorsetzen zu lassen. Denn es hat nicht das geringste mit der lyrischen Begabung zu schaffen. Gelehrter kann man werden, Lyriker muß man sein. Jenen zu erhalten, ist ein soziales Problem innerhalb des Staates. Diesen hätte ein Idealstaat zu erhalten. Solange Österreich nicht einmal ein Staat ist, ist nur der Fall zu beklagen, daß einer, der hier existiert und um zu existieren irgendeinen der dem Leben unentbehrlichen Berufe ausfüllt oder suchen muß, keinen ganzen Schuh an seinem Fuß hat. Ein gutes Gedicht könnte von keiner wie immer gearteten praktischen Arbeit verhindert werden; ein schlechtes ist zumeist der Vorwand, keine leisten zu müssen. Auf die Versicherung der Neuen Freien Presse hin, daß einer ein begabter lyrischer Dichter sei und keinen ganzen Schuh habe, kann man nicht zum Mitleid gestimmt werden. Wenn die Verse

schlechter sind als die Schuhe, sollte man selbst die ihm noch abnehmen, um sie einem armen Teufel, der kein Gedicht macht, zu geben, ihm selbst aber neue, wenn er keins mehr macht.

* * *

Vom Parnaß

Eine Anzeige des »Wiener Leonhardt-Verlags« im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel:

Zwei interessante spannende Romane,
wie sie die Verdiener und neuen Reichen suchen:
flott, mondän im Kinostil.

* * *

Material über die Fackel

und nicht etwa über die in Frankfurt erscheinende, sondern:

Festnahme des Herausgebers der »Fackel«.

(Ein Choral »Endlich!« durchbraust die Lüfte)

Am Sonnabend, dem 5. d. M., ist der Herausgeber der »Fackel«, Paul Berner, Leipzig-Schleußig, Stieglitzstraße 9, wegen versuchter Erpressung festgenommen worden. Auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft werden alle Personen, die außer den bereits bekannten Geschädigten durch strafbare Handlungen Berners finanziell benachteiligt worden sind, ersucht, sich sofort bei der Kriminalabteilung zu melden.

Immerhin ist es bezeichnend für die geistigen Möglichkeiten Deutschlands, daß der Anschluß der Fackel, der Zugang zu einer ahnungslosen Leserschaft durch solche Weglagerer, denen eine schweigende Presse zu Hilfe kommt, seit Jahrzehnten erschwert wird, und bezeichnend für die dortige buchhändlerische Moral, daß sich der Verlag der Fackel genötigt gesehen hat, auf Kommissionäre zu verzichten, denen die gleichzeitige Vertretung solcher Schmach denkbar erschien.

* * *

Es dürfte nicht unbemerkt bleiben, daß in diesem Heft wiederholt und öfter als sonst Ausdrücke wie Chuzpe, Gewure, Mezzie, Rebbach, Nebbich, Ponem, ja sogar Asis-Ponem vorkommen. Man darf aber nicht vergessen, daß es sich um Fragen und Probleme des deutschen Geisteslebens handelt, für dessen erschöpfende Darstellung ich allerdings häufig von einem Tineff ausgehe.

Mödling und Wien

Anton Wildgans, der Autor einer Literatur, in der Privatempfindungen, die wenn man sie hat zu haben löblich ist, zu leicht faßlichem Ausdruck gebracht werden und der Begriff, den das Publikum von der Lyrik hat, in vorbildlicher Art erfüllt erscheint; der Typus, in dessen geistigem Umkreis sich in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise das Schöne mit dem Guten paart, ohne daß das Erlebnis mehr als Zustimmung bewirkte, und in dessen Wortschöpfung nichts prädestiniert ist als der Bauernfeldpreis; der Vertreter einer Produktion, die in der soliden Darbietung dessen, was sich der Leser auch schon gedacht hat, weit kunstverderblicher wäre als das Treiben der Worthanswurste, wenn dieses nicht doch gefährlicher wäre als die Gesinnung, die über die Form verfügt: ist Burgtheaterdirektor geworden. Denn daß der Krieg Herrn Wildgans unter Aufopferung seiner dem Allmenschentum zugewandten Gefühle und nach Einstellung des »sozialen Zugs« auf der vorrätigen Höhe einer zum Weißbluten gerichteten Begeisterung gefunden hatte, geniert die Republik umsoweniger, als er ja dafür einer der ersten war, die dem Feinde die Bruderhand entgegengestreckt haben. Wenn es nicht so ganz gleichgiltig wäre, wer heute Burgtheaterdirektor wird — ähnlich wie es in Zeiten schauspielerischen Hochstandes gleichgiltig war, den ja selbst Burckhard nicht herabdrücken konnte —, so wäre es schon ein Grund, sich zu schämen. Es genüge aber, die Haltung einer Presse zu würdigen, die wie in allen deutschösterreichischen Lagen und Belangen auch hier ihre Männer gestellt hat. Sie, die nicht ansteht, Herrn Wildgans zu bezeugen, daß er »mit einem erlesenen literarischen Gepäck« — also Reiselektüre — »in das Haus auf dem Franzensring einzieht« und daß »mit ihm ein starker Könner auf dem Fauteuil des Burgtheaterdirektors Platz nimmt«, macht in solchen Fällen einen Vorbehalt: »Ob sich dieses Können auch auf den praktischen Theaterbetrieb erstreckt, wird freilich erst zu erweisen sein.« Diese Wahrheit,

die sicher weniger bestreitbar ist als jeder Satz, der je in einer Wiener Zeitung gedruckt war, war in allen zu finden, und ein arischer Kritiker hat ihr den in seiner Schlichtheit noch überzeugenderen Ausdruck gegeben:

Ob er sich als Leiter des Burgtheaters bewähren wird, das wird sich erst zeigen müssen.

Wenn man sich fragte, wozu Gott die Druckerschwärze erschaffen hat, würde einen vollends der Anblick der folgenden Erklärung, zu der jener fortsetzte, mit Vertrauen in einen höheren Plan erfüllen:

Wir haben nicht alles, was er uns als Dramatiker brachte, widerspruchslos hingenommen, sondern an seinen Werken oft scharfe Kritik geübt, werden ihm aber vollkommen unparteilich und unvoreingenommen gegenübertreten und abwarten, was er uns zu sagen, und noch mehr, was er uns als Direktor an neuen Werken und durch Wiederaufbau des alten Spielplanes geben wird.

Es ist die Darbietung eines jener Sprudelgeister, von denen Hans Schließmann, dessen gesprochener Ingrimm lebendiger war als sein zeichnerischer Humor, zu versichern pflegte, daß ein Papagei ein Goethe daneben sei. Worin aber die Zeitungen aller Glaubensbekenntnisse einig waren, das war die entschiedene Anerkennung, daß Wildgans in Mödling wohne und zwar in Zurückgezogenheit.

Er wohnte bisher in Mödling, das ist beinahe ein Charakterzug, jedenfalls ein Beweis, daß er sein Gesundheitskapital vor der nervenzerstörenden Hetzjagd der Großstadt zu schützen verstand. Also beruhigender Ausblick auch in dieser Richtung.

Die Republik Österreich, die sichtlich bestrebt ist, auf ihre hervorragenderen Posten Cincinnatusse frischweg von ihrer ländlichen Betätigung zu holen (wobei für Leser der Reichspost ausdrücklich bemerkt sei, daß dieses Wort nicht Tschintschinnatus ausgesprochen wird), scheint nach dieser Richtung mit Wildgans einen Treffer gemacht zu haben, wiewohl man sich eigentlich wundern muß, daß sie nicht gleich auf Czokor gegriffen hat, der, gleichfalls Lyriker, noch weiter weg, nämlich in Sittendorf haust. Natürlich verhielt sich Wildgans, als sie ihn am Pflug antrafen, dem Antrag gegenüber anfangs ablehnend und erst die letzten Verhandlungen konnten ihn wie vorauszusehen war

bewegen, zuzusagen. Gerade ihm läßt sich ja die Liebe zur Scholle — die mit dem gleichnamigen Literaturverein verwechselt werden möge — nachempfinden. Hatte doch Wildgans in flammender Begeisterung »zur« Heimat seinerzeit sogar ein Kriegsgebet verrichtet »in dem schweren aufgezwungenen Streite« — sind wir doch umgerungen von lauter Feinden, wie einst ein Möbelpacker mir zurief —, das ihm die Reichspost nicht vergessen wird und kann. Er habe hier »eine der prächtigsten Schöpfungen der Kriegslyrik gegeben« — die schon als Ganzes eine der prächtigsten Schöpfungen ist — »und von der Schönheit dieser Verse mögen die nachstehenden Zeilen künden«:

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Des Schicksals große Stunde wies,
Stand dies Volk der Tänzer und der Geiger
Wie Gottes Engel vor dem Paradies.

Wenn die Reichspost richtig zitiert (und es nicht korrekter »dieses Volk« oder »Da stand dies Volk« heißt), so ist es, von der widerlichen Metamorphose von d' Geigerbuam in d' Cherubim abgesehen, eine der leersten, außen und innen falschesten Strophen, die je geschrieben und in der bei einer Staatsmännern wie Lyrikern gleich verfügbaren Fülle von Schicksal und Geschick nicht einmal dieses vorhanden ist. Wie die Grille singt und die Parze springt, der geborene vaterländische Dichter. Da aber Wildgans, was nach den Begrüßungen durch die Wiener Presse selbst der verbissenste Nörgler nicht mehr bestreiten wird, in Mödling wohnt, so war es immerhin ein Problem, wie man ihn erreichen könnte, um ihn nach seinen Plänen zu fragen.

Der neue Burgtheaterdirektor verblieb, während die für ihn nicht gleichgültige Entscheidung fiel, in seiner Mödlinger Villa. Wollte man also wissen, wie Dr. Wildgans seine Ernennung aufnehme, wie er sich zu den ihm gestellten neuen Aufgaben stelle, so mußte man sich der nicht leichten Aufgabe unterziehen, eine telephonische Verbindung mit Mödling zu bewerkstelligen.

Das Neue Wiener Journal zeigte sich dieser Aufgabe vollauf gewachsen.

Schließlich gelang es, ihn ans Telephon zu bekommen. Von der vollzogenen Ernennung zum Direktor des Burgtheaters hatte er noch keine Ahnung. Er konnte daher ziemlich

überrascht die Gratulation entgegennehmen und die nächste Frage nach seinem künstlerischen Programm natürlich nur wie folgt beantworten:

»Mein Programm? Das kann ich Ihnen natürlich noch nicht entwickeln, da ich fünf Minuten früher gar nicht wußte, daß ich ein Programm zu entwickeln haben werde. Im übrigen beschäftigt mich erst seit acht Tagen die Idee — so lange nämlich ist es her, daß Präsident Vetter mit dem ehrenvollen Antrag an mich herangetreten ist —, ich komme aus einem ganz anderen Milieu, als daß ich Ihnen ein Programm extemporieren könnte. Sie wissen, meine Beziehungen zum lebendigen Theater —

Schluß. Bald darauf brach — wie ein Lyriker den technischen Beamten nachempfinden wird, nicht mit Unrecht — der Telephonstreik aus. Wäre die Ernennung Wildgans' in dieser großen Zeit erfolgt, so wäre uns auch das folgende erspart geblieben:

»Ich habe es bis zum Auskultanten gebracht«, hat Anton Wildgans heute mit einem gewissen Stolz auf eine telephonische Anfrage über seine Personaldaten aus Mödling mitgeteilt.

Nämlich dem Herrn von der Neuen Freien Presse, der ihn telephonisch auskultiert (behorcht) hat. Ob der Staat nicht durchaus im Recht wäre, für Telephongespräche, die zwar nicht dringend sind, bei denen aber Stolz zum Ausdruck kommt, eine dreifache Taxe einzuheben, mag das Handelsministerium beurteilen. Die Herrn Wildgans vorgesetzte Behörde schaue sich diesen Zuwachs an Würdelosigkeit an, den unser öffentliches Leben erhalten hat, diesen Cincinnatus, der vom Pflug weg jede Viertelstunde zum Telephon rennt, um einem Reporter seine Biographie zu erzählen. Und die Leser sollen festzustellen versuchen, ob der neue Burgtheaterdirektor stolz ist auf den Auskultanten, der er selbst war, oder auf die telephonische Anfrage, und ob diese aus Mödling an ihn gerichtet wurde oder vielmehr aus dem bei Mödling gelegenen Wien. Während er aber die Gratulation des Neuen Wiener Journals »entgegennahm«, scheint er sich der Neuen Freien Presse gegenüber anders verhalten zu haben.

Er lehnt vorderhand jeden Glückwunsch ab, er ist noch nicht ernannt, hat daher auch noch kein offizielles Programm und beschränkt sich auf die Mitteilung knapper Angaben. Geboren in Wien am 17. April 1881, absolvierte —

Ich bin um sieben entscheidende Burgtheaterjahre dem Herrn Wildgans voraus. So gewiß ich infolgedessen lieber Direktor des Mödlinger Stadttheaters werden wollte, so sicher würde ich abläuten, wenn eine Zeitung die Frechheit hätte, mich telephonisch zu fragen, wann ich auf die Welt gekommen bin.

Was Wildgans nicht erzählt, ist, daß er ein gutes Stück Welt gesehen hat — — Rechtsstudium eine zeitlang überhaupt aufgegeben — — weite Reisen — — bis nach Australien — — betonter Feind jeder Abhängigkeit — — blaue Nebelferne — — wieder eine juristische Epoche — — freier Schriftsteller — —

Das alles hätte er durchs Telephon auch noch erzählen sollen. Die Neue Freie Presse ist beinah pikiert, weil sie's selbst zusammenstellen muß. Eines, was er ihr auch nicht gesagt hat, hat sie kombiniert:

Seit einer Reihe von Jahren lebt Anton Wildgans in Mödling —

No ja, aber das ist nicht so, sondern hat eine Pointe:

— um von dort, wenn ihm diese Ortschaft allzu großstädtisch erscheint, einen Abstecher —

Aha, nach Wien! Schmecks:

— nach Mönichkirchen zu machen.

Nach Wien ging Wildgans nur, um Burgtheaterdirektor zu werden und als betonter Feind jeder Abhängigkeit Journalistenstücke abzulehnen. Inzwischen hatte er freilich sein Programm vorbereiten müssen, das mit einem Wort vorweggenommen werden kann:

Der neue Direktor ist für das Burgtheater Optimist.

Eine nicht unerfreuliche Überraschung, da man allgemein erwartet hatte, er werde dem um 1 Uhr versammelten künstlerischen und technischen Personal sagen, daß er der Berufung zwar aus Pflichtgefühl Folge leiste, jedoch überzeugt sei, auf einem verlorenen Posten zu stehn, weil der Niedergang des Burgtheaters ebenso bekannt, aber noch weniger aufzuhalten sei als der Zusammenbruch Österreichs. Die Wendung kam völlig unerwartet. Präsident Vetter, ein Republikaner, dessen Gesinnung mit der neuen Staatsform in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnis steht, in das er sich leicht hineingefunden hat, von früher her schon ein Protektor der schönen Künste der Wiener Werkstätte, begrüßte den neuen Mann, der dem Vaterland das Opfer bringen will, »sein stilles Dichterheim« zu verlassen und sich »in die Welt zu begeben und gerade dorthin, wo sie am bewegtesten ist, wo ihm kein Tag beschieden ist, an dem er nicht mit Äußerlichkeiten zu ringen haben wird.«

Wir wollen es ihm alle herzlich wünschen, daß das, was er in dieser Welt erlebt, nicht nur für ihn als Direktor, sondern auch für ihn als Dichter fruchtbar werden möge.

Das walte Gott. Auf daß wir an dem Werke des Dichters noch die Spuren der Äußerlichkeiten erkennen mögen, mit denen er als Direktor gerungen hat.

Wildgans erwiderte, als stünde er noch in Mödling am Telephon, mit der Bitte, von ihm nicht allsogleich die Entwicklung eines Programms zu erwarten. Eines solchen bedürfe es auch nicht, denn er finde ein solches und mehr als ein solches bereits vor. Es ist, mit einem Wort, die Tradition des Burgtheaters. Fürwahr. Natürlich dürfe man keineswegs beim Seienden stehen bleiben, sondern es gelte zielvolles Fortschreiten und Schaffen. Denn wie der Gärntner zu Werke geht, indem er dem alten, aber kräftigen Stamme das junge Reis aufpfropft, so, ganz genau so muß auch — euer Gnaden wissen eh.

Und da scheint mir denn der Augenblick für das Burgtheater und mich nicht ungünstig.

Nämlich mit dem Naturalismus ist es vorbei, natürlich hat er eine Funktion gehabt und hat sie auch erfüllt, aber jetzt gilt es wieder eine höhere Aufgabe. Der Strom des Weltgeschehens riß die tastende Bewegung notwendiger Entwicklung in seinen jähen Rhythmus. Werke, die ehedem Hammerschläge gewesen waren gegen die starrschließenden Tore allgemein gültiger Lebens- und Kunstanschauung pochten nun gleichsam ins Leere, weil jene Tore indessen aufgesprengt worden waren von der Revolution. Um die so eingerissene Verwirrung in Bahnen zu lenken, dazu ist eben das junge Reis nötig. Dieses, nämlich die junge Kunst strebt über die Zeit hinaus in die Zeiten, sie blickt nach dem Ewigen im Menschen und erfaßt so wieder inbrünstig den symbolischen Charakter aller dichterischen Gestalt. Sie hat den entschiedenen Willen zum hohen Stil und deshalb verbrüdert sich ihr Streben mit den edelsten Traditionen des Burgtheaters, woraus sich zwanglose Übergänge und hoffnungsreiche Ausblicke ergeben, wenn es nämlich gelingt, den klassischen Geist mit dem modernen Geist zu vermählen. Natürlich ist manches bereits geschehen, und da ist es Pflicht, des Mannes zu gedenken, der als unmittelbarer Vorgänger des Herrn Wildgans das Verdienst hat,

daß Herr Wildgans sein Nachfolger ist. So wahr er dieses Amt nicht leichten Herzens übernommen hat, so wahr er an dieser Stelle nur steht, weil es ihm als eine Pflicht erschien, in diesen wirren Zeiten dem Rufe, wenn er so sagen darf, der Heimat zu folgen (der fast so unabweislich ist wie vor kurzem der weniger verlockende des Vaterlands), ebenso wahr wird sein Ernst und Wille in diesem Hause immer nur auf die Sache gerichtet sein (die Sache wills), und sollte ihm dies eines Tages unmöglich werden, so werde er gern wieder zurückkehren zu der harmonischen und fruchtbaren Abgeschiedenheit seines bisherigen Lebens.

Nach diesem Ausblick, der die einzige pessimistische Note der Freudenfeier darbot — der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt —, den aber den abgehärtetsten Mitgliedern des Ensembles zum Glück ein Tränenflor verhängte, und nachdem die Stile, Richtungen und Bestrebungen glücklich vermählt, verbrüdert und vervettert waren, blieb nichts übrig als eine Entschädigung durch den letzten Süßstoff unsres Kulturlebens: die Zuckerkandl. Von Vetter und Wildgans gleich begeistert, rühmte sie nebst den kultivierten Formen vor allem die »Aufrichtigkeit« dieser Aussprache. Eine Durchschauerin. Vetter »bekannte sich zum Programm der Kontinuität« — er will nämlich Herrn Heine als Regisseur beibehalten — und Wildgans faßt »sein Amt als ein Bekennen seiner Weltanschauung« auf. (Dafür muß ich Steuer zahlen!) Und als ob sie's von ihm telephonisch gehört hätte, weiß sie, was in seinem Innersten vor sich geht.

G l a u b e an eine Jugend, die wieder zwischen Erde und Himmel, zwischen irdischer und himmlischer L i e b e Begegnung webt; W i s s e n um den Weg einer in Blut gewordenen, dem Blutgrauen entrungenen Seelenheit; H o f f n u n g auf jene Poeten . . . . dies sind des Dichters Wildgans offen dargelegte Beziehungen zu des Direktors Wildgans künftigem Wirken . . . . »Dem Dichter dienen.« So hat Jaques Coppeaus Weisung gelautet, die er seinen Schauspielern gab, als er sein ideelles Théâtre du Vieux Colombier eröffnete . . . . Ähnlichem Empfinden —

Schluß! Falsch verbunden! Nein, diese Stadt ist unmöglich. Wenn sie telephonieren will, möchte sie Kultur haben und wenn sie Kultur braucht, macht sie Halloh!, alles schwätzt durcheinander und es meldet sich niemand.

———

Neujahrsgeschenke

Sie haben es sich — außer Harden, der sich von der Strapaz ausruhte — nicht nehmen lassen, sich auch zu Neujahr einzustellen. Hussarek, der eben noch »An den Trümmern des Weltbrands« gestanden hatte, geht jetzt, um zu retten was noch zu retten ist, »Mit vereinten Kräften« ans Werk. In diesem Sinne bezeichnet er, der unterm Christbaum die Italiener Banditen genannt hat, nunmehr Masaryk und Kramarsch als »Konjunkturverräter« und meint, daß sie zur Gründung des tschechischen Staatswesens »nur Hinterlist und Tücke, nicht Arbeit und Schaffen« beigesteuert haben. Auch scheinen sie ganz zu vergessen, daß sie ihren Aufstieg »unter dem Schutze der jetzt mit Füßen getretenen habsburgischen Staatsidee vollzogen«, ein typischer Fall von Undank gegen Haus Österreich, denn es läßt sich nicht leugnen, daß diese Leute Österreicher waren, und nun gehen sie hin und gründen die Tschechoslowakei. Infolgedessen sieht sich Hussarek gezwungen, vor den Lesern der Reichspost das Programm Maria Theresias: Fecisti patriam diversis gentibus unam zu entwickeln, was jene zwar nicht verstehen, was aber soviel heißt wie, daß zu einem gutgeleiteten Bordell auch Böhminnen, Slowakinnen, Polinnen, Ungarinnen, eventuell sogar Negerinnen gehören, wobei Hussarek bedauert, daß dieses Programm »nicht so weit verwirklicht werden konnte, um die Völker restlos zu befriedigen«. Die heutigen Zustände werden sich aber keineswegs halten und da Hussarek diese gepfefferten Dinge nur auf lateinisch sagen kann, so deutet er die Entwicklung mit dem Satze an: Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur, wovon aber die Leser der Reichspost nur den Hieb auf den jüdischen Journalistenverein verstehen, während sie vermuten, daß der zweite Teil des Satzes ein Kompliment für die Deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft enthalte. Zum Wiederaufbau jedoch »bedürfe es des ora et labora sittlicher Erneuerung im Geiste der Versöhnung und redlichen Schaffens im Geiste der Vereinigung«, natürlich mit besonderer Berücksichtigung des ora. Es kann kein Zweifel bestehen, daß sich der Umsturz nicht halten wird und der Untergang Österreichs nur ein Übergang ist.

Da das nächste, was jetzt zu geschehen hat, die Wiedervereinigung ist, auf die alle Nachfolgestaaten schon lauern, so fehlt eigentlich nichts mehr als daß Hussarek die Form angebe, unter der Österreich auferstehen wird, um dann definitiv ewig zu stehn. Es muß etwas sein wie der Nestroy'sche Vorschlag »Wir werden uns schon zusamm' separieren«, der als österreichische Regierungsmaxime keineswegs ausgelebt hat. Aber eine neue zugkräftige Formel tut not.

Mag vielleicht die alte Form des inseparabiliter et indivisibiliter der pragmatischen Sanktion einer Erneuerung bedürfen —

Schon deshalb weil sie so schwer auszusprechen ist. Karl soll zum Beispiel die größten Schwierigkeiten haben und selbst Franz Joseph soll, wiewohl er sich hundert Jahre damit gerackert hat, immer nur etwas wie »difficibiliter« hervorgebracht haben und vollends die Erzherzoge glaubten, es bedeute »Im Separee« und »Zivilliste« oder »Syphilis« auf griechisch. Trotzdem sollen im Weltkrieg Tausende und Abertausende mit diesem Ruf auf den Lippen gestorben sein. Also, mag vielleicht die alte Form einer Erneuerung bedürfen:

den Völkern im Donaubecken wird erst dann die dauernde Sicherheit ihres politischen und wirtschaftlichen Daseins geboten sein, wenn sie sich wieder zum Grundsatz bekennen: Mit vereinten Kräften.

Hier versagt Hussarek. Alles schien dafür zu sprechen, daß er viribus unitis sagen werde, um die Zauberformel, unter der die Auferstehung Österreichs nur mehr eine Frage der Zeit ist und deren Segnungen teilhaftig zu sein sich die Nationen bald raufen werden, im Urtext zu zitieren. Hier wäre allerdings Gefahr gewesen, daß die Leser der Reichspost endlich einmal nach der Bedeutung der ihnen von älteren Friseurdiplomen bekannten Inschrift (lies: viribus únitis) geforscht hätten, und, in die Irre gehend, vielleicht auf die Vermutung gekommen wären, sie bedeute: »Kann man halt nix machen«. Womit sie freilich den Aussichten auf eine Vereinigung der Völker, die schon den Habsburgern das Donaubecken zuwenden, erheblich näher gekommen wären als Herr Hussarek.

Adalbert Sternberg — aus dem uradeligen Hause der — (um nicht mit dem gleichnamigen Julian verwechselt zu werden und sich von den engeren Kollegen Löwenstein und Dietrichstein

wirksam abzuheben) versenkt sich, wie man zu Silvester noch einmal die Lichter am Christbaum entzündet, wieder in die Eigenart des Homo austriacus und ergibt sich dem stillen Gedenken verflossener Zeiten. Glücklich ist, wer nicht vergessen kann, was doch nicht zu ändern ist, und in dieser duseligen Silvesterstimmung nur vergißt, daß der Homo austriacus für die ganze Menschheit, die ihre Zukunft erfahren wollte, Blei gegossen hat und daß etwas ganz Undefinierbares herauskam. Weshalb sie dem Homo austriacus nur die Tränen nachweint, die sie noch bei seinen Lebzeiten vergossen hat.

Freilich hat er der Welt mancherlei zu geben gehabt, zum Beispiel den Wurstelprater, den Sternberg als »ein Erbstück aus jener uralten Zeit« definiert, »wo die braven Bürger bei Würsteln den Sonntag heiligten«. Daher der Name. Ringelspiel und Hutschen — eine Sache, die Sternberg »in der ganzen Welt nirgends sonst gesehen hat«. Da ist ferner das Fasselrutschen. »Wo wäre so etwas«, fragt Sternberg, »in England, Frankreich und Amerika möglich?« Und der Fiakerball! »Das Pferd verband den Kavalier mit dem Fiaker und adelte diesen.« Sternberg hat rührende Züge der Liebe zum Pferd an österreichischen Soldaten beobachtet. Sollten es ruthenische, tschechische, serbische Soldaten gewesen sein, so hat sich ihre Menschlichkeit selbstverständlich nur im Rahmen ihrer Zugehörigkeit zur Monarchie betätigt. Das alles ist nun dahin. Sternberg ist indessen am originellsten, wo er etymologische Aufschlüsse gibt. Das österreichische Volk repräsentiere ein Mischvolk.

> In jedem einzelnen vereinigen sich die verschiedensten Blutströme. Besonders gilt dies vom Wiener, wo in erster Reihe die Tschechen sich geltend gemacht haben. Das sehen wir schon an der Sprache . . . Agraseln weiß kein Mensch außerhalb der österreichischen Grenze, was das bedeutet . . . .

Tatsächlich ist es also die Sprache, woran mans zuerst merkt. Nur vergißt Sternberg, daß jetzt die österreichische Grenze vor Lundenburg ist und daß man doch gerade in der Tschechoslowakei sich des slawischen Ursprungs mancher Wörter bewußt sein dürfte. Wenngleich man darin gewiß nicht so weit geht wie er, der geradezu Verblüffendes herausbringt:

Auch die Tänze sind slawischen Ursprungs. Polka heißt der polnische Tanz und Walzer kommt von Valcik (das sich längere Zeit Dahinwälzen).

Ähnlich wie Spazieren von Spazierowat kommt (das leichte und gemächliche Herumspazieren). Sternberg, förmlich berauscht von der prächtigen Eigenart des Homo austriacus, schwankt, welchem seiner Vorzüge er den Vorzug geben soll. Nur in seiner Kritik des Kaisers Franz Joseph neigt er sich bald zu dieser, bald zu jener Ansicht und meint alles in allem von ihm:

Er vernachlässigte aber immer mehr und mehr den Kontakt mit seinen Untertanen und sank zu einer mystischen Figur herab.

Ein klareres Bild ergibt sich ihm, wenn er die Wirksamkeit der österreichischen Presse betrachtet, die sich von der ausländischen Presse zu ihren Gunsten unterschied, aber keineswegs zu ihrem Vorteil, denn jene sei vielfach »von Erpressungen, Skandalen und Sensationen reich geworden«.

Das alles gab es bei uns nicht

sagt Sternberg, der wohl weiß, daß das Neue Wiener Journal lieber bereit wäre einzugehen, als daß es sein Gedeihen etwa mit Sensationen erkaufen wollte.

Jeder persönliche Skandal konnte ohne Geldopfer mit dem Appell an das goldene Wiener Herz unterdrückt werden. Während in Paris oder besonders in New-York die gelbe Presse aus einem Skandal Millionen herauszieht, ist so etwas hier ein Unding gewesen.

Hat sich somit die Preßkorruption hier immer in bescheidenen, dem anspruchslosen Volkscharakter angemessenen Beträgen gehalten — wiewohl der Herausgeber der Neuen Freien Presse immerhin ein Millionenvermögen hinterlassen haben soll —, so war dagegen die Kultur Österreichs in Anbetracht der in allen Gesellschaftskreisen herrschenden Unkultur eine auffallend hohe. Natürlich ging da der Adel voran, dem Sternberg hauptsächlich nachrühmt, daß seine Angehörigen einander Du sagten. Dieses Dusagen hat er als eine der Merkwürdigkeiten im alten Österreich »unter den Offizieren, Standesgenossen und guten Bekannten« beobachtet. Daß zumal die guten Bekannten einander Du sagten, damit hatte es nun seine eigene Bewandtnis. Es ist ein Zeichen der Zeit — und Sternberg, der seine »Homini austrici« gründlich kennt,

beklagt es —, daß »heute der Titel Herr des dominus Diocletiano jedem Bettler und Raubmörder gebührt«. (Das Latein Sternbergs ist nicht das klassische Hussareks, aber es ist ein Küchen- und Kellerlatein, das sich am Sonntag sehen lassen kann.) Hören wir, was die Folge ist:

Das Du, welches im Verkehr der Herren mit ihren Familienangehörigen und Knechten angewendet wurde, wurde durch diese Wandlung der Verhältnisse eine Ansprache, welche den Charakter der Vertraulichkeit darstellte. In England verschwand es ganz aus dem Ansprachgebrauch. Kaiserin Maria Theresia duzte alle Leute. Wir besitzen ein von ihr gemaltes Bild, welches sie ihrer Obersthofmeisterin gewidmet hat. Dort schreibt sie: »Meiner geliebten Sternberg von Deiner stets gnädigen Frau Maria Theresia«.

Während somit das Du wenigstens eindeutig ist, läßt das Wir immerhin Zweifel zu, ob es sich auf die Familie Sternberg oder, als ein Plural der Majestät, auf die Redaktion der Zeitung bezieht, deren Mitarbeiter der Nachkomme von Maria Theresias Obersthofmeisterin ist. Etwas verschwommen zeigen sich aber doch auch die Wirkungen, welche das Du auf die Gestaltung der österreichischen Verhältnisse genommen hat:

Innerhalb des Adels duzte sich alles, was sich als Standesgenosse fühlte, und in der Armee duzten sich alle Offiziere ungefähr der gleichen Rangsklasse. Dadurch wurde jede Standesverschiedenheit in der Armee nivelliert . . Nur bei uns überbrückte das vertrauliche Du die Kluft verschiedener Abkunft. Dieses Dusagen verkettete alles, hoch und niedrig, mit dem Bande der Blutsfreundschaft.

Indem nämlich der Hauptmann, der sich zwar erlauben durfte »Du Herr Oberst« zu sagen, dem Infanteristen »Du Schwein« sagte und während dieser das Blut hergab, seinerseits die Freundschaft beigestellt hat. Da jedoch Sternberg auch beobachtet hat, daß der Österreicher »nie: Sie Herr Mayer, sondern immer, Sie Herr von Mayer sagte«, kommt er zu dem Schluß:

Der Österreicher hat sich selbst und seine ganze Welt geadelt . . . . Er ist wohl tot, aber sein Andenken mag für immer geheiliget bleiben.

Wenn wir aber die Dinge nüchtern ansehen, und mit besonderer Berücksichtigung des Umstandes, daß auch nach Abschaffung des Adels dieser noch Du zu seinesgleichen und

der Bürger zu seinesgleichen Herr von Mayer sagt, so müssen wir den Autor fragen, ob er als den Nährboden der Eigenschaften des Homo austriacus bloß Österreich in seinen ehemaligen Grenzen oder gar die Doppelmonarchie betrachtet wissen will, in welchem Falle man ja alles, was da verloren gegangen ist, doppelt sehen müßte. Indes scheint er auf den Zusammenhang der beiden Staaten weniger Wert zu legen, wie ja schon seine vernichtende Kritik des Standesgenossen Windischgraetz bewiesen hat:

> Er übergeht dann auf seine Leistungen als Offizier. Der große Abenteurer, welcher Kriegsruhm im russisch-japanischen Kriege und im bulgarisch-türkischen gesucht hat, rückt nach Ausbruch des österreichisch-ungarischen Krieges nicht etwa zu seinem Regiment ein, sondern zum Stab eines Armeekorps.

Wenn man aber den Weltkrieg in jedem Sinne den österreichisch-ungarischen Krieg nennen könnte — während zum Beispiel der Carnot der französischen Revolutionsheere mit dem Sardi Carnot der dritten Republik nicht verwechselt werden darf —, dann schwindet mit der Silvesterstimmung jeglicher Grund zur Melancholie. Gewiß hat sich das gesellschaftliche Leben wie überhaupt alles geändert, seitdem ein Standesgenosse Sternbergs der Welt jenen Krieg erklärt hat, in dem zu viel Wert verdorren mußte, als daß wir uns auch noch über den Verlust des Adels beklagen müßten. Weit schmerzlicher sollte dieser seine allwöchentliche Verwendung für das Neue Wiener Journal empfinden. Besonders wenn es sich um einen ursprünglich begabten Vertreter der Gattung handelt, der nur die Gewohnheit hat, manchmal etwas zu tief in die Vergangenheit zu schauen. Der Homo austriacus ist leider Gottes nicht tot, er erhält sich im Gegenteil durch die Sehnsucht nach der Monarchie wie durch seinen sonstigen Humor am Leben. Zu einem Schmerzensruf, der die letzten Gothen versammelt, um sie heimzuführen, besteht gar keine Veranlassung. Schlimmstenfalls wird es sich einmal um so etwas wie die letzten Azteken oder eine jener Völkerschaften handeln, die eigens aussterben, um durch den Anschluß an Kastans Panoptikum in Berlin einer höheren Bestimmung fortzuleben.

An den Polizeipräsidenten

»Ein angesehener Wiener Arzt schreibt uns: ‚Gestatten Sie mir, anschließend an Ihre Notiz vom 4. d., von einem zweiten Opfer der Keuschheitskommission zu berichten. Eine Beamtin wird in einem Hotel aufgegriffen, ihr Begleiter erklärt, sie sei seine Braut. Das Mädchen gibt das — weltbekannte — Bureau an, in dem sie beschäftigt ist. Zur Feststellung dieser Angaben werden die beiden Beteiligten nicht etwa vorgeladen, sondern unter Mitteilung der Sachlage wird telephonisch in dem Bureau angefragt. Das Mädchen wird daraufhin, allerdings mit einer anständigen Abfertigung, sofort entlassen. Im alten Österreich hat gelegentlich ein Richter das Verhältnis zweier lediger Personen in offener Gerichtsverhandlung als nicht unsittlich erklärt. Ist es gestattet, daß untergeordnete Amtsorgane Existenzen vernichten in der Republik, die ungleich schwerere Verbrechen durch das Gesetz der bedingten Verurteilung schützt?‘«

Sie war die erste nicht; diese hatte sich bei einem Sprung aus dem Fenster das Bein gebrochen. Nun möchte ich an den Polizeipräsidenten Schober, auf dessen Gewissen ehedem ein Sachverhalt mit der Kraft einer Mahnung gewirkt hat, die Frage richten, ob er und der Autor von »Sittlichkeit und Kriminalität« die Verwandlung des verhaßtesten Polizeistaats in eine Republik erlebt haben sollen, um derartige Niederträchtigkeiten schweigend hinzunehmen. Ob er nicht unserm Ekel an einem Staatsleben der Mißgriffe, Zufälle und plumpsten Sensationen wenigstens diese Nahrung entziehen möchte und meine Formel, daß sich die Sittenpolizei der Einmengung durch eine Amtshandlung schuldig macht, endlich außer Geltung setzen will. Ob er seinen Organen die Auffassung abgewöhnen wird, daß das Wesen einer Republik zwar die Befreiung der Pornographie, aber die Knebelung des Privatlebens und die Besudlung der Menschenwürde erfordert. Ob er dafür sorgen will, daß Infamien, wie sie hier begangen wurden, nicht nur in Zukunft ausgeschlossen sind, sondern auch für

die Vergangenheit gutgemacht werden, indem die Täter zur Verantwortung gezogen werden und das Amt, das sie angestiftet hat, Abbitte leistet, den Betroffenen und der Öffentlichkeit, und, soweit es noch möglich ist, Schadenersatz gewährt. Ob er seine Leute dahin instruieren wird, daß in Privatangelegenheiten weder »aufgegriffen«, noch angefragt, noch auch vorgeladen zu werden hat und daß künftig nicht wegen außerehelichen Geschlechtsverkehrs, sondern nur wegen frecher Einmischung entlassen werde. Schließlich, ob er, wenn wir schon dem größeren Übel preisgegeben bleiben sollen, dem unüberbietbaren Grauen dieses Freudentumults einer todgeweihten Stadt und der Schmach, daß ein erbarmungsloser Luxuspöbel das Ausland über unsere Not betrüge, nicht wenigstens Vorkehrungen treffen will, daß die republikanische Polizei von jetzt an statt der Mädchen mehr die schwarzgelben Legitimisten beaufsichtigt und aufgreift, die in der »Staatswehr« jede Woche gemustert, ernannt, geadelt und »für besondere Verwendung bestimmt« werden: und zwar mit besonderem Interesse dafür, worin diese Verwendung bestehen mag, weil nämlich das Ärgste, was man heutzutag kriegen kann, nicht die Syphilis ist — der man ja doch erst durch Untersuchung und Bestrafung der Männer abhelfen wird —, sondern die Habsburger, unter deren Regierung sie nebst den Künsten und Wissenschaften geblüht hat, durch deren Krieg sie zu ihrer vollen Glorie gelangt ist und deren Wiederkehr zu wünschen schon die Folgeerscheinung der Gehirnparalyse voraussetzt.

Der Lacher

Am spaßigsten, mit und ohne tiefere Bedeutung, wirkte das Schlußstück »Der Selige«, ein Akt aus dem Jahre 1919 von Hermann Bahr, der unverdrossen fortfährt, komische Möglichkeiten aus den tragischen Folgen des Krieges zu ziehen. Hier ist es ein Gemeiner, der aus der Kriegsgefangenschaft unvermutet heimkehrt und seine Frau wiederverheiratet findet. Und ein Kind vom zweiten Mann ist auch schon da. Wie sich die schlichten Leute mehr oder minder friedlich auseinandersetzen, das bildet den Inhalt der mit leichter Hand hingeworfenen Schnurre, deren verzwickte Rechtslage Hermann Bahr Gelegenheit bietet, seinen satirischen Witz in allen Strahlenbrechungen leutseliger Ironie aufleuchten zu lassen. Daß es dabei ohne einige saftige Frivolitäten nicht abgeht, ist man bei Hermann Bahr, wenn er aus den mystischen Höhen philosophischer Überlegenheit ins irdische Jammertal herabsteigt, nun schon gewohnt.

Aus welch gelassener Haltung einer Kritik, die nichts versteht und alles verzeiht, man entnehmen kann, daß der Katholik vor einer Fülle tragischen Erlebnisses, an deren winzigstem Bruchteil, ja Ehebruchteil das summierte tragische Genie aller Zeiten zuschanden würde, deren umreißendes Herzbeben wir fassungslos in jeder Liste sibirischer Heimkehrer zu spüren bekommen und vor der der Unfrömmste wenigstens das Kuschen lernen müßte, zum Schweinepriester wird. Schwer lastet die Hand seines Gottes auf der Welt, aber mit leichter wirft dieser Herrgottschnitzler von Salzburg die Schnurre hin, zu der ihn die Tragödie animiert hat. Diesem Lustikus, dem der Erfolg, welchen er sich anno dazumal als Bruder Bahr gewünscht hatte, durch alle Wandlungen bis zum Betbruder treu geblieben ist, hat sich nicht nur sein Österreich in Heiterkeit aufgelöst, wie die ekelhafte Charge seines Bettgenerals beweist, sondern überhaupt alles, und wir lesen in einer seiner Sonntagsbeichten, wie er den Herrgott einen guten Mann sein läßt, wenn die Welt die Mode trägt, in Fransen zu gehen. Dieser Linzerische Bua aus dem Salzburgischen, dessen Ehrgeiz es ist, den Großstadtleuten den Abend, der es werden will, zu verkürzen, macht sich Gedanken darüber, ob das Stückl, das er ihnen noch gschwind zum Besten geben will, auch »diesem Publikum der neuen Reichen« gefallen wird. Ein Dramaturg hat ihn nämlich gewarnt, ihm einen Durchfall prophezeit, weil »die Leute« einem Autor ein Lustspiel, je lustiger es ist und

je mehr sie dabei lachen, hinterher übel nehmen, sagt er. Worauf der alte Hallodri a tempo nachdenklich wird und sich ins Weimarische wendet. »Guter Laune zu sein, haben ja die Deutschen« — nämlich die neuen Reichen, die in die Wiener Theater gehn — »ihren Schriftstellern immer verdacht . . . . Es regt mich also nicht sehr auf: mein Applausbedürfnis war nie groß« (geh weg) »ich nahm weder Erfolg« (unter Brüdern) »noch Mißerfolg allzu wichtig und weiß doch auch, daß auf schwarze Serien ja wieder rote folgen«. (Was natürlich nicht auf die Gesinnung, sondern nur auf deren Ertrag bezogen sein will.) »Zum Hausbedarf wird's wohl gerade noch reichen« (nämlich das, was die Weltanschauung abwirft), »oder ich kann zur Not auch Bergführer werden.« (Wozu die Ausstattung bereits vorhanden wäre. Hoffentlich realisiert sich das Projekt, ohne Rücksicht auf den Schwindel, der jene erfassen mag, die sich dem alten Führer erst auf solchen Wegen anvertrauen.) »Goethe sagte einmal — « Doch das wollen wir gar nicht erst hören, da wir überzeugt sind, daß was immer er gesagt hat, so auf das ernste Führen des Bahr'schen Lebens gemünzt war, daß wir es doch lieber bei Cotta als bei Lippowitz nachlesen. Goethe hat ihm also einen Trost für den Fall des Durchfalls gewußt: alles symbolisch zu nehmen, ob man nun Schüsseln oder Töpfe drehen müsse. »Und kann man es denn anders nehmen? Dies also wäre meine geringste Sorge. . . .« Interessanter ist ihm die Psychologie des Publikums der neuen Reichen. Aber nicht, wie man vermuten würde, weil sie reich sind — Gott behüte —, sondern weil sie neu sind. Gerade deshalb und weil sie mithin noch gar keinen Geschmack haben, müßte es einen Theaterdirektor reizen, ihnen einen solchen zu diktieren. »Wie furchtbar waren im Burgtheater früher die Leute, die noch den Josef Wagner gesehen hatten!« Da sind ihm natürlich die, die noch den Marischka gesehn haben, weit sympathischer.

Nichts schrecklicher als ein Publikum, dessen üble Laune sich auf etwas berufen kann! Wie herrlich aber eines, das selber noch gar nichts weiß, euch also ja ganz wehrlos preisgegeben ist und sich, wie das dieser armen neuen Reichen, doch gar nichts Besseres wünschen kann als einen Dompteur! Schlagt doch drein, und es jauchzt euch zu! Niemals war für verwegenes Experiment eine bessere Gelegenheit!

Zähneknirschend werden sie sich den Geschmack diktieren lassen, und da es der des Bahr sein soll, so wird sich herausstellen, daß sie schon vorher nicht wider den Stachel gelöckt haben. Denn sie wissen diese Spiel- und Schielart, die vom ‚Neuen Reich' direkt zu den neuen Reichen führt, ganz besonders zu goutieren.

Das ist so verlockend, daß es mich fast reizen könnte, in meinen alten Tagen selber noch einmal aufs Spießl einer Theaterdirektion zu steigen, bevor ich dann definitiv Bergführer werde.

Wenn noch ein Zweifel bestehen sollte, daß diesem biedern Älpler der Schalk im Nacken sitzt, so merkt man an der gottergebenen Art, wie er bereit ist, den Schalk beim Publikum abfallen zu lassen und den Nacken unter das Joch der Notwendigkeit zu beugen, daß er wirklich sein' Sach' auf nichts gestellt hat. Was immer ihm geschickt sein mag, er ist auf goetheisch gleich gewillt, Schüsseln oder Töpfe zu drehen, durchzufallen oder abzustürzen. Er wird den neuen Reichen ebenso demütig dienen, ob sie mit Wurstpapier nun die Theaterlogen oder die Bergspitzen belegen. Bis man selbst zur Fußwaschung drankommt, hats noch Kurzweil. Vorläufig erzählt man jenen, wie lustig dieser Weltmord war, wie gut dieses Österreich seinen Untergang überstanden hat, und von der Heimkehr aus Sibirien und so Spassetteln. Mit Erfolg. Denn ein Kind vom zweiten Mann ist auch schon da, und wie der erste zuerst Augen macht, dann aber sich abfindet, das freut halt die Kriegsgewinner und alle die heute in Logen sitzen a conto dessen, daß andere in Baracken und Kavernen saßen. Denn die, die einem Lustspieldichter das Lachen verübeln und ihn dafür auszischen, sitzen nicht im Theater. Sie können noch verachten, wo sie nicht lachen können. Sie wissen, daß, wie nur der, der über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, keinen zu verlieren hatte, so auch nur der seinen Humor nicht verloren hat, der ihn nie besaß. Nicht vorstellbar wäre die Heiterkeit eines Dämons, der über dem versagenden Tragiker noch das Recht zur Aussage behielte. Doch aufführbar ist die nichtswürdige Lustigkeit, die nichts ernst nimmt, weil sie selbst nichts ist und selbst dies nicht ernst nimmt, und auf einer Kirchweih für Schieber ihr Meßgewand verkauft, um in die Hölle zu fahren!

Silvesterruf an die Welt

Welt, wie starrst du doch von Lanzen,
und willst noch auf Gräbern tanzen,
nein, da schnür' ich meinen Ranzen,
denn das halt' ich nicht mehr aus!

Welt, wie hast du dich verändert,
seit dich Völkerhaß bebändert.
Ach wie bist du schwarz umrändert
und ein großes Totenhaus.

Doch du spottest deiner Trauer,
Himmelstrauben sind dir sauer,
Welt, vor dir faßt mich ein Schauer
bei dem frohen Grabgesang.

Welch ein Toben, welch ein Töten,
Rasen, ohne zu erröten
vor den besseren Planeten —
Welt, du wohnst im Untergang!

Sag, wie lange willst du's treiben?
Welt, dir wird nichts übrig bleiben
als dich Jenem zu verschreiben
mit dem ganzen Inventar.

Nein, du packst ihn selbst beim Kragen,
Welt, du wirst den Teufel plagen,
und du könntest ihn vertragen,
wie er ist, mit Haut und Haar!

Welch ein Balgen, welch ein Johlen,
Welt, du wirst den Teufel holen,
hast ihm schon den Dreck gestohlen
und der arme Teufel weint.

Wo die Hölle schon auf Erden,
wirst allein du fertig werden,
Welt, du lachst der Angstgebärden,
weil dir noch die Sonne scheint.

Kennst nur Feld- und Winkelzüge,
Macht ist deines Lebens Lüge,
Welt, du willst, was nie genüge,
und du gierst und stierst nach Geld.

Tief gesunken, hoch erhoben
gegen einen Vater droben,
Welt, wie lange wirst du toben
unter einem Sternenzelt!

Reißen Waffen dich in Stücke,
fällst du einst durch deine Tücke,
wird das Weltall ohne Lücke
sich des Glücks der Fülle freun.

Ehrlos bis zu diesem Datum,
Mörderwelt post Christum natum,
wie verfluche ich mein Fatum,
Welt, auf deiner Welt zu sein!



Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit in Genf
an die Frauen und Mütter der Welt:

»Auf dem Internationalen Frauenkongreß in Zürich im Frühling 1919 gten die anwesenden Frauen aller Länder das eidesstattliche Gelöbnis ab, nie eder durch Hilfeleistung irgendwelcher Art künftige Kriege zu unterstützen. r allgemeine internationale Frauenstreik für den Kriegsfall wurde einstimmig schlossen. Dieser Streik aber muß in allen Ländern von langer Hand vorbetet werden, damit in der Stunde der Gefahr eine geschlossene Macht dasteht, der der Wille kriegslüsterner Machthaber zuschanden wird.

An uns Frauen und Müttern, die wir durch das unsagbare Leid und rausen des Weltkrieges gegangen sind, ist es, künftige Kriege im Keim ersticken. Krieg und Frieden liegt in unserer Hand, wenn wir einig sind. hne unsern Willen, ohne unsere Bereitwilligkeit, ellvertretend Handel, Verkehr und Industrie aufrechtuerhalten, können die Kanonen auf den Schlachtfeldern icht eine Stunde lang ihr Todeswerk vollführen.

Darum, ihr Frauen und Mütter aller Länder, verbindet euch durch eure nterschrift zu dem weltumfassenden Gelöbnis und haltet es treu, wenn die efahr der Zeit es nötig machen sollte. Gleichgesinnte werden aufgefordert, lgendes zu unterschreiben: In Erkenntnis der ungeheuern Verantwortung für as Schicksal von Millionen und Abermillionen, die jede einzelne von uns ägt, erklären wir Frauen und Mütter durch unsere Unterschrift, daß uns eiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens oberstes Gesetz ist; daß wir damit le organisierte Tötung als menschenunwürdig verwerfen, um in Zukunft nie ieder — sei es durch Geld, Propaganda oder Arbeit — dem Kriege noch em Bürgerkriege Vorschub zu leisten.«

In Berlin finden am 23., 24. und 28. Januar (Meister-Saal und Klindworth-Scharwenka-Saal, 7 Uhr) **Vorlesungen statt.**
(Karten bei Bote & Bock und A. Wertheim)

Die Zusendung **von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Ausschnitten, Drucksachen, Manuskripten oder**
brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Das etwa beigelegte Porto wird einem wohltätigen Zwecke zugeführt

ABONNEMENTS auf „DIE FACKEL“

können infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht mehr übernommen werden, sondern nur gegen eine Mindestvorausbezahlung von K 50·— (Mk. 30·—) die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sofort zu expedieren. Von dem vorausgezahlten Betrage wird der Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte jeweils in Abzug gebracht werden und rechtzeitig, ehe das Guthaben aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolgen

Inhalt der vorigen dreifachen Nummer 554—556, November 1920
Klarstellung / Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen / Eingedeutschtes / Notizen / Antworten des Herausgebers / Zeitgenossen / Post festum / Volkshymne (mit Vorwort)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus

R. 568—571 MAI 1921 XXIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

hat so Heimweh gehabt / Ein Brief Masaryks / Du seit langem
ıziges Erlebnis / Notizen / Briefe (von Strindberg, Weininger
und Hugo Wolf) / Das Rätsel / Die Kreuzelschreiber.

Mit zwei Bildern

Preis dieses Heftes:

K 24·— / čsl. K 10·— / Mk. 8·—

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 568—571 MAI 1921 XXIII. JAHR

Er hat so Heimweh gehabt

— — ich würde sogar sagen, daß er *nicht zu beeinflussen* ist . . Er bleibt unerschütterlich in seiner Meinung und seinem Willen. *Diese Psyche interessiert mich lebhaft, denn sie ist fast mystisch.* Er ist ein Mann, der sich nicht analysiert . . *Er hatte für mich ein liebenswürdiges Lächeln* — — *Jules Sauerwein.*

— — *Ich bin zurückgekehrt, weil ich überzeugt bin,* daß das schwergeprüfte Land nur unter der Führung eines gesetzmäßig gekrönten Königs *die volle innere Ruhe, gesetzliche Ordnung und das frühere Wohlergehen wieder erlangen* könne. — —

— — *Nachdem ich mich überzeugt habe,* daß die Übernahme der Herrscherrechte eines Apostolischen Königs *der Nation eine schwere und unerträgliche Prüfung auferlegen* würde, und dies vor meinem Gewissen nicht verantworten könnte, *entferne ich mich wieder* — —

Karl.

In diesen Augenblicken, in denen der Zug König Karls IV. bereits die Schweizer Grenze passiert hat, fällt der Vorhang über einem Schicksalsdrama, so reich an menschlich tragischem Gehalt, daß kommende Geschlechter, welche, losgelöst von den verwirrenden Einflüssen des Augenblickes, das Wesentliche der Dinge, die wir jetzt erleben, zu beurteilen imstande sein werden, tief erschüttert in ihrem Innern das Nachbeben eines Wehs empfinden werden, von dem ein neuer Dante sagen könnte: »*Nessun maggiore dolore*«.

. . . Und zu diesem vielleicht nicht den richtigen Augenblick wahrnehmenden Gefühl der Pflicht und Verantwortung gesellt sich, noch stärker und drängender, ein anderer Antrieb, so rein und rührend, daß jeder, in dessen Seele das menschliche Empfinden noch nicht ganz von politischen Leidenschaften erstickt wurde, sich davon ergriffen fühlen müßte.

Mitten in der schon südlichen Pracht seines Aufenthaltes, zwischen den blauen Seen und schneebedeckten Bergen des Waadter Landes, konnte der junge König die Heimat, das Donauland nicht vergessen. »Ich habe so Heimweh gehabt.« Welche Summe von Schmerz, Einsamkeit und Sehnsucht schließt dieses rührende Bekenntnis des Königs in sich, das nicht nur ein menschlich persönliches Dokument darstellt, in dem wohl auch ein Gefühlserbteil seiner Ahnen wieder auflebt.

Wenn König Karl, stärker als anderen Beweggründen, diesem ursprünglichen Impulse folgend, die kranke Frau und die kleinen Kinder verließ, sich ohne die letzte, kühle Berechnung, dem Zuge seines Herzens gehorchend, in ein unbestritten gefahrvolles Unterfangen stürzte, den Demütigungen sich aussetzte, die er, der persönlich Machtlose, gewärtigen mußte, so bewegten ihn dieselben Stimmungen und Antriebe, die Theodor Fontane in jener herrlichen Ballade von dem vertriebenen Schotten Archibald Douglas besang, der trotz Todesgefahr und Todesdrohung im Bettlergewand in die Heimat zurückkehrte, entschlossen, alles zu dulden und alles zu wagen, »wenn er nur einmal wieder die Luft im Vaterlande atmen durfte« —

... Wer reinen Willens ist, bleibt innerlich ein Sieger ...

... Jenen verbannten Grafen in Fontanes Ballade erlöst zuletzt die siegende Macht seines eigenen Herzens. »Der ist in innerster Seele treu, der die Heimat liebt wie du!«

Reichspost.

— — da jeder Augenblick der Abwesenheit vom heißgeliebten Vaterland, an welches mich ein unlösbares Band und die Stimme des Blutes bindet, unerträgliche Leiden bedeutet. — —

— — werde jedoch auch fern von Ungarn der Nation all mein Interesse, und wenn nötig, dem Vaterland auch mein Blut widmen, dem Vaterland, dem ich nie treulos werde. — —

Karl.

Erzherzog von Österreich

Den lohnt des Himmels Friede, der sein Schwert
In so gerechtem, frommem Kriege zieht . . . .
Je mehr uns unerwartet, um so mehr
Muß es zum Widerstand den Eifer wecken;
Es steigt der Mut mit der Gelegenheit.
Sie sei' n willkommen denn, wir sind bereit! — —

Constanze

. . O Österreich! du entehrst
Die Siegstrophäe: du Knecht, du Schalk, du Memme!

Du klein an Taten, groß an Büberei!
Du immer stark nur auf der stärkern Seite!
Fortunas Ritter, der nie ficht, als wenn
Die launenhafte Dame bei ihm steht
Und für ihn sorgt! Du Eidvergessener,
Du dienst der Größe. Welch ein Narr bist du,
Gespreizter Narr, zu prahlen, stampfen, schwören
Für meine Sache! Du kaltblüt'ger Sklav',
Hast du für mich wie Donner nicht geredet?
Mir Schutz geschworen? mich vertrauen heißen
Auf dein Gestirn, dein Glück und deine Kraft?
Und fällst du nun zu meinen Feinden ab?
Du in der Haut des Löwen? Weg damit,
Und häng ein Kalbsfell um die schnöden Glieder!

Erzherzog von Österreich

O daß ein Mann zu mir die Worte spräche!

Bastard

Und häng ein Kalbsfell um die schnöden Glieder.

Erzherzog von Österreich

Ja untersteh dich das zu sagen, Schurke!

Bastard

Und häng ein Kalbsfell um die schnöden Glieder. — —

Erzherzog von Österreich

Hört auf den Kardinal, erlauchter Philipp!

Bastard

Hängt ihm ein Kalbsfell um die schnöden Glieder.

Erzherzog von Österreich

Gut, Schurk', ich muß dies in die Tasche stecken,
Weil —

Bastard

Eure Hosen weit genug dazu . . . .

Erzherzog von Österreich

Tu's, König Philipp, häng nicht nach dem Zweifel!

Bastard

Häng um ein Kalbsfell, schönster, dummer Teufel . . . .

Erzherzog von Österreich

Kein Zaudern! offne Fehde!

Bastard

Immer noch?
Wird denn kein Kalbsfell deinen Mund dir stopfen? — —

(Getümmel, Angriffe, ein Rückzug. Der Bastard tritt auf mit Österreichs Kopf.)

Shakespeare.

Der monarchistische Gedanke beruht in dem Mißverhältnis zwischen persönlicher Minderwertigkeit und der Verfügung über das Schicksal von Millionen, deren letzter mehr wert ist als jener Erste. Er entwickelt sich, solange einer an der Krücke ihrer Wahnideen fortschreitenden Menschheit dieses Mißverhältnis nicht zur Anschauung gelangt ist; er schwindet mit einer Erkenntnis dahin, die die primitivste Sicherung des Lebensrechtes bedeutet. An und für sich vermag die Möglichkeit, daß der Monarch ein Trottel ist, der Idee, die ihm, seiner Sippe, seinem Troß und Anhang die Existenz auf der Basis der Unsicherheit aller andern Existenzen gewährleistet, keinen Abbruch zu tun. Es darf nur nicht so weit kommen, daß man es ihm beweisen kann, oder vielmehr (da die Beweisführung solange es ihn gibt die Existenz am schwersten bedroht) daß der Drang es zu behaupten zum unwiderstehlichen Zwang wird, dessen Beherrschung der staatlichen Konstitution ungesund ist; es darf nicht so weit kommen, daß es, irgendwo auf dem Erdenrund ausgesprochen, mit jener Ruchbarkeit in das Bewußtsein des Volkes eindringt, die beinahe die Kraft hat, als hörbarer Chorus jede Regentenhandlung zu begleiten. In solchen Epochen schließt sich an die Resignation, die damit vorlieb nimmt, daß der Erste nicht auch der Weiseste ist, der Zweifel, warum es ausgerechnet der Dümmste sein muß. Was die Monarchisten zur Verteidigung der ihrer Habgier oder Gedankenträgheit dienlichsten Staatsform vorbringen, daß eben diese Eigenschaften im breiten Volk nur im Anschaun der über aller Wirrnis und Parteiung ragenden Gestalt gebändigt werden können, schwindet dann zu nichts vor der Tatsache, daß eine Gestalt, die sichtbar von der Niederung angezogen hat, wenn sie nicht gar mit Herz und Kopf darunter gesunken ist, eben nicht mehr darüber ragt; daß ein Symbol, dessen metaphysische Bindung vor den Erlaubnissen einer

aufgelösten Welt versagt, zum zeitwidrigen Ornament geworden und eben das, was die Persönlichkeit decken sollte, von ihr selbst verbraucht ist. Denn vermöge einer Notwendigkeit der Zeit muß es dem monarchistischen Lebensprinzip widerfahren, daß seine Bekenner nicht nur die Wesensart von allem Niedrigen, das doch nach dem einzig verständlichen Sinn der monarchischen Verfassung durch das Dasein der Hoheit paralysiert werden soll, unverhüllt zur Schau tragen, sondern daß auch, während sie sie noch verteidigen, die Hoheit selbst bereits alle dem Angriff brauchbaren Blößen preisgegeben hat. Schon in einer Entwicklung, welche nicht wie diese ausschließlich auf den Wahn gestellt ist, die inneren Lebensgüter durch eine Technik zu ersetzen, in deren Dienst sie verbraucht werden; in einer Entwicklung, die die unerträgliche Gleichzeitigkeit von Thron und Beton, von Gas und Glorie noch nicht gebüßt und wo die Zerstörung noch nicht just an dem Punkt angesetzt hat, der die scheinbar größte Distanz zu den irdischen Dingen bedeutet, war die Legitimität in Anbetracht des Notstandes, daß die Natur ohne Rücksicht auf Gottes Gnaden unter zehn Idioten einen Vollsinnigen erschaffen hat, mehr ein von Gottes Fluch inspiriertes Prinzip, dessen üble Folgen die Menschheit nur deshalb nicht wahrnahm, weil es zu seinen wesentlichsten Forderungen gehörte, darüber nicht nachzudenken. Als aber ein Ereignis von einer Gewalt, die die versäumte Besinnung aller korrumpierten Generationen nachzuholen schien, indem es die gegenwärtige dahinraffte, ihr zu allen Verlusten doch den kostbaren Gewinn brachte, über deren Ursache nachzudenken und über das Rätsel, warum die Existenz einer einzigen Familie den Ruin so vieler erfordert, mußte es um die Monarchen geschehen sein, und zwar ohne Ansehn der Person und jener persönlichen Eigenschaften, die dem Entschluß noch den Impetus geben konnten. Freilich hatte man dabei zu beachten, daß gerade die

Riesenhaftigkeit des Unglücks die Menschen nicht über die Empfindung dessen hinaushebt, was einem selbst widerfährt, und daß auch ein gigantischer Tod den im Leben der Quantität entseelten Zustand nicht mehr befähigt, sich konsequent zu Ende zu denken. Als Sklaven ihres Lebensmittels, als Opfer der Monarchen und im Wirrsal dieser Gleichzeitigkeit, worin der Teufelsdienst der Vaterlandslüge frommt, wären sie doch hinreichend verblödet, um sich wieder Monarchen gefallen zu lassen, wiewohl das Wesen ihrer neuzeitlichen Dummheit einer Einrichtung widerstrebt, deren räuberische Ehre weniger vom Verfall als vom gesunden Glauben lebt. Doch darin sind selbst die Monarchen zeitgemäß, daß sie noch in der moralischen Wüste, die ihr Wirken zurückgelassen hat, sich zu restaurieren versuchen würden, und möchten sie dadurch auch vollends zerstören, wovon sie Besitz ergreifen, Preneure jedes Wechsels, wenns nur das Agio trägt. Kann ihr Geschäft nicht mehr die Einfalt der Untertanen sein, so machts eben die Phantasiearmut, der eine Erfahrung zwar im Augenblick des Erleidens eingeht, die sie aber, durch Schaden verdummend, zweimal zu machen begehrt, um sie auch zu behalten. So wäre denn angesichts der gefährlichen Hinfälligkeit des Lebens, das es zu retten galt, ein beklagenswerter Akt der Übereilung zwar nicht den revolutionären Faktoren, die die Stunde nützen mußten, wohl aber dem revolutionären Schicksal zum Vorwurf zu machen, das jener Voraussicht keinen Raum mehr ließ, die empfohlen hätte, die Monarchen nicht schon im Zeichen des von ihnen verlorenen Krieges, sondern erst im Miterlebnis der Folgen des von ihnen begonnenen Krieges zum Teufel zu jagen und den Kurzsichtigen durch einen Anschauungsunterricht, der die Verbrecher am Steuer der Not festhält — selbst wenn sie davonlaufen wollten —, die Sehnsucht nach ihnen zu ersparen. Denn kein Trugschluß frißt so leicht an den durch die

monarchische Erziehung labilen Gehirnen wie der, daß nicht jene uns an den Abgrund gebracht haben, die uns die Richtung wiesen, sondern diese, die statt ihrer die weitere Führung übernahmen, welche uns folgerichtig dem Abgrund um ein Stück näher bringen muß, ehe sich der Ausweg zeigt. So unfaßbar dieses Ausschalten aller Wirklichkeit — des Kriegs, seiner Ursachen, seiner Folgen — und selbst der allerrealsten Wirklichkeit der eigenen Not ist, die Idee, daß man eine durch den monarchischen Wahn ausgepowerte Konsumgemeinschaft nur dadurch retten könne, daß man wieder das spanische Zeremoniell einführt, muß etwas Faszinierendes haben wie die Vorstellung, daß der Besitz einer Alraune (auch Galgenmännlein genannt) zu Reichtum verhelfe, was gewiß schon darum leichter möglich ist, weil Alraunen das Übel, das sie bannen sollen, wenigstens nicht herbeigeführt haben. Der Tücke, die den Kretinismus mit der blanken Wahrheit kaptiviert, daß dem Hungernden wohler war, als noch kein Verwalter ihm den Bissen kontrollierte, und daß es ihm beim Dieb besser ging, ehe der ihm den Vorrat davontrug; daß der Sterbende neben seinem Mörder gesünder war als jetzt neben seinem Wundarzt: all dem selbstvergessenen Unflat von Egoismus und Denkschwäche, der tagaus tagein aus Zeitungsspalten und Stammtischgesprächen die republikanische Luft verpestet und dessen Eintönigkeit allein schon jeden gesellschaftlichen Umgang von heute verabscheuenswert macht, wäre man auch sonst nach ihm happig, bliebe der Vorwand entzogen, wenn man den Dieb und Mörder erst in einem Zeitpunkt der Assistenz, der Verantwortung überhoben hätte, wo der Zusammenhang von Schuld und Zustand dem kürzesten Gedächtnis, dem blödesten Auge offenbar war.

Freilich wenn man das hiesige Ineinanderarbeiten von Berechnung und Velleität, wobei eine Hand die andere wäscht, aber keine weiß was sie selbst tut,

für noch so gefährlich halten mag — eben wegen der spielerischen Niederträchtigkeit und Stimmungshaftigkeit, mit der hier Weltkatastrophen inszeniert und unter Umständen zur Wiederholung verlangt werden —: so konnte doch nicht im Ernst zu befürchten sein, daß eine hirnrissige Sehnsucht, die unter allen Umständen besser zur Propaganda als zur Erfüllung taugt und die als Zeitvertreib und Profession jene beschäftigen oder nähren mag, die im Umsturz jeden andern Anhalt verloren haben, nicht flugs vor der Erscheinung eines auferstandenen Karl Habsburg in jenes Nichts zerstoben wäre, in welchem sie mit der Erfüllung identisch wird. Erlebensunfähigkeit und Gedächtnisschwäche, dieses einzig greifbare Erbteil einer seelenlosen Formen- und Instrumentenkultur, die automatische Bereitschaft, allen Inhalt und alle Wirklichkeit auszuschalten, haben eben noch die Vorstellung eines Monarchen ermöglicht, der wenn er es je war, lange bevor er es nicht mehr war, aufgehört hatte es zu sein. Das Erstaunliche, eben echt Hiesige ist, daß sich diesen Kaiser die Monarchisten und nicht die Republikaner gewünscht haben. Jene möchten die Sorge um die Republik mit dem vermeintlichen Widerspruch blamieren, daß die Heimkehr bald als aussichtsloser Narrenstreich und bald als katastrophale Wendung hingestellt worden sei. Sie war aber beides zugleich, was in sich ebenso möglich ist wie die schwarzgelbe Kreuzung aus Jesuit und Blödling, deren journalistische Gefahr über ihren eigenen Horizont hinausreicht. Was man hierzulande zu fürchten hatte und was abzuwenden schon der Erregung eines zur Not blutgesättigten Weltteils wert war, das war das Grauen der Tage, da die unerwünschte Reprise mit lange untätigen militärischen Kräften versucht wird — keineswegs die Möglichkeit, daß die Figur eines Königs oder gar Kaisers Karl haltbar wäre, dessen Würde schon eine Konditionalform war, bevor er sie abgelegt hatte. Jener

Augenblick, in dem das Wunder geschah, daß ein Szepter sich in den Spazierstock verwandelte, den Karl Habsburg nun auf seiner Osterfahrt auch noch zurückgelassen hat und den ein Chauffeur zur Polizei brachte, aus deren Fundbureau nie mehr die verlorene Majestät hervorgehen wird — jener Augenblick war da, als der französische Minister auf einen Kaiser hinwies, der gelogen hatte und »wie ein ertappter Schuljunge zu stammeln« begann. Wiewohl der Krieg auch die Waffe der Beleidigung zuläßt und der patriotische Glaube den Monarchen schon deshalb für unverwundbar halten muß, weils vom Feind gesagt wurde, so war es doch augenblicklich spürbar, daß sich hier etwas begeben hatte, wogegen der monarchische Gedanke, dem es eher zulässig scheint, den Kaiser zu besiegen als zu beleidigen, sich wehrt. So stark war das Gefühl, daß selbst die Pein des unverrückbaren, durch keine neue Lüge verstellbaren Wahrheitsbeweises vor der dem monarchischen Sinn zuwidersten Tatsache verschwand, daß der Kaiser der Lüge beschuldigt worden war. Nicht daß er gelogen hatte, woran zu zweifeln jedes weitere Regierungswort immer unmöglicher machte, sondern daß es gesagt war, widerstand jenem Sinn, der dem Mitteleuropäer so lange die fünf andern Sinne ersetzt hatte; daß die Wahrheitsliebe des Kaisers von Österreich zur Diskussion gestellt werden konnte, daß er ein Angeklagter geworden war, nein, ein Zeuge, dessen Verläßlichkeit nicht weltgerichtlich, sondern schon hienieden überprüft wurde, und daß wie durch die Erlaubnis eines Zaubers, die stärker ist als jede strafgesetzliche Hemmung, als das Verbot, selbst in patriotischer Verteidigung den Anwurf zu wiederholen um ihn zu widerlegen, die Privatehre des Kaisers von Österreich aus einem europäischen sogar ein österreichisches Preßthema werden konnte. Denn wer hätte es für denkbar gehalten, daß in der Monarchie die Behauptung, der Kaiser sei kein Lügner, je das Licht eines Tag-

blatts erblicken könnte? Man vergegenwärtige sich nur, was sich da alles plötzlich verändert hatte. Das österreichische Strafrecht umgibt die Person des Monarchen mit einer solchen Aura von Unantastbarkeit, daß die Majestätsbeleidigung nicht wie in Deutschland erst dadurch, daß die Majestät beleidigt wurde, sondern schon durch eine Verletzung der »Ehrfurcht« begangen wird — das paragraphierte Schandmal einer seelischen Unterworfenheit, einer Geisteigenschaft, die vielleicht nebst dem Bewußtsein aller sonstigen Vaterlandsdefekte für den Österreicher der tiefere Grund war, vor dem ausländischen Hotelportier schamrot zu werden. Der kriminalistische Schutz, dessen sich wo immer es noch Dynasten gab, diese erfreuen durften, war bei weitem nicht so ausgiebig wie jener, der hier den Familienangehörigen, den neugebornen und den toten Erzherzogen zuteil wurde. Sie alle partizipierten an der »Ehrfurcht«, die das Gesetz als den der Person des Kaisers schuldigen Tribut vorschrieb und die etwa jener verletzt hätte, der in einem Nachtcafé zum Protest gegen die Entehrung der Volkshymne bei deren Klängen sitzen geblieben wäre. Während in Deutschland für den Tatbestand der Majestätsbeleidigung das Merkmal der Beleidigung unerläßlich war, für die es bloß keinen Wahrheitsbeweis gab, hat es hierzulande den Gegenbeweis gegeben, daß dem Majestätsbeleidiger die Eigenschaft der »Ehrfurcht« fehle. Als ihre »Verletzung« wurde durchaus die Beschädigung eines Gefühls verstanden, das einer nicht hatte und das dem andern nicht genommen werden konnte. Sie war selbst darin gelegen, daß er nur unterließ mitzutun, was der andere tat (Hut abnehmen, aufstehn, hochrufen). Wenn die Wirkung auf jene, die vor ihm ein solches Gefühl voraus hatten, nicht als Stolz, sondern als Ärgernis in Erscheinung trat, so war das einzige Tatbestandsmerkmal für eine Beleidigung gegeben, die einer abwesenden Person, nämlich der

Majestät, zugefügt war. Die Behauptung der Menschenwürde wurde geahndet und das gegen sie zu schützende Rechtsgut war das Lakaienbewußtsein, wie ja in einem Staat, dessen Judikatur nicht nur Höflinge, sondern auch Pfaffen zu bedienen hatte, auch die »Religionsstörung«, die doch ein Heide, der das Kreuz nicht grüßt, nicht begehen kann, kein Verstoß gegen das Taktgefühl, sondern ein Verbrechen an Gott war. Während also in Deutschland erst die Behauptung, daß Wilhelm II. kein Mensch sei, wiewohl sich da der Wahrheitsbeweis unschwer hätte erbringen lassen und es die Gerichte im übrigen als notorisch annehmen konnten, strafbar wurde, so war dieser Effekt in Österreich schon durch die Mitteilung erreicht, daß Franz Joseph auch nur ein Mensch sei. Obzwar eine solche Kritik den meisten Monarchen gegenüber doch als eine Überschätzung, als wahrer Byzantinismus anmutet, wäre sie von österreichischen Staatsanwälten als Mangel an Ehrfurcht qualifiziert worden. Und nun ergibt sich aus zwingenden welthistorischen Gründen eine Situation, in der der Monarch jener religiösen Weihe verlustig geht, die ihm der Büttel verleiht. Es geschieht wie auf Verabredung, daß dieser ihn gegen eine Ehrfurchtsverletzung, die mit dem Nachsprechen der schwersten Beleidigung sonst gegeben war, nicht mehr schützt. Die Regierung (das heißt jener Czernin, dessen Wahlplakat ganz gewiß aus der Sintflut dieses unglücklichen Staates übrig bleiben wird) sieht sich gern gezwungen, das Verbrechen der Majestätsbeleidigung, das durch die Mitteilung einer solchen selbst zum Zweck der Abwehr stets begangen wurde, zu begehen, und bemüht sich, die Privatehre des Kaisers, die in ihrer Verletzbarkeit sich auch nur vorzustellen schon dem Begriff der Ehrfurcht widerstreitet, gegen den Vorwurf der Lüge zu schützen und einer Lüge, die umso schimpflicher ist, weil ihr Inhalt die Behauptung des Kaisers war, daß ein anderer gelogen habe. Schon die Möglichkeit dieses Ehrenworts,

schon die Nötigung, für einen enthüllten Privatakt polemisch einzutreten, hatte dem majestätischen Zauber einen Stoß versetzt, umsó fühlbarer für den, der die Behauptung als Lüge erkannte, ehe sie von der Gegenseite als solche gezeichnet war. Denn nur einer völlig verblödeten, von jedem Tonfall beschwindelbaren Geistesverfassung, also freilich der allgemein vorrätigen, konnte das Absurdum zugemutet werden, daß der Kaiser von Österreich dem französischen Präsidenten einen Unterhändler geschickt habe mit der ihn bestechenden Versicherung, daß jener sich gern für Frankreichs Ansprüche auf Elsaß-Lothringen einsetzen »würde«, wenn sie gerecht wären, »sie seien es aber nicht« — eine Eröffnung, die doch nur dann einen möglichen Sinn hätte, wenn sie kein Friedensschritt, sondern die Reaktion auf einen solchen, kein Anerbieten, sondern die Antwort auf ein Anerbieten wäre. Daß einer, der nicht einmal leugnet, sondern im Gegenteil stolz darauf ist, hier als erster einen Friedensschritt unternommen zu haben, der also nicht antwortet, sondern den andern fragt, ihm nicht sagen wird, er sei außerstande, für ihn etwas zu tun, in der Sache, auf die es jenem zuvörderst ankommt, und er halte vielmehr seinen Anspruch für ungerecht, was der andere doch hinlänglich aus der Gegnerschaft und aus der Nibelungentreue zu dem Faktor schließen kann, auf dessen Zugeständnis es eben ankäme, versteht sich dermaßen von selbst, daß nur die österreichische Leserwelt es nicht verstehen konnte, und die Behauptung, ein Friedensangebot habe nicht als das Versprechen gelautet, die gerechten Ansprüche zu unterstützen, sondern als das Bedauern, daß es unmöglich sei, weil sie ungerecht sind, ist eine derart schwachsinnige Lüge, daß der Versuch, mit einer handschriftlichen Reproduktion die Wahrheit zu beweisen, den analogen Schwachsinn auch beim Publikum voraussetzt. Was

immerhin selbst der Österreicher verstand, war, daß der von ahnungslosen Regierungstölpeln, die solche Konstruktion für möglich hielten, aber auch bereit waren, mit ihren eigenen Lügen die ihres Kaisers zu decken, daß der von solchen Polemikern gereizte Clemenceau einen Anschauungsunterricht versprach, und daß sich überhaupt etwas begeben hatte, was sich noch nie begeben hatte, nie nicht begeben durfte und was gar net zu ignorieren so unmöglich war wie das Ding selbst. Mit dem Mantel jener Ehrfurcht, die eine Untersuchung darüber, ob Karl gelogen hatte, selbst dann ausschließt, wenn sie zu seinen Gunsten ausfiele, umsomehr dann, wenn sie offenbar zu seinen Ungunsten ausfällt, war die Majestät gefallen; war der Höchstkommandierende abgetan, der auf jeder niedrigeren Stufe der militärischen Karriere dem Ehrenrat nicht entgangen wäre. Wenns auch kein Mensch in Österreich-Ungarn damals gewußt oder geglaubt hat, gespürt hat doch jeder, daß Karl Habsburg ein Privatmann geworden war, der eine Zeitlang noch eine Würde bekleidete, für die das Futter nicht mehr langte, und daß mit Rücksicht auf den Umstand, daß es auch sonst ausging, jeder Tag dieser hingefristeten Glorie das wahre Majestätsverbrechen war, jenes, das nur ein Monarch an seinen Völkern begehen kann. Und umso enthüllter stand »dieser Herr« lange vor der Agnoszierung durch den italienischen Ministerpräsidenten da, als ihm sichtlich die Kraft fehlte, in einem Moment, der ihm einen menschlichen Abgang zu gewähren schien, auf einen Thron zu verzichten, dessen blutbesudelte Sitzgelegenheit er in einem heroischeren Augenblicke nicht ausgeschlagen hatte, da er in weit eindrucksvollerer Art als durch eine Verständigung mit dem Feind hätte beweisen können, daß er die Eigenschaft habe, die er mit Millionen Kriegsgeschädigter geteilt hat und die ihm jene nachrühmen, die bis zum letzten Hauch von Mann und Roß speichellecken:

den Frieden gewollt zu haben. Was tat er statt dessen, um ihn herbeizuführen? Einen Brief schreiben, die Nibelungentreue, die für ihn zu halten seine Leibeigenen mit Maschinengewehren in die des Feindes gejagt wurden, an eben diesen verraten, sich selbst vor Verlust bewahren wollen, indem man den Besitz des Bundesgenossen verschenkt, behaupten, daß man das Gegenteil geschrieben habe, den Feind Lügner nennen, den Freund um Verzeihung bitten mit dem Versprechen, es nie wieder zu tun, tränenden Auges, dankbar für die Nachsicht seines obersten Kriegsherrn, der auf Prügel verzichtete und es bei der Verachtung bewenden ließ, aus dessen Hauptquartier — er hat so Heimweh gehabt — zurückkehren, selbst kleinlaut geworden seine Kanonen an der Westfront sprechen lassen, sie am nächsten Tag wieder zum Schweigen bringen und so sich in einem Netz von Lügen, deren Not nur die seiner Völker vermehrt hat, verzappelnd von Schlinge zu Schlinge treten, bis er sich gar nicht mehr anders helfen konnte als weiterzuherrschen und den Oberbefehl bis zur Übergabe an einen für das gigantischeste Debakel des laufenden Jahrtausends verantwortlichen Stellvertreter auszuüben, nicht ohne noch vorher durch die dreimalige Willensänderung über den Waffenstillstand für die Gefangennahme von 400.000 Menschen und einen Verlust von Milliardenwerten die persönliche Verantwortung zu übernehmen. Es kann, nehmt alles nur in allem, ich hoffe nimmer seinesgleichen zu sehn, gar kein Zweifel obwalten, daß die Monarchisten ganz recht haben, wenn sie die Dummheit, die für die Kriegsfolgen sich selbst nicht verantwortlich machen kann, mit dem Bonmot zu ködern suchen, daß die Front von hinten erdolcht worden sei. Von hinten ist sie allerdings erdolcht worden, aber von oben: durch die pure Möglichkeit, daß ein Walzertraumhabitué, dessen Gutejungenhaftigkeit uns genau so für alles

Grauen entschädigen soll wie die Bewußtlosigkeit seines Vorgängers, der alles reiflich erwogen hat, über Millionen Menschenleben und Menschenglück, nein über ein einziges gebiete und daß ein Firlefanz uns im Widerspruch zu den Lebensbedingungen einer Zeit, die mit seinem erstorbenen Inhalt kaum noch bildungsmäßig verbunden ist, jenen Gehorsam erpresse, der in Verbindung mit dem technischen Ungeist, zu dem diese Zeit ausschließlich fähig ist, alle Kreatur in Kadaver verwandelt. Es war ganz gewiß in der Symbolkraft, die allein noch der Zusammenbruch eines allzu irdischen Lebens bewähren kann, beschlossen, daß eine neuwienerische Operettenfigur am Ausgang dieser Tragödie steht. Der Agent der verkrachten Truppe, die zuletzt auf Teilung gespielt hat, ist der weiland Conferencier des Kabaretts »Nachtlicht«. Sie sind nicht mehr alle beisammen. In Berlin vollzieht sich der Triumph der Nibelungentreue, indem eine Habsburger Spezialität Berliner Schiebern einen Walzer vortanzt, ehe das Geschlecht, nach diesem aussichtslosen Sprung von der Weltbühne aufs Brettl, definitiv in Kastans Panoptikum eingeht. Zurück zum Theater gehts nicht. Der Star, ein blutiger Dilettant, glaubt es wie einst mit dem Lächeln zu machen und versucht in einer Lehar-Sache sein Wiederauftreten. Aber es stellt sich heraus, daß er selbst für Steinamanger unmöglich ist.

Dieser blinde Passagier, dessen Harm- und Wehrlosigkeit das tückische Greislerblatt (die überlebende Fibel einer verblichenen Glorie, in Wort und Bild der vollkommene Ausdruck des uns alle bändigenden Kasmadertums) der Empörung Europas und dem geharnischten Protest der Nachfolgestaaten gegenüberstellt und dessen Hochverrat an aller Nachbarschaft mit der schlichten Erklärung »Ich hab so Heimweh gehabt« plausibel gemacht erscheint, hat auf frischer Tat das edle Motiv für sich,

aus Liebe zur Heimat sie in Ruin stürzen zu wollen, und im Nachhinein die populäre Erkenntnis, daß es billig, unvornehm, feige sei, dem wieder Ohnmächtigen Steine nachzuwerfen. Weil aber ein Heimweh nicht zu stillen war, ohne daß so viele Mütter von ihren Söhnen Abschied nahmen — vorausgesetzt, daß der Zug des Herzens wirklich alle Bedenken der ungarischen Zuständigkeit besiegen konnte —; weil wenn Könige nachhaus wollen, so viele Untertanen in die Fremde müssen; und weil der Zustand der Ohnmacht bloß den mißglückten Versuch bedeutet, Staatsanwälte und Henker zu seinem Schutz gegen Angriffe zu mobilisieren, so wird sich die Spekulation auf den Schwachsinn, der ja alles Mögliche gelingen mag, schon gesagt sein lassen müssen, daß man in einer sentimentalen Betrachtung dieser Begebenheiten wohl auch das Weh der Heimat und ferner die Frage, ob auch sie Sehnsucht nach einem Wiedersehn empfindet, berücksichtigen darf. Heimatliebe, unverschmiert von der Fibelreinheit eines Preßchristentums, ist eine schöne Empfindung, bei Gott schöner als Liebe zu einem Vaterland, das die Befriedigung der Heimatliebe durch so lange Jahre verhindert und in jenen Fällen, wo es den Heimatsüchtigen nicht mordete, nur das traurige Wiedersehn eines Krüppels mit einem Trümmerhaufen gewährt hat. Nessun maggiore dolore! Wenn die Reichspost die Berufung auf den Katzelmacher Dante nicht scheut, um einmal auch der Gefühle habhaft zu werden, die zwischen einem Herzen und einer Heimat Raum haben, und wenn der neue Dante, nach dem sie ein Bedürfnis hat, nicht ausgerechnet Terramare heißt, so würde ihr die italienische Literatur schon mit Beispielen dienen, aus welchen das größte Weh zugleich als Fluch für Habsburgs Galgen nachbebt. Es wird wohl selten eine Kondolenz so geradezu aufs Herz geschrieben worden sein, die so auf den Magen oder auf das Zwerchfell einer

herzlosen Leserwelt gewirkt hätte. »Der Weltkrieg der kleinen Entente gegen den einen wehrlosen, verbannten, verfehmten und obendrein letzten Habsburger!« Wir sind ja eh die reinen Schaferln, und ich sehe es der Reichspost an, sie verlangt das Zugeständnis, daß der kindliche Kronprinz noch harmloser wäre und ein neugeborner vollends das Pathos des europäischen Einspruchs nicht rechtfertigen würde — schon in Anbetracht des Umstandes, daß wir ihrer doch so viele haben, indem ja Habsburgersprossen so ziemlich das einzige sind, was im Weltkrieg nicht ausgegangen ist, und von jener Vorsehung, in deren Namen die Waffen gesegnet wurden, offenbar als Ersatz für die Verluste gedacht waren, die die Menschheit erleiden sollte. Im übrigen jedoch werde ich nicht zögern, der Dummfrechheit begreiflich zu machen, daß der Angriff nicht dem gelte, der vor und nach einem mißglückten Putsch der wehrlose Einzelne ist, sondern ihr selbst, die immer wieder bereit ist ihm auf die Beine zu helfen, und daß man bei einer gefühlsmäßigen Abschätzung des Falls doch weniger geneigt sein wird, ihn zu bemitleiden, als die Lakaien der von Staatskleidern abgelegten Herrschaften zu verachten. Natürlich nicht um ihrer Treue willen, sondern wegen der Gesinnung, der sie treu geblieben sind. Gewiß ist es schön, noch ein Tellerlecker zu sein, wenns nichts mehr zu lecken gibt, wiewohl sich ein solcher schon durch die Hoffnung entschädigt, daß es wieder einmal was geben werde. Aber dem, der keiner war, solange die hassenswerte Macht ein Haus hielt, just in dem Augenblick, da ihr der Versuch sich zu restaurieren mißlungen und da sie abgezogen ist mit dem Versprechen, es da capo besser zu machen, eine Zähre abpressen zu wollen — das kann nur einem Dummkopf einfallen, der eine Schlechtigkeit im Schilde führt. Gewiß ist es peinlich, einer abgekrachten Majestät die Wohltat zu verdanken, über sie die Wahrheit sagen zu können, aber da es

die einzige Wohltat ist, die man ihr verdankt, und da sie andauernd Miene macht, sie wieder zurückzuziehen (die entrückte Gefahr also von der drohenden einigermaßen wettgemacht wird), so kann man sie getrost von ihr annehmen. Es ist leider Gottes auch das einzige Risiko der Monarchen, daß sie wenigstens hinterdrein die Wahrheit hören, da sie zeit ihres Wirkens nicht so unvernünftig waren, dem Beleidiger den Beweis zu gestatten, sondern so vernünftig, ihn schon für den Ausspruch unschädlich zu machen. Darum ist es die vollkommenste Dummheit der Welt, von zwei so verschieden ausgestatteten Gegnern den feige zu nennen, der dem andern nie geschmeichelt hat und von vornherein verhindert war, ihm das zu sagen, was er ihm wenigstens hinterdrein sagen muß, um zu verhindern, daß sich das ungleiche Kräfteverhältnis zwischen Gewalt und Wahrheit erneuere. Ist Gewalt nicht feige, solange sie da ist? Füglich könnte doch nur dort, wo Wahrheit auch vor dem Anwesenden möglich und der Beweis erlaubt war, wo die Verantwortung keine andere als die für jeden andern Angriff war und kein Helfer bereit, den Mut zu konfiszieren bevor er ihn bestraft, dieser als Mütchen an dem Abwesenden verdächtigt werden. Aber so wenig ein Eselstritt bezeugt, daß der Tote ein Löwe war, so wenig beweist der Tritt, der einem Feind gilt, den die eigenen Angehörigen nicht für tot halten, gegen den Angreifer. Es kommt eben immer darauf an, wem er versetzt wird und von wem; und nichts ist getan mit dem schlichten Hinweis auf eine isolierte Wehrlosigkeit, die doch gegen das Los eines Menschen, der beim Gotterhalte sitzen blieb, erträglich ist und wie erst gegen das von ungezählten Wehrhaften, die lieber bei ihren Kindern, Bräuten, Müttern geblieben wären als in Schützengräben zu verfaulen und sich vorher von dem inspizierenden Oberbefehlshaber »Aha!« sagen zu lassen. Ich weiß, daß die Reichspost bei dieser Erinnerung

eine Träne ins Treuaug einhängt und »Soldatenvater!« murmelt. Aber sie bilde sich ja nicht ein, damit einen tieferen Eindruck bei mir hervorzurufen als den des unüberwindlichen Ekels vor einem Klima, in dem nach einer Katastrophe, die den Planeten umgestürzt hat, so etwas wie ihre Geistigkeit noch vorkommt, die das Stahlbad, das sie uns angerichtet und gesegnet hatte, nicht einmal damit rechtfertigen kann, daß sie darin verreckt ist. Sie unterscheidet sich gewiß von ihren jüdischen Giftschwestern außer durch die Eigenschaft, unchristlicher zu denken, und durch die Gabe, es schlechter auszudrücken, auch durch die größere Voraussicht, indem sie schon den Speichel des künftigen Machthabers leckt, während die anderen noch mit dem vom alten eben diesen bespucken. Was sie tun, entspricht sicherlich einer unedlen Regung, die aber wohl die naturnotwendige Reaktion auf jenen jahrzehntelangen Lakaiendienst bedeutet, dem die Reichspost keineswegs entsagen will, weil sie ihn nur für unterbrochen hält. Denn während sich dort das Journalistische den Zeitumständen anpaßt, wobei es vor Novitäten ohne Reibungen und Übertreibungen nicht abgeht, hat hier eben die reine Hofgesinnung einen notdürftigen journalistischen Ausdruck gefunden, der die Widerwärtigkeit des Ideals und die Talentlosigkeit im Gebrauch zu einer Spezialität vereinigt, wie man sie im übrigen Europa nicht kennt. Da wird etwa an einem Tag, da dieses immerhin beträchtliche Gebiet seine ernste Aufmerksamkeit der Frage zuwendet, wie man am raschesten einen unsichern Kantonisten wieder in die Schweiz schaffe, mit einem Humor, daß man sich den Bauch vor Heimweh hält, erzählt, in Maria-Zell zum Beispiel begreife man gar nicht diese Aufregung, der Kaiser Karl sei dort sogar sehr beliebt, auch Volkswehrsoldaten bezeugten ihm »den schuldigen Respekt«, es sei nämlich — und die Pointe folgt ohne Umschweife und nur mit

der Sicherung des Gedankenstrichs, den der Reichspostleser braucht, damit ihm nichts entgehe — der Zahlkellner vom »Feichtegger«, der Karl Kaiser. Der dumme Kerl von Wien, in dessen Perspektive der Weltkrieg eine Remasuri war und die Revolution sich als Ramatama dem Sprach- und Kulturforscher darbietet, ist insofern noch weit dümmer als er ist, als er ganz übersehen hat, daß die Verwechslung des Kaisers Karl mit dem Karl Kaiser in der Persönlichkeit verankert und darum auf den ersten Blick eine weit ernsthaftere Angelegenheit ist, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Gerade die Reichspost hätte es vermeiden sollen, Identitäten an die Wand zu malen, die sich doch den besten Untertanen der Habsburger nicht selten aufdrängen mußten, wenn sie etwa der Physiognomie eines alten Dienstmanns, eines Landbriefträgers, eines Kaffeesieders ansichtig wurden. Daß vollends der Karl Kaiser etwas mit einer Restauration zu schaffen habe, hat man schon immer gewußt, und es gereicht der Intelligenz so manches Speisenträgers zur Ehre, daß einem, wenn man ihn so vorüberschießen sah, viel seltener die Ähnlichkeit mit einem Monarchen zum Bewußtsein kam als umgekehrt. Gewiß ist es auch verdrießlich, daß sich just in den Tagen, da ein überraschender Besuch die Welt in Alarm hielt, ein Vorfall abspielen mußte, den die Lokalchronik unter dem verfänglichen Titel »Ein Schwachsinniger als Kaiser Karl« registriert hat. Welcher Teufel aber reitet die Reichspost, zwischen den erschreckenden Zeichen der Zeit, die sie unter dem Titel »Sargnägel« sammelt, ein Ereignis, an dem die Republik vielleicht unschuldig ist, wie folgt zu vermelden: »In den Hofstallungen erscheint ein Geisteskranker und gibt sich für den Kaiser Karl aus. Es stellte sich heraus, daß der Kranke der Wehrmann Schödlbauer war, der schon

früher schwachsinnig, trotzdem in die Wehrmacht Aufnahme gefunden hatte.« Wobei man noch von Glück sagen kann, daß ihm nicht die Verantwortung für die Piave-Offensive übertragen war, aber immerhin bemerken muß, daß ihm die vom Potiorek unternommene und von der Reichspost bejubelte Eroberung Belgrads mit Folgen auch nicht mißlungen wäre. Wer inkognito reist, muß darauf gefaßt sein, verwechselt zu werden, und auf ein Haar hätte man dem Kaiser Karl, wenn er persönlich verlangt hätte, daß man ihm die Hofstallungen übergebe, geantwortet, daß man den Scherz schon kenne und daß dort solche Rösser doch nicht seien. Auf ein Haar hätte es aber auch anders ausgehen können, wenn nicht eben die Aufklärung durch den Doppelgänger dem republikanischen Bewußtsein eine schwere Prüfung erspart hätte. Doch mußte der Zweifel, mit wem mans zu tun habe, schon gelegentlich der Frage an den Chauffeur rege werden: »Wissen Sie wen Sie geführt haben? Ich bin der —«, eine Frage, die bekanntlich der Kaiser Joseph nur aus dem Grunde nicht gestellt hat, weil es unter seiner Regierung noch keine Chauffeure gab und er sich auch nie eines solchen bedient hätte, um wieder zur Regierung zu gelangen. Wie sollte es aber der Chauffeur wissen, da außer den Urhebern selbst die Teilnehmer der Fahrt es nicht gewußt haben, der Prinz Windischgrätz keine Ahnung hatte, wie der Kaiser Karl ins Coupé gelangt war, der sich, weil er plötzlich einen Bart trug, selbst nicht wiedererkannt haben soll und während die maßlos erstaunten Hofdamen noch zweifelten, ob die Nachricht auf Wahrheit beruhe, da sie den Kaiser krank in Prangins zurückgelassen hatten, um ihn gesund in Steinamanger wiederzufinden, ebendaselbst erkrankte und so von Schlinge zu Schlinge tretend, bis er gar nicht mehr weiter konnte, nicht gewußt hat, ob er Prangins verlassen hatte oder nach Budapest gehen sollte, und sich überhaupt nicht mehr

ausgekannt hat, bis er irgendwo angelangt war, wo ihm schon alles spanisch vorkam und er sich nicht mehr erinnern konnte, wozu er eigentlich ungarisch gelernt hatte.

Ich weiß um die Gefährlichkeit jener, die sich nicht erinnern können, und um die Unverzeihlichkeit dessen, wovon sie nicht wissen, daß sie es tun. Sie haben den Weltkrieg geführt; denn sie sind das menschliche Zubehör der Mordmaschine, unpersönlich genug, um das Heroenmaß dieser Zeit zu erfüllen und alle Dämonen der Vorzeit in Schatten zu stellen. Sie können kein Blut sehn, das sie vergießen, und sind so fern aller Verantwortung, daß sie wenns drauf ankommt sogar den Frieden wollen. Der liebe Kerl und der Mordskerl sind in ihnen so wenig auseinanderzuhalten, daß sie sich jeweils selbst nicht wiedererkennen und einen andern fragen müssen, ob er wisse, wer sie sind. Der Charakter dieser Leute ist eine Scheinbarkeit, die selbst in ihrem Umriß nicht feststellbar ist, und sie schöpfen ihre Aktivität aus einem Schwächezustand, der sie zu den größten Heldentaten befähigt dank dem technischen Rückhalt, den ihnen ein Zeitalter gewährt, dem ein seelisches Minus die Errungenschaften leistet. Steht man dem leibhaftigen Mangel an Persönlichkeit Aug in Aug gegenüber und empfängt man das Wort als Unterpfand der Natur, so kann man nicht einmal vom Gegenteil überzeugt sein, selbst wenn man erfährt, daß es dem nächsten gesagt wurde. Innerhalb der größten intellektuellen Distanz, die auf diesem flugsandigen Terrain von dem gemütlichsten Teppen bis zum gerissensten Agenten möglich ist, muß die Identität der Grundgestalt, die sich nur von sich selbst unaufhörlich unterscheidet, festgehalten werden. Es ist schließlich die Spezies, die im heutigen Geistesleben dominiert, der eine analog geartete Empfänglichkeit die stärksten Romanreize verdankt und deren Quallität — ein Druckfehler wie

die ganze Literatur von heute — im einhelligen Zwielicht des neuen Verlagswesens alle Farben spielt und keine bekennt. Solange eine Zeit, deren neuer Inhalt darin besteht, keinen zu haben, ihre alten Formen mit sich schleppt, damit das Nichts der Aufmachung nicht entbehre und der Betrug leichter sei, kann es geschehen, daß der Charakter, der jedem Einfluß untertan ist, um jeden zu täuschen, an eine gebietende Stelle vorrückt. Dann mag man ermessen, daß ein tyrannischer Menschenhasser, von nichts als Klugheit und dürrer Staatsraison bewogen, einen weit kleineren Umkreis der Verderblichkeit erfüllen wird als ein Simandl, dessen Hinfälligkeit keine Grenzen hat, der nicht weiß, wo er hinfällt, und weder das Wort halten kann noch die Zunge. Von niemandem beeinflußbar, weil er alle anlügt. Ein Gerichtszeuge, den ich einst für meine Sache geführt hatte, überraschte mich dadurch, daß er gegen sie Zeugnis ablegte: er wußte nur das eine, daß er sich nicht erinnern könne. Zum Bewußtsein dieser Haltung kam er, als er bei Verkündung des Schuldspruchs ohnmächtig wurde. Er hat später zwar nicht den Sixtusbrief, aber Lobreden auf dessen Verfasser geschrieben. Ich glaube, wenn man die beiden ausgetauscht hätte, sie hätten es selbst nicht gemerkt. Auch ein bestimmter Gesichtstypus läßt sich an allen solchen Fällen beobachten, von einer Aufgewecktheit, die nicht das hält was sie verspricht, und von einer grundlosen Munterkeit, die sich zu einem Vorhaben zu gratulieren scheint, das sie bestimmt nicht durchführen wird, und die so ziemlich mit jedem Gedanken, den man haben kann, kontrastiert. Es war aber das Lächeln, das uns, wenn jenes der Mona Lisa Generationen verführt hatte, wieder an uns selbst glauben machte, das auf eine verhungerte Front »elektrisierend wirkte« und als Verheißung einer besseren Zukunft von jenen Barden des Kriegsarchivs und des »Donaulands« verklärt wurde, die diesmal keines militärischen

Antriebs bedurften, um in allen Himmeln zu sein. So stark war die Begeisterung, daß als Fleißaufgabe — ich weiß nicht, ob ichs erfunden habe oder ob es bloß wahr ist — der Versuch unternommen ward, gleich auch das Glück der nächsten Generation zu sichern und an die Lösung der Frage zu schreiten: »Was erwarten wir von unserem Kronprinzen?« O daß doch die Antwort »Nichts« das Heil um zwei Jahre beschleunigt hätte! Aber heute, wo die Straflosigkeit es dem Feigling erlaubt die Wahrheit zu sagen, während die Mutigen noch immer lügen, darf man nicht nur, sondern muß man bekennen, daß die Karl-Bilder in jener Ära, da Wunderdinge von einem Aufmischer verlauteten, der telephonisch die Minister ernannte und dessen Mißgriffe nur auf falsche Verbindungen zurückzuführen waren, schon die ganze Leere jener Versprechungen zum Ausdruck gebracht haben, die er in so verschwenderischer Fülle gab. Von meinem Gesicht konnte man wieder ablesen, wie ich über die Dinge dachte, und wer dazu meine Kriegsberichte gelesen hat, brauchte vollends nicht in Zweifel zu sein, ob ich als Nörgler oder als Optimist vor einem Düngerhaufen stand, den eine aufgehende Sonne beschien, und ob ich den Phönix, als der Österreich aus dem Weltbrand aufsteigen wird, bloß für eine aus dem Kriegspressequartier ausgekommene Phrase, für einen sezessionistisch abgestutzten Doppeladler oder für einen Galgenvogel hielt. Nach Franz Joseph, dessen ausgesprochene Persönlichkeit darin bestand, keine zu sein, aber doch als Kontur die rätselhafte Kraft zu bewähren, einer Epoche das einheitliche Gepräge der Erweichung zu geben, nach diesem viribus unitis, um halt nix machen zu können, war es ganz undenkbar, daß diese neuwienerische Charge das machen werde, was wir schon machen wern, selbst wenn eine stramme Aufsichtsperson mit ihrem Machen-wir dahinterstand. Obschon ich nie

dort war, erinnere ich mich, das Gesicht im »Chapeau rouge« (sprich »Chapeau«) oder im Vestibül von »Panhans« zwischen Bobjünglingen gesehen zu haben. Wenn man mich gefragt hätte, für was ich den Mann halte, ob für einen Kaiser, Feldherrn oder so was, ich hätte auf einen Drahrer geraten, der aber nicht durchhalten kann. Nein, dieses Gesicht verleugnete keine der fünfzig Walzertraum-Aufführungen, die es geschaut hatte. Es gibt mehr von der Art als fünfzig Häuser füllen könnten. Im Krieg sind sie hinaufgegangen und haben sichs gerichtet. Ganz wie sie wäre Karl, der aber als Kaiser ohnehin von der Frontdienstleistung befreit war, mit dem Automobil eingerückt oder hätte in der »Gartenbau« Spitaldienst gemacht in Zeiten, wo dort kein Varieté war. Das Talent ersetzt da oft die Protektion; sie haben es in sich und als Spezialität müssen sie auch als Ausnahme behandelt werden. Sie sind von der sieghaften Wirkung ihrer Persönlichkeit so überzeugt, daß es ihnen in einem Staatsleben glücken mußte, dessen Hindernisse nur dazu da waren, daß man es schließlich doch machen könne, vorausgesetzt, daß einer nicht die Kraft hatte, sie zu überwinden; denn mit der war man geschnapst. War Karl nicht, nebst dem Herzensdrang, von der Überzeugung geleitet, er brauche nur zum Horthy hinaufzugehn, um sichs zu richten? Die Zeiten sind halt nicht danach. Das erste Erlebnis besteht in der Erfahrung, daß es nicht geht; aber auch das hinterläßt keinen tieferen Eindruck. So sind viele. Bürgerliches Aussehn mit aristokratischen Allüren, das Antlitz eine Kaisersemmel, um sich guckend, was die Welt dazu sage, mit welcher Selbstverständlichkeit sie schon Geld ausgeben und alle Wünsche des Champagnerkellners befriedigen können; in der Mitte ganz unmotiviert gekerbt, also um die Gestalt, die dazu gar nicht paßt, ein Gürtelrock, zu dem man ob man will oder nicht tulli sagen muß. So aus dem Neuwienerischen heraus, ganz so war

unser Kaiser. Ich erkannte ihn in allen Verkleidungen, ich habe nie daran gedacht, daß ich eigentlich vor ihm Ehrfurcht empfinden müßte, und es fiel mir darum wohl auch nicht ein, es zu tun; im Gegenteil, als ich das Bild der Kinoszene sah, die ihn auf dem Krönungsschimmel nach allen Seiten belustigt vorführte, schien mir auch, daß er kein König sei. Er sieht ganz so aus wie einer den man sich nicht merkt, aber kennt. So ein Gesicht kann Gast und Kellner, Kaiser oder Untertan sein. Jedenfalls Gerstl-Kunde, der schon wieder da ist. Ob harmlos, hängt nicht von ihm ab, kommt auf die Stellung oder die Deckung an. In der Tat nicht gefährlicher als eine jener falsch in den Raum gestellten Schönpflugfiguren, nach deren animierter Leblosigkeit die Hiesigen geformt sein müssen, und die, einmal an den Horizont geklebt, nicht mehr loszubringen sind; und aus einer Distanz von einem Kilometer trifft die Fiakerdeichsel ein Auge. Es ist satanisch. Ein in der Position verharrender Grüßer, dessen Mund, einmal zum Lächeln geöffnet, sich nie mehr schließen wird, und der einst mit dem Ausruf »Also — fahrma!« (ein Echo reimte Parma) seine Karriere angetreten hat, aber alles in allem doch weit besser zurückgefahren ist. Wenn er je einen Gedanken gehabt hat, so war es der, mit der Beliebtheit anzufangen und sie dann womöglich zu verdienen. Aber das gelingt nicht mehr. Der edle Lammasch, der, um seinen Glauben an Österreich mit Anstand zu begraben, dieser Hoffnung zur Seite stand, sagte mir einmal, als wir über den letalen Ausgang dessen, was Franz Joseph erwogen hatte, einverstanden waren — der Funder an der Wand hätte manches was ihn selbst betraf hören können —, der Nachfolger »fasse gut auf«, ein Zugeständnis, das in der Welt des monarchischen Papageienkabaretts nicht allzu viel bedeuten konnte gegenüber der bald ruchbaren Eigenschaft, schlecht zu behalten. Er fühlte auch

sichtlich, wie wenig es sei, dem Ersten nachzurühmen, was öfter ein Selbsttrost ist, um den Letzten nicht ganz zu verwerfen. Und von solchen Almosen hätte der monarchische Gedanke sich und der Menschheit das Dasein gefristet? Mag was da will sich auf einem Thron räkeln — wenn der Charakter so schwach war wie die Zeit und sie nicht mehr die Kraft hatte, ihn vor Entblößung zu bewahren, gehts nicht mehr. Ich bin, als noch ein Neutrum über uns thronte, nie anders als mit dem Alpdruck erwacht, daß das Chaos dieses Tags von einem Kaiserbart regiert werde, unter dessen Auspizien sich all das begab, was mit dem Atem uns zugleich das Recht nahm, auf den Urgrund des Übels zu dringen. »Konservativer« als einer — wenn denn jene, die zwischen meinen Widersprüchen schwanken, einmal sicher gehen wollen —, als alle, die in Staat und Gesellschaft, Kirche und Presse zur Betätigung dieser Ansicht berufen waren, sie alle hundertmal verdammend um den Lippendienst für Ornamente, deren geistigen Inhalt sie längst an die Gegenwelt verraten hatten, habe ich an nichts mehr gelitten als an dieser Identität von Zeit- und Ortselend mit einer ausgeleerten Hülse von Majestät. Daß es Erzherzoge gab und daß man vor solchem Übelstand schweigen mußte — eine Kritik der Spalierbildung, als bei einem Unfall die Neugierde das Werk eines »hochgebornen Samariters« verzögerte und die Zeitung über diesem den Verunglückten vergaß, wurde konfisziert und vom Abgeordneten Masaryk gerettet —; daß ein Handschreiben: »Liebe Frau Sachs, ich komme heute abend, reservieren Sie mir etwas Schönes. Ihr Eh. . . . . .« das Strafgesetz aufheben konnte; daß es Kettenhändler in Zucker und Kaffee, Dörrgemüse und Lorbeerreisern gab, die sakrosankt nicht nur in dem Sinne waren, daß ihnen nichts geschehen konnte, sondern daß dem etwas geschah, ders beklagt hätte; daß ein an allen Ecken dieses Mißstaates gereiztes

satirisches Denken dort abgebunden war, wo es am heftigsten reagierte, und keine Notwehr gegen ein System möglich, das seine Parasiten nicht nur leben, sondern hoch leben ließ — dies alles war unerträglich genug. Aber Ehrfurcht vor einem regierenden Fritz Werner? Über den, wenns nicht wahr gewesen wäre, schon das Gerücht die Wahrheit sprach, daß er mit seinem Vorbild per du sei? Lieber lebenslänglichen Kerker, in dem man doch sicher davor ist, die Weltanschauung der Sirk-Ecke mit dem ihr entbundenen Schicksal des Kriegsblinden konfrontiert zu sehen!

Wenn die Republik keine andere Errungenschaft wäre als die Befreiung von dem schamlosen Zwang, Gefühle zu haben, die man nicht hat, also von einer weit schlimmern Prostitution als jener, vor deren Vertreterinnen man Gott erhalte zu singen hatte und deren Ausübung verpönt ist, während die Majestätsbeleidigung als die Nichtausübung der Prostitution bestraft wurde; wenn in der Republik, die ja für die Verbrechen der Vergangenheit so sehr büßt, daß das Volk noch heute für den Kaiser sterben muß, alles weit schlimmer wäre, als es sein muß — so würde ich doch glauben, daß es uns besser geht als damals, und fände gar nicht genug Dank für die Enttäuschung jener, die nach diesem Krieg auf meine Pietät für die Monarchie gerechnet haben.

Als ob man sich in Widerspruch befände zu einer Ehrfurcht, die man einst gefühlt oder zur Schau getragen hat, und nicht bloß zu der, die man verhindert war, zu verletzen! Als ob die Beseitigung der schimpflichsten Fessel, indem sie es erlaubt, nicht auch dazu verpflichten würde: von dem Wesen der Sklaverei zu reden und von der Nichtigkeit des Götzen, dem so viel Gut und Blut geopfert ward und so viel Menschenwürde, um es zu verschweigen! Als ob das Vergangene nicht immer wieder

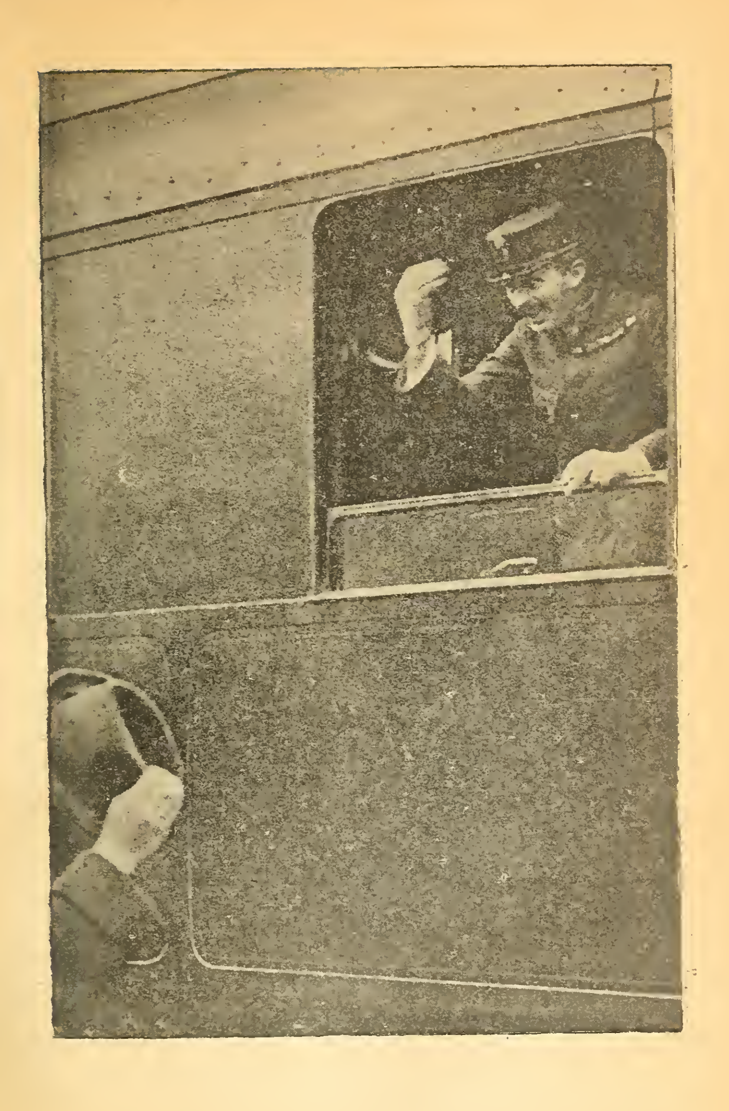
bereit wäre, Gegenwart zu werden, sondern ein Heimkehrer geneigt wäre, sich auf einer Alm seßhaft zu machen statt auf einem Thron, wo es bekanntlich auch keine Sünd gibt, solang die Völker sichs gefallen lassen und wenn zu dessen Erhaltung Hunderttausende, denen er entbehrlicher schien als ihr häuslicher Sessel, ins Gras beißen mußten. Es mag ja selbst in einem Zeitpunkt, da Mann und Roß im Joch der Phrase wirklich den letzten Hauch ausgestoßen haben, wobei natürlich die Vergewaltigung des Rosses die ungleich infamere Gottesschändung bedeutet, es mag ja selbst dann möglich sein, daß der überlebende Typus, der die glückliche zentaurische Verbindung vorstellt, ohne aber die menschliche Partie über Gebühr zu betonen, das Maul voll nimmt und sich entschlossen zeigt, die Treue zu einer Familie, die keinen Schuß Pulver wert war, zu deren Ehre aber alle diese Greuel geschehen sind, auch über den Tod der andern hinaus durchzuhalten. Es ist ein Glück, daß solche Leute den Weltkrieg überlebt haben, weil die Habsburger sonst niemand hätten, der sie nach der Niederlage verteidigen würde. Sie waren aber bis zur Entscheidung zumeist so gründlich der Notwendigkeit, an ihr mitzuwirken, enthoben, daß schon die Dankbarkeit allein ihre Haltung nach dem Umsturz erklärt, den sie zwar als ein Ereignis begrüßen durften, das ihnen die Sicherheit des Lebens noch besser verbürgte als die Macht, der es ein Ende gesetzt hat, aber mit der Aberkennung des Adels sonst noch allerlei Unsicherheiten und Unbequemlichkeiten im Gefolge hatte, die es in der Monarchie selbst während sie Krieg führte und gewiß nicht vorher gegeben hat. So erklärt es sich, daß gerade Leute, die das Grausen dieser Jahre oft nicht einmal im Verlust eines Angehörigen empfunden haben, heute als tieftrauernd Hinterbliebene des Hauses Habsburg herumgehen, mit

jener Weilandmiene, die einen Erzherzog erweichen könnte, Hoftrauer in dem einer schönern Vergangenheit zugewandten Blick, der mich nicht mehr kennt, sondern verachtet. Durch eben den Adel, der sie obligiert, dem Kaiser in einem Moment ritterlich beizustehn, wo es nicht mehr vom Vaterland verlangt wird, sind sie auch der Fähigkeit enthoben, zu begreifen, daß ich von einem wesentlich andern Standpunkt die Weltgeschehnisse betrachte und daß mich keine Verpflichtungen der Geburt, der »Gesellschaft«, der persönlichen Dankbarkeit hindern, dem Kaiser auch meine Gefühle zu bewahren. Es ist sicherlich einer der edelsten Züge, deren das menschliche Herz fähig ist, einem vormals Mächtigen, der einrückend machen konnte und es bis auf Weiteres nicht mehr kann, im Unglück, das er über sein Volk gebracht hat, zur Seite zu stehn. Doch möchte ich schon meiner Feigheit, die solche Ritter enttäuscht hat, weil sie Nachrufe auf Tote und Wehrlose hält, nachdem sie bekanntlich nie gewagt hat, der wirkenden Kriegsmacht entgegenzutreten, und sich heute im Beschmutzen einer so reinen Vergangenheit betätigt, ein wenig Pietät zugutehalten. Nämlich eine Pietät, die es sogar zu würdigen weiß, daß es so vielen Edelmännern nur deshalb nicht gelingen konnte, für ihren Kaiser zu sterben, weil sie sich ihm für die Republik erhalten mußten; eine Pietät, die aber mit dem Rätsel nicht fertig wird, warum es einem Kunsthistoriker und einem Dichter gelingen mußte, einem Privatbeamten und einem Druckerlehrling, einem Musiker und ein paar Millionen friedfertiger und wappenloser Menschen, die sich gern noch der Sonne gefreut hätten, und von denen doch jeder ein Leben hatte, das vor Gott gleich viel galt als das Leben eines Kaisers, für das ich aber, wenn Ehrfurcht vor Vergangenem im Umkreis eigenen Gedenkens die Wahl hat und ich den mir persönlich entrissenen Wert mir vergegenwärtige, die ganze

angestammte Dynastie hingäbe von Rudolf von Habsburg bis zu dem letzten, der in die dortige Gegend zurückgefunden hat, und den von ihr verschonten Rest von Mannheit dazu, feige Parasiten an jenen Gottesgnaden, die eine Jahrtausendlüge den Schlechtesten der Erdgebornen zugesprochen hat, Gläubige beim hohlen Wort des Herrschers, solange sie selbst von ihm verschont bleiben — nicht wert, daß es sie verschont hat, wenn doch jene hinuntermußten!

Doch haben wir vernommen, daß auch er selbst bereit ist, wenn nötig, dem Vaterland sein Blut zu widmen. Dem neuen Vaterland in einem neuen Krieg, nachdem sein altes ihm zwar die größte Gelegenheit hiezu geboten hat, aber in vier Jahren eben kein Moment eingetreten ist, der es nötig erscheinen ließ. Er hat nach dem alten Vaterland nicht so Heimweh gehabt wie nach dem neuen, an welches ihn nicht nur ein unlösbares Band, sondern auch die Stimme des Blutes bindet. Er meint aber, der doch mehr ein gelernter Ungar ist als ein geborner und endlich erfahren möchte, wozu er die Sprache Hejas' gelernt hat, vielleicht nicht die Stimme des Blutes, das in seinen Adern fließt, sondern jenes Blutes, das aus den Adern der Heimatsgenossen fließen soll, und da ja das Volk das Blut ist, über das der Monarch verfügt, so hat er offenbar auch gemeint, daß er dieses Blut, dessen Stimme ihn ruft, dem guten Zweck widmen will. Aber wahrscheinlich weiß er es selbst nicht und es ist möglich, daß er beides meint und daß die Proklamation von den zwei Seelen in seiner Brust verfaßt ist, deren beide einander abwechselnd zu diktieren pflegten. Nur so kann es ja auch zu erklären sein, daß er überzeugt ist, nur er könne das Land retten, und deshalb zurückgekehrt ist, und da er sich vom Gegenteil überzeugt hat, sich wieder entfernt. Wie dem immer sein mag, er hat geschworen, nicht lebend aus Ungarn zurückzukehren, und ist mit 37 Grad Fieber in Buchs

eingetroffen. Diese Unstimmigkeit mag aber wieder daraus zu erklären sein, daß er sich für Ungarn zu dem ausgesprochenen Zweck erhalten muß, ihm — wenn nötig — außer seinem Interesse sein Blut zu widmen und zwar, wie man bei genauerer Lektüre bemerkt, »auch fern von Ungarn«, wobei aber der Schauplatz auch nicht einmal angedeutet ist und unklar bleibt, ob nicht wieder die Kanonen im Westen die Antwort geben sollen. Kurzum, wenn er nicht so Heimweh gehabt hätte, woraus sich alles erklärt, er wüßte selbst nicht wie es kam und wieder ging, und Clemenceau hat wieder einmal gelogen. »Du in der Haut des Löwen?« Man stelle Shakespeares hellgesehene Fratze jenes Erzherzogs von Österreich, der tapfer stets nur an Fortunas Seite, schwankend und mitgenommen von allen Entscheidungen, sicher nur in das Kalbsfell hineinfindet, das ihm der Bastard an die schnöden Glieder ruft — wie sie ist, in die Aktion der Gegenwart, in der mehr Blut als das aller Königsdramen zu verantworten war, wenn's nicht darum geflossen wäre, weil es einer nicht gewollt und ein anderer den Frieden gewollt hat! Wohl, ich bin ein Nachrufer von einer Feigheit, die an abwesenden, wehrlosen, unmündigen, schwachsinnigen und obendrein letzten, toten oder verjagten Habsburgern sein Mütchen kühlt, aber wenns der noch nicht landesverwiesenen Treue und Tapferkeit gefällt, seinen eigenen Nachruf geschrieben hat. Und doch möchte ich, weil's eben früher nicht möglich war, sondern erst jetzt, sämtliche Majestätsbeleidigungen, die bei Shakespeare vorkommen, aneinanderreihen, um alles auf diesem Gebiet je im Leben Versäumte endlich nachzuholen — und rechtzeitig, ehe eine Wendung eintritt, durch die wieder die Ehrfurcht über uns verhängt würde!



Ein Brief Masaryks

(nach dem »Prozeß Friedjung«)

Sehr geehrter Herr Kraus,

Nr. 293 der ‚Fackel' sagt vieles, was ich denke und gelegentlich noch öffentlich zu sagen gedenke — ich fühle mit Ihnen, daß das »kleine« Serbien und die Kroaten in der Sache um so viel höher gestanden sind, als das »große« Oesterreich, und ich beurteile dieses offizielle Oesterreich ganz so wie Sie.

Ihr ergebener

Professor T. G. Masaryk,
Prag.

8/1 10

Du seit langem einziges Erlebnis

Du seit langem einziges Erlebnis
außer dem was ich mir selbst ersonnen,
unerfaßlich nahes Neubegebnis,
das von altersher zu Schlaf geronnen —

Wie du bang erwartet an mich blitzest,
lieblich spielst du am Bewußtseinsrande,
bannst mich, ehe du mich ganz besitzest,
bald erkannt in jeglichem Gewande.

Eben noch von nie geschauter Schöne,
zwingst du mich als Monstrum dich zu lieben
und erlaubst, daß ich mich leicht gewöhne
an den Anblick einer bösen Sieben.

Nun erscheint mit eines Räubers Augen
ganz aus Unheil eine alte Eule.
Aber gleich wirst du mir anders taugen,
denn schon tanzt ein Bär um eine Säule.

Was bedeuten alle diese Leute,
die ich nie gesehn und die da staunen,
daß wir uns begegnen hier und heute,
jeder mit so ganz verschiednen Launen.

Nichts in mir besinnt sich, was verschulde
dies Getriebe zwischen Tag und Traume.
Wenn ich mich ein Weilchen noch gedulde,
nimmt es mich nach einem neuen Raume.

Schon verschieben sich die trüben Sinne
und ich spüre andre Dimensionen.
Und ich weiß nur noch, daß ich beginne
besser bald als irgendwo zu wohnen.

Notizen

Festsaal des Niederöst. Gewerbe-Vereines, 3. März, halb 7 Uhr: Maß für Maß, Schauspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare, übersetzt von Wolf Heinrich Graf Baudissin (Schlegel-Tieck'sche Ausgabe), bearbeitet vom Vorleser.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 6. März, 3 Uhr:

Zum ersten Mal: Literatur oder Man wird doch da sehn. Magische Operette in zwei Teilen. Von Karl Kraus. Personen: Johann Wolfgang, Sohn; Der Vater; Johann Paul, Cousin; Der Onkel; Die Schwester; Drei Freundinnen der Schwester; Ein entfernter Verwandter; Ein Kiebitz beim Tarockspiel; Die Bewunderer; Zwei Stimmen vom Schachtisch; Ein Schachpartner; Stimme des Kiebitzes; Harald Brüller; Brahmanuel Leiser (stumme Figur); Zwei Mänaden; Chloe Goldenberg; Zwei Bacchanten; Zwei Tarockspieler; Ein Kiebitz; Stimme eines Bacchanten; Ein Bewunderer; Schwarz-Drucker; Frei-Handl; Ein Bacchant; Ein Spiegelmensch; Ein Waschzettel; Stimme aus der Garderobe; Franz Blei, ein Abt der roten Garde; Der Großvater. — Bacchanten, Mänaden, Schachspieler, Tarockspieler, Faune, Schmöcke. — Ort der Handlung: Ein Kaffeehaus.

Ein Teil des Ertrags für einen Invaliden.

Auf dem Programm das Wesentliche des im Buch enthaltenen Vorworts. Zum Schluß die folgende Gegenüberstellung:

(1913)

Ich hatte in diesem mystischen Erlebnis die namenlose Persönlichkeit des Wortes erfahren. — —

Am Morgen weckte mich ein Brief von Karl Kraus, in dem er mir mitteilt, daß er meine von einem Freunde (ohne mein Wissen) eingesandten Gedichte in der Fackel zu drucken beabsichtigt.

Ein Jahr später sah ich Kraus von Angesicht zu Angesicht und erkannte alle Schauer dieses Lebens im Leib, in ihm jene Traumerscheinung. — —

Ich habe gestern einige Seiten Philosophisches über Karl Kraus geschrieben.

(1920)

›Was soll ich nun in den nächsten Tagen der Beschäftigungslosigkeit beginnen? Halt! Ich will unter die Propheten gehn, natürlich unter die größeren Propheten! — Das Erste ist, ich gründe . . . eine Zeitschrift und nenne sie: Die Leuchte? Nein! Der Kerzenstumpf? Nein! Die Fackel? Ja! — — Ich will den Stadtklatsch zu einem kosmischen Ereignis machen — — Ich will mit Kalauer und Pathos so trefflich jonglieren, daß jeder, der bei der einen Zeile konstatiert, ich sei ein spaßiger Denunziant und Fürzefänger, bei der nächsten zugeben muß,

Ich sende es Ihnen nicht — es ist ohnmächtig!

Ohnmächtig gegen das Ereignis, mit dem unerklärlich dieser Mann in mein Leben trat.

Denn hinter allem Essayistischen, das ich über Karl Kraus schreiben könnte, stünde gebieterisch und unverrückbar die Stunde, die meinen Planeten an den seinen bindet.

daß ich doch der leibhaftige Jesaja bin . . . Mein leider allzu abhängiger Charakter hat ein großes Talent auch zum akustischen Spiegel.

Kurz und gut, weil ich zwar den Menschen aus den Augen, doch nicht in die Augen sehen kann, will ich ihnen lieber gleich in den Hintern schauen, ob dort ihr Ethos in Ordnung ist ——«

*

Festsaal des Niederöst. Gewerbe-Vereines, 15. März, halb 7 Uhr:

I. August Strindberg: Attila (zum erstenmal gedruckt in der Fackel Januar 1906) (mit Vorbemerkung). — Shakespeare: Zur Psychologie Österreichs (Szenen aus drei Akten des »König Johann« [A. W. v. Schlegel] mit Vorbemerkung aus der Fackel Nr. 209). — Jens Peter Jacobsen: Die Pest in Bergamo. — Petronius (gest. 66 n. Chr.): Gedicht über den Bürgerkrieg aus den »Begebenheiten des Enkolp«, übersetzt von Wilhelm Heinse (1749—1803) (gekürzt).

II. Vorbemerkung. — Andreas Gryphius (1616—1664): Der Tote an den Lebenden / Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679): Eitelkeit / Georg Rudolf Weckherlin (1584—1653): Ein Rundum an eine Große Fürstin / Jakob Schwieger (1624—nach 1667): Der Haß küsset ja nicht / Johann Klaj (1616—1656): An eine Linde / Georg Philipp Harsdörffer (1607—1658): Verse über L*) und S / Johann Christian Günther (1695—1723): Trost-Aria / Friedrich von Hagedorn (1708—1754): Der Mai / Johann Elias Schlegel (1718—1749): Erklärung; Ideal; Gleichnisse der Liebe / Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1783): Goldne Mittelmäßigkeit; Tournier der Vögel / Karl Wilhelm Ramler (1725—1798): An den Frieden; An die Könige (gekürzt) / Friedrich Gottlieb Klopstock (1724—1803): Das Versprechen; Die frühen Gräber / Johann Joachim Eschenburg (1743—1820) (mit Vorbemerkung): Elegie am Sarge meiner früh vollendeten Tochter; Elisens Tod / Johann Timotheus Hermes (1738—1821): Einsamkeit; Klage / Leopold Friedrich Günther von Göckingk (1748—1828): Als der erste Schnee fiel; An sein Reitpferd; Klagelied eines Schiffbrüchigen auf einer wüsten Insel über den Tod seines Hundes; Was hat Bestand? / Ludwig Heinr.

*) Hier war die Angabe auf dem Programm fehlerhaft: die Verse über L stammen von Christoph Arnold [Lerian] (1627—1685).

Christoph Hölty (1748--1776): Frühlingslied / Matthias Claudius (1740--1815): Phidile; Bei dem Grabe meines Vaters; Abendlied; Der Mensch / Goethe: An Schwager Kronos.

Der volle Ertrag dieser und der Vorlesung vom 3. März — bei erhöhten Preisen, sonst wie 14. Dez. —: K 32.030, ist der »Gesellschaft der Freunde«, der Aktion »Rettet die Jugend«, dem »Haus des Kindes« und dem Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« zugewiesen worden.

Vorbemerkungen:

Ich wollte Strindbergs Erzählung »Zuchtwahl des Journalisten« lesen, in der die Verwandtschaft des Journalisten mit dem Hunde genealogisch bestimmt wird. Weil aber Strindberg für mein Gefühl damit doch weit weniger dem Journalisten als dem Hund nahetritt, so lese ich lieber »Attila«, der gleichfalls in der Fackel (1906) zum ersten Mal gedruckt wurde.

Die Dichter, von denen ich im folgenden lese, unbekannt geworden oder geblieben, sind fast durchwegs Beweise dafür, daß die Literaturgeschichte, diese nichtswürdigste aller Wissenschaften, dem Glücke darin gleicht, daß sie ohne Wahl und ohne Billigkeit die Gaben des Nachruhms verteilt hat.

[Vorbemerkungen an verschiedenen Stellen, zu Göckingk etc.] Zu Eschenburg: Ein Shakespeare-Übersetzer. Ein Dichter, der an Schiller erinnert, aber mir ungleich sprachdichter erscheint. In Deutschland völlig vergessen.

An eine Linde

Schöne Linde!
Deine Rinde
Nehm' den Wunsch von meiner Hand:
Kröne mit den sanften Schatten
Diese saatbegrasten Matten,
Stehe sicher vor dem Brand.
Reißt die graue Zeit hier nieder
Deine Brüder:
Soll der Lenz diese Aest'
Jedes Jahr belauben wieder
Und dich hegen wurzelfest.

Johann Klaj

Ein Rundum

An eine Große Fürstin

Ein kleine Weil, als ohn Gefähr
Ich Euch in einem Saal gefunden,
Sah ich Euch an; bald mehr und mehr
Hat Euer Haar mein Herz verbunden:
Ihr auch liebäugelten mir sehr,
Dadurch ich, weiß nicht was, empfunden,
Das meinem Geist, dann leicht, dann schwer,
Aus Lieb und Leid alsbald geschwunden
ein kleine Weil:
Bis ich von Eurer Augen Lehr'
Und Ihr von meiner Seufzer Mär'
Die Schuldigkeit der Lieb' verstunden,
Darauf wir heimlich, ohn Unehr',
Einander fröhlich überwunden
ein kleine Weil.

Georg Rudolf Weckherlin

Der Tote an den Lebenden

Ein kleiner Hügel ist mein Reich,
Ein Örtchen von drei Ellen;
Vier Bretter, einem Kasten gleich,
Sind meine Kammerschwellen;
Sechs Schaufeln Erd', o sanfte Rast!
Bedecken meiner Sorgen Last.

Ich war ein Mensch, wie du noch bist,
Von Rang und von Verstande,
Dein Konterfei, dein Nebenchrist,
Jetzt lieg' ich hier im Sande.
Kein Marmorstein mein Grab erhöh',
Damit ich leichter aufersteh.

Kein König, sollt' er auch an Schein
Dem Alexander gleichen,
Ein neuer Welterobrer sein,
Und gar den Mond erreichen,
Kein Bettler, der an Krücken schlich,
Braucht einen größern Raum, als ich.

Hier ist der Grenzstein aller Macht,
Der Zielpunkt alles Strebens;
Kunst, Schönheit, Herrlichkeit und Pracht,
Sie trotzten hier vergebens.
Das Buch, der Pflug, das Schwert, der Stab,
Sucht unter Einem Staub ein Grab.

Der Leib, das Haus, worin der Geist
Geherbergt so viel Jahre,
Der über Land und Meer gereist,
Liegt auf der Totenbahre.
Was arm und reich, was gut und arg,
Was klein und groß, muß in den Sarg.

Ihr, die ihr Kunst und Wissenschaft
Erfunden und beschrieben,
Von deren weiser Sinneskraft
Nichts unentdeckt geblieben:
Gar vieles hab' auch ich gewußt,
Und doch an diesen Ort gemußt.

Die Lippen, die es kund getan,
Die Händ', in die es kommen,
Die Augen, die es schauten an,
Die Ohren, die's vernommen:
Sind stumm, sind lahm, sind blind, sind taub,
Und alles eine Hand voll Staub.

Drum, der du diesen Hügel siehst,
Und hörst mich unterm Sande,
Denk' an den Tod, wie hoch du bist
An Ehr' und an Verstande,
Du hast nicht einen Schritt zu mir:
Dein Grab ist unterm Fuße dir.

Du wirst von deiner Felder Raum
Ein Räumchen, drein zu liegen,
Ein Tuch aus deinem Kasten kaum
Zum Sterbekittel kriegen;
Von Dienern, jetzt dir zugewandt,
Wird kaum dein Name dann genannt.

Nackt scheiden wir aus dieser Zeit,
Nichts folgt uns, wenn wir sterben,
Als des Gewissens Reinigkeit,
Das andre bleibt den Erben.
Weib, Kind, Haus, Ansehn, Amt und Gut,
Nimmst du nicht, noch sie dich in Hut.

O Pilgrim! eins, nur eins ist Not,
Dasselbe heißt: Wohl sterben.
Kannst du's, dann scheust du nicht den Tod,
Wo nicht, mußt du verderben.
Wohl sterben ist wohl auferstehn.
Drauf wart' ich. Du magst fürder gehn.

Andreas Gryphius

Elisens Tod

Überwinderin, der, dem Kampf entrissen,
Gottes Palmenkranz um die Schläfe blüht,
Die den Himmel grüßt, unter ihren Füßen
Stern' und Wolken sieht!
Wüßtest du, wie zärtlich hier die Deinen,
Gramerfüllt versammelt um dein Grab,
Deinen Tod, den frühen Tod, beweinen:
Ach, du blicktest Trost auf sie herab!

Gleich dem Trost, der da deinen Geist erquickte,
Als er mutvoll sich seiner Hüll' entwand,
Und voll Freudigkeit in den Himmel blickte,
Der ihm offen stand,
Sterbend sprachst du: »Stillt die bangen Klagen!
Gottes Freuden lern' ich schon verstehn;
Unaussprechlich sind sie; aber sagen
Werd' ichs euch, wenn wir uns wieder sehn!«

Seiner Heimat zu ging dein Fuß! er weilte
Auf der Pilgerbahn nicht der Jahre viel;
Keine Lockung hemmt' und kein Irrweg teilte
Deines Laufes Ziel.
Mit so festem, nie verfehltem Schritte
Ward er bald vollbracht, der Prüfung Lauf,
Und es keimten unter jedem Tritte
Tugenden aus höhern Welten auf.

Johann Joachim Eschenburg

Als der erste Schnee fiel

Gleich einem König, der in seine Staaten
Zurück als Sieger kehrt, empfängt ein Jubel dich!
Der Knabe balgt um deine Flocken sich,
Wie bei der Krönung um Dukaten.

Selbst mir, obschon ein Mädchen, und der Rute
Lang' nicht mehr unterthan, bist du ein lieber Gast;
Denn siehst du nicht, seit du die Erde hast
So weich belegt, wie ich mich spute?

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,
Auf einer Muschel hin durch deinen weißen Flor,
So sanft, und doch so leicht, so schnell, wie vor
Dem Westwind eine Flaumenfeder.

Aus allen Fenstern und aus allen Türen
Sieht mir der bleiche Neid aus hohlen Augen nach;
Selbst die Matrone wird ein leises Ach
Und einen Wunsch um mich verlieren.

Denn der, um den wir Mädchen oft uns stritten,
Wird hinter mir, so schlank wie eine Tanne, stehn,
Und sonst auf nichts mit seinen Augen sehn,
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

Leopold Friedrich Günther von Göckingk

Festsaal des Niederöst. Gewerbe-Vereines, 24. März, 1/2 7 Uhr: Clavigo. Ein Trauerspiel in fünf Akten von Goethe.

Der volle Ertrag dieser Vorlesung — wie oben —: K 13 298·20, für die »Gesellschaft der Feunde« (I. Singerstraße 16).

* * *

In Nr. 517—520, S. 24, Z. 8 ist statt »zu holen zu sei«: *zu holen sei* zu lesen; ebenda, S. 31, Z. 16 v. u. statt »gewälttätig«: *gewalttätig*. In Nr. 521—530, S. 77, Z. 18 statt »Gilbeaux«: *Guilbeaux*. In Nr. 544—45, S. 31, Z. 6 v. u. statt »veröffenticht«: *veröffentlicht*. In Nr. 561—567, S. 35, Z. 10 v. u. statt »Vermitlung«: *Vermittlung;* S. 37, Z. 11 v. u. (Zitat) statt »lezten«: *letzten;* S. 80, Z. 22 statt »S. 83«: *S. 84;* S. 86, Z. 2 v. u. der Druckfehlerberichtigung statt »15«: *16;* S. 90, Z. 5 v. u. statt »Czokor«: *Csokor;* S. 95, Z. 7 v. u. (Zitat) statt »Coppeau«: *Copeau*. — In einem Teil der Auflage ist ein Buchstabe entfallen: S. 44, Z. 6 des Zitats im Wort *Hirt* und S. 88, Z. 8 im Wort *Verdiener*.

Etliche Leser halten für einen Druckfehler: daß auf S. 13 des letzten Heftes im Zitat eine Zeile wiederholt ist, wiewohl doch offenbarer Weise eben die Wiederholung zitiert ist (»Und damit's nach mehr aussieht, verhebt sich mit dem Magen der Satz«; die Setzmaschine der Neuen Freien Presse hatte nicht genug Ententenamen fressen können und einen schon verdauten Militärattaché noch einmal in Gestalt eines Handelsattachés zu sich genommen, was durch Zerlegung eines Handelskonsuls möglich war). — Wie aufmerksam die Fackel gelesen wird, zeigt auch der Umstand, daß auf S. 40 die »unrichtige Abteilung«: nur die Gal-ileigestalt (im Zusammenhang mit dem Hans Müller) so manchem Leser nicht entgangen ist. Daß Gewure kein deutsches Wort ist, hat keiner bemerkt.

*

Von den 5090 Exemplaren der Postkarte »Volkshymne«, die wie es heißt anläßlich der Reise Karls wieder mehr verlangt wurde, sind bis jetzt 2500 verkauft worden, die nach Abzug der Herstellungskosten den Ertrag von K 2455 für die Kriegsblinden ergeben haben. Die Leser der Fackel werden hoffentlich dem wohltätigsten Zweck auch nicht eine einzige Karte schuldig bleiben und zur Erfüllung ihrer Pflicht keines weiteren Restaurationsversuches bedürfen.

*

Die Buchausgabe von »Literatur« (mit einer Notenbeilage; Musik nach Angabe des Verfassers) ist Anfang April im Verlag der Fackel erschienen.

(Auf S. 66 steht »Aber ach! ein Schaupiel nur« — kein *Schauspiel*. Beabsichtigt wars nicht, so sehr es dem Original, das ja auch nur ein Faut de mieux ist, angemessen wäre.)

Der Strindbergpreis

Wien, 11. März 21.

An die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München.

Sie senden trotz mehr als zweihundertmaliger Bekanntmachung, daß Büchersendungen unerwünscht sind, an Herrn K. (und zwar an dessen Privatadresse, die wir nunmehr aus Ihrer Liste zu streichen bitten) ein Buch zur »Besprechung«. Wenn die deutschen Verlagsbuchhändler noch immer glauben, daß der Herausgeber der Fackel Bücherrezensionen schreibe und vollends, daß er die Anregung dazu von ihnen empfange, so mögen sie zur Kenntnis nehmen, daß eine Rücksendung dieser unerbetenen Bücher in keinem Falle erfolgt, sondern daß diese zugunsten der Wiener Kinderhilfe (›Gesellschaft der Freunde‹) verkauft werden.

Der Verlag der Fackel.

Der Verkauf ergab 211·20 Kronen.

München, den 16. 3. 21.

An den Verlag ›Die Fackel‹

Es ist uns bekannt, daß die »Fackel« gewöhnlich keine Rezensionsexemplare annimmt, aber wir haben Ihnen Lessings ›Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen‹ im Auftrage von Herrn Emil Schering (dem Übersetzer Strindbergs und Verteiler des Strindbergpreises an Th. Lessing) zugesandt, der dem Lessing'schen Buch den Strindbergpreis zuerkannt hat. Wir glaubten, daß persönliche Beziehungen Herrn Schering und Herrn K. verbinden. Es kann aber sein, daß wir übersehen haben auf diese Übersendung im Auftrage Herrn Scherings hinzuweisen.

Wollen Sie bitte dies Herrn K. zur Kenntnis bringen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung

Wien, 24. März 21.

An die C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
München.

Wir bestätigen den Empfang Ihres w. Schreibens vom 16. 3. und beantworten es mit der Mitteilung, daß Ihrer Buchsendung kein Hinweis auf eine persönliche Freundlichkeit des Herrn Schering, sondern nur eine Bitte um Besprechung beigefügt war. Wenn nun Herr Schering diese Bitte ausgesprochen hat, so möge er gütigst zur Kenntnis nehmen, daß sie ganz so unerfüllbar ist, wie wenn der Verleger sie vorbringt. »Persönliche Beziehungen« vermöchten da keinen Unterschied zu bewirken. Sie würden nur die Überreichung als Ausdruck persönlichen Interesses und als Anspruch eines solchen rechtfertigen. Dazu wäre freilich in diesem Fall ganz besonders zu bemerken, daß wenn der Verteiler des Strindbergpreises annähernd dasselbe persönliche Interesse an dem Werk der Fackel und ihres Herausgebers nimmt, das er für das Ergebnis seiner Strindbergpreisverteilung bei ihm voraussetzt, er sich immerhin vorher hätte fragen müssen, ob nicht durch die letzte Zeile, die in fünf Kriegsjahrgängen der Fackel enthalten ist, dem »Werk der Völkerversöhnung« auf eine höhere Art gedient war als durch jene Leistungen, deren Preiswürdigkeit in zahllosen Reklamenotizen angestrichen wurde: der Herren Harden und Siegmund Münz, zweier Journalisten, die doch, ehe sie die anderen Völker mit den Deutschen versöhnen könnten, erst in die Sprache der Deutschen übersetzt werden müßten, und des Herrn Kreutz, der abgesehn vom stürmischen Drang, die Menschheit zu umarmen, Mitarbeiter eines ordinären Offizierswitzblattes ist. Nach diesem Preiskurant war Herr Karl Kraus unter keinen Umständen mehr neugierig zu erfahren, wie die schließliche Entscheidung des Herrn Schering ausgefallen ist; doch kann er die seinige, durch die das Rezensionsexemplar für hungernde Kinder verkauft wurde, auch nicht beklagen. Damit aber nun der Verteiler des Strindbergpreises nicht vielleicht glaube, daß in einer Sache, in der Objektivität so ohneweiters erschwinglich ist, ein Gefühl der Zurücksetzung mitspreche, wollen Sie Herrn Schering ausdrücklich versichern, daß Herrn Karl Kraus, der sich ja auch tatsächlich nicht beworben hat, nichts ferner gelegen hätte als einen Preis

anzunehmen, zu dem er aus der engeren Konkurrenz mit jenen oben genannten Herren gelangt wäre. Er dankt Herrn Schering für sein freundliches Gedenken, nicht ohne jedoch dem Verdacht Ausdruck zu geben, daß Herr Schering ihm gegebenenfalls auch das Werk eines der drei Anwärter hätte zusenden lassen. Was die persönlichen Beziehungen betrifft, so sind diese freilich durch den Namen August Strindbergs besiegelt, von dem einst so viele Arbeiten durch Vermittlung des Herrn Schering in der Fackel erschienen sind. Vielleicht legt ihm diese Erinnerung die Erwägung nahe, ob Strindberg, der in der Fackel gegen die Verteiler des Nobelpreises protestiert hat, nicht auch gegen jene protestiert hätte, die zugelassen haben, daß der Name Strindberg in Verbindung mit dem der Herren Harden, Münz und Kreutz durch die Presse geht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Wenn ich die »Fackel« in diesem Rundschreiben nicht genannt habe, so geschah es lediglich deshalb, weil für den Strindbergpreis nur Bücher, nicht Zeitschriften in Betracht kommen.

Geben Sie (wie Harden) Ihre Kriegsarbeiten als abgeschlossenes abgerundetes Buch heraus, so will ich dieses mit Freuden in meine Sammlung, die ich durchaus sachlich, ohne »persönliche Beziehungen«, mache, aufnehmen.

Ihr

Berlin, 1. April 21. Emil Schering

[Mit zwei Exemplaren eines Prospekts über den Strindbergpreis, in dem mitgeteilt wird, daß »die Katastrophe des Weltkriegs Strindbergs Kinder, Strindbergs Übersetzer und Strindbergs Verleger im Jahre 1920 veranlaßt hat, für die beste Dichtung oder Schrift in deutscher Sprache, welche die Versöhnung der Völker fördert, einen Preis von dreitausend Mark jährlich zu stiften, der jedes Jahr an Strindbergs Geburtstag (22. Januar) verliehen wird«. Ferner werden die Anwärter — sieben — gewürdigt und schließlich erzählt, daß das Richteramt ursprünglich von dem vielgenannten Professor Schleich, um dessen Andenken sich Strindberg so verdient gemacht hat, übernommen, aber »wegen wachsender Überlastung mit Arbeit« in die Hände Scherings zurückgelegt wurde.]

Wien, 5. April 21.

Sehr geehrter Herr!

Wir ersehen aus Ihrem Schreiben, daß Ihnen die Münchner Verlagsbuchhandlung das unsere mitgeteilt hat, da Sie die »persönlichen Beziehungen«, auf welche sich jene freilich nur berufen hat, um die Zusendung des mit dem Strindbergpreis gekrönten Werkes zu rechtfertigen, künftig bei der Aufnahme eines Buches von Karl Kraus in Ihre Sammlung nicht in Anrechnung bringen wollen. Das ist gewiß, wie Sie betonen, sachlich gedacht, und so irrig Ihre Vermutung ist, daß sich Herr K. über die Nichtaufnahme der »Fackel« beklagt habe, so dankbar ist er Ihnen für den wohlgemeinten Rat, seine Kriegsarbeiten (wie Harden) als abgeschlossenes, abgerundetes Buch herauszugeben, um dieser Ehre teilhaft zu werden. Es ist wohl nur aus dem Umstand, daß sich in der »Flut von Einsendungen, die über den Preisrichter hereinbrach«, sein Buch nicht befunden hat, zu erklären, daß Ihnen dessen Existenz verborgen geblieben ist. Denn obgleich Sie von den Kriegsarbeiten der »Fackel« unterrichtet zu sein scheinen, ist die von ihr öfter mitgeteilte und auch sonst bekannte Tatsache nicht zu Ihrer Kenntnis gelangt, daß Ihr freundlicher Rat bereits seit zwei Jahren befolgt und daß außer dem Doppelband »Weltgericht« eine Reihe von dramatischen Akten unter dem Titel »Die letzten Tage der Menschheit« im Buchhandel erschienen ist. Ob es dem Verfasser freilich gelungen ist, auch ein abgerundetes Buch (wie Harden) herzustellen, das hätte er erst von Ihnen oder dem Herrn Professor Schleich erfahren müssen. So sehr ihn das nun interessiert hätte, so hat er doch, wie Sie sehen, die Gelegenheit ausgeschlagen, in jener Namensliste von Humoristen und Leitartiklern zu erscheinen, die, um den Namen Busson vermehrt, Sie um den Strindbergs so ehrfürchtig bemüht erscheinen läßt. Sie hatten die Freundlichkeit, ihm diese Liste in zwei Exemplaren auszuhändigen, vielleicht um ihn doppelt schmerzlich fühlen zu lassen, was er verloren hat, da er hinter den sieben preiswürdigen Einsendern zurückblieb und nicht (wie Harden) von Ihnen mit dem Trost entschädigt wird: daß sein Werk »auch ohne den Preis seine Wirkung übt«, oder (wie Kreutz): daß es »allein seinen Weg finden kann«. Aber so traurig

das alles sein mag, besonders wenn man sich vorstellt, daß es Strindberg nicht mehr erleben konnte, so mögen Sie erfahren, daß nicht einmal die Hoffnung, beide Nobelpreise zu erhalten, den Autor von »Weltgericht« und »Die letzten Tage der Menschheit« bestimmen könnte, Muster vorzulegen. Ihr Schreiben beruht auf einem völligen Mißverständnis der Absicht, die das unsere diktiert hat. Nicht davon, ob Herr Karl Kraus irgendwelcher kritischen Instanz seine Bücher zusenden soll, war die Rede — das täte er unter gar keinen Umständen und ließe es auch seinen Verlag nicht tun —, sondern ausschließlich davon, daß er selbst mit Zusendungen von Büchern verschont sein möchte, und er hat nur, wenn er sich schon die Gelegenheit der Verteilung des Strindbergpreises entgehen ließ, sie wenigstens zu einem Wort über deren Resultat benützen wollen, wozu ihn die vom Verleger ausgespielten persönlichen Beziehungen zur Sphäre Strindbergs ermuntert haben. Wenn Sie nach dieser Aufklärung noch zu dem Entschluß gelangen sollten, ihm den nächstjährigen Strindbergpreis zuzuerkennen, so würde dies Ihrer Sachlichkeit gewiß alle Ehre machen. Nur bittet er in dieser nicht so weit zu gehen, ihn auch in Ihre Sammlung aufzunehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel

Darauf ist von Emil Schering, der sicherlich ein liebenswürdiger und pazifistisch gesinnter Mann ist, wenngleich seine Übersetzungen ein vielumstrittenes Strindbergproblem bilden, die folgende Karte eingelangt, die der Vollständigkeit halber mitgeteilt wird:

Mag Karl Kraus auch noch so kraus sein,
mit der Verehrung soll's nicht aus sein.

Berlin, April 1921. Emil Schering.

Also nichts für ungut und wir werden keinen Preisrichter brauchen.

Briefe

Herrn Dr. Karl Kraus ,Die Fackel'
Schwindgasse 3 Wien IV

Herr Doctor.

Ich habe schon einen kurzen Artikel Herrn Schering zum Übersetzen gesandt.

In Ersatz bitte ich Sie gütigst einen Kranz auf dem Grab des getödteten Denkers*) zu deponieren; (hiemit 10 Kronen eingeschlossen!)

Hochachtungsvoll
Stockholm d. 12. October 1903. August Strindberg.

Sehr geehrter Herr,

Ich erhielt heute Nachmittag ein Telegramm, in welchem Sie mich fragen, ob ich mit der Anführung von Stellen aus meinem Buche »Geschlecht und Charakter« einverstanden sei, und den Wunsch nach einer persönlichen Besprechung über den Inhalt ausdrücken. Es wäre mir sehr angenehm, wenn die ,Fackel' sich mit dem Buche beschäftigen würde, und ich bin zu einer Zusammenkunft, deren Ort und Zeit ich Sie vorzuschlagen bitten würde, sehr gerne bereit. Ich hege nur einen leisen Zweifel, ob das Telegramm wirklich von Ihnen stammt, und nicht irgend jemand mit der Sache sich einen Spaß gemacht hat, worauf ich bei dem Inhalte des Buches in gewisser Beziehung und von gewissen Seiten gefaßt sein muß. Darum bitte ich Sie, mir die Echtheit des Telegrammes brieflich zu bestätigen.

In größter Hochachtung und Ergebenheit
Wien, 20.6.03. Dr. Otto Weininger.

---

*) Otto Weininger.

[Postkarte]

Herrn Karl Kraus

Wien I. Caffee Griensteidl Herrengasse

Ihnen und den mir leider unbekannten unterzeichneten Herrn Gruß u. Heil! Für Freund Liliencron wird sich eine ausgiebige Wasserkur dringend empfehlen; ich denke wir veranlaßen seine Überführung zu Pfarrer Kneipp. Herr v. Brockdorff irrt sich wenn er mir vampyrische Gelüste zumuthet (vergl. den Vampyr von Marschner). Ich nehme auch mit minder pikanter Kost vorlieb. Gelegentlich bitte ich um Adressen. Nochmals schönsten Gruß.

Perchtoldsdorf 5. Mai 95 Hugo Wolf

Das Rätsel

Wenn andern sich ein Rätsel leicht gelöst,
so wird mir erst die Lösung rätselhaft.
Was anderswo in Freiheit drängt und stößt,
hat Raum mir in dem innersten Verhaft.
Zu vielem fühle ich die Kraft.
Doch hält ein Bild, dann eine Tür,
ein Blick, ein Wort, ein Stück Papier
mich zauberhaft.
Ich kann dawider nichts, und nichts dafür.

Die Kreuzelschreiber

Die ‚Münchener Post‘ schreibt:

Der Gipfel der Roheit.

Der sattsam bekannte ‚Miesbacher Anzeiger‘ hat durch Roheit der Sprache bisher schon Unglaubliches geleistet, in einer seiner jüngsten Leistungen aber hat sich das von Ludwig Thoma begönnerte Blatt selbst übertroffen. In einer »Anti-arisch« überschriebenen Polemik gegen den Herausgeber der Wiener »Fackel«, Karl Kraus, finden sich diese bodenlos rohen Sätze:

»In München haben wir doch mit der Hinrichtung des Eisner und der Prügelstrafe gegen den Magnus Spinatfeld [Dr. Magnus Hirschfeld] den Nachweis geliefert, daß es uns nicht an Temperament fehlt. Die Berliner werden auch dankbar anerkennen müssen, daß wir ihnen den Landauer durchgetan haben.

Immerhin waren das nur Vorspiele zu größeren Kuren, die wir uns gelobt haben, für den Fall, daß sich die Beschnittenen bei uns noch einmal mausig machen. Dann geht's aus dem Vollen.«

Das ist der Gipfel der Roheit. Diese Leistung einfach niedriger zu hängen, genügt wohl. Höher geht die Gemeinheit wirklich nimmer.

Mit dieser Androhung der Todesstrafe gegen mich begnügt sich das bayrische Bauernblatt — in Kufstein bespeien seine Abonnenten die österreichische Grenze physisch —, weil die Prügelstrafe an mir bereits vollzogen wurde. Es weiß nämlich zu melden, daß in Wien eine anti-arische Wochenschrift, die ‚Fackel‘, erscheine, ein früherer Journalist der Neuen Freien Presse, Sohn von fünf polnischen Juden, gibt sie heraus. Er ist sein Leben lang von Leuten, in deren Gesellschaft er sich eingedrängt hatte, geohrfeigt worden, immer schon nach einigen Wochen. Ein französischer Bänkelsänger (jener, der nicht für die Wittelsbacher, sondern für die Habsburger arbeitet) traktierte ihn »sogar mit der Hundspeitsche in einem öffentlichen Lokal«. Er sei, schließt das was die Münchener Post als Polemik bezeichnet, der meist geprügelte Hund Österreichs, aber noch immer bissig geblieben.

Es scheint zur Zeit in Wien keine Literaten und keine Maulschellen mehr zu geben. Bloß polnische Juden. Darum traut er sich jetzt anti-arisch aufzutreten.

Die Moral von der Geschichte ist, daß wenn der ‚Miesbacher Anzeiger‘ wirklich dadurch, daß er von Herrn Ludwig Thoma begönnert wird, mehr als eine Angelegenheit des Schweinekobens geworden ist, jener gut täte, anstatt sich auf der Münchner Straße um meinen Gruß zu bewerben, die Hefte des ‚März‘ zurückzuziehen, in denen er meine Stellung im deutschen Geistesleben gegen weit mindern Unglimpf gehütet hat. Andernfalls, und ließe er seinen Miesbacher Anzeiger gewähren, wäre selbst eine Staatsgewalt, die gegen Morddrohungen keinen Schutz bietet, nicht imstande zu verhindern, daß von ihm nichts bliebe als das Temperament, welches er mit bayrischen Sauknechten gemein hätte, aber sein Name durchgetan und seine Ehre hingerichtet wäre.

* * *

Carl Dallago, »Augustinus, Pascal und Kierkegaard« (‚Der Brenner‘, Herausgeber Ludwig Ficker, VI. Folge, Heft 9, Innsbruck):

Wenn ich mich noch weiter in unserer Zeit nach Menschen, deren Schrifttum ein Geistiges und Religiöses lebendig aufweist, umsehen will, um an ihrer Erkenntnis die eigene zu prüfen, wo finde ich sie?

Doch, einer ist noch da, für den wie geprägt zu sein scheint, was Kierkegaard einmal vom »Christen« sagt, nämlich: daß nach Gottes Gedanken ein Christ zu sein hieße »im Kampfe leben, als ‚Einzelner‘ im Kampfe mit dem ‚Geschlecht‘ stehen.« Karl Kraus, den ich meine, ist nun zwar Jude, seiner existenziellen Betätigung des zitierten Satzes nach aber muß er ein geistiger und religiöser Mensch sein. Wie könnte er sonst auch die Kraft finden, Jahrzehnte hindurch, als Einzelner in beständiger Steigerung, gegen die Freveltaten eines ganzen Geschlechtes anzukämpfen? Das vermag meines Erachtens nur einer, dessen Dasein im Grunde vom Geistigen und Religiösen gespeist wird. Was er als Satiriker bedeutet, kommt hier für mich kaum in Betracht. Es erscheint auch, geistig und religiös gesehen, als kein Vorzug an Kraus, daß ihm die Sprache in der Vollendung des geschriebenen Wortes so viel werden konnte, wie sie ihm geworden ist. Ein Schriftsteller, der gezwungen ist, auf dem Umweg der Satire zu sich und seiner Bestimmung zu finden, was wie Belastung aussieht, scheint aber zur Entlastung eines besonderen Sprachvermögens zu bedürfen. Mit der Erkenntnis jedoch, daß die besondere sprachliche Begabung für den Satiriker eine Notwendigkeit ist, wird geistig und religiös auch sichtbar, daß diese Notwendigkeit

einem Mangel entspringen muß, für den sein Träger als geistiger und religiöser Mensch immer wieder zu büßen, den er immer wieder zu überwinden hat. Und den Kraus erstaunlich überwunden hat, indem er als Satiriker, der von der Kunst der Sprache lebt, soweit gekommen ist, daß er (in viel höherem Sinn natürlich als es vom bloßen Intellekt aus verständlich ist) die Kunst in den Dienst des Lebens stellt, das heißt: die Kunst dem Leben untergeordnet hat, und nicht umgekehrt. — —

Daß Kraus, der Künstler der Satire, dem der unmittelbare Weg nicht offen liegt, soweit gelangen konnte, daß er, wiewohl den intellektuellsten Kreisen der Großstadt entsprossen, der Presse unmittelbar nahe gerückt, und so in allernächster Nähe den geistigen Betrug erlebend, dennoch zu seinem Selbst fand und als Künstler sich von aller weltlichen Rücksicht losmachte, noch im Sichlosmachen beständig der Gefahr ausgesetzt, für gut zu halten, das Leben in den Dienst der Kunst zu stellen, weil doch auch das ein Hohes gewesen wäre im Vergleich zu der Selbstentwürdigung, die er im Sold verkommener Mächte die Kunst betreiben sah — daß er ungeachtet alles dessen heute seinem ganzen Schaffen und Wirken nach dasteht als einer, der offenkundig bestrebt ist, die Menschen einem Höhern untertan zu machen: das alles bringt mir die Gewißheit, daß Karl Kraus ein geistiger und religiöser Mensch ist, dessen Auffassung in Bezug auf das Christentum hier nicht ohne weiteres übergangen werden kann.

— — Und wenn Pascals Satz: »Die wahren Juden und die wahren Christen haben dieselbe Religion« auf einen Juden von heute bezogen werden darf, so sicher auf Kraus. Er erscheint wirklich als »der wahre Jude«, treu der Art der großen Väter, die noch nicht den Glauben an Gott für den Glauben an Presse und Börse dahingegeben hatten. An diese großen Glaubensmenschen des Alten Testaments erinnert auch sein »Gebet an die Sonne von Gibeon«. Als sicher darf auch gelten: daß, wenn Christus, wie er einst leibte und lebte, heute wieder auf Erden wandelte, ihm keinesfalls ein Mensch wie Kraus, wohl aber die Kirche feind wäre.

Doch ich habe auf Kraus noch zu verweisen als auf einen, der während des Weltkriegs das Christliche existenziell dargetan hat, soweit er es, seinen besonderen Fähigkeiten entsprechend, dartun konnte. Er hat es jedenfalls im Sinne jener Mahnung des von jeher Geistigen und Religiösen getan, die sich im Taoteking also verlautbart:

»Mit Gewalt herrschen hat schlimme Rückwirkung.
Wo Krieg war, wächst aus dem Schutt der Dorn.
Großen Heeren folgt sicher kümmerliche Zeit.«

Und heute, da die Menschheit die volle Richtigkeit dieses fernöstlichen Lehrsatzes erlebt hat (der Bauernstand, der seinen Besitz im Kriegsgebiet hatte, mehr als jeder andere, weshalb er auch den Krieg aufs tiefste verabscheuen mußte), heute bringt eine unqualifizierbare Horde von bauernfängerischen Presse- und Kirchenleuten, eifrigst unterstützt

vom deutschen Freisinn, in unserem »heiligen« Land Tirol es noch fertig, über einen, der gegen den Krieg war und ist, um von den Völkern abzuwenden, was die zitierte Warnung enthält, allen Unflat einer bis auf den Grund verlogenen moralischen Entrüstung auszuschütten und ihn, der sich über diejenigen, welche das deutsche Volk ins Verderben geführt haben, ehrlich entrüstete, der Beschimpfung eben dieses Volkes zu zeihen. Wahrlich, wenn man sich die Hetzjagd vergegenwärtigt, die gegen Kraus anläßlich seiner letzten Vorlesung in Innsbruck inszeniert wurde, dann muß man staunen, wie sehr jüdische Verkommenheit in die Presse und Kirche der »Christen« eingedrungen ist, ja wie sie bei diesen in weit bedenklicherer Form auftritt als bei den Juden. Der Eroberung des Menschen im schlimmsten Sinn, seiner maschinellen Einstellung in den Weltbetrieb, der vom Intellekt ausgeheckt wurde und mit Gewalt gehalten wird, dieser Eroberung des Menschen, auf die es die jüdische Verkommenheit mit Presse und Börse abgesehen hat, hat sich Kraus von jeher mit größter Entschiedenheit und beispiellosem Wagemut entgegengestellt und so mit seinem Werk auch unvergleichlich mehr erreicht als deutscher Freisinn und »christliches« Deutschtum je zu erreichen imstande wären, auch wenn sie es redlich wollten. Doch sie können es gar nicht wollen, weil es ihnen nicht gegeben ist, das verkommene Jüdische so wahrzunehmen, wie es Kraus, der wahre Jude, wahrnimmt — er, der zum wahren Judentum zurückstrebt und so auch das wahre Christliche unvergleichlich mehr enthüllt als alle diese politischen deutschen »Christen«. Dieses Christliche an Kraus, das sich, wie gesagt, so rückhaltlos äußerte, daß es ihn auch während des Krieges existenziell gegen den Krieg sein ließ, was die Kirche und ihre Vertreter nicht von sich behaupten können — das Papstwort von der »ehrlosen Menschenschlächterei« ist wohl, als allzu förmlich gegeben, auch allzu ungehört verhallt — mag nun die Vertreter der Kirche, die aus dem Christlichen ein Kirchliches gemacht haben, als Erscheinung beunruhigen; so greift ihre Politik in der Not zum Nationalismus, als nach dem Leim, auf den heute noch die Vielen gehen (wiewohl gerade heute einzusehen wäre, daß der politische Nationalismus der Ruin der Nationen ist) und spielt Deutschtum gegen den Juden Kraus aus.

Wäre der Kirche und ihren Vertretern ernstlich darum zu tun, das Böse im Judentum zu bekämpfen, ja vermöchten sie das, müßten sie sich zur Presse als solcher, deren Wesen Kraus in der »Neuen Freien Presse« verkörpert sieht, ganz anders verhalten; eben so, wie Kraus sich zur »Neuen Freien Presse« verhält. Denn das ist ein Blatt, von verfallenem Judentum geschrieben, vom bösen Geist des

Judentums, der diese arge Welt geschaffen hat, der sie beständig aufs neue schaffen hilft und unterhält. Die Kämpfe, die die Vertreter der Kirche gegen eine solche Presse führen, von der das Publikum doch wahrlich weiß, daß sie von dieser Welt ist, sind Theaterkämpfe, durch die sie dem Publikum vortäuschen wollen, daß ihre Sache nicht von dieser Welt sei. Was aber ein im Sinne Pascals wahrer Jude schreibt, enthält ungleich mehr vom wahren Christlichen als das Kirchenchristliche je darzutun vermag. So enthalten auch die Fackelhefte ungleich mehr vom wahren Christentum als die gesamte christliche Presse, die nur eine Begleiterscheinung der Weltlichkeit der Kirche ist. Wahres Christentum wird sich nie der Presse bedienen, um sich durchzusetzen. Denn was das ewige Leben in sich trägt, buhlt nicht um die Gunst des Tages noch der Menge.

Ich sehe mir genug. Die Kirche hat den Menschen gefangen gesetzt und will sich ihn so mit allen Mitteln erhalten. Die Presse erstrebt dasselbe. Und da beide von dieser Welt sind, gehen nun beide darauf aus, dem Menschen alle Ausgänge zu verschließen, die aus dieser Welt herausführen, indem sie immerzu ein Neuordnendes hereinbringen, an das sich der Mensch verlieren soll, um nicht mehr zu sich selber zu finden. So brauchen sie ihn, um ihn handhaben zu können für ihr falsches Ansehen, für ihre falsche Position, doch für ihr richtiges Einkommen.

Und findet man in der »christlichen« Presse eine allzuarge Abscheulichkeit wie das Vorgehen gegen Kraus, und forscht man daraufhin nach dem Urheber und sagt sich, daß diese »christliche« Politik doch auf Rechnung jener zu setzen ist, denen es obliegt, die Menschheit über Christentum zu belehren, und daß, wenn diese aus dem Christentum Politik machen, die Verantwortung hiefür doch auf die Kirche fallen muß, die solche Leute als ihre Vertreter duldet, und sucht man nun diese verantwortungsbereite Kirche, so findet man sie nirgends, wo immer man sucht; aber die Erkenntnis wird einem, daß auch diese Kirche gleich der Presse eine »anonyme, vollkommen verantwortungslose, nicht faßbare Massenmacht« ist.

Und kann man nicht verstehen, wie Kraus die Häupter einer »christlichen« Bevölkerung so sehr gegen sich aufbringen konnte, daß Leute in abhängiger Stellung es nicht mehr wagen durften, sich irgendwie mit ihm einzulassen, muß man sich seiner wiederum als eines wahren Juden besinnen, an dem das wahre Christliche dem Kirchenchristlichen gegenüber allzu störend hervortritt. Dann hat man wirklich einen analogen Fall — wenn auch in weit höherem Maße — im Verhalten Christi zu den Vertretern des jüdischen Gesetzes, die Christus mit seiner das Gesetz erfüllenden Art so gegen sich aufbrachte, daß sie, wie Kierkegaard berichtet, jeden, »der sich mit seinem Zeitgenossen Christus einließ«, zum mindesten mit dem Ausschluß aus der Synagoge bestraften.

Und fragt man sich, wie es kommt, daß gerade diese »Christen«, diese »christliche« Menschheit, im Großen und Ganzen ein so grundverdorbenes Pack ist, wird einem aus dem Evangelium also die Antwort: »Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, um einen Judengenossen zu machen; und wenn er's worden ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn ihr seid!« Natürlich muß es statt »Judengenossen« heute »Christengenossen« heißen, da sich unsere Schriftgelehrten und Pharisäer, also Kirche und Presse, nicht mehr auf das Alte, sondern auf das Neue Testament stützen, um sich in den Besitz dieser Welt zu setzen. Aber mit dem Besitz dieser Welt besitzt man noch nicht den Menschen, in den von jeher etwas gelegt ist, das stärker ist als diese Welt und das immer wieder zum Vorschein kommt, oft gerade dann, wenn sich dessen diese Welt — und mit ihr Kirche und Presse — am wenigsten versieht.

Die zunehmende Verständigung zwischen Kirche und Presse deutet an, daß beide Mächte, deren Weiterexistenz auch heute noch die beste Gewähr für die Fortdauer des Weltkrieges bietet, sich ernstlich bedroht fühlen müssen. Vielleicht kommt es noch zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündnis zwischen ihnen. Kirche und Presse, oder der Hort der falschen Schriftgelehrten und der Hort der echten Pharisäer, gehören wohl auch zusammen in einer Zeit, deren ganze Schwere und Zerrissenheit der Hauptsache nach dem Wirken dieser Mächte zuzuschreiben ist. So finden nun zwei zusammen, die gemeinsame Schuld zusammengeführt hat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dennoch gelang es gerade den »Christen«, als den Sprößlingen einer »christlichen« Welt, die eine Schöpfung der Kirche ist, die Gottesvorstellung mit der Vorstellung von Fortschritt so in Verbindung zu bringen, daß sie jeden Fortschritt, selbst den Fortschritt zum Weltkrieg, zum größten Sündenfall der Menschheit, »mit Gott« aufnehmen und betätigen konnten. In wahrlich religiöser Wallung solchem Zeitgeschehen gegenüber sagt Karl Kraus in seinem Gedicht »In perpetuam rei memoriam«:

Die auferstanden von dem Sündenfalle
nach tausend Jahren,
sie sollen es erfahren:
Die Beter waren, waren Töter alle!

Herr ihrer Schaaren!
Sie führten dies und das im Schilde
und schufen dich nach ihrem Ebenbilde
mit Haut und Haaren.

Und nun Welt, fahr wohl! Du stehst mir viel zu fern, als daß ich dir gram sein könnte. Was habe ich noch zu schaffen mit deinem menschenmordenden Christentum, das, wo es ganz Kirchentum geworden ist, das Menschendasein eingehen läßt.

* * *

Die ‚Wiener Stimmen' fragen:

Er will mit?

In der Märznummer seiner »Fackel« macht Karl Kraus folgende Ankündigung:

Welt, wie starrst du doch vor Lanzen,
Und willst noch auf Gräbern tanzen,
Nein, da schnür' ich meinen Ranzen,
Denn das halt' ich nicht mehr aus!

Sollte dies bedeuten, das K. Kraus das von ihm so beharrlich geschmähte Wien mit dem nächsten der nunmehr vom Völkerbundrate gestatteten Ostjudenexporte zu verlassen gedenkt? Nein, was über uns Wiener alles hereinbricht!

Die Reichspost, besonders in ihrer Abendausgabe eine der stärksten satirischen Kräfte unter dem Manhartsberg, hat leicht reden. Natürlich möchte ich nicht nur einer Welt den Rücken kehren, die von Lanzen, sondern zumal einer solchen, die von Zeitungen starrt und die sie mir deshalb »vor« Lanzen starren läßt, indem sie eben der Meinung ist, daß man nur von Schmutz zu starren habe. Also nicht bloß einer Welt, deren Schlächter Ehrendoktoren der Philosophie sind, deren Mordwaffen von der Kirche gesegnet wurden und der eigentlich jener Abschiedsruf gegolten hat, sondern vor allem einer Stadt, in welcher es die Reichspost gibt, der solches wohlgefällt. Daß Wien bei seinem Überfluß an geistigen Potenzen und da ihm namentlich die ‚Wiener Stimmen' erhalten bleiben, nicht viel verlieren würde, ist mehr als wahrscheinlich. Es hat da für die Satire Cl. F., der mit seiner blitzartigen Beweglichkeit und mit der ihm schon zur zweiten Natur gewordenen Fähigkeit, lachend die Wahrheit zu sagen, geradezu an Masaidek heranreicht, aber vielfach auch an Schnidibumpfl gemahnt. Die knappe Form des Zweizeilers virtuos beherrschend, schießt er seine Pointen ab, jedoch nicht ohne die Vorsichtsmaßregel, dort für alle Fälle einen Gedankenstrich anzubringen, wo er ausholt, um den Vogel auf den Kopf zu treffen. Dieser Gedankenstrich dient dem Zwecke, den Leser der Reichspost auf die Überraschung, die ihm bevorsteht, vorzubereiten, wodurch die ihm zugedachte Feinheit, die ihm sonst entgehen könnte, womöglich noch kostbarer wird. Cl. F. versteht es durch diesen Kunstgriff meisterlich, die Spannung zu erhöhen. Schon das äußere Bild seiner von solchen Pfeilen durchschwirrten Kolumnen läßt ihn als eines

der ursprünglichsten und fruchtbarsten Temperamente erscheinen, das sich verschwendet, ohne sich auszugeben. Nur um eine ungefähre Vorstellung von dieser Eigenart zu vermitteln, ohne natürlich den Anspruch zu erheben, ihren Schwung nachbilden zu können, würde ich den Typus seines Witzes so darstellen:

Überall sieht man jetzt die Leut' von der gewissen Rasse —
Sie fahren aber nicht in der dritten, sondern in der — ersten Klasse.

Oder:

Der Moische hat früher einmal gehabt die Laus —
Jetzt aber hat er schon — ein Haus.

Wie man gleich sehen wird, reichen diese Versuche beiweitem nicht an — das Original heran:

Preist w a s a n m a n h e u t' als Friedenswar':
Gibt's dreifache — Kriegspreise das ist klar!

Im Urtext sind natürlich nicht die Worte »was an man heut'« gesperrt, sondern zur Erleichterung des Verständnisses die Friedenswar' und die Kriegspreise, ein unscheinbarer Trick, um nachzuhelfen und den Leser auf den beabsichtigten Kontrast von vornherein aufmerksam zu machen.

Das L e g i t i m i t ä t s p r i n z i p in der Republik
Ist das — S c h i e b e r t u m in der Judenclique!

Erstaunlich ist die Sparsamkeit der Mittel, der Verzicht auf Gänsefüßchen und Fragezeichen bei »Legitimitätsprinzip«. Ich habe mir von einem starken Polemiker aus der ‚Staatswehr' den Satz aufgehoben:

Auf allen Pfaden begegnen wir diesem »S e g e n« (?) der Unordnung in der Republik.

Das ist von großer Eindringlichkeit, aber eben nicht künstlerisch gestaltet. Hier fehlt wieder der wohltuende Gedankenstrich. Der Satiriker hingegen begnügt sich mit diesem und einem Rufzeichen. Der Gedankenstrich kommt noch der unverkennbaren Distanz zwischen dem Schiebertum und dem Legitimitätsprinzip zustatten, wobei freilich die Gefahr besteht, daß er mehr den Gegensatz zu dem Schiebertum, das sich hinter dem Legitimitätsprinzip in der Monarchie verborgen hat, andeuten wollte (Erzherzogin Maria Theresia mit Zucker, die Parmas mit Kaffee), so daß die Kontrastwirkung ohne ihn eigentlich reiner wäre. In dieser Richtung scheint auch das folgende Aperçu gewagt:

»Der Dumme hat das Glück!« Da wir's brachten so weit,
Ist die — Austria sicher sehr gescheit!

Hier besteht wieder die Gefahr, daß die Verblüffung eben darin liegen könnte, daß die Austria, der mans doch zuallerletzt zugetraut hätte, sehr gescheit ist, zumal da ja das Glück, das die Austria sonst hatte, in jenem Spruch überliefert ist, der das Kriegführen den andern überläßt, während Österreich sich mehr durch Habsburgerheiraten vermehren soll. Weil sichs eben die Austria einmal überlegt, nämlich alles reiflich wenn auch verkehrt erwogen hat, so ist ihr zwar der Beweis gegen ihr sprichwörtliches Glück, aber keineswegs der gegen ihre sprichwörtliche Dummheit gelungen. Hier hat also der Satiriker übers Ziel geschossen, direkt ins Schwarz-gelbe, und eigentlich die Interessen verletzt, die zu hüten er berufen ist. Ein Fall aber, wo er um der krassesten Mißdeutung vorzubeugen, sogar zu Gänsefüßchen greifen muß, ist dieser:

Von jeher waren die Roten
Die besten — Ententepatrioten!
Wem danken sie, was sie sind im Land?
Nur der — »Gottlob« — siegreichen Entente!

Man kann sich denken, was Gottbehüte ohne Anführungszeichen herausgekommen wäre. Schlicht, doch von einleuchtender Klarheit ist die folgende Erkenntnis:

Dem guten Namen zieht die Welt
Heut meistens vor: das — bessere Geld!

Das aber doch hinreichend entwertet ist, um von ihr für solch goldene Worte eingetauscht zu werden. Eben dem Gedanken, daß wir in einer Zeit fortschreitender Teuerung leben, wird ja Cl. F. mit mancher bittern Wahrheit gerecht. Wie schneidender Hohn klingt der Stoßseufzer seiner Frage, auf die es nach irdischem Ermessen schier keine Antwort gibt:

Wie lang noch muß man sich gedulden,
Bis es wieder — Knödel gibt für einen Gulden?

Cl. F., der nicht wie gewisse andere Satiriker immer nur zerstören, sondern auch aufbauen möchte, ist zwar Pessimist, aber er wünscht das Gute. Ohne jede Beziehung auf die vielfachen Übel der Zeit scheint der Stachelvers zu sein:

Blieb ein Sokrates von seiner Xanthippe verschont,
Hätt' sich nicht so — erweitert sein Horizont!

Jedenfalls ein Beispiel dafür, wie der Gedankenstrich förmlich auf den Nacken weist, wo der Schalk sitzt. — So ist Cl. F., der im

Anhang des Schönpflugschen Weltbildes wohl die Beruhigung zuläßt, daß einer Bevölkerung, der so etwas dreimal in der Woche zuteil wird, bei meinem Abschied nicht bange sein muß. Und dazu erfüllt sich ihr das literaturgeschichtliche Wort, das den Stolz bekundet, zwei solche Kerle zu haben: denn es gibt auch Oha, der Schulter an Schulter mit jenem die Sitten der Republik geißelt, vielleicht nicht ganz mit der philosophischen Überlegenheit, aber dafür mit einer ätzenden Schärfe, die den Nagel abschießt. Oha handhabt nicht wie Cl. F. den Vers, sondern die — Prosa; sonst hätten sie sich schon zu — Xenien vereinigt. Oha hat immer etwas zu sagen. Er weiß den Dingen eine Seite abzugewinnen, oft den kleinen Dingen eine große Seite. Er ist Skeptiker. In seinem Witz erscheinen Tiefsinn und Grazie zu einer spielerischen Form gepaart, die vielfach an Spadifankerl gemahnt. Sein Frohsinn knüpft wieder an jene große Tradition an, nach der auf Seefahrten des Männergesangvereins bei der »Anrufung des heiligen Ulrich« sich zugleich der gemütvolle Spott und die tiefe Gläubigkeit des bajuvarischen Volksstammes zu betätigen pflegte. Es ist der spezifische Humor der Wiener Stimmen, der etwa mit einer »Peperl Marandanna« korrespondiert und gerade dort, wo man sich's am wenigsten versieht, »Ramatama« sagt. Daß daneben auch die ganz andersgearteten Laute unserer — Kohnnationalen zu verdienter »Geltung« (?) kommen, versteht sich von selbst. Eines der populärsten Motive Ohas sind die Zwiegespräche zwischen dem »Datteleben« und dem »Moritzche«, die einfach zum Kugeln sind. Annähernd, aber ohne die Prägnanz des Originals erreichen zu können, möchte ich ein Beispiel seiner Art in folgendem Bonmot geben:

»Datteleben, was is das e Schieber?« »Einer von ünsere Leut, Moritzche!«

Wenn Oha in Paris lebte, wäre ihm ein Klosett in der Akademie sicher. Es ist also durchaus begreiflich, daß die Reichspost, gestützt auf solche Kräfte, bei deren Darbietungen ich leibhaftige Wiener habe schmunzeln sehen und die selbst dem Präsidenten der Nationalversammlung die Sitzungen — in der Nationalversammlung — verkürzen sollen, den Verlust der Fackel leicht hinnehmen würde, ja daß ihr die Vorstellung, Wien, das von mir so beharrlich geschmähte, könnte meinen Abgang

beklagen, einen Lacher kostet. Wer würde auch bezweifeln, daß der Anschluß des »liebeglühendsten Menschenfreundes, an dem viele nur seinen Haß gegen alle Feinde der Menschenwürde gewahr werden«, an einen Transport von Ostjuden schon aus dem Grunde kein Verlust für die Reichspost wäre, weil ich eben, seitdem jene Meinung von ihr vertreten wurde und bis zu dem Tage, wo sie mich einen »narrischen Hiasl« nannte, die Bemühungen der Reichspost zum Schutze der Menschenwürde gegen die Kriegsmacht unausgesetzt verkannt habe. Nach meinem ersten Auftreten gegen diese — im November 1914 — konnte die Reichspost es noch für ihre Pflicht halten, von dem »begeisterten Beifall« Notiz zu nehmen, der »deshalb ins Gewicht fällt, weil sich hier offenkundig bisher fremde Kreise zu Kraus bekannten«, während sie heute mehr der Ansicht zuneigt, daß dieser mit ihr, der Reichspost, »anbandeln möchte, vermutlich um durch ihre gefällige Mitwirkung seinen Namen in Kreise tragen zu können, die außerhalb seiner Reichweite (‚Riechweite' ist möglicherweise ein Druckfehler, ergänzt sie schalkhaft) liegen«. Damals erkannte sie ganz richtig, daß in meiner Rede gegen den Krieg »all die niedrige Schmierigkeit dieser großen Zeit endlich zur herbeigesehnten Aussprache kommt«, meinte, ohne an einen Ostjudentransport auch nur zu denken, daß es mir gelungen sei, ein Liliencronsches Gedicht (‚Abschied'), »den Inbegriff deutscher Wehmut und Lieblichkeit zu warmem, quellendem Leben«, Bibelworte zu »gewaltiger Wirkung« zu bringen, und sah »den großen Gewinn des Abends nicht bloß in dem erfreulichen Reinertrag für die Invaliden, sondern vor allem darin, daß sich im Sturm der Tage derjenige Gehör zu verschaffen wußte, der an dem Kommen einer neuen, würdigeren Zeit nicht eben das kleinste Verdienst trägt und der schmerzliche Sehnsucht litt nach ihrem Kommen«. Daß nunmehr Wien so wenig an mir verlieren würde, erklärt sich daraus, daß ich Wiens besten Besitz, seine christliche Presse, von dem Tage an als einen ebensolchen Pofel wie seine jüdische Presse und mit der gleichen Entschiedenheit deklariert habe, als dem von keinem Kompliment ablenkbaren Blick sich ihr tägliches Scherflein zur niedrigen Schmierigkeit dieser großen Zeit darbot.

Die Vorkriegshymnen der Reichspost, über die sie nun mittels des Zugeständnisses, ich hätte »nebbich auch etliche ganz nette und ersprießliche Sachen geschrieben«, hinüber zu kommen versucht, sind bei weitem eher durch den Umstand erklärt, daß ich bis zum Krieg das journalistische Christentum zwar stets für eine anwidernde Erscheinung, aber infolge selbstmörderischer Talentlosigkeit für keine ernstzunehmende Konkurrenz der jüdischen Presse gehalten habe, weil eben Kreuzelschreiber, wenn sie es noch so schlecht meinen, nicht so gefährlich sind wie Journalisten, die es ausdrücken können. Ich glaube nicht, daß ich mein Urteil über jene so wesentlich geändert habe wie sie über mich, ich würde aber den Humor dieser den besten jüdischen Vorbildern abgelauschten Wandlungsfähigkeit erst dann voll auszuschöpfen bemüßigt sein, wenn Kasmader, dessen Können noch immer nicht seiner Perfidie gewachsen ist und dessen satirische Ambition mich jedesmal an eine Annonce »Steirer macht letzten Versuch« erinnert, fortfahren sollte, in meine Riechweite zu streben. Wenn etwa ein Analphabetentum, das den Druckfehlerteufel nicht an die Wand malen sollte, da es ihm, unersättlich nach Ohas, wirklich passiert ist, einen Einsender zu »treffenden, aktuellen, kurzen Zeitgedichten, Sinnsprüchen, Satieren« zu ermuntern, sich noch einmal erfrechen würde, deshalb weil ich in der Friedenswelt gegen die ästhetische Pein des geistigen Greislertums bei aller Mißachtung nicht so heftig reagieren konnte wie gegen das Kulturgift der großen Preßgeschäfte, von »Anbiederungen des Zornes wie der Liebe« zu reden. Gewiß, wenn man das, was in den Fackeljahrgängen gegen die jüdische Presse gesagt ist, mit den Läppereien des Antisemitismus vergleicht, so könnte dieser in einer Anwandlung von Größenwahn mich als Bundesgenossen reklamieren. Aber das in eben jenen Jahrgängen gegen die Preßchristen Gesagte konnte, losgelöst von dem wichtigeren Kampfe, beiweitem hinlangen, um selbst den dümmsten Kerl von Wien, eben jenen, der in der christlichsozialen Presse seinen Ausdruck findet, richtig zu orientieren. Daß die Enthusiasmen der Reichspost für meine Vorträge von mir als persönlicher Schimpf empfunden wurden und als dieselbe Behelligung wie andere Schmierereien in Lob und Tadel, die ich zur Darstellung der

publizistischen Reichweite der Fackel zitiert habe, läßt sich beweisen. Keiner anderen Anbiederung bin ich mir weiß Gott bewußt als der christlichen Ergebung in diese Pein, von der ich sogar gestehe, daß sie einem politisch zugerichteten Urteil erlaubt hat, das polemische Bild der Fackel noch mehr zu verzerren als es schon von dummheitswegen geschah — nur nicht der christlichsozialen Journalistik, die bei aller Wehrlosigkeit vor der Lüge nicht behaupten dürfte, daß es in fünfzehn Jahren zwischen mir und ihr irgendetwas von einer Verbindung oder Verständigung gegeben hat. Nein, dieses Verhältnis war so wenig vorhanden, daß der Wunsch, nicht unter den Linden gegrüßt zu werden, schon wegen der Undenkbarkeit einer persönlichen Bekanntschaft unterdrückt werden mußte. Wie? Weil es mir gewährt war, die Schöpfung eines weder jüdischen noch christlichsozialen Gottes so zu betrachten, daß mir ihr Geistiges über den trügerischen Werten der Intelligenz stand, hätte ich die Partei der Unintelligenz genommen? Was mit unbeschreiblicher, aber doch schreibbarer Flachheit und Roheit, oft aus dem Neid um das Weltgeschäft, nie aus dem innern Drang nach Wahrheit den Mächten widerstrebte, wider sie strebte, die mir das Wesentliche zu bedrohen schienen — das hätte mir höhere Achtung eingeflößt als die vor dem Hausknecht, der mit dem Einbrecher fertig werden soll? Bin ich ihm, wo es ihm sichtbar mißlang, meinen Tadel schuldig geblieben und wo er verdächtig war, selbst einbrechen zu wollen, meine Verachtung? Und als er Verwirrung stiftete, um es endlich zu vollbringen, in Kompagnie mit jenem, meinen Zorn? Wo gäb's da Schein und Schatten einer Sympathie? Und weil ich ein schmerzliches Ohr für den widerlichsten Weltton habe, sollte es dem gräßlichsten Geräusch einer Stadt verschlossen sein? Und nicht daß Wiener Stimmen lauter wurden, der Grund meines Mißbehagens, sondern eine Entschließung, eine politische Wendung, ein Gesinnungswechsel, ein Gelüste in die Machtregion, dessen die Tölpel mich für fähig halten? Nein, bloß die hoffnungslose Stupidität, die sich selbst nicht verantwortlich weiß für das was sie druckt und die nie lernen wird, den rechten Gebrauch von ihrer Tücke zu machen, weil sie über das Talent des jüdischen Journalismus

nun einmal nicht verfügt, kann sich bei dem Versuch unertappt wähnen, die mit Fußtritten gelohnte Begeisterung für mich als m e i n e Anbiederung hinzustellen und, weil ich undankbar bin, nicht zu folgern, ich hätte die Wohltat als Plage empfunden, sondern erstrebt. Ich hoffe, daß Sprudelgeister, gegen die ja schließlich doch der Autor eines Postbüchels ein Cervantes ist, nunmehr auch Steirers letzten Versuch aufgeben werden; daß es nicht nötig sein wird, in diese Verhältnisse tiefer einzudringen und auf das Zeugnis von Männern zu greifen, die wie Lammasch gewiß der christlichsozialen Presse näherstanden als ich und doch gleich mir den Zeitpunkt wahrgenommen haben sie zu verabscheuen, als sie sich, bis dahin bloß ein Papierverlust, als Pest der Welt zu empfehlen begann — unzweifelhafte Christen, die diese Mischung von Weihrauch und Giftgas, diese Frömmigkeit im Zeichen des Gelbkreuzes noch gefährlicher fanden als das signifizierte Gift des Kommerzgeistes und keine Bedenken trugen, sich die von einem Völkergerichtshof zu verhängende Strafe für die Rädelsführer — Schulter an Schulter mit den jüdischen Zeitungsmachern — vorzustellen. Was meinen Abschied von Wien anlangt, so mag er der Reichspost gewiß leichter fallen als der von ihrem Karl. Ich entferne mich, nachdem ich mich überzeugt habe, daß ihr Dasein der Nation eine schwere und unerträgliche Prüfung auferlegen würde, und dies auf die Dauer mitanzusehn vor meinem Gewissen nicht verantworten könnte, da jeder Augenblick der Anwesenheit im heißgeliebten Vaterland unerträgliche Leiden bedeutet und ich die Stimme des Blutes nicht mehr hören kann. Ich werde zurückkehren, wenn ich überzeugt bin, daß in dem schwergeprüften Land bereits Ordnung gemacht ist. Und während andere Auswanderer bloß versprechen, fern von der Heimat ihr, wenn nötig, ihr Blut zu widmen, bin ich ihr, solange ich da bin, und weil es nötig ist, noch ganz andere Leistungen schuldig. Über den geistigen Besitz, den sie verliert, wenn ich sie verlasse, und den sie behält, weil ihr die Reichspost bleibt, werde ich mich mit dieser nicht auseinandersetzen. Nur ein Punkt wäre noch zu bereinigen. Bereits zu Kriegsbeginn hat sie Gelegenheit gehabt, von dem erfreulichen Reinertrag einer Vorlesung für die Invaliden zu sprechen und es einen

»glücklichen Gedanken des Komitees« genannt, »sich an Karl Kraus mit der Bitte um Förderung zu wenden«. Seither sind viele Jahre des von der Reichspost begrüßten Krieges und dann statt des von der Reichspost versprochenen Aufschwungs der Seele Jahre der von der Reichspost verschuldeten Not ins Land gezogen, und ich habe noch unzählige Vorlesungen für Invalide und für hungernde Kinder gehalten, und zu den Unsummen, die dem »großen Zweck« vom Vorleser zugewendet wurden, kommen jene Spenden, die allen möglichen Hilfswerken und besonders dem der Gesellschaft der Freunde »schon von aller Welt in seinem Namen zugeflossen sind, so daß wir« (schreibt diese dem Verlag der Fackel) »gerne ihm sagen möchten, wie sehr wir uns glücklich fühlen, daß sein Wort so viel Elend zu lindern vermochte«. Das ist freilich nur die Meinung von Ausländern, die nicht merken, wie sehr ich auch damit Wien vor dem Inland herabsetze, indem ich es vor dem Ausland als hilfsbedürftig erscheinen lasse, und die armen Kinder, denen es zugute kommt, ahnen den Zusammhang nicht. Da tut Ersatz Not. Ich hatte meinen Anschluß an einen Ostjudentransport in meinem Gedicht angekündigt, im Vertrauen auf das Gerücht, daß die Redaktion der Reichspost entschlossen sei, die hiedurch entfallenden Beträge — wenn nötig — zur Gänze zu ersetzen, wiewohl seinerzeit die Million von der ungarischen Regierung nicht in ihre Hände gelangt ist, aber offenbar weil sie es für ihre Pflicht hält, ein Scherflein beizutragen zur Linderung des Elends nach einem Krieg, den sie gesegnet hat, während ich ihn doch nur verflucht habe. Sollte das Gerücht die Wahrheit sagen — wodurch es sich von den Meldungen der Reichspost immerhin unterscheiden würde —, so warte ich auf die ausdrückliche Zusicherung der Reichspost, daß sie es tun und die Hunderttausende, die ich, solange es nötig ist, von dem Ertrag meiner Vorlesungen hungernden Wiener Kindern zuwenden wollte, aus ihrer Tasche oder, wenn nötig, aus dem Ertrag von Oha-Vorlesungen zahlen wird. Dann, aber nur dann werde ich beruhigt meinen Ranzen schnüren und das von mir so beharrlich geschmähte Wien auch der geistigen Unterstützung durch die Reichspost überlassen!

Die Zusendung **von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Ausschnitten, Drucksachen, Manuskripten oder brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art**

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Das etwa beigelegte Porto wird einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

ABONNEMENTS auf „DIE FACKEL“

können infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht mehr übernommen werden, sondern nur gegen eine Mindestvorausbezahlung von K 50·— (Mk. 30·—) die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sofort zu expedieren. Von dem vorausgezahlten Betrage wird der Preis der in zwangloser Folge erscheinenden Hefte jeweils in Abzug gebracht werden und rechtzeitig, ehe das Guthaben aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolgen. Vorauszahlungen aus dem Auslande mittels Briefes erwünscht.

Inhalt der vorigen vierfachen Nummer 557—560, Januar 1921:
Die Gesellschaft der Feinde / Zeitgenossen / Der Lächler / Inschriften / Notizen und Glossen / Miserere / Hans Müller im Frieden / Weihnachtsgeschenke / Ein christlicher Dreh

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstr. 3

NR. 572—576 JUNI 1921 XXIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

ZUR SPRACHLEHRE

Preis dieses Heftes:

K 28·— / čsl. K 10·— / Mk. 8·—

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN
III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 187

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE

DIE FACKEL

Nr. 572—576 JUNI 1921 XXIII. JAHR

ZUR SPRACHLEHRE

Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.

Goethe.

*

Alle Sprachformen sind Symbole, nicht die Dinge selbst, nicht verabredete Zeichen, sondern Laute, welche mit den Dingen und Begriffen, die sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind und immerfort entstehen, sich in wirklichem, wenn man es so nennen will, mystischem Zusammenhang befinden.

W. v. Humboldt.

*

Wenn einem Autor ein Lexikon nachkommen kann, so taugt er nichts.

Goethe.

*

Sprich deutsch!

Die Literarhistoriker, die den Deutschen ihr »Sprich deutsch!« zurufen, haben, da sie selbst nicht imstande sind, diese Forderung zu erfüllen, auch keine Ahnung, daß sie die andern damit nur bestärken, undeutsch zu sprechen. Denn sie wollen sie ja bloß vom wohltätigen Gebrauch der Fremdwörter abhalten, der doch allein die deutsche Sprache davor bewahren kann, verschandelt zu werden. Anstatt sich an den unendlichen Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache zu versündigen, ist es hundertmal besser, sich der einfacheren Formen einer fremden zu bedienen. Je mehr Fremdwörter jene gebrauchen, die nie deutsch lernen werden, desto besser. Denn daß sie es eher lernen würden, wenn ihnen der Gebrauch der Fremdwörter verboten wäre, ist doch eine ausgemachte Dummheit. Wer deutsch kann, hat auch zwischen Fremdwörtern Spielraum, es zu können, und wer es nicht kann, richtet im weiteren Gebiet nur Schaden an. »Sprich deutsch!« ist leicht geraten. Wer kein Fremdwort gebraucht, hat darum noch lange nicht gelernt, der Forderung des Professors Engel zu entsprechen, selbst wenn dieser von der Leistung befriedigt wäre.

Die Fremdwortjäger sind allen Ernstes der Meinung, daß sie es in jedem Wortdickicht, in jedem Wortgedicht erlegen können. Aber selbst in einem Wortbericht kann es ihnen schief gehen und so etwas passieren:

> Es interessierte, in Herrn Ivos einleitenden Worten zu hören, daß Rilke gegenwärtig auf einem stillen Schlößchen der Schweiz lebe, um, wie der Dichter selbst an eine Wiener Anschrift ungefähr geschrieben habe: durch Besinnung und Leistung auszugleichen, was so viele böse Jahre zerstört haben.

Ist es schon fast eine körperliche Pein, den postalischen Terminus »Adresse« (aller guten Dinge sind drei Fremdworte) zu »Anschrift« eingedeutscht zu finden — eine traurige Begleiterscheinung des Umsturzes wie jene Steigerung aller Preise um Zehntausend »vom Hundert« —; und habe ich es wirklich einmal erleben müssen, daß mich jemand — mündlich, ohne daß seine Zunge schamrot wurde — um meine Anschrift bat, worauf ich ihm die postalische Rückseite zuwandte: so ist hier der kühne

Versuch unternommen, eine Metapher einzudeutschen. Der Berichterstatter hat nicht die Eingebung gehabt, etwa »an einen Wiener Bekannten« zu sagen, sondern kurzentschlossen die Adresse selbst dort verändert, wo sie gar nicht mehr vom Briefträger gesucht werden muß. Es handelt sich nicht mehr um das, was auf einem Kuvert steht, sondern um den Empfänger des Briefs, um eine Person. Immerhin liegt hier dem Spaß noch die Tatsache zugrunde, daß ja wirklich einmal ein Brief aus der Schweiz an eine Wiener Anschrift gekommen sein muß, worin versprochen wird, durch Besinnung und Leistung (eigentlich Mehrleistung) einzubringen, was die Kriegsjahre ausgerechnet an Rilke zerstört haben (wiewohl übrigens nicht einzusehen ist, wie dichterische Kraft, wenn sie vorhanden ist, durch die Zeit zerstört werden, und wenn sie nicht vorhanden ist, sich an der Zeit erholen könnte). Aber der Verfasser der Notiz hat vollständig vergessen, daß die Anschrift ihre postalische Funktion bereits erfüllt hat und nur mehr die Adresse übrigblieb, an die ein Ausspruch gerichtet ist. Oder er dachte — wenn er überhaupt etwas dachte —: lieber ein Unsinn auf deutsch als eine welsche Metapher, und griff mit jenem stolzen Behagen, das jetzt für die Niederlage an den Fremdwörtern Revanche nimmt und in dem eigenen Besitz an Mißgeburten Entschädigung findet, nach dem Wort »Anschrift«. Nun liegt die Sache aber so, daß »Adresse« nicht nur alle jene Bedeutungen hat, die »Anschrift« nie haben kann, sondern daß, was der Deutsche als die übertragene Bedeutung fühlt: Adresse als Ziel einer »Richtung«, einer Beziehung, als das Objekt, an das man »sich wendet« (s'adresser), im Französischen die ursprüngliche ist, hingegen der der deutschen Vorstellung primäre, der postalische Begriff der abgeleitete. Der Reformer übersetzt einfach diesen und hofft, die ursprüngliche Bedeutung werde schon nachkommen. Dazu ist beachtenswert, wie er ihn übersetzt. Wollte er nur das, was auf dem Briefkuvert geschrieben steht, deutsch bezeichnen, so müßte er »Aufschrift« sagen. Da alle sonstige Bedeutung sich schon gegen diesen Bezug auf die eine konkrete Vorstellung wehrt, so hofft er es mit »A n schrift« zu machen, worin er wenigstens die Richtung der Tätigkeit markiert hat. Das verhatschte Wort möchte somit ausdrücken, daß ich an jemand schreibe, und es will den Träger der Adresse statt des Briefkuverts

vorstellen; aber da es doch nicht in der Begriffslinie etwa von »Ansprache« steht, vielmehr dort, wo deren Objekt ist — die Ansprache spreche ich an jemanden, die Anschrift aber schreibe ich nicht an ihn, sondern sie ist das, wohin ich schreibe —, so würde es nichts anderes ausdrücken als daß statt auf einem Kuvert »an einem« Menschen was draufgeschrieben wird. Das ist natürlich kein Mittel, den Inhalt von »Adresse« hereinzubekommen. (Und selbst der Postdienst leidet. Wie übersetzt man den Adressaten? Wiewohl schon die Adresse das ist, was man anschreibt, bleibt jedenfalls nichts übrig als ihn den Angeschriebenen zu nennen.) Dieses »an« stellt sichtlich den verlegenen Versuch vor, etwas von dem eigentlichen Richtungssinn zur Geltung zu bringen. Im Französischen ist die Briefadresse die andere Bedeutung von »Adresse«, während man im Deutschen sich bei diesem Wort zuerst einen Briefträger vorstellt und darum auch bei diesem mit der Reform eingesetzt hat. Man muß aber erst von der andern Bedeutung zurückkehren, wenn man sagen will, daß man sich an jemandes Adresse »wendet«. Was im Französischen die ursprüngliche Bedeutung ist, ist in der deutschen Vorstellung von »Adresse« eine Metapher. Wenn ich nun für die Briefadresse »Anschrift« setze, womit ich doch das Wort nur in einem ganz engen Geltungsgebiet, sozusagen in einem Postbestellbezirk, und überdies miserabel (elend) verdeutscht habe und wenn ich dann diesen Begriff, dem noch die volle Anschauung des Geschriebenen tintenfeucht zugrundeliegt, mechanisch auch in alle weiteren, dem Franzosen näheren Bedeutungen von »Adresse« übernehme, so mute ich dem Sprachgebrauch eine rechte Viechsarbeit zu, nämlich eine konkrete Vorstellung zu unterdrücken, um sie in einer weitabliegenden, abstrakteren Sphäre handhaben zu können, als ob sich das von selbst verstünde. Es ist doch einleuchtend, daß ich eher eine abstrakte Bezeichnung, die mir für Adresse einfiele — zum Glück fällt sie mir nicht ein —, auf den Spezialfall anwenden könnte als umgekehrt. Man ermesse nur den Blödsinn, der herauskommt, wenn man das Wort in diesem Sinn, wo es also ein Wesen bezeichnet und ein solches, an das überhaupt kein Brief gelangt ist und das nicht als der Träger einer Postadresse gedacht wird, sondern als das Objekt, auf welches sich eine Handlung bezieht, das sie »angeht«,

auf das sie speziell abgesehen, abgezielt ist, mit Anschrift übersetzt, etwa: den Sack schlägt man und an die Anschrift des Esels ist es gerichtet. Sie müßte erst — was ihr in hundert Jahren nicht gelingen kann — zur Metapher des Sprachgebrauchs werden, zur inhaltslosen Floskel, die keine Handschrift mehr wahrnehmen läßt, um die Adresse im außerpostalischen Sinne zu ersetzen. Man wird, damit dies gelinge, wohl die Adresse immer mitdenken müssen, die uns zwar auch vor allem an die Post erinnert, die aber doch schon ursprünglich die Bedeutung hat, die sie bei »Anschrift« erst erlangen könnte, wenn ich die Vorstellung des Geschriebenen vergewaltige. Das wäre freilich nicht die wahre Methode, sich die Fremdwörter abzugewöhnen, wenn man sie zwar nicht sprechen dürfte, aber denken müßte, um die deutschen Ersatzwörter zu verstehn, und also eigentlich nicht aus dem Welschen, sondern ins Welsche zu übersetzen hätte. Es ist so, als ob man von Wien nach Linz über Salzburg fahren müßte, weil man in St. Pölten zu tun hat, wohin man gelangt, wenn man sich vorstellt, daß man nach Paris fährt, und die Originalität dieser Eindeutscher, die doch nie über das Erlebnis der Sprache als eines Verkehrsmittels hinauskommen würden, aber eben dieses erschweren möchten, ist schon ein lästiges Hindernis. Als ob die Erneuerung der Sprache von einem Entschluß ausgehen würde und nicht von einem Gedicht! Als ob, was sich »einzubürgern« hat, von Bürgern bestimmt werden könnte! Solange die Dichter Fremdwörter nicht verschmähen und ihnen die darin geborgene Vorstellung kein deutsches eingibt, das mit der Macht der Selbstverständlichkeit dasteht, um in den Sprachgebrauch einzugehen, müssen sich eben die Pfuscher gedulden, die der Meinung sind, der Erlebnisgehalt des Fremdworts, der ihm eingeborne und der ihm zugewachsene, werde ihrem Zuspruch oder ihrer nationalen Entrüstung parieren. Es besteht zu wenigstens 50 v. H. die Gefahr, daß künftig auch von einer Rede gesagt werden wird, sie sei an eine bestimmte Anschrift gerichtet, zum Beispiel die Mahnung: »Sprich deutsch!« an die meine, von der sie dann allerdings als unbestellbar und mit dem Vermerk zurückkäme: Angeschriebener ins Ausland abgereist.

*

Wieso kommt es

daß die wenigsten Leute wissen, daß diese Wendung falsch ist? Weil sie sie nicht hören und vor allem nicht sehen können. Sie fragen dann vielleicht, »wieso es möglich ist«, eine Wendung zu sehen. Nichts ist unmöglicher als diese und nichts, als eine zu sehen, wenn es einem nicht gegeben ist. Wie es möglich ist, hier Klarheit zu schaffen, und wie es kommt, daß man sie dann hat, kann aber selbst der sehen, dem es sonst nicht gegeben ist. Der Vorgang des Kommens ist im »Wieso« bereits enthalten, und die Wendung ist ein inveterierter Pleonasmus wie ein alter Greis. Ich kann einer Erzählung mit »Wieso?« oder mit »Wie kommt es?« begegnen. Dieses »kommt« ist nur ein »wird«. »Wieso wird es« würde aber nicht bedeuten: auf welche Art wird es, entwickelt es sich so, geschieht es, sondern: durch welches Geheimnis der Schöpfung, aus welchem Ursprung wird es, entsteht es. Nur ein »kommen« im Sinne der Bewegung, des Entstehens ist mit »Wieso« zu verbinden. Wieso kommt einem ein Gedanke, ein Gefühl. »W i e s o kommst du jetzt (da du nicht kommen solltest)?« Jedoch: »W i e ist es möglich, daß du jetzt kommst? W i e kannst du jetzt kommen?« »Ich kann es.« »W i e s o (kannst du)?« »Es ist möglich.« »W i e s o (ist es möglich)?« (Da es doch unmöglich scheint.) Wieso kommst du = Wie kommt es, daß du kommst. Wie es aber kommt, daß die wenigsten Leute wissen, wie man zu sprechen hat? Weil sie, was sie nicht wissen, von denen gelernt haben, die nicht schreiben können. Man kann getrost jede Wette eingehen, daß die gefeiertsten Romanschriftsteller den Unterschied nicht wahrnehmen und nicht etwa dort, wo sie die Leute reden lassen, »wieso« diesen der Schnabel gewachsen ist; sondern daß sie schon ganz von selbst nicht wissen, wie man schreibt. Die meisten von ihnen haben's von jeher nicht gewußt, und die übrigen haben »daran« vergessen.

*

Daran vergessen

Doch dürfen sie darum wieder nicht glauben, daß es unter allen Umständen falsch wäre. Es gibt in der Sprache nichts Falsches, was die Sprache nicht zu einem Richtigen machen könnte. Die Wissenschaft von ihr ist die unentbehrliche Voraussetzung, um zu wissen, wann man sie umgehen dürfe. Ein Satz könnte aus lauter Fehlern zusammengesetzt und doch ein rechter sein. Nicht allein ein solcher, der sichtbar einem Sprachgebrauch nachgebildet ist. Die Regeln sind wohl einem Sprachgefühl abgenommen, aber ein feineres könnte sich wieder in ihrer Auflösung bewähren. »Daran vergessen« wäre hiefür wohl ein extremes Beispiel, aber zur grundsätzlichen Darstellung solcher Möglichkeit ließe sich selbst dieses heranziehen. Es ist von »sich daran erinnern« oder »daran denken« bezogen, dessen Negierung nicht zu Ende gedacht ist, so daß aus der positiven Sphäre das »an«, das ja mit der Erinnerung vor allem entschwunden sein sollte, übrigbleibt. So ließe sich der Fall denken, daß ein »Vergessen«, in dem dieser Vorgang noch sehr stark betont sein möchte, etwa mit jener Absichtlichkeit, die sich nicht erinnern w i l l, noch »an« dem Objekt haften bliebe. Es wäre so, daß man eben das, woran man sich sehr wohl erinnert, vergißt und diesen Wechsel vornimmt, nachdem das Objekt der Erinnerung als solches bereits gesetzt ist, so daß sich a n diesem das Vergessen recht eigentlich betätigte. Wie immer im Bereich der Sprache, wo die Gestaltung nicht von der Regel, sondern vom schöpferischen Willen bedingt ist, käme es hier durchaus auf die Kraft an, die die Sphäre durchdringt, in der das Vergessen sich begibt, auf den Atem des Satzes, auf die Umgebung der Anomalie, um sie glaubwürdig erscheinen zu lassen. Man könnte von einem unzuverlässigen Zeugen, der sich an etwas nicht erinnern kann, woran er sich nicht erinnern will, wirklich sagen, er habe »daran vergessen«, und man hätte dem psychischen Sachverhalt keinen Abbruch getan. Denn der Sprache ist es gegeben, auch von einem falschen Sprachgebrauch einen richtigen zu machen.

*

Nur noch und nur mehr

Es wird auch nicht viele Deutsche geben, die den Unterschied von »nur noch« und »nur mehr« zu hören und eigentlich zu sehen vermöchten. Spürt man nur einmal, daß einer vorhanden ist, so wird man im Durchdenken dieser Schwierigkeit zu dem Punkt kommen, wo diese nur noch zu formulieren bleibt und nur mehr als eines der Rätsel erscheint, für das die Sprachwissenschaftler keine Lösung wissen, denn wenn sie überhaupt erwähnen, daß es die eine oder die andere Fügung gibt, wiewohl es sie doch unaufhörlich gibt, so scheint sie ihnen, etwa Sanders in seinen »Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache«, selbst eine solche zu bereiten, und sie entgehen der Alternative, vor die man doch immer wieder gestellt ist (wenn man die Fähigkeit hat, hier einen Unterschied zu vernehmen) einfach dadurch, daß sie die beiden Werte gleichstellen und es offenbar der Laune überlassen, die Wahl zu treffen. Es wird indes an dem hier eingewobenen Beispiel schon klar geworden sein, welch ein wesentlicher Unterschied da besteht. »Nur noch« bezeichnet das Stadium einer Verminderung mit deutlicher Betonung eben dieses Prozesses, läßt also die Subtraktion miterleben, nach der nur noch das Bezeichnete übrigbleibt. Jedoch jenseits dieser Entwicklung, wenngleich infolge einer ganz anderen, abgeschlossenen und nicht mehr angeschauten ist es nur mehr ein anderes. Im »nur noch« ist ein Gewordenes, im »nur mehr« ein Seiendes betont. »Nur mehr« bezeichnet kein Stadium, sondern nur (in diesem Vergleich wieder: nur noch) das greifbare Resultat eines nicht soeben erlebten Vorgangs, also nicht das einer Verminderung, sondern eher einer Verwandlung, eines Wechsels, der ein Größeres betroffen hat, das nur mehr ein Kleines ist. (Im »nunmehr« wird das Resultat anschaulich.) Hier tritt der Unterschied des Grades, dort die Graduierung hervor. Mithin: »Ich bin nur noch der Schatten der Maria«. Aber etwa: »Ich bin keine Königin, sondern nur mehr eine Gefangene«. »Nur noch« ist ein Imperfektum, es ergänzt die unvollendete Vergangenheit; »nur mehr« ist ein Perfektum, es setzt die vollendete Gegenwart fort. Auf die Frage, was sich bei einem Brand begeben habe:

»Ich weiß nur mehr, daß die Feuerwehr kam, als ich bewußtlos wurde; anderes weiß ich heute nicht mehr.« Doch auf die Frage, ob man mit den Eintretenden noch sprechen konnte: »Ich wußte nur noch, daß Leute kamen.« Hier könnte freilich ergänzt werden: »Mehr wußte ich nicht oder nicht mehr«, indem da wieder das Resultat allein greifbar wird. Im Negativen fließen die beiden Begriffe zusammen: Ich weiß nicht mehr, was geschehen ist = ich habe kein Bewußtsein davon, und: ich wußte nicht mehr, was geschah = ich verlor das Bewußtsein. »Nicht mehr« dient also der Negation des »nur noch« wie des »nur mehr«; obschon jene ihre genauere Deckung eigentlich in einem »nicht weiter« (»nichts weiter«) erfahren könnte, wobei wieder, zum Unterschied von »nicht mehr« die Entwicklung inbegriffen wäre. (»Mehr« enthält seinem Wesen entsprechend, das in die Vergangenheit zurückschlägt, im Gegensatz zu »noch«, das in die Zukunft weist, eine Negation und hat auch den Anschluß an die Negation.) Im Positiven gehen die Begriffe deutlicher auseinander. »Nur noch« bedeutet einen Rest, »nur mehr« ein Minus. Da in jenem mehr der Begriff der Veränderung vorwaltet, in diesem mehr der Begriff des Andersseins, so wird der Unterschied sich am ehesten mit dem zwischen einer Bewegungsdifferenz und einer Zustandsdifferenz decken, zwischen einem »erreichen« und einem »haben«, einem »werden« und einem »sein«. »Es bleibt nur noch übrig, etwas zu tun«: das andere ist schon geschehen. »Es bleibt nur mehr übrig, etwas zu tun«: anderes läßt sich nicht tun. (Wieder die Negation.) Man spürt, wie sich dieselbe Handlung in verschiedener Gefühlssphäre abspielt. Dem mechanischen, planmäßigen »tun« steht eines gegenüber, zu dem sich die Erkenntnis des Augenblicks, die Resignation entschließen mag. Ganz anschaulich wird das an dem folgenden Beispiel. »Es bleibt nur noch übrig, ihn zu begraben«: nachdem alle vorbereitenden Handlungen erfüllt sind. »Es bleibt nur mehr übrig, ihn zu begraben«: weil sonst nichts anderes übrig bleibt, weil man ihn ja doch nicht zum Leben erwecken wird oder — wobei der Gefühlston zur Metapher wird — weil er nicht mehr lebensfähig ist. »Er braucht nur noch kurze Zeit, um dort zu sein« ist von einem Zeitpunkt bezogen, von dem an die Absicht betätigt wird, dorthin zu

gelangen. »Er braucht nur mehr kurze Zeit, um dort zu sein« wäre auf eine Leistung bezogen, die sich heute schneller bewältigen läßt als ehedem unter anderen Umständen. »Er braucht nur noch wenig Geld«: zu dem, was er schon bekommen hat. »Er braucht nur mehr wenig Geld«: er gibt heute weniger aus als früher. »Er muß ihm nur noch hundert Kronen geben«: von einer Schuld, die abgezahlt wird. »Er muß ihm nur mehr hundert Kronen geben«: während er ihm früher, etwa als Rente, mehr geben mußte. Streng gefaßt, wäre dort eine durch den zeitlichen Ablauf bestimmte Veränderung der Quantität, hier ein im zeitlichen Ablauf dargestellter Unterschied der Quantitäten betont. Die einfachste Begriffsbestimmung, zu der aber erst nach den schwierigeren zu gelangen möglich ist, wird wohl die sein, daß »nur noch« die Differenz innerhalb einer und derselben abnehmenden Handlung (Teilstrecke im Vergleich zur ganzen), »nur mehr« die Differenz zweier verschiedenen Handlungen (kurze Strecke im Vergleich zur langen) bedeutet; also jenes den Vergleich innerhalb einer Handlung, dieses den Vergleich mit einer anderen Handlung. Etliche Grammatiker sollen »nur mehr« als Austriazismus bezeichnen. Aber ein solcher ist bloß die falsche Anwendung in den Fällen, wo »nur noch« zu stehen hat. In der Welt der Vorstellungen dürfte diese Form viel häufiger gerechtfertigt sein als die andere, aber der Österreicher kennt sie überhaupt nicht und gebraucht »nur mehr« für beide Vorstellungstypen, also vorwiegend falsch. »Nur noch« kann er gar nicht aussprechen. Den Fall, daß er nur noch zehn Minuten ins Amt braucht: weil er schon den größeren Teil der Strecke zurückgelegt hat, unterscheidet er nicht von dem Fall, daß er nur mehr zehn Minuten ins Amt braucht: weil er übersiedelt ist und jetzt einen kürzern Weg zurückzulegen hat. Er schaut auf die Uhr und sagt auch in jenem Fall: »Jetzt sinds nur mehr zehn Minuten«. Also auch dort, wo die Beobachtung unterwegs angestellt ist und sich nicht auf den Vergleich zwischen den Wegen bezieht. Österreich hat nur mehr sechs Millionen Einwohner: nach der Auflösung der Monarchie, gegen früher. Wenn der Österreicher es sagt, glaubt man, daß er auch die zu verlieren fürchtet.

*

Bis

Für den Begriff »bis« geht dem Österreicher jedes Gefühl ab. Daß »bis« nicht das Ziel, sondern den Weg markiert, sieht er nicht. »Ich werde warten, bis du kommst« würde er, wenn ihn hier nicht der Sinn den Weg führte, so deuten: Wenn du gekommen sein wirst, werde ich warten. Das »bis« eröffnet ihm eine Handlung, anstatt sie abzuschließen. Der Krug geht bei ihm erst zum Brunnen, wenn er gebrochen ist, was freilich durchaus seiner Lebensanschauung entspricht. Er ist dem Begriff »bis« so lange nicht gewachsen, bis dieser sich ihm in einer Negativ-Konstruktion darbietet, kann sich aber selbst da nur helfen, indem er auch den bis-Satz mit der Negation versetzt. Hier versteht er, daß eine Zeitstrecke vorzustellen ist, innerhalb deren etwas nicht geschieht. Er erfaßt nun wohl das demonstrative »so lange« im Hauptsatz, kann aber das »bis« nur als das relative »solange« (in einem Wort) vorstellen: als Begleithandlung, nicht als Ergebnis. Daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis etwas Positives eintritt, muß er für falsch halten. Denn im Positiven bedeutet »bis« für ihn ein »wenn« oder »sobald«, während er es sonst als ein »solange nicht« auffaßt. Also er weiß nicht, was es bedeutet, bis ich ihn *nicht* darüber aufkläre. Und wenn man ihm das »nicht« nimmt, würde er es so denken: er wisse nicht, was es bedeutet, sobald ich ihn darüber aufkläre. Und da hätte er natürlich ganz recht.

*

»Nicht einmal«

Es wäre dem Menschen geholfen, könnte man ihm, wenn schon nicht das Auge für die fremde Schrift, wenigstens das Ohr für die eigene Sprache öffnen und ihn wieder die Bedeutungen erleben lassen, die er ohne es zu wissen täglich zum Munde führt. Ihn die Verlebendigung der Redensarten lehren, die Auffrischung der Floskeln des täglichen Umgangs, die Agnoszierung des Nichtssagenden, das einmal etwas gesagt hat. Wer weiß, ob

nicht der blinde Entschluß, künftig nur mehr dazu Zeit zu haben, wozu man keine Zeit hat, und alles was bisher für nützlich und notwendig galt, zu versäumen, ob nicht die Zuwendung zu den geistigen Rohstoffen ihm die Sorge für die wirtschaftlichen ersparte. Je näher dem Ursprung, desto weiter vom Krieg. Wenn die Menschheit keine Phrasen hätte, brauchte sie keine Waffen. Man muß damit anfangen, sich sprechen zu hören, darüber nachdenken und alles Verlorene wird sich finden. Was das Lesen betrifft, so ist es zuvörderst gar nicht notwendig, sich von den Zeitungen, die uns den Weg zur Sprache wie zu aller Natur verrammeln, zu trennen. Im Gegenteil wird es nützlicher sein, sie lesend zu durchschauen, und besser, eine Zeile des Leitartikels scharf ins Auge zu fassen als von einem Vers der Iphigenie die schöne Ansicht abzunehmen. So ist es auch förderlicher, beim Sprechen nicht vorweg auf das bessere Sprechen zu achten, sondern das was man gesprochen hat, auf die Wurzel des Gedankens zurückzuführen. Eines von hundert Beispielen, über die man nachdenken kann, ist in folgendem Fall gegeben. Eine Frau, die besser spricht als man hierorts gewohnt ist, wird verlacht, weil sie auf die Frage, ob sie müde sei, die Antwort gibt: »Nicht einmal«. Sie denkt über die Wirkung und über die Wendung nach, findet, daß diese entsprechend sei, ohne auf den Grund ihrer Richtigkeit zu kommen. Ich rekonstruiere die Situation, in der die Wendung statthaben konnte. Sie stellt eine Ellipse vor, die in sich durchaus möglich und üblich ist und nur komisch wirken kann, wenn der Hörer an dem Erlebnis, das ihr zugrundeliegt, unbeteiligt ist oder es vergessen hat. Sie beruht auf der Prämisse einer Erwartung, die nicht eingetreten ist. Zwei machen einen Spaziergang; der eine hat geglaubt, daß seine Kräfte nicht zureichen werden. Auf die Frage, ob er müde sei, antwortet er: Nicht einmal [das, was man doch — oder mindestens — erwartet hatte: daß er ermüden — geschweige denn etwa, daß er versagen werde — ist eingetreten]. Jede Gedankenlosigkeit, die man spricht, war einmal ein Gedanke. Wenn man sich nur besinnt und sich fragt, ob das Gesprochene dumm sei, wird man schon wissen, was »Nicht einmal« bedeutet.

*

Das Komma

ist unbeträchtlich genug, um die Nichtigkeit und die Wichtigkeit solcher Debatte anschaulich zu machen. Ihre Wichtigkeit wird im Gebiet jener handgreiflich logischen Verschiebung vorweg einleuchten, von der man schon in der Schule an dem Beispiel eines Orakelspruchs gelernt hat, wie sie die Tatsachenwelt zu bewegen vermag. Daß nach einem falschen Komma im Strafgesetz Fehlurteile möglich sind, davon will man auch schon gehört haben. Schwieriger und ein stilproblematischer Grenzfall ist das folgende: Die Neue Freie Presse hatte, pietätloser gegen ihren Vater, als ich gegen Peter Altenberg, von meinem Prozeß um die Grabrede Notiz genommen und geschrieben:

> Die Klage inkriminierte, daß in dem Artikel dem Kläger der Vorwurf gemacht worden sei, er habe den Reinertrag der in Broschürenform herausgegebenen Grabrede, die er bei Bestattung des Dichters Peter Altenberg gehalten habe, entgegen seiner Ankündigung nicht wohltätigem Zwecke zugeführt, sondern für sich verwendet.

Ich berichtigte und schrieb:

> ... Wahr ist vielmehr, daß ein derartiger Vorwurf einer falschen Ankündigung und somit einer betrügerischen Handlung nicht erhoben und nicht inkriminiert wurde. Wahr ist, daß der Angeklagte nur behauptet hat, der Kläger habe die Grabrede verkauft und unter Verschweigung der dem Angeklagten bekannten Tatsache, daß Peter Altenberg Hungers gestorben sei, aus der Pietät Gewinn gezogen.

Die Zeitung hatte somit aus einer Ehrenbeleidigung eine Verleumdung gemacht, die ich von staatswegen hätte verfolgen lassen können und die natürlich durch keine Ehrenerklärung aus der Welt geschafft worden wäre. Denn im Fall der Beleidigung konnte der Angeklagte sagen, er sei schlecht informiert gewesen und jene Ankündigung, von der er nichts gewußt habe, habe ihn eines Besseren belehrt. Im Fall der Verleumdung aber hätte er die Absicht gehabt, eben jene Ankündigung als lügenhaft darzustellen. Indes, die Behauptung, daß eine Verleumdung gegen mich verübt worden sei — indem ich den Ertrag der Pietät nicht nur für mich verwendet, sondern dies auch »entgegen meiner Ankündigung« getan, also die Öffentlichkeit angelogen und die Vereine betrogen haben sollte —, war keineswegs auf eine falsche oder ungenaue Information

über den Prozeßinhalt, vielmehr nur auf stilistisches Unvermögen zurückzuführen. Der Berichterstatter wollte das Moment der Ankündigung, der entgegen ich gehandelt haben soll, nicht dem Angeklagten zuschieben, also ihn zum Verleumder machen, sondern es selbst vorbringen, also die Ehrenbeleidigung dem wahren Sachverhalt entgegenstellen. Er wollte nicht sagen, jener hätte behauptet, daß ich entgegen meiner Ankündigung gehandelt habe, sondern er wollte nur sagen, jener habe behauptet, daß ich so und so gehandelt habe, und daß diese Behauptung meiner Ankündigung entgegenstehe. Er hatte nicht das Talent, diese Darstellung in einem Satz zusammenzufassen. Hier nun wäre ein wenn auch unzulänglicher Behelf die Anbringung zweier Kommata gewesen, von denen das eine, vor »entgegen«, schon durch die Satzteilung gegeben ist und das zweite nach dem Wort »Ankündigung« zu stehen hätte. Zwar würde dies noch immer nicht deutlich genug die Materie des Vorwurfs von dem Inhalt des Berichts abgrenzen, ja unter Umständen, je nach der Einstellung des Lesers, sogar als Verstärkung des verleumderischen Moments wirken. Immerhin hätte eine Überlegung die Absicht des Berichterstatters, hier einschaltend selbst zu sprechen, hinreichend dargetan.

Eine rein künstlerische Entscheidung erfordert die Frage, ob die zwei einschaltenden Beistriche in der folgenden Stelle anzubringen seien:

Von den 5090 Exemplaren der Postkarte »Volkshymne«, die wie es heißt anläßlich der Reise Karls wieder mehr verlangt wurde . . .

Läge wirklich die Absicht vor, eine Information zu verzeichnen, so wäre »wie es heißt« einzuschalten gewesen. Dieser Nebensatz hat aber hier nur die Beiläufigkeit einer adverbialen Bestimmung, wie etwa »angeblich«.

In Nr. 544/545 (»Die Welt ohne Blatt«) wird auf S. 3, Z. 16 v. u., durch das Fehlen eines Kommas eine Lockerung des Satzgefüges bewirkt, die nach allen Richtungen hin eine Gedankenverschiebung zu falschen Zielen anbahnt. Es wird von der Papierdrosselung gesprochen und davon, daß die Angelegenheiten meines Worts und meiner Wirkung auch ohne die Unterstützung der Presse, die sich anmaßt, öffentliche Interessen zu befriedigen,

ihre Geltung erlangt haben und sie ohne jede Rücksicht darauf, ob die Zeitungen mehr Papier oder weniger bekommen, auch behaupten werden.

Ja, ich möchte so unbescheiden sein zu sagen, daß gerade diese Interessen, und ihre Befriedigung vor der breitesten Öffentlichkeit, ein Beispiel für die vollkommene Überflüssigkeit der Presse, selbst in ihrem reduziertesten Umfang darstellen.

Hier fehlt nach »Umfang« ein Komma. Die Fülle dieser Zeichen hätte vielleicht empfohlen, »selbst in ihrem reduziertesten Umfang« zwischen Gedankenstrichen zu halten oder die Beistriche vor »und« und nach »Öffentlichkeit« trotz dem Verlust dieser Nuance der Steigerung wegzulassen, um den Objektcharakter von »ein Beispiel« zu sichern. Nun wird dieses zunächst als Apposition gelesen, als ein Nominativ, gleichgeordnet dem Subjekt »Interessen«, was ja dem äußern Sinn leider nicht zuwider ist, aber freilich das Verbum »darstellen« sinnlos, weil objektlos macht. Nach »Umfang« gehört aber schon aus dem Grund ein Teilungszeichen, weil der mit »selbst« eingeleitete Satzteil zu »Presse« gehört, auf die sich »ihrem« bezieht. Jetzt bezieht es sich auf »Interessen«, was leider wieder einen Sinn, wenn auch einen falschen, ergibt. Es ist vom reduziertesten Umfang der Presse die Rede, der noch überflüssig sei, wenn es die Förderung meiner Sache gilt, und nicht davon, daß diese Interessen selbst in ihrem reduziertesten Umfang ein Beispiel für die Überflüssigkeit der Presse darstellen, wiewohl dies gewiß nicht unrichtig ist. Durch das Fehlen des Beistrichs oder eines analogen Zeichens wird also bewirkt, daß die Interessen ein Beispiel nicht darstellen, sondern ein Beispiel sind, und zwar in *ihrem* reduziertesten Umfang, anstatt in dem der Presse. — Wie man somit sieht, gehört dieses Beispiel zu jenen Interessen, bei denen der Leser die vollkommene Überflüssigkeit am liebsten auf sie selbst beziehen wird. Denn hier erscheint bloß ein künstlerisches Gut und kein edlerer Teil verletzt. Zum Glück hängt aber die Entscheidung über die Wichtigkeit solcher Interessen mehr vom Schreiber ab. Bedroht hier das fehlende Komma den Satz nur im sprachlogischen Zusammenhang, so kann die Frage selbst, ob es anzubringen sei, sehr wohl einer rein künstlerischen Erwägung entspringen und zumal könnte der geringfügige Unterschied zwischen einem Komma

und einem Strichpunkt Spielraum für mehr Zweifel haben, als einen durchschnittlichen Romanschriftsteller in einem Kapitel zu beschleichen pflegen. Doch gilt ja, wer sich beim Schreiben Gedanken macht, für einen Pedanten, denn der Autor hat es mit dem Praetor gemeinsam, daß er minima non curat, sondern diese dem Drucker überläßt, und die Hauptsache ist auch in der Kunst, daß man gesund ist und vor allem keine Kopfschmerzen hat.

*

Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt

Einer der berühmtesten Sprachfehler; aber er sollte noch berühmter dadurch sein, daß ihn die meisten Deutschen nicht hören. Daran verhindert sie eben die Geläufigkeit des gar nicht anders denkbaren Zitats. So muß ein Fall mit demselben Gebreste konstruiert werden. Die Grammatiker sprechen zwar davon, daß es zuweilen notwendig sei, das mit dem Artikel zusammengezogene Vorwort aufzulösen und »von dem«, »an dem«, »zu dem«, »in dem«, »bei dem« zu sagen, aber sie sagen nicht, warum, und behandeln mehr als Etikettefehler, was nichts geringeres ist als eine völlige Verschiebung des Gedankens. »Vom Wein, den ich gekostet habe«: das kann nur bedeuten, daß ich vom Wein im Allgemeinen oder von der vorrätigen Gattung im Allgemeinen etwas aussagen will und nebenbei, etwa bestärkend: daß ich ihn gekostet habe. »Von dem Wein, den ich gekostet habe« kann nur bedeuten, daß ich von dem Wein, den ich gekostet habe, und erst auf Grund dieser Erfahrung etwas aussagen will. Der Artikel hat beinahe den Charakter eines hinweisenden Fürworts (Von jenem Wein, den —). Es ist ein Unterschied, ob ich sage: »Vom ältesten Wein, den —« oder »Von dem ältesten Wein, den —«. Dieses, offenbar das richtige, will von dem ältesten unter jenen Weinen, die ich gekostet habe, etwas besagen. (Hierin sind zwei Demonstrativa enthalten: von jenem Wein, der der älteste unter jenen ist, die —). Das andere würde von dem ältesten Wein handeln, den es gibt und den ich gekostet haben will. In jenem ist

die Aussage ohne den Relativsatz, der ein Wesentliches darstellt und einer Begriffsbestimmung gleichkommt, hinfällig. In diesem ist die Aussage auch ohne den Relativsatz, der ihm nur ein Merkmal hinzufügt, abgeschlossen.*) Hier ist er eine mit »nämlich«, »übrigens«, »notabene« koordinierte, beigesellte oder gleichgesetzte, Ausführung; dort ist er subordiniert, aber das Verhältnis ist so fest, daß der Hauptsatz in ihm einen Gefangenen gemacht hat, der ihn nicht mehr losläßt. Da ist nun gerade, weil die Beziehung so eng ist, die Zusammenziehung des Vorworts mit dem Artikel (vom, am, zum, im, beim) grundfalsch. Es kann noch eine stärkere Diskrepanz eintreten als die zwischen Merkmal und Wesen. »Am Tage, als ich den Brief schrieb« oder »An dem Tage, als ich den Brief schrieb«. Jenes: ich habe den Brief bei Tag und nicht in der Nacht geschrieben, und da ist noch anderes geschehen. Dieses: ich habe den Brief an demselben Tage geschrieben, von dem ich etwas aussagen will. Der Brief ist sozusagen das Datum des Tages. Sein Schreiben kann in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Haupthandlung eintreten, die geradezu ihr Motiv von ihm empfängt. In solchem Fall ist die Einbeziehung des Artikels, die nur jenen andern

*) Anders beim Infinitivanschluß, der an sich schon den Zusammenhang gewährleistet und eine Zweideutigkeit ausschließt. Hier kann die Verschmelzung der Präposition mit dem Artikel eintreten: »Beim Versuch, zu entkommen«, »Im Begriff, etwas zu tun«, obgleich gerade hier die Aussage des Hauptsatzes ohne den Infinitivsatz hinfällig und nicht abgeschlossen wäre. Während der älteste Wein ohne den Relativsatz erst zum überhaupt ältesten wird, sich also begrifflich verstärkt, besteht der »Versuch« ohne den Infinitivsatz überhaupt nicht und der Artikel, der dort eine verbindende Funktion hat, hat hier gar nichts mehr zu bestimmen. Einigermaßen anders wieder vor einem daß-Satz: »zum Beweise, daß«. Es würde wohl »zum Beweise, daß etwas wahr ist, eine Tatsache dienen (oder angeführt werden)«, jedoch müßte »zu dem Beweise, daß etwas wahr ist, eine Tatsache gehören«. In jenem, wo die Einheit formelhaft hervortritt, ist die Handlung des Hauptsatzes identisch mit der Beweishandlung; in diesem tritt sie erst hinzu. Dort ist »zu« mit dem Beweis verbunden (»als«), hier mit dem Hauptsatz. Ferner bei genetivischen oder präpositionellen Anschlüssen: Beim oder bei dem Gedenken jenes Tages (an jenen Tag). Hier würde der Stil zu entscheiden haben, ob der gewichtlosere Inhalt einer Feststellung die Verschmelzung erlaubt oder das Gefühlsmoment (etwa im Schwur) die Auflösung erfordert.

Sinn zuläßt, unmöglich. Die Auflösung ist der eigentliche Behelf des Gedankens, den die Sprache nicht immer so zur Verfügung hat. Zum Beispiel nicht bei einem »Heute, wo« oder ähnlichen Zeitbestimmungen, wo ausschließlich das gedankliche Milieu für den Sinn aufzukommen und zu entscheiden hat, ob eine Verbindung oder nur eine Begleitung gedacht ist. Dort, wo der Artikel die Absicht des Hinweises ermöglicht, darf diese nicht verloren gehen. Während »am Tage, als ich den Brief schrieb« nur den Tag der Nacht entgegenstellen könnte, weil »der Tag« sonst keine absolute Funktion für irgendeine Handlung hätte, die man von ihm datieren kann, und man andernfalls eben sagen müßte: »an dem Tage« oder »an einem Tage«, würde etwa »am Abend, als ich den Brief schrieb« das folgende bedeuten: ich habe am Abend irgendetwas unternommen und bemerke beiläufig, daß ich da auch den Brief schrieb. Die innere Verbindung der beiden Handlungen kann ich eben nur durch die äußere Auflösung bewirken: an dem Abend, als ich den Brief schrieb. Ebenso verschieden ist: »Er kam an dem Sonntag an, wo ich abreiste« von »Er kam am Sonntag an, wo ich abreiste«. Dieses Beispiel führen die Grammatiker, denen ein rechtes Durcheinander mit den zu verschmelzenden oder nicht zu verschmelzenden Vorwörtern beliebt, in einer Rubrik, in der ausgeführt wird: »Wo in ‚am', ‚zum' der unbestimmte Artikel steckt, kann dafür natürlich nicht ‚an dem', ‚zu dem' eintreten«. Dieser Weisung liegt eine Begriffsverschiebung zugrunde. Eine Grammatik behauptet vorweg, daß in »am« etc. die Verschmelzung mit dem Dativ des »bestimmten oder unbestimmten Artikels« erfolgt sei. Das ist falsch. Rein grammatisch ist darin nie der unbestimmte Artikel enthalten, es kann immer nur von »an dem« und nie von »an einem« stammen. Gleichwohl kann es der Fall sein, daß »am« sprachlich einem »an einem« gleichkommt. Aber die Sprache ermöglicht dies nur in formelhaften Wendungen, etwa dort, wo ein Rang, ein Datum, ein Zustand, eine Krankheit bezeichnet wird: »Man wählte ihn zum Gesandten«, »Er kam am Sonntag«, »Es gereicht ihm zum Vorteil« und »Er leidet am Schnupfen«. Grammatisch ist das nichts anderes als: zu dem Gesandten, an dem Sonntag, zu dem Vorteil und an dem Schnupfen, wiewohl es natürlich bedeuten

mag, daß er ein Gesandter wurde, an einem Sonntag kam, einen Vorteil gewinnt und einen Schnupfen hat. Aber »einen« Schnupfen: würde man sagen, wenn man diesen schon nach Art und Grad vorstellt; »den« Schnupfen: wenn diese Krankheit nur von anderen unterschieden wird. (Welche Krankheit hat er?) Ausschließlich diese Vorstellung ist in »am Schnupfen« enthalten. (Als Beweis dafür, daß darin der unbestimmte Artikel »steckt«, möchte Sanders anführen, daß man »an einem heftigen Schnupfen« sagt. Worin zweifellos der unbestimmte Artikel steckt.) Einer starb am Durchfall: »der« Durchfall war die Krankheit, an der er starb. An einem Durchfall: etwa als unmittelbarer Todesursache, als Begleiterscheinung einer anderen Krankheit. Er lag am Typhus darnieder und starb an einem (oder a n) Scharlach: die erste Krankheit ist die Kategorie, die zweite der hinzutretende Fall, der in seiner Vereinzelung sichtbar wird. »Steckt« hier wo der unbestimmte Artikel, so nicht in »am«, sondern in »an«. (»Zu einem« könnte auch »zu 'nem« oder »zu'n« ergeben; nie »zum«.) Dem Grammatiker widerfährt die groteske Naivetät, »vor weiblichen Hauptwörtern als Namen bestimmter (nicht mehrere Arten umfassender) Krankheiten« den bestimmten Artikel einzuräumen: »An der Gicht, Cholera, Schwindsucht, Pest etc.« Die Ausnahme »an der« als Beweis dafür, daß »am« aus »an einem« besteht! Als ob nicht eher und gerader »an der« aus der Unmöglichkeit einer Verschmelzung zu erklären wäre, die eben bei »an dem« gelingt. Daß im Femininum ein Bedeutungsunterschied eintreten soll, ist umso aussichtsloser, als zum Beispiel doch eher der Scharlach eine bestimmte Krankheit ist als die »mehrere Arten umfassende« Schwindsucht oder Pest. Und schließlich tritt noch die Überraschung hinzu, daß hier wie dort der unbestimmte Artikel gedacht werden kann: an Gicht oder an Typhus. Dort, wo eine begriffliche Gleichartigkeit streng gefaßt ist, die nichts Differenzierendes zuläßt, wird der bestimmte Artikel gedacht, der aber so wenig hinweisenden Charakter hat, daß er die Verschmelzung erleidet, was besonders bei jenen Formeln der Fall ist. Dort aber, wo das Substantivum in seiner Besonderheit hervortritt und eben deshalb mit dem unbestimmten Artikel verbunden ist, kann nie »vom« gesetzt werden. (Hiezu mag, um die Sprachmerkwürdigkeit des unbestimmten Artikels für die bestimmte

Sache einprägsam zu machen, darauf verwiesen sein, daß »der« wie »ein« sowohl individuelle als generelle Bedeutung haben können. Aber wie viel deutschsprechende Menschen wird es geben, welche den Vollgehalt eines Artikels erleben und die beiden am häufigsten in den Mund genommenen Wörtchen durchzudenken imstande sind? Sie mögen den Stilhanswursten der expressionistischen Schule wahrhaft dankbar dafür sein, daß sie sie einer solchen Verpflichtung entheben und mit dem »Abbau« der Artikel erfolgreich eingesetzt haben. Brauchte nicht mehr die Zeit erspart zu werden, die man durch das Nachdenken verliert, was ein Wort bedeutet, so läßt sie sich doch noch dadurch gewinnen, daß man es nicht mehr gebraucht.) »Vom« entsteht nur aus »von dem«, und zwar wenn der bestimmte Artikel keinen demonstrativen Charakter hat, der eine Fortsetzung erfordern würde, sondern den Begriff des Hauptwortes erschöpft. In »am Bache« steckt kein unbestimmter Artikel; entweder bedeutet es: an dem Bach, von dem gerade die Rede oder die Vorstellung ist, im Gegensatz zu anderen Bächen, oder es wird kein individueller Bach vorgestellt, sondern »ein Bach« = d e r Bach als landschaftlicher Typus, etwa im Gegensatz zum Seeufer. Auch in diesem Fall ist es grammatikalisch ein »an dem Bach« mit einem solchen bestimmten Artikel, der jedes Hinweises auf den Einzelfall entbehrt und nur der Absonderung der Kategorie dient. Nur dort also, wo die Individualität hinter dem Typus zurücktritt, wie etwa »ein« Sonntag »den« Sonntag vorstellt, ist die Verschmelzung möglich. Dagegen kann gerade der unbestimmte Artikel eine bestimmte, fast demonstrative Tendenz haben: Von einem Bäumchen, das andere Blätter gewollt hat. Der unbestimmte Artikel bestimmt hier erst das Bäumchen. (»Ein« bedeutet eben zweierlei.) Da es viele gibt, aber bloß eines, das andere Blätter gewollt hat, so läßt sich diese individuelle Laune nur in der Auflösung darstellen, also nur »von dem Bäumchen« sprechen, das andere Blätter gewollt hat. Dann erst dient der Relativsatz zur Definition dieser Individualität. Nur wenn ein einziges Bäumchen, sei es in der Natur, sei es in dem überblickbaren Naturgebiet vorgestellt wäre, von dem man beiläufig sagen wollte, daß es diesen Gusto gehabt habe (durch den es aber doch selbst verriet, daß

es sich aus einer Reihe von Bäumchen emporheben, von anderen unterscheiden wollte), könnte man »vom Bäumchen« sprechen, das andere Blätter gewollt hat. Freilich ist einer der seltenen Fälle gegeben, wo die Isolierung im Angeschauten von der märchenhaften Absonderlichkeit bezogen und das Zitathafte so mit der Vorstellung verschmolzen ist, daß es zugleich mit der Realität entstanden, ja sie erst hervorzubringen scheint. Eine Wirkung, die sich freilich nur der Gewalt der Geläufigkeit verdankt. Deutlicher spürbar und schon mehr als Gewalt, die dem Begriff angetan wird, ist die Unebenheit in andern berühmten Wendungen, deren rein begrifflicher Inhalt die volle Sicherung durch die Satzkonstruktion verlangt. Ein Fall, in dem der Artikel jenen Charakter eines Demonstrativums hat, der die Zusammenziehung verbietet, ist Schillers

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort

Zwar bedürfte »das Werk« keiner näheren Bestimmung und genügte als solches vollauf der Vorstellung des Werkes, das gerade bereitet wird. Der Relativsatz kann aber aus dem Grunde nicht als die Beifügung eines bloßen Merkmals hingehn, weil der Gedanke des Hauptsatzes — die Forderung des ernsten Wortes — in eine ursächliche Verbindung mit dem Moment der ernsten Bereitung gesetzt ist. Diese ist ein Hauptgedanke, antithetisch zu »Wort«. Weil es ein ernst bereitetes Werk ist (ein solches, das; jenes, das; oder das charakterisierende eines, wie bei dem Bäumchen), so geziemt sich ein ernstes Wort dazu (auch oder demgemäß). Ein bloßes Merkmal enthielte der Relativsatz etwa in dem Gedanken: »Zum Werke, das uns Nutzen bringen wird, geziemt sich —« Wiewohl auch hier die Ursächlichkeit durchschlägt, deutlicher schon in: »Zum Werke, das uns so großen Nutzen bringen wird —«, hier liegt eine klare Begründung vor, die sich gegen die Zusammenziehung wehrt. Wie erst dort, wo das Motiv der »ernsten Bereitung« in der Wortparallele mit dem »ernsten Wort« ist: zur ernsten Tat gehört auch ein ernstes Wort. Wäre der Relativsatz nur ein Nebenbei und nicht die Grundlage, so wäre das »ernst« eine leere Wiederholung, während es in Wahrheit eine volle Identität ist.

Freilich vermag hier die Unebenheit wohl dem Gedanken, aber keineswegs dem Sinn Abbruch zu tun. Anders bei Goethe:

> Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
> Von dem ist leider nie die Frage.

Das Recht steht antithetisch zu den »Rechten«, die sich wie eine ew'ge Krankheit forterben. Folgerichtig würde das der Konstruktion »Vom Rechte« entnommene Recht als ein Absolutum, von dem nur nebenbei gesagt wird, das es mit uns geboren ist, etwa die Summe aller Einzelrechte bedeuten, das Jus, das sie alle in sich schließt und von dem im Gegensatz zu den Rechten, die sich forterben, nie die Frage ist. Der Sinn, den die Konstruktion ergibt, ist hier natürlich keiner und eben das schützt sie durch Überlegung vor dem Mißverständnis. Aber er ist an und für sich einer, und darum muß die Überlegung hinzutreten, die zwar eine Stütze des Sinns, aber auch eine Falle des Wertes ist. Man weiß, was »gemeint« ist, aber das ist eine Befriedigung außerhalb der schöpferischen Sphäre. Während bei Schiller nur das eine Werk »gemeint« sein kann, kann hier auch ein anderes Recht gemeint sein als das tatsächlich gedachte: als das mit uns geborne Recht, das Menschenrecht, das Recht, das wir als ein Teil der Natur mitbekommen haben. Würde sich nicht das helfende und doch so störende Moment der Auffassung einschieben, so könnte man ja versucht sein, die Verschmelzung aus dem Erlebnis des Zusammenhangs »mit uns geboren« zu rechtfertigen und solches Ineinander als eine Totalität bis auf die Form »Vom« zu erstrecken. Aber dieser Eindruck wäre keineswegs so zwingend, daß er die Überlegung ausschlösse, welches Recht es sei, und die Vermutung, daß hier der Relativsatz jene definierende Kraft eingebüßt habe, die ihm zugedacht war. Wenn sich heute kein Zweifel über den Sinn mehr einstellt, so verdankt es der Satz der Gewalt des Zitats, die er trotz seinem Fehler erlangen konnte und die freilich vor allem bewirkt, daß man über den Sinn nicht nachdenkt. Rhythmus und Reim haben diese Fähigkeit zum Ersatz an den berühmtesten Beispielen bewährt und sie schaffen jene Eingängigkeit, die ein Eingehen in die gedankliche Substanz geradezu verhindert.

*

Ein Faust-Zitat

Der sprachliche Tiefgang der Faust-Welt wird erst zum Wunder, wenn man ehrfurchtslos genug ist, die Schichten dieser Schöpfung zu unterscheiden und manches, was sich im Himmel begibt, als mit den vorhandenen Mitteln der Erde bewerkstelligt zu erkennen. Was der Rhythmus in oft nur beiläufiger Verbindung mit dem Gedanken vollbracht hat, muß dem Abstieg zu den Müttern alles Sprachdaseins erst den Wonneschauer vorbereiten. Eine sprachkritische Durchforschung des ersten Teiles würde dem Worterlebnis zwischen Faust und Helena, dem der Reim entspringt, keinen allzu bedeutenden Hintergrund beistellen, vielmehr ergeben, daß hier die Sprache noch die Mittellage zwischen orphischem Lied und der mit einer ungeheuren Sinnfülle begnadeten Operette behauptet. Man könnte aber auch weiterhin diese Distanz nachweisen und etwa finden, daß das Ende des Mephistopheles, der sich in ein dürftiges Epigramm über sein Erlebnis auflöst, der nirgendwohin abgeht und dessen Verlegenheit nur noch darin gestaltet ist, daß an ihr weder die Bühne noch die Sprache mehr teilhat — ein großer Aufwand ist vertan —, vielleicht nicht später als sein Anfang entstanden sein mag. So großartig die Wortkunst den Anblick des Blamierten hergestellt hat, dem die Engel die hohe Seele weggepascht haben und der erkennen muß, daß er schimpflich mißgehandelt habe, so weit über Verdienst jämmerlich steht er in den Schlußversen da (Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding der Klugerfahrne sich b e s c h ä f t i g t), die seiner Hilflosigkeit, einen Ausweg zu finden, fast nur noch mit einem Mißreim gerecht werden. Welche Konsequenz er aus der Torheit, die seiner sich am Schluß b e m ä c h t i g t und von der uns nur eben gesagt wird, daß sie nicht gering ist, ziehen wird, davon ergibt sich nicht einmal eine Ahnung, geschweige denn eine Anschauung. Dieses undramatische Ende, das auf der Szene keine gute Figur, sondern einen schlechten Satz zurückläßt und das der Sprechgestaltung schlechthin unzugänglich bleibt, ist hinreichend durch das Fehlen jeder szenischen Anweisung unterstrichen. Nachdem das Verschwinden der Unterteufel von ihm selbst mit ungeheurer Plastik dargestellt wurde, kann er, der versäumt hat, ihnen in die Höllenflucht nachzustürzen — etwa nach der Verwünschung der sieg-

haften Engel —, weder abgehen noch zurückbleiben, er ist einfach nicht mehr vorhanden und wir müssen ihm aufs Wort glauben, daß er vernichtet ist. Ein »(ab)«, das nach einem Epigramm nicht möglich ist, würde allzu deutlich machen, daß dem Dichter die Figur entglitten ist, wie ihr selbst jene Seele, und daß er eben statt eines Schlusses Schluß gemacht hat. Es ist natürlich ein und dasselbe Versagen, das in der Sprache wie im dramatischen Atem fühlbar wird; und das wahrscheinlich vielen Stellen im »Faust« die Gemeinverständlichkeit gesichert hat. Denn die Geläufigkeit und möge sie auch nur die Beiläufigkeit sein, ist eben die Qualität, die erst die Zitierbarkeit ermöglicht und derzuliebe man dem Dichter selbst ein Wunder wie den viergeteilten Chor des »Helena«-Aktes verzeiht. Daß eine Zeile von diesem wie auch von der »Pandora« oder von Gedichten wie »An Schwager Kronos« hundert »Habe nun, ach!«-Monologe aufwiegt, das wird sich deutschen Lesern allerdings nie beweisen lassen, denn die geistigen Angelegenheiten haben es an sich, daß zwar der, ders vermag, in ihrem Gebiete klarere Beweise führen kann als es jedem andern mit materiellen Dingen möglich ist, daß aber jene, die nur zwischen solchen leben und die Kunst für deren Aufputz halten, den Beweisen so verschlossen bleiben wie dem Wert, dem sie gelten. Die »Faust«-Bildung hat festgestellt, daß die Zeile »Ein großer Kahn ist im Begriffe auf dem Kanale hier zu sein« lächerlich ist und nicht, wie man ihr vergebens dartun würde, erhaben, und umgekehrt wäre es aussichtslos, die literarhistorische Seele überzeugen zu wollen, daß nicht einmal das, was sie in einen Vers von ihrer eigenen Schönheit hineintut, darin vorhanden sei. Immerhin mag an einem Beispiel dargetan werden, wie einem Wort oft die Flügel mit Nachsicht der ursprünglichen Flugkraft zuwachsen und wie sie es recht eigentlich über deren Mangel hinwegheben. Dort, wo noch nicht der Zwang der Wortschöpfung, der den Leser so hart bedrückt, vorwaltet und zwischen Form und Sinn noch der Spielraum offen ist, in dem jener sich am wohlsten fühlt, kann die fehlende Deckung geradezu als Unstimmigkeit in Erscheinung treten. Ein Fall, an dessen Fehler sich eben das Wesentliche, welches fehlt, darlegen läßt und der damit auch die Funktion des Reims illustriert, entweder nur Schall oder Verpflichtung zu sein, ist das berühmte Zitat:

Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.

Gott und die Engel sind vorweg und mit Recht auf die gleiche Stufe der Empfänglichkeit gegenüber dem Nichtpathos des Teufels gestellt. Mephistopheles bittet den Herrn um Vergebung dafür, daß er nicht hohe Worte machen könne, und wenn ihn um dieses Mangels willen auch der ganze Kreis verhöhnt. Wohl treten in der Plastik des »ganzen Kreises« zunächst die Engel hervor, denen ja als Jugend und Gefolge die Lust, den Teufel zu verhöhnen, zugetraut werden kann. Aber Gott selbst, wenngleich er wahrscheinlich nicht höhnt, wird gebeten, es nicht übel zu nehmen; denn es gebührt sich ja, vor ihm hohe Worte zu machen, und er würde auf den Mangel an Pathos vielleicht nicht so schrill, aber doch auch negativ wie die Engel reagieren. Er würde vielleicht nicht höhnen, aber daß er lachen kann (wenn er könnte), wird ihm im nächsten Vers bestätigt, und etwas anderes als über den Teufel lachen, tut ja der »ganze Kreis«, in dem Gott schließlich inbegriffen ist, auch nicht. Mephistopheles hat also kein Pathos und bekennt sich dazu auf die Gefahr hin, im Himmel lächerlich zu erscheinen. Aber hätte er Pathos: so brächte es »dich« — es ist also derselbe Partner wie in den ersten zwei Versen — »gewiß zum Lachen«. Das heißt: »erst recht«. Damit ist Gott in der Wirkung, die das Nichtpathos des Teufels auf ihn hat, so sehr mit den Engeln identifiziert, daß man ihn, peinlich genug, fast höhnen sieht. Hätte ich Pathos, würdest du, der mich wegen des Mangels verhöhnt, erst recht lachen. Dies und nur dies kann der Sinn sein. Und nun beachte man zunächst, welche Unmöglichkeit von einem Reim entsteht, der doch phonetisch einer ist und als solcher in einem Gedankenraum, wo die Sphären »hohe Worte machen« und »lachen« zur Deckung gelangen sollen, geradezu das Beispiel der Naturhaftigkeit vorstellen könnte. Denn reimen kann sich nur, was sich reimt; was von innen dazu angetan ist und was wie zum Siegel tieferen Einverständnisses nach jenem Einklang ruft, der sich aus der metaphysischen Notwendigkeit worthaltender Vorstellungen ergeben muß. Andernfalls ist der Reim nichts als eine Schallverstärkung des Gedächtnisses, als die

phonetische Hilfe einer Äußerung, die sonst verloren wäre, als das Ornament einer Sache, die sonst keine Beachtung verdient, ein Wortemachen, ohne das man vielleicht lachen würde. Der klanglich unreinste Reim kann ungleich wertvoller sein als der, dem kein äußerer Makel anhaftet, und alle Reimtheorie, die ihn daraufhin prüft, ob man ihn »verwenden« dürfe, ist kunstfernes Geschwätz, das auch die Dichter, die solchen Unfugs gelegentlich fähig waren, auf dem Niveau eines Publikums zeigt, welches von der Lyrik nichts weiter verlangt, als daß sie ihm die Gefühle, die es ohnedies hat, in Erinnerung bringe. Die Qualität des Reims, der an und für sich nichts ist und als dieses den Wert der meisten Gedichte ausmacht, hängt nicht von ihm, sondern durchaus vom Gedanken ab, der erst wieder in ihm einer wird und ohne ihn etwas ganz anderes wäre. Der Reim ist keine Zutat, ohne die noch immer die Hauptsache bliebe. Die Verbindlichkeit, die in diesem Verhältnis vorwaltet, ist darin besiegelt, daß ein und derselbe Gedanke je nach dem Reim so verschieden sein kann wie ein und derselbe Reim je nach dem Gedanken. Seicht oder tief, voll oder schal. (»Wie jede Sehnsucht, die ihn rief« — »wie der Empfindung Material«: ich könnte, was immer ich darüber zu sagen wüßte, nur mit den Reimen meines Gedichts »Der Reim« sagen. Doch sei dort unter dem Material der Empfindung ihr Wert verstanden, der den Wert des Reims verbürgt, nicht ihr Stoff. Denn Herz und Schmerz können den stärksten und den schwächsten Reim ergeben und in der trivialen Sphäre, wo die Tageszeitung der erdensichern Schmach Verbreitung bedingt, ersteht er so vollgiltig wie in jenen weitern Fernen, wo es ein staunend Wiedersehn mit Sternen gibt. Der Reim entspringt wie nur Euphorion der Gedankenpaarung und er kann von den besten Eltern sein, wenn diese auch noch so niedrig wohnen. Tief genug unter der Region, wo der Seele Philomele antwortet, und in einer Niederung, die vor faustischen Versen zu beziehen blasphemisch anmutet, spielen sich die Coupletworte ab, die ich den sich und uns, seinen und unsern Jammer überlebenden Franz Joseph singen lasse:

Was sind denn das für Sachen?
Bin ich nicht Herr im Haus?
Da kann man halt nix machen.
Sonst schmeißt er mich hinaus.

Und doch ist es reinste Lyrik, denn im ausgeleiertsten Reim ist hier das kraftlose Wollen einer Person, einer Epoche, eines Landes, mit der feigsten und faulsten Resignation zweimal konfrontiert und die Gestalt mit allem Hintergrund aus der Sprache geschöpft. Sachen und machen, Haus und hinaus bewähren den Ursprung des Reims und jene ganze Wirkung, deren die Trivialsprache so gut fähig ist wie die Musik der Sphären. Ich könnte, zur Empörung aller Sprach- und Moralphilister, noch weiter gehen und bescheiden abtreten vor einer Inschrift, welche ich einmal an jener Wand gefunden habe, die die ordinärste Grundlage des menschlichen Mitteilungsbedürfnisses, die anonymste Gelegenheit des Drangs nach Publizität vorstellt und der Volkspoesie jenen Raum läßt, der den dort Beschäftigten nicht verboten ist. Nicht die gereimte Unflätigkeit, die, vom genius loci eingegeben, sich auf den unmittelbaren Anlaß des Aufenthalts bezieht und mit ihrer fertigen Technik weit eher dem Gebiet der Bildungspoesie zugehören dürfte, ist hier gemeint, sondern die naive Roheit in sexualibus, die gerade diese Gelegenheit benützt und es sich nicht versagen kann, das, was ein kultivierteres Gefühl gern in jede Rinde einschnitte, auf jede Planke zu schreiben, ja sich eine solche ohne derartige Zutat überhaupt nicht vorstellen könnte. Der erotische Gedanke, dessen tragische Sendung, die Menschheit zu offenbaren und zugleich vor ihr selbst verborgen zu sein, sich in solcher notgedrungenen Heimlichkeit symbolhaft abzeichnet, hat die Macht, noch auf seiner niedrigsten Stufe zum Gedicht zu werden. Keine Rücksicht auf die sittlichen Empfindungen aller Ausgesperrten, nur das Grauen vor einem stofflichen Interesse, dessen Unzuständigkeit vor der Kunst ich doch eben dartun will, verhindert mich, den genialsten Reim, das vollkommenste Gedicht hieherzusetzen, das je in deutscher Sprache entstanden ist, von einem Kretin oder Tier gelallt, das in diesem unbewachten Moment ein Genie war. Vollkommen darum, weil es, als der bündigste Ausdruck der vulgärsten Vorstellung von erotischem Glück, in einem beispiellosen Zusammenklang der Sphären nur drei Worte enthält und weil der gemeine Sexualwille mit diesem »Ist gut« noch nie so ein für allemal ein Diktum gefunden hat, gegen das es keinen Einwand

und über das hinaus es keinen Ausdruck gibt. Da kann man wirklich und in jedem Sinne nur sagen, daß das kein Goethe geschrieben hat, und er selbst wäre der erste gewesen, es zuzugeben.) Im Goetheischen Zitat haben die Sphären, die nach der Deckung im Reim verlangen, die Eignung, eben in der Antwort von Lachen auf Machen befriedigt zu sein, in der Beziehung von gemachtem und verlachtem Pathos sich gepaart zu fühlen. Trotzdem ist es ein schlechter, weil durch eine begriffliche Störung ernüchterter, ein leergewordener Reim. Das ist vom Element »verhöhnen« bewirkt, dessen Dazwischentreten das Lachen nur mehr als Begriffsparallele zu diesem bestehen läßt. Das »Lachen« könnte seine volle Reimkraft nur bewahren, wenn es als eine vom Verhöhnen völlig unterschiedene Reaktion zur Anschauung käme. Daß dies nicht der Fall ist, beweist der offenbare Sinn. Dieser Naturreim des bündigsten Einverständnisses ist dadurch, daß der zweite Gedanke im »gewiß« kulminiert und das »Lachen« bloß im Schlepptau des Sinnes mitgeführt wird, vollständig entwertet. Es ist überhaupt kein Reim mehr, sondern bloß ein ganz schwaches Echo des »Machen«, das der Erinnerung durch einen Nachklang ein wenig besser aufhilft als etwa ein »Spotten«. Da nun der Gedanke im Reim kulminieren oder dort noch erlebt sein muß, um ihn zu lohnen und von ihm gelohnt zu werden, so ist man gewohnt, in diesem Vers nicht das »gewiß«, sondern das »Lachen« zu betonen. Ohne jeden Zusammenhalt mit dem Sinn des Ganzen und nicht nur aus dem Naturrecht des Reimgedankens, sondern auch darum, weil »gewiß« hier eine zu schwache Bekräftigung ist, um mehr als das »Lachen«, um die ganze Beziehung zum verlachten Nichtpathos zu tragen. »Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen«: da ist »gewiß« nur eine Bestätigung der Wirkung des Pathos (»sicherlich«) und durchaus nicht die Steigerung im Vergleich zur Wirkung des Nichtpathos (»vollends«). Es gehört nur zum Lachen und soll doch zum Pathos gehören, das es mit dem Nichtpathos vergleicht. Es hat somit alle Eignung, die Zeile zu isolieren. Der vom Sinn verlangten Beziehung auf den vorangegangenen Vers könnte eben nur mit der Prothese »vollends« (oder metrischer: »erst recht«) aufgeholfen werden, und der Schauspieler des Mephistopheles, der selbst sein ganzes Nichtpathos zusammenraffte, wird das

»Lachen« nicht fallen lassen, sondern einfach nicht umhin können, es zu betonen. Der Vers als solcher ist, vom Schicksal des Reims abgesehen, erst ein Vers, wenn nicht »gewiß«, sondern »Lachen« betont ist, andernfalls ist er nichts als argumentierende Prosa. Geschieht es nun, wie der Vers verlangt, so löst sich die Beziehung zu den voraufgegangenen Versen. Das »Lachen« ist dann eine ganz andere Reaktion als das »Verhöhnen« und indem im »Pathos« doch ein Gemeinsames vorhanden bleibt, verwirren sich die beiden Begriffsreihen. Aber nur durch die völlige Loslösung des dritten von den ersten zwei Versen, die ja keinen Sinn übrig ließe, ist wieder ein Anschluß des vierten möglich. Nur wenn »Lachen« betont, als Neues gesetzt wird, kann fortgesetzt werden: Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt. Nur dann ist das »Lachen« in der vierten Zeile keine Wiederholung, sondern eine Verstärkung. Fällt es in der dritten Zeile zu Boden, wie der Sinn des Ganzen verlangt, so ist der Anschluß der vierten unmöglich. Es müßte denn eine Pause nach der dritten erlebt sein, in der sich der Sprecher auf die Zunge beißt: Ah was red ich da vom Lachen, du kannst ja gar nicht mehr lachen. Dieses Zwischenspiel wäre auch durch einen Gedankenstrich nicht dargestellt und ist im gegebenen Versraum mit sprachlichen Mitteln überhaupt nicht zu bewältigen. Wenn die vierte Zeile nicht wieder nur argumentierende Prosa sein soll, so verlangt sie die volle Betonung des »Lachen« in der dritten; sonst wäre das in der vierten noch schwächer betont und rein nur zur Begriffsausführung gesetzt. Sollen aber beide Zeilen ein Gedicht ergeben, so hört jede Verbindung mit den ersten beiden auf. Wußte Mephistopheles vorweg, daß der Herr sich das Lachen abgewöhnt hat, so würde dieser Gedanke wieder jenen aufheben, mit dem er die Wirkung seines Nichtpathos bezeichnet. Er kann doch nicht sagen, daß Gott sich das Lachen nur gegenüber jener Haltung abgewöhnt hat, die ihn »erst recht« zum Lachen reizt: mindestens lacht er also über die andere. Wieder ein Beweis, daß, um den Anschluß an den vierten Vers zu ermöglichen, »gewiß« unbetont, »Lachen« betont sein muß. Er ist nur möglich, wenn »gewiß« so viel wie »sicherlich« bedeutet. Es sind alle Elemente der vollen Sprachgestalt vorhanden und man beachte, wie rein der Gedanke in dem vom zweiten Vers befreiten

Reimpaar zur Geltung kommt. (Wobei freilich, im unmittelbaren Reim auf »Worte machen«, der Hauptton, der auf »Worte« liegt, die volle Deckung ein wenig beeinträchtigen müßte, was gerade durch die Einmischung des verkürzten Verses repariert wird; wenn er nur nicht als Ganzer den Reimgedanken aufhöbe.) Er tritt dazwischen mit der doppelten Funktion, sich zugleich nach oben und nach unten anzuschließen, indem das »verhöhnt« sowohl auf das Nichtpathos antwortet wie das Lachen vorbereitet, das auf das Pathos antworten soll. Ist dies aber gegen die Natur des dritten Verses gelungen, so hängt erst der vierte in der Luft. Denn daß der Teufel im kosmischen Raum des Versgeistes so freizügig sei, kann er nicht beanspruchen und gerade der Dialektik ist es verwehrt, über die Sprache hinaus zu sprechen. Die vier Gedankenreihen: Pathos, Nichtpathos, Lachen, Nichtlachen hätten eben, um ineinander zu greifen, mehr als vier Verse gebraucht. Es ist aber nicht einer jener gesegneten Fälle, zu tausenden in Goethescher Sprachtiefe vorfindlich, wo gedankliche Fülle die Übersicht erschwert, vielmehr erscheint die Kürze durch Beiläufigkeit so wettgemacht, daß der handgreifliche Sinn keineswegs zu Schaden kommt.

Als ich mit meinem akustischen Spiegel »Literatur« daran ging, dem weltfreundlichen Ohr des nachtönenden Fäustlings den Schall berühmter Verse einzupflanzen, deren Sinn zugleich die Schlinge war, in der sich der Wortbetrug abfangen ließ, da war es merkwürdig, wie sich jene Stelle, die sich durch das Motiv eines ausgelachten Pathos so sehr der Verwendung zu empfehlen schien, stilistisch dagegen sträubte. Schließlich jedoch fanden die Teile ihre sprachlogische Verbindung, der Reim seine Auffüllung, und die Satire lachte sich mit der folgenden Variante ins Fäustchen:

Er kann bei Gott auch hohe Worte machen,
doch kommt der Tag, wo ihn sein Kreis verhöhnt,
sein Pathos bringt sie dann gewiß zum Lachen,
sobald sie merken, daß es vorgetönt.

Konnte, um eine von der Literaturwelt nicht durchschaute, aber geförderte Usurpation der höchsten geistigen Sphäre abzuweisen, kein Faustwort entheiligt werden, so durfte sich jenes die Zurichtung wohl gefallen lassen. In solche Beziehung gebracht, ist das Lachen sicherlich — »gewiß« — an seinem Platze.

*

Schicksal der Silbe

Wien, 28. August 1920.

Hochverehrter Herr Kraus!

Es liegt mir fern, die auf Seite 7 der letzten »Fackel« abgedruckte Kritik einer Leserin verteidigen zu wollen, aber mich schmerzt der Zweifel, ob nicht die zu ihrer Widerlegung angeführten Zitate einer guten Sache dadurch einen schlechten Dienst leisten, daß sie den Kern eines an sich gewiß unberechtigten Tadels nicht ganz treffen. Es scheint mir nämlich zwischen den Versschlüssen »rosinfarben«, »Totschläger« und: »Hindernis«, »ängstigtest«, »erwartete«, »Fröhlichen«, »Schuldigen«, »Himmlische«, »Iphigenien« ein Unterschied zu bestehen, der den Wert dieser Zitate als Belegstellen für »rosinfarben« und »Totschläger« einigermaßen verringert. Die angeführten Verse von Shakespeare und Goethe schließen durchwegs nach einer betonten Stammsilbe mit zwei tonlosen Nebensilben, von denen die letzte — besonders im Vers — unwillkürlich doch einen ganz schwachen Ton (im Verhältnis zur vorletzten) erhält, da bei aufeinanderfolgenden Nebensilben Tonhöhe und Tonstärke wellenförmig ab- und zunehmen. Das Schema dieser Versschlüsse wäre etwa: ″ ◡ ◡́. In den Wörtern »rosinfarben« und »Totschläger« sind aber die beiden letzten Silben nicht gleichwertig, sondern die vorletzte Silbe trägt als Stammsilbe einen deutlichen Nebenton: ″ ́ ◡. Daher kann die letzte Silbe keinen noch so schwachen Nebenton auf Kosten der vorletzten Silbe erhalten.

Ich erlaube mir, nochmals hervorzuheben, daß mein Bedenken keineswegs die von jener Leserin beanstandeten Verse, sondern nur die Anführung der Belegstellen betrifft.

In aufrichtiger Verehrung — —

*

Motto:
»Die unangenehmste Begleiterscheinung großer Menschen ist ihre Überhebung über die kleinen.«

Maria Wörth, 6. Okt. 1920.

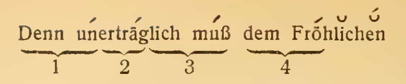
Geehrter Herr!

Die Aufklärung, die Sie zwei Leserinnen in der »Fackel« Nr. 551 unter »Druckfehler« S. 7, erteilen, beruht auf einem Irrtum.

Sie nennen den Vers der »Apokalypse«:

Und die Haut des Tiers,
Auf dem sie sitzt, ist ganz rosinfarben
[Fackel 546—550, S. 79, letzte Zeile]

einen 4 füßigen Jambus mit 2 schwachbetonten Nachsilben. Dies trifft zwar für Ihre Beispiele zu, etwa bei Goethe:



wobei die Nachsilben »lichen« zwar schwach, aber immerhin doch mehr den Ton auf der 2. Silbe haben.

Der Vers »rosinfarben« hat aber folgendes Tonbild:

Auf dem sie sitzt ist ganz rosinfarben
1 2 3 4 5

Hier ist im Versende »rosinfarben« die e r s t e der schwachbetonten Nachsilben: -fárben betont, in den von Ihnen angeführten Beispielen dagegen bloß die z w e i t e Silbe.

Sowohl Ihre Skandierung wie die der Leserinnen ist eine falsche, der Vers stellt nicht den 4 füßigen Jambus dar, sondern die eigenartig wunderbare Wirkung, durch das mitgeteilte Erlebnis vollauf gerechtfertigt, mag sie auch bloß skandierenden Lesern mißfallen, liegt bloß darin, daß sich e i n e Silbe »sin« über z w e i Verstakte erstreckt. Sie geht von der Hebung des vierten Jambusfußes in die Senkung des fünften über. Mit »f a r-« wird der Ton, wenn auch schwach, aber immerhin doch wieder gewonnen, mit der tonlosen Endsilbe »ben« verklingt der Vers.

Die von Ihnen angeführten Beispiele können mit diesem Vers keineswegs in eine Parallele gezogen werden — sie sind klanglich vollkommen regelmäßig.

Mag diese Richtigstellung auch an sich unbedeutend sein, angesichts der Ausführlichkeit, mit der Sie die Einsenderinnen, zum Teil unrichtig, belehrten, schien sie mir nicht überflüssig.

Sie haben hiedurch bewiesen, daß der Künstler ü b e r sein Kunstwerk hinaus nicht Interpret seines Erlebens sein kann.

Mit größter Hochachtung

— —

Was hier — in der Hauptsache — vorgebracht wird, ist ebenso richtig wie falsch, und nichts wäre verlockender als zu zeigen, daß solches im Sprachgebiet möglich ist, wobei sich auch beweisen mag, daß der Künstler über sein Kunstwerk hinaus ein weit besserer Interpret seines Erlebens sein kann als der Metriker, der recht hat. Denn die Wissenschaft versagt dort, wo sie sich anstellt und anstellen muß, von diesem Erleben losgelöste Materialwerte in ihrer Unveränderlichkeit zu behaupten. Wenn ich mich zur Verteidigung einer Stelle, die auch die Meinung der Briefschreiber als unanfechtbar oder gar als ein

Plus an Wert gelten läßt, solcher Belegstellen aus Goethe und der Schlegel'schen Übersetzung bedient habe, die sie ihnen nicht zu belegen scheinen, so hätten sie doch versuchen müssen, hier auf ein Gemeinsames zu kommen, das heißt zu prüfen, ob ich nicht ein Gemeinsames darstellen wollte, bei dem dann graduelle Unterschiede der Geltung ohne Belang wären (da sich ja bei eindringenderer Lektüre gewiß noch passendere Stellen finden ließen, solche oder mehr von solchen, wo eine an und für sich stark betonte Silbe mit tiefer Absicht in die Senkung gerät). Denn daß »farb« in farben als Stammsilbe stärker ist als »lich« in lichen, das wird mir doch wohl kaum entgangen sein. Aber wenn angenommen wird, daß von zwei tonlosen Nebensilben die letzte »besonders im Vers, unwillkürlich doch« einen Ton erhält (wiewohl dieses »en« gar nichts zum Gedanken beiträgt), so könnte ja — besonders im Vers — auch der Willkür, die eine an und für sich so starke Silbe wie »farb« zu einer unbetonten macht, etwas von einer Notwendigkeit eignen. Aber davon ganz abgesehen, erscheint die Anwendbarkeit jener Beispiele schon darin begründet, daß ja gegenüber einer Kritik, die nur skandiert und wenns nicht klappt, skandaliert, doch nicht der Wert, sondern nur das Recht der Anomalie durch den Hinweis auf andere Anomalien, nur ihre Möglichkeit, nicht ihre Besonderheit dargetan werden sollte. Und daß, selbst wenn in »Fröhlichen« der Ton wieder ein wenig ansteigt, vor jenem Horizont eben diese Verse mangelhaft wären (weil man ja eben doch nicht »fröhlich e n« sagt) und daß sie es nur nicht sind, weil sie von Goethe sind, darüber dürfte wohl kein Zweifel bestehen. Da ich aber gewußt haben mag, daß eine Stammsilbe wie »farb« an und für sich einen stärkeren Ton hat als die zweifellos ganz nichtige Silbe »lich«, so muß ich doch wohl gemeint haben, sie hätte ihn in meinem Wortmilieu verloren. Denn wenn sie ihn nicht verloren hat, so müßte wenigstens die erste Zuschrift die Konsequenz jener banalen Kritik haben, einen solchen Vers für mangelhaft zu halten. Es wäre denn, daß sie zu meiner Entschuldigung vorbrächte, worauf ich selbst schon hingewiesen habe: daß es im sogenannten fünffüßigen Jambus weder auf die fünf Füße noch durchaus auf den Jambus ankommt, daß vielmehr — einzig bei diesem

Versmaß — die Andeutung seines Charakters genügt, ja daß oft die Abweichung der Kraft des Verses zugutekommt (Schlegel: »Rassle nach Herzenslust, spei Feuer, flute Regen!«) Der andere Einsender rechtfertigt die Unregelmäßigkeit zwar als einen Wert, den ich mir aber nicht zuerkennen lassen könnte, aus dem einfachen Grunde, weil ich ihn geradezu für eine Minderung des Wertes halte, der ihr tatsächlich zukommt. Ehe ich nun den Interpreten meines Erlebens darüber aufkläre, möchte ich beiden das Zugeständnis machen, daß ich damals tatsächlich vorwiegend Verse zitiert habe, an denen, den Forderungen von Leserinnen zuwider, die auf blitzblank eingearbeitet sind, die Verwendung unbetonter oder schwachbetonter Silben als Hebung gezeigt werden kann (die letzte in »Fröhlichen«). Darin schien die Analogie der letzten in »rosinfarben« gelegen und nichts bliebe zu beweisen, als daß der Vers mit dieser Unebenheit fertig wird, weil die vorletzte ton- wie jambusgemäß in der Senkung steht. Vielleicht war es irreführend, jene zu belegen statt diese zu verteidigen. Daß es hier bloß auf das Recht jeder jambischen Anomalie ankommen sollte, ging umso deutlicher aus solchen Zitaten hervor, in denen eine zweifellos stark zu betonende Silbe als kurze verwendet wird, wie in:

Den Ausgang schaffte durch m e h r Hindernis
Als zwanzigmal dein Zwang.

Oder:

Der mißversteht die Himmlischen, der sie
B l u t gierig wähnt — —

Noch stärker:

K r a f t volles Mark — —

Oder:

Hat den R ü c k kehrenden — —

Nun sind dies ohne Zweifel Fälle, wo an sich starkbetonte Silben auch an der Stelle, wo das Versmaß die Kürze verlangt, stark gesprochen werden müssen, aber eben diese Jambuswidrigkeit dem Vers die Fülle gibt. Eine Silbe kommt in die Senkung, ohne darum in die Versenkung zu geraten. Auch diese Fälle unterscheiden sich von dem meinen, indem hier gerade durch die richtige Betonung die Auflösung des jambischen Charakters

erfolgt, während bei mir eine an sich betonte, aber in der Zusammensetzung entwertete Silbe sich ihm anpaßt, die erst wenn sie den Ton hätte, der von ihr fälschlich verlangt wird, (rosin f a r ben) den Jambus so alterieren würde, wie es bei Goethe tatsächlich geschieht (den R ü c k kehrenden). Aber wird hier nicht auch die Verwandlung an sich starkbetonter Silben in unbetonte oder schwachbetonte an dem Schicksal der Stammsilbe »kehr«, »gier«, »voll« ersichtlich? Diese Verwandlung vollzieht sich zugleich mit der Abweichung vom jambischen Charakter, der nur gewahrt bliebe, wenn »Rück«, »Blut«, »Kraft« fälschlich unbetont wären. In »rosinfarben« ist mehr der Jambus als die Stammsilbe anerkannt und es wird sich erweisen, daß sie von Natur hinreichend schwach war, um sich in seine Kürze zu fügen, so daß ich von der Erlaubnis, »farb« jambuswidrig zu betonen, weil es eine Stammsilbe ist, keinen Gebrauch machen könnte. Auch muß ich leider die freundliche Erklärung ablehnen, daß sich die Silbe »sin« über zwei Verstakte erstrecke, in die Senkung des fünften Fußes übergehe, so daß »far« eigentlich dessen Hebung sei und »ben« nur die elfte Silbe, die dem Jambus als sechstes Rad so häufig nachhängt. Es war durchaus nicht so erlebt:

auf dém | sie sítzt | ist gánz | rosí | -in fár | ben

Der Fall liegt anders. Wenn oben der Versbeginn »Kraftvolles Mark« jambuswidrig daktylisch gesprochen wird, so wäre das Schicksal der an sich so vollen Silbe »voll«, die tonschwach wird, aber auch in der Hebung mit Recht versinkt, zur Analogie heranzuziehen. Wohlverstanden, nicht was die Versmaßwidrigkeit, sondern was die Tonverwandlung anlangt, die ja dem Versmaß gerecht wird. Es ist aber eben die Verwandlung, die mit »farb« vor sich geht. Wenn die Einsender zwischen dieser und dem »sin« die Relation von betonter zu überbetonter Silbe walten lassen, so wollen wir getrost die zwischen einer schwachbetonten und einer betonten annehmen. Es scheint hier immer die Gefahr zu bestehen, daß eine Verwechslung an und für sich betonter Silben mit den im Wort, dieser mit den im Vers betonten in die Debatte spiele, und man denke, wie schwierig eine solche wird, wenn eben der Wechsel,

den der Silbenton durch das Milieu erfährt, ihr eigentlicher Gegenstand ist. Vielfach verwirrt in der Enge terminologischer Behelfe, mag sie schließlich Erkenntnisse fördern, die man vorweg nicht bestreitet und immer schon anerkannt haben möchte, bevor sie erst jenes Rätsel herausstellen, zu dem sich in Dingen der Sprache alle Klarheit auflöst. Denn wie nur der mit der Sprache »umgehen« kann, der am weitesten von ihr entfernt ist, so wird je näher man ihr kommt, das Gefühl der Befremdung zunehmen und mit ihm der Respekt. Was zur Not mit dem Satz zu gelingen scheint, scheitert an dem Wort, und einer Silbe auf den Grund zu kommen, könnte schon den Kopf kosten, weshalb auch nicht vorausgesetzt werden soll, daß Leute, die ihn zwar nicht haben, aber immerhin behalten wollen, Zeit und Lust an solche Untersuchungen wenden möchten.

Daß das Wort im Vers vielfache Abenteuer zu bestehen hat, wird dem nicht gesagt sein, der es als totes Instrument handhabt, und daß die Silbe im Wort allerlei Einbuße erleidet, brauchte dem Andern eigentlich nicht erst an Beispielen bewiesen zu werden. Warum aber sollte sich gerade die Silbe »farb« diesem Prozeß widersetzen, wo doch alles danach angetan ist, sie ihm zuzuführen? So sehr, daß sie sogar wieder die Verstärkung der Endsilbe »en«, ganz wie in »Fröhlich e n«, zuläßt und wenn sie dazu doch zu stark wäre, mit ihr eben »zwei schwachbetonte Nachsilben« bildet. Man denke nur: »farb« so entfärbt, daß dieses Ende möglich ist! Und doch ist es so, und dies hat es einzig und allein der Kraft des »rosin«, das alles farb an sich zieht, zu danken. Denn es spottet der Tonregel und brennt wie die leibhaftige Orientsonne. Und damit wären wir bei dem Problem selbst, das eben als im Bereich des Sprachgeistes liegend von der sprachwissenschaftlichen oder metrischen Untersuchung auf betonte Stammsilben, nach denen keine weitere Betonung mehr möglich sei, überhaupt nicht berührt wird. Was in einem Vers betont und was unbetont ist, entscheidet nicht das Gewicht der Silbe als solcher, sondern das Gewicht der Anschauung, das ihr in der Zusammensetzung und vollends in der Verbindung der Worte bleibt und vom Gedanken zuerkannt wird; entscheidet Art und Fülle der Vorstellung, die mit ihr übernommen ist; entscheidet das nächste Wort so gut wie das voraufgehende und

wie die Luft zwischen den Worten, wie alle Aura, die um dieses, jenes und um alle umgebenden Worte spielt: entscheidet der Gedanke. Da kann es denn wohl geschehen, daß die stärkste Silbe, ja das stärkste Wort völlig tonlos wird, von allem, was sonst leer wäre, übermeistert.

In diesem Zusammenhang erscheint wohl ein Vers betrachtenswert, der in Beer-Hofmanns »Jaákobs Traum« (wo schon im Titel eine betonte Stammsilbe vorkommt) zu finden ist. Es sei hier über die gedankliche Bedeutung einer Dichtung nicht geurteilt, die die Bestimmung des auserwählten Volkes etwa als die eines schwergeprüften Vorzugsschülers deutet, den Gott, um ihm seine Gunst zu bezeugen, immer wieder durchfallen läßt, ein Gott, der durch einen prügelpädagogischen, fast sadistischen Dreh beglaubigt wird, ohne den der wahre Genuß schließlicher Herrlichkeit dem Beglückten so wenig erreichbar ist wie dem Beglücker: »Ich will ja nur, mein Sohn, mich dir so tief verschulden, / Daß ich — zur Sühne — dich erhöh'n vor allen darf!« Es ist gewiß ebenso interessant, daß Gott das süße Geheimnis dieser Methode dem Partner offenbart, wie daß er sprachlich ein rein zivilrechtliches Verhältnis statt des »sich an einem verschulden« setzt, wobei freilich die Scheu vor dem Bekenntnis, daß Gott sich an Menschen versündigen könne, mitgewirkt haben mag. Sie wagt sich immerhin zu dem Ausspruch vor, daß Gott sich für das, was er seinem Volk antut, eine »Sühne« auferlegt und dieser Sühne zuliebe die Tat begeht, und es ist natürlich in sich selbst unmöglich und ein Begriffszeugma trübster Art, Gott nicht nur unter dem Maß einer menschlichen Ethik und als deren abschreckendes Beispiel zu denken, sondern eben aus einer ethischen Anschauung, die vom Verhältnis der Menschen zu Gott bezogen und in ihm verwurzelt ist, das Verhältnis Gottes zu den Menschen darzustellen. Es soll auch nicht die dichterische Kraft der Verse, die auf solchem Gedankengrund gesprossen sind, gewertet, nur erwähnt sein, daß sie manchmal doch bedenklich an die Sprache der Neuzeit erinnern, indem ihre Sprecher zum Beispiel »daran« vergessen haben, daß sie eigentlich alte Juden sind. Alles in allem ist diesen Versen weniger der Ursprung schöpferischer Gnade als jener ehrenwerten Gesinnung abzu-

merken, die sie ins Weltall projiziert, wenngleich sie sich in der Proportion so bedenklich vermißt; aber ohne zur Sühne dafür vor allen erhöht zu sein, ist dieser Dichter doch durch die redliche Mühe, die er an seine Arbeit wendet, vor den andern auserwählt, und wer wäre berufener, für Jaákobs Traum zu zeugen als einer, der jeweils sieben Jahre um die Muse geworben hat, und mögen es auch nicht die sieben fettesten gewesen sein. Und die Betriebsferne, in der solch eine Leistung zustandekommt, zeugt für ihn selbst, wie auch die nicht verkennbare Spur davon, daß er den redlichen Willen hatte, dem Wort nahezukommen. Eines nun ist darin enthalten, das, wenngleich es kein Kunstwerk ist, ganz gewiß seinen Autor wissend und bemüht zeigt um den Punkt, worin Gedanke und Wort (oder Nichtwort) sich zu rätselhaftem Ineinander verketten (oder verschlingen). Schlichter Dilettantismus würde den Vers nicht wagen, an dessen Ende es heißt:

— — wohin Wort nicht mehr dringt.

Eine stärkere Stammsilbe als »Wort« ist nicht denkbar und sie ist hier doch so eingesunken, daß das »Nichtmehrhindringen« seine ganze Anschaulichkeit (im Nichthörbaren) eben von dieser Auslöschung des Wesentlichsten empfängt. Wobei es gewiß fraglich bleibt, ob die Artikellosigkeit von »Wort«, diese Leibhaftigkeit des Wortes, nicht ausschließlich zu dessen Verstärkung gereichen darf und ob überhaupt die Verneinung seiner Wirksamkeit durch die Versetzung ins Unbetonte erreichbar und möglich ist; ob das Nichthören so gestaltet sein kann, daß das Nichtgehörte auch nicht mehr gesehen wird, und ein Verlust noch fühlbar ist, wenn mit dem Wert auch dessen Anschauung verschwindet. Zu sprechen ist es nicht, weder bei völliger, dem Metrum angepaßter Versenkung von »Wort« noch bei erneut ansetzender Hebung, an die doch wieder das »nicht mehr dringt« alle erstrebte Anschauung verlöre. (Durch die Tonhebung wäre es das Muster einer kaum zu bewältigenden Jambuswidrigkeit, doch indem sie dem »Wort« als dem Vorgestellten den Ton zuweist und als dem Nichtgehörten die metrische Kürze, ein merkwürdiger Versuch, dem zweifältigen Erlebnis zu entsprechen. Ich hatte aus dem Gedächtnis zitiert. Ein Blick in den Text zeigt, daß die Tonhebung, die der Autor so oft durch das primitive Mittel

des Sperrdrucks gegen das Versmaß durchsetzen will, tatsächlich nicht beabsichtigt ist. Im Gegenteil sperrt er, um nur ja die Entwertung von »Wort« zu sichern, das »nicht«. Im gegebenen Wortmaterial wäre ja vielleicht: »wo Wort nicht hin mehr dringt« eine Möglichkeit, die das Wesentliche der Entfernung und die Entfernung des Wesentlichen glücklicher paaren würde.) Immerhin ein lehrreicher Beleg für die Ansicht, daß ein künstlerischer Wille auch die völlige Tonverwandlung nicht scheut und daß er sich fast mehr an dem Wagnis als am Gelingen beweist.

Denn was kümmert es den Gedanken, daß eine Silbe als Stammsilbe einen »deutlichen Nebenton« hat? Sie hat ihn eben nicht mehr. Sie ist eben nicht mehr »betont«. Nur die rationalistische Ansicht, die sie aus dem Gefüge wieder herausnimmt, wird den Ton reklamieren, ihn vor Gericht stellen; und mit Recht, denn wenn die Silbe einmal draußen ist, so hat sie ihn zu haben. Aber sie hat ihn nur für die etymologische Untersuchung und nicht für die Sprache. Jene würde, da »farb« ja unter allen Umständen Stammsilbe ist, etwa nicht den geringsten Unterschied zwischen »farben« und »farbig« wahrnehmen; und doch liegt so viel dazwischen, daß, wenn es »rosinfarbig« hieße, wirklich bloß die Möglichkeit bestünde, daß »sin« über zwei Verstakte zu erstrecken, da »farb« dann tatsächlich betont wäre. Nur eben, daß »rosinfarbig« das schlechtere Gedicht ist, und daß man das »sin« auch über vier Verstakte dehnen könnte, ohne die Farbe zu gewinnen. Sie gewinnt ihre Kraft durch das schwache »farben«, während das stärkere farbig und das scheinbar unveränderte »rosin« zusammen nicht mehr als ein zusammengesetztes Wort ergeben. In »farben« und in »farbig« ist die Silbe gleich stark; aber in diesem tritt die Farbe selbst hervor, jenes, erst in der Zusammensetzung mit der Farbe möglich und wirksam, ist nur der Hintergrund, auf dem sie hervortritt. Es ist sonderbar, wie alles, was sich durch die Sprache begibt, aber es ist so und es ist; es ist eben wunderbar. Bei einer Farbe, die weniger Farbe hat, müßte sich »farben« mehr zur Geltung bringen, wie etwa bei »türkisfarben«, »opalfarben«, während rubin- oder rosinfarben ganz gefährliche Farben sind und

so grell und gell brennen, daß das »farben« selbst verlöschen und verstummen muß. Dem Einwand, daß eben der Vokal der Endung »in« diesen Prozeß bewirke, kann nur mit der Versicherung begegnet werden, daß dies ganz richtig ist und daß die Sprache schon gewußt haben wird, warum sie diese Farben so ausklingen läßt. Ich könnte es zwar nicht beweisen, wohl aber beschwören, daß kein Wort anders aussieht als sein Inhalt klingt und daß jedes so schmeckt wie es riecht. Wenn ich meine, daß die letzten Silben in dem Wort »smaragdfarben« mehr Ton und mehr Farbe behalten, weil sie weniger an die ersten abgeben müssen, als in dem Wort »rosinfarben«, und wenn man mir darauf antwortet, daß eben der Wirbel der Konsonanten den Tonfall hemme und dadurch »farben« selbständiger werde als dort wo es einer stärkeren Anziehung durch die vorangehende Silbe ausgesetzt ist, so möchte ich mich, ohne dabei gewesen zu sein, auf den ersten Mund berufen, der »Smaragd« gesagt hat, als das erste Auge ihn sah, und gar nicht anders konnte als ihm diese Konsonanten abzusehen, diese Farbe abzuhören. Und könnte das Kind anders, wenn ihm die Verbildung von Generationen nicht die dichterische Kraft verkümmert hätte, Anschauungen zu Lautbildern zu formen? Jedes Wort ist ursprünglich ein Gedicht und was den Vollbegriff des Dings umfaßt, ist ihm nur abgelallt. Wäre es anders und wäre die Sprache wirklich nur das, wofür sie die Menschen halten, ein Mittel, sich nicht mit der Schöpfung, sondern über sie und über sie hinweg zu verständigen und dadurch zu solchem Einverständnis zu gelangen, das alle Zwietracht bedeutet, so wäre es gleich besser, sich jener Konventionen zu bedienen, die auf einem Kongreß beschlossen werden, damit ein größerer Umkreis von Menschheit des Segens teilhaftig werde, vom Erlebnis der Natur entfernt zu sein. Solange aber die Sprache keine Verabredung ist, wird sie dem Geist noch aufbewahren, was sie dem Verstande vorenthält, und wenn der wissen wollte, warum der Purpur den Ton auf der ersten Silbe hat, so brauchte er nur den Purpur zu befragen. Aus dieser Eigentümlichkeit, die eben von seiner besonderen Farbe kommt, ergibt sich, daß wenn er sich mit dem Wort »farben« zusammensetzt, dieses wieder auftönt und also aufleuchtet; denn es hat Raum zur Entwicklung, während es an die in der letzten Silbe betonten Farbnamen

alles abgibt. Wie auch ähnlich, wenngleich nicht so selbstlos an die einsilbigen (In »goldfarben« etwa dürfte eher eine Verteilung statthaben). Ein Beispiel dafür, welcher Kraft es in jener andern Verbindung fähig ist, ist Gerhart Hauptmanns

Laßt feuerfarbne Falter über ihr
am malachitnen Grün des Estrichs schaukeln

Hier kann wahrlich nichts betonter sein als »farb«, wiewohl doch schon »feuer« genug brennt. Solchen Schicksalen ist das Wort, ist selbst die Silbe ausgesetzt. Je mehr ich »farb« in »rosinfarben« betonen wollte und wenn ich dafür auch »rosin« endlos dehnte, desto blasser würde dieses, jenes, beides zusammen. Im Gegenteil ist das »sin« überhaupt nicht als gedehnt, sondern nur als gell eindringender Ton gedacht: dann verschwindet alles weitere von selbst und zu Gunsten des Sinn-Eindrucks, der erreicht werden soll.

Und wenn wir schon in diesem Turnier mit Silbenstechen und mit Haarespalten befangen sind — keinen stolzeren Sieg, keinen größeren Gewinn kann es geben als in solchem —, dann sollen auch gleich »Totschläger« den Ausgang fördern. Daran läßt sich vielleicht noch besser dartun, wie problematisch der absolute Tonwert einer »Stammsilbe« ist, mit dem schon vor dem Versgedanken der tägliche Hausbrauch fertig wird. Wieviel von den um ein Wort gelagerten Vorstellungen in den Gedanken eingeht, davon allein hängt seine Tonwertigkeit ab. Ganz außerhalb des Versgefüges ist in »Totschläger« die ganze Kraft der Vorstellung schon von der Silbe »Tot« absorbiert, ohne jede Rücksicht darauf, daß die zweite Silbe eine Stammsilbe vorstellt, die in dem Verbum »schlagen« noch von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Nur in einer einzigen Bedeutung wächst dieser Stammsilbe eine Kraft zu, die sogar der Stärke der Silbe »Tot« gleichkommt: in der Bezeichnung einer Waffe, die »Totschläger« heißt, wo »schläger« real erlebt ist, »Tot« nur ein Ornament, das den möglichen oder erstrebten Effekt der Waffe verherrlicht. Wer würde bei »Tondichter« behaupten, hier habe der Dichter den Ton? In »Schriftsteller« ist »stell« zweifellos eine an und für sich betonte Stammsilbe, aber sie hat auch nicht die Spur eines Eigenlebens mehr, da alle Vorstellung der Schrift und nicht dem Vorgang eines »Stellens« eignet; zum Unterschied von »Schriftführer« und vollends von »Schriftsetzer«, wo alle Vorstellung, also auch alle Betonung dem

»Setzen« angehört, so sehr, daß das »Setzen« (im Gegensatz zum Führen und gar zum Stellen) schon zureicht, um die Tätigkeit sichtbar zu machen. Es könnte also am Schluß eines jambischen Verses weit eher der halbwertige »Schriftsteller« als der »Schriftsetzer« stehen (wiewohl dieser durch die Hilfe, die er jenem angedeihen läßt, mit der Zeit auch an Position einbüßen wird). Oder nehmen wir, um in der Sphäre der Literatur zu bleiben, das Beispiel »Einbrecher«. Gewiß hat die Silbe »brech« eine Kraft, in der ja das Handwerk als solches ursprünglich beruht. Trotzdem wird die Anschauung nur von der Silbe »Ein« regiert als von dem »Eindringen« ins Haus, wohin einer, um ein Einbrecher zu sein, ja auch ohne Zerstörung gelangen kann. »Einschleicher« dagegen, wo das Wort mit der Vorstellung noch kongruent ist, würde eine Entwertung der Stammsilbe keineswegs zulassen. (Ebensowenig »Ausbrecher«, woran noch die Vorstellung der unmittelbaren Kraftanwendung des Gefangenen haftet. Er bricht aus dem Kerker, jener nur in das Haus.) Welche Tonverschiebung — an und für sich und wie erst für die Position im Satz- oder Versbau — ein Wort durchmachen kann, zeigt es, wenn es zugleich einen Beruf und einen Namen bedeutet. Während etwa in »Buchdrucker« mehr die Vorstellung des Buches, in »Buchbinder« mehr die des Bindens lebendig ist, kommt diesem als Namen weder die eine noch die andere Vorstellung mehr zu, wodurch sich die Betonung der Silbe »Buch« nur automatisch als der führenden ergibt. Der Name wäre am Schluß des zehnsilbigen jambischen Verses eher möglich als die Berufsbezeichnung. Ist in einem Namen wie »Goldberger«, der vielleicht noch die Vorstellung von Goldbesitz wecken kann, auch nur die Spur einer Anschauung des goldenen Bergs, von dem er sich herleitet, vorhanden? Nicht einmal im Wiener Tonfall, der sich auf der zweiten Silbe solcher Komposita auszuruhen pflegt. Wo trotz der begrifflichen Kluft zwischen Wort und Wort die äußere Betonung identisch ist, würde natürlich einzig und allein von der Vorstellungsfülle, die der Silbe innewohnt, die Entscheidung abhängen, welchen Ton sie im Vers empfängt. (Wer die Relativität des Silbenwerts leugnet, solange sie ihm unvorstellbar ist, braucht vor allem nur an das Vernichtungswerk erinnert zu werden, daß der jeweilige genius loci an

Straßennamen geleistet hat. Es gibt gar keinen Ort, der vom Sprecher so entfernt wäre wie die seinem Namen assoziierte Vorstellung von dessen ursprünglichem Sinn. Wenn der Wiener überall an den Franz Joseph gedacht hätte, am Franz Josephsquai hat er es bestimmt nicht getan, und nie wären ihm auf dem Schottenring die Schottenpriester eingefallen, selbst wenn er eben noch in der Schottengasse sich ihrer erinnert hätte. Der in der Gonzagagasse behütete Name dürfte dem Chef einer Inkassogesellschaft eignen und die Zelinkagasse, an die man wieder vor dem Zelinka-Denkmal nicht denkt, nach einem Engrossisten benannt sein. Hat jemand schon einmal in der Kärntnerstraße an das Land Kärnten gedacht, wenn nicht auf dem Umweg von der Sünde zur Alm, wo es keine gibt? Bei der Vorstellung des Bisambergs würde man eher vermuten, daß es dort Moschustiere gibt als daß das Wasser dort einmal bis am Berg gestanden hat, während das österreichische Gehör bei Vorarlberg eher ein Radl über den Berg gehen hört, als daß es sich ein Land vor dem Arlberg gelegen dächte.) Es hängt alles davon ab, ob die Silbe dem erlebten oder dem gebrauchten Wort angehört, ob noch Vorstellungsmark oder nur terminologische Kruste vorhanden ist. In »Ausrufer« als einer Umschreibung für Sensationsjournalist hat »ruf« (analog in »Marktschreier«) keinen Ton mehr, nur dort, wo die reale Vorstellung eines, der soeben etwas ausgerufen (auf den Markt geschrieen) hat, das Wort bildet. Und die schöpferische Kraft, die hier am Werk ist — im Ausdruck dessen, was erlebt wird —, ist ursprünglich keine andere als die, die den Vers bildet. Hier könnte sich freilich der Einwand melden, daß im echten Gedicht das Wort doch immer neu erlebt und dort wo die Erlösung aus der Erstarrnis nicht mehr möglich ist, die Worthülse eben keinen Platz hat. Das ist so richtig wie falsch, und unbedingt wahr bleibt nur, daß der Dichter wie die Zeugenschaft des lebendigen Worts so auch die seines Todes hat, womit aber keineswegs gesagt ist, daß er nicht gerade da schöpferisch wird. Wie er ein neues Wort (was mit aller Verachtung des prinzipiellen Neugetönes gesagt sei) nur so ins Dasein bringen wird, daß es die Dagewesenheit schon mitbringt, und wie er das alte so setzen kann, als ob es just ins Leben getreten wäre, wird es ihm gelingen, das tote Wort so tot

sein zu lassen, wie es die Sphäre gebietet, und ist die Erstorbenheit der Welt sein Erlebnis, dann hat er keine Phrase verwendet und keine jener Redensarten, die ein Ornament des Sprachgebrauchs und ein Aussatz der Kunst sind. Wo keine Vorstellung mehr ist, kann eben dies für die Wortwahl entscheidend sein und das Verblaßteste von eindringender Bildkraft. Der Dichter erlebt das Wort im Zustand der Wirksamkeit, die es in der Zeit hat, und er wäre keiner, wenn es im Gedicht lebloser wäre als in der Zeit. Darum bewährt das echte Gedicht auch die Fähigkeit, den Vorstellungsgehalt des Wortes durch die Schäden und Veränderungen eines Gebrauchs hindurch, der der Sprache ihre Jahresringe ansetzt, indem er die Assoziationskraft abschwächt, voll zu erhalten, wenngleich das so konservierte Wort nicht mehr die Macht hat, außerhalb des Gedichts in eine zerlassene Zeit zu wirken. Alle hier angeführten Beispiele für Tonkraft und deren Veränderlichkeit verstehen sich als Vorstellungsinventar nur vom Gesichtspunkt der Erbschaft, die die Generation angetreten hat. Für die Kunstfähigkeit des Worts entscheidet nichts außer der Fähigkeit des Künstlers: alt oder neu, tot oder lebendig, edel oder trivial, deutsch oder fremd — das Wort ist nie das, was es gilt, sondern was es im Gedicht wird, nicht wie es aussieht, sondern wo es steht. Doch auch außerhalb des Gedichts ist ein und dasselbe Wort ein verschiedenes Gedicht. Es kann hausbacken und hausbacken sein: zu Haus erschaffen, kräftiger als gewöhnliches Bäckerbrot, oder nüchtern, prosaisch wie nur alles was im Umlauf ist. (Aber wie ich's hier sage, verschränken sich Ding und Metapher. Betont wird das »Haus« eben dort sein, wo der Ausdruck die Gewöhnlichkeit bezeichnet, das »backen« aber im realen Gebäck.) Wie »altbacken« ist eben hierin die Vorstellung, die einmal neu war. Auch die Stammsilbe »voll« kann sich nicht immer auf ihre Bedeutung verlassen. In »kraftvoll« hat sie nicht mehr die Kraft, die der ersten Silbe zukommt. Wie anders in »drangvoll«, wenngleich sich diese gedrängte Fülle beiweitem nicht mit jener vergleichen läßt, die »los« in »kraftlos« bewahrt, während es wieder in »rastlos« mehr an die führende Silbe verliert. Man beachte die Wertverschiebung, die zwischen »wertvoll« und »wertlos« vor sich geht. Hier wie in »kraftvoll« ist der Positivbegriff nur eine

Fortsetzung der Kraft, in »kraftlos« muß sich der Negativbegriff gegen sie durchsetzen. Er ist deshalb so wenig »tonlos« wie in diesem selbst. »Stimmittel« und »Stimmlage«: sollte an und für sich »mitt« nicht wenigstens so stark sein wie »lag«? In Wahrheit wiegt jenes nichts im Vergleich zu diesem. Klar entscheidet die gedankliche Leistung, die das Wort zu jenem, mit dem es zusammengesetzt ist, beiträgt. »Stimmittel« ist mehr als »Stimmlage«, aber das »Mittel« führt begrifflich der Stimme nichts hinzu, die »Lage« alles: denn die Stimme ist schon das Mittel, aber hat erst die Lage; Stimmittel ist nur eine Determinierung der Stimme als akustischen Werts, also eine begriffliche Fortsetzung, »Stimmlage ist fast eine Definition. Füglich könnte man wohl jenes Wort, aber nicht dieses daktylisch setzen. (Und schon gar nicht »Stimmfärbung«, wiewohl es doch meine Stammsilbe hat.) Ähnlich: »Parkmauer« und »Parkgitter«. Jene könnte begrifflich der Park selbst sein, der demnach den Ton trägt. Sie unterscheidet sich sogleich von andern Mauern. »Parkgitter« wird nicht von andern Gittern unterschieden, sondern von allem andern, was zum Park gehört. Hier tritt — in Verbindung mit Park — ausschließlich die Vorstellung des Gitters hervor, so wenig es sich als solches von anderen Gittern unterscheiden mag. Darum könnte wohl die Parkmauer, aber nicht das Parkgitter synekdochisch für »Park« gebraucht werden; es ist und bleibt ein Bestandteil, also ein Teil, der nicht fürs Ganze stehen kann. In »Blutgierig« ist so viel von Blut und so wenig von Gier mehr vorhanden, daß es in jenem Vers der Iphigenie nicht jambusgemäß heißen kann: Blut g i e rig wähnt — —. Läge ihm aber nicht bloß die Abstraktion des Gottes, der Blutopfer fordert, sondern die Anschauung eines Sadisten, der sich am Blut berauscht, zugrunde, so wäre diese Betonung im Vers wohl möglich. Fast wäre es bei »geldgierig« der Fall, wo noch der persönliche Anteil des Gierigen gespürt wird. Solange der »Blutdürstige« nicht das Blut trinkt, ist seine Stammsilbe nicht ernst zu nehmen und nur das Blut, das er vergießt, beträchtlich. »Blutrünstig« würde die Senkung der zweiten Silbe nur in der gebräuchlichen aktiven, in der falschen Bedeutung des Blutdürstigen vertragen, in der das Wort eine Redensart ist, jedoch nicht in der richtigen passiven des

Verwundeten, an dem Runsen sichtbar sind. Stammsilbe da und dort — wenn sie verdorrt ist, der Begriff pflanzt sich schon seinen Ton. Wo käme er hin, wenn man nicht »ungescheut« mehrsilbige Wörter setzen dürfte, um gerade jene Silbe fallen zu lassen, die etymologisch den Ton hat?

Un gescheut will ich es wagen, dies Wort dort so zu betonen
und zu negieren den Rest, der sich die Scheu noch bewahrt.
Wenn aber einer es scheut, weil »scheut« ihm mehr imponiert hat,
Klappts mit der metrischen Scheu, aber er ist nicht gescheut.

Wiewohl es sicher von allen Zuschriften, die ich — mit und ohne die trostlose Berufung auf »Druckfehler« — in Sprachdingen je empfing, die weitaus würdigsten und anregendsten gewesen sind.

*

Es

Nicht unwürdig einer Antwort ist auch diese:

Wien, 7. März 1921.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Nicht in der Erwartung, irgend eine Antwort zu erhalten, sondern weil ich Ihrer künstlerischen Ehrlichkeit, die es schon mit sich abmachen wird, vertraue, erlaube ich mir, auf eine Stelle in Nr. 561—567 der Fackel, Seite 104, 6.—5. Zeile von unten, hinzuweisen. Da steht eine Stelle, die ich grammatikalisch nicht verstehe: » . . . den Großstadtleuten den Abend, der es werden will, zu verkürzen . . .«. Sie wollen den Satz »Es will Abend werden« in relativischer Form bringen und behandeln nun »Es« wie ein richtiges Subjekt, etwa nach dem Muster: »Er wird Maler — der Maler, der er werden will«. Nun ist doch aber »es« hier kein Subjekt, sondern ein vielleicht aus rhythmischen Gründen eingefügtes Wort, das es ermöglicht, das Subjekt nachzusetzen. So wird aus dem Satz: »Abend will werden« — der Satz: »Es will Abend werden«. Ebenso sagt man etwa statt »der Tag beginnt« — »es beginnt der Tag«. Aber Sie könnten doch nicht sagen: »der Tag, der es beginnt«, sondern Sie müßten in der relativischen Form das »es«, das ja seiner Funktion, die Nachsetzung des Subjekts zu ermöglichen, nunmehr ledig ist, weglassen: »Der Tag, der beginnt.« Demnach hätte ich an jener Stelle Ihres Textes erwartet: »Der Abend, der werden will« zu lesen, worauf ich nicht gezwungen gewesen wäre, die Frage:

»der — w a s werden will?« zu stellen. Ich begreife, daß durch die Weglassung des »es« die Assoziation der Wendung »es will Abend werden« gefährdet gewesen wäre, aber ich hätte dies, im Vergleich zu jener grammatikalischen Härte, die nun im Text steht, für das kleinere Übel gehalten.

Ich werde meine Einwendung für sachlich nicht unberechtigt halten, wenn Sie sie in der nächsten »Fackel« nicht erwähnen.

Dankbar Ihr

— —

Wiewohl die Folgerung am Schluß — daß das Verschweigen der Ausdruck des Fehlerbekenntnisses wäre — sonderbar genug mit dem anfänglichen Vertrauen in die künstlerische Ehrlichkeit kontrastiert und ganz abgesehen davon, daß ein solches aus der »Nichterwähnung in der nächsten Fackel« doch vielmehr auf die Nichtberechtigung des Einwands schließen müßte, erscheint gerade diese geeignet, vollauf beachtet zu werden, weil der Fall beispielhaft den Abgrund zwischen grammatischem Bescheidwissen und Sprachfühlen demonstriert, über den jenes nicht hinüberkommt, weil es nun einmal keine Flügel hat. Er ist deshalb besonders interessant, weil er den Leser durchaus auf dem Stande der Grammatik zeigt, die vor einem der merkwürdigsten Sprachgeheimnisse, das sie bis heute nicht zu erspüren vermocht hat, sich nur durch Verwechslung mit einer ziemlich eindeutigen Eigentümlichkeit — dem »vorangestellten es« — helfen kann, wiewohl sich auch diese, als eine tiefer zu begründende Spracherlaubnis, dem grammatischen Erfassen entzogen hat. Daß das »es« in einer Wendung wie »es will Abend werden« kein »vorangestelltes es« ist, sondern ein »r i c h t i g e s S u b j e k t«, daran habe ich zu allerletzt gezweifelt, als ich das Bibelwort in einen Relativsatz brachte. Da die Leser immerhin schon das eine aus der Fackel entnommen haben könnten, daß in ihr noch nie ein Buchstabe gedruckt war, ja kein Zeilenumbruch erschienen ist, bei dem sich der Autor nicht etwas gedacht hat, und da solches in weit höherem Maß das Wort beglaubigt als dessen Korrektheit, so wäre eigentlich der Weg zum Nachdenken über Sprachprobleme so deutlich gewiesen, daß jeder in jedem Falle auch ohne Auseinandersetzung mit dem Autor zu einem Erlebnis gelangen könnte, und wer weiß, ob sie sich dann nicht eher

an einen Grammatiker mit der Anfrage wenden wollten, wie er mit seinem plumpen Schema dem gar nicht mehr fraglichen Fall gerecht würde. Wenn ich sage, daß ich an der Bedeutung des »es« zu allerletzt gezweifelt habe, so bekenne ich freilich, daß die Konstruktion mit allerlei Zweifeln behaftet war. Aber die Sprache gewährt nur solche und sie läßt nicht zu, daß zwei Worte zusammenkommen, ohne aneinander zu geraten, mögen sie auch in dem gelösteren Zusammenhang des täglichen Sprachverkehrs sich ganz gut vertragen. Das Problematische der Bildung ging aber geradenwegs vom Subjektcharakter des »es« aus, den das Gefühl so stark bejaht hat, daß ihm die Sprache hier fast etwas schuldig zu bleiben schien, nämlich etwas wie einen lateinisch gefühlten Akkusativ für das, was »es« werden will, also: der Abend, »den« es werden will und der freilich an Größe verlöre, was das »es« gewinnt. (Während sich ein scheinbar doch gewichtigeres maskulines Subjekt bei dem Nominativprädikat vollauf beruhigt: »der Maler, der er werden will«.) So stark empfand ich die regierende Stellung jenes »es«. Nun nehmen wir vorerst an, dies wäre ein Mißgefühl und »es« hätte nicht mehr Kraft als das Beispiel, das der Einsender anführt: »es beginnt der Tag«. So stünde die Angelegenheit immer noch so, daß sich hier der Stil den Teufel, der ihm nun einmal innewohnt, um die Grammatik scheren müßte. Wir setzen also voraus, daß die Grammatik das »es« in »es will Abend werden« mit Recht für nichts als das vorangestellte »es« hält (das es »ermöglicht«, das Subjekt nachzusetzen, ohne daß der Grammatiker weiß, warum es das tut.) Dann würde sich noch immer der Fall ergeben, daß hier stärker als die Konstruktion, die da tatsächlich verlangte: »der Abend, der werden will«, das Fluidum ist, das dem Zitat anhaftet, und daß das fehlerhafte »es« nichts anderes wäre als ein geistiger Ersatz für Anführungszeichen. Denn es wäre doch nicht mehr die Sprache des Autors, sondern eine angewandte Sprache, die als solche ja erst durch die entstandene Regelwidrigkeit kenntlich würde. Nun kann aber auch nicht die Spur einer solchen behauptet werden, selbst wenn alle Grammatiker, weil sie eben dieses »es« nicht durchgedacht haben, es auf den äußern Anschein hin — »es« ist »es« — behaupten wollten. Der Einwand hat sich dadurch als dankenswert erwiesen,

daß er die Möglichkeit gewährt hat, der Grammatik auf eine Unterlassung zu kommen, die nicht anders als durch das mangelnde Sprachgefühl jener, die dieser Wissenschaft obliegen, erklärt werden kann. Sollte es einen Grammatiker geben, der den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden »es« erfaßt hat, so wäre er natürlich von der Generalisierung, die diese Reglementsgeister trifft, auszunehmen, aber da in der Wissenschaft kaum einer die Erkenntnisse vermeidet, die ein anderer gefunden hat, so muß man gewiß nicht alle studieren, um keinem unrecht zu tun. Sie sagen also, dies »es«, vorangestellt vermutlich aus dem Grunde, weil sich das gut macht und weil die Zunge schon bevor sie spricht das Bedürfnis hat auszuruhn, »bereite auf ein durch Inversion nachgestelltes Subjekt vor«, und finden etwa, daß es sowohl in »es lebe die Freiheit« wie in »es werde Licht« dieser Bestimmung diene. Von da hat auch der Einsender die Auffassung, daß es in »es beginnt der Tag« und »es will Abend werden« identisch sei, und weil ich nicht sagen kann: »der Tag, der es beginnt«, so könne ich auch nicht sagen: »der Abend, der es werden will«. Weil ich nicht sagen kann: »die Freiheit, die es leben möge«, so könne ich auch nicht sagen: »das Licht, das es werden soll«. Und doch kann ich dies so sicher sagen, wie ich jenes nicht sagen kann, und selbst dort, wo nicht das Zitat immunisierend wirkt. (Ich habe es schon einmal gesagt, in dem so benannten Gedicht schließe ich: »Ihr lobet Gott; ich weiß, wie Licht es werde.« Nicht: »wie Licht werde«. Die Erlaubnis des Zitats muß hier gar nicht dem »es«, sondern nur dem »werde« zugutekommen, das grammatikalisch bedenklich, stilistisch berechtigt ist durch die Kraft des Zitats wie durch das Moment der Sehnsucht, das der entliehene Konjunktiv einschließt.) Der Zwang, zu fragen: »das — was werden will?«, besteht für den nicht mehr, der eben die ganze Fülle des »es« in diesen Beispielen im Gegensatz zu der Unwertigkeit des »es« in den andern Beispielen erfaßt hat. Denn in »Es werde Licht« ist das »es« so wahr ein Subjekt, als im Anfang das Wort war. Das stärkste Subjekt, das es im Bereich der Schöpfung gegeben hat, jenes, das Licht wurde, jenes, das Tag wird, jenes, das Abend werden will. (Alles hängt davon ab; alles kann Relativsatz werden.) Es: das Chaos, die Sphäre, das All, das Größte, Gefühlteste, welches

schon da ist vor jenem, das daraus erst entsteht. Licht, Tag, Abend ist nicht Subjekt, sondern Prädikat, kann nicht Subjekt sein, weil »es« erst zu Licht, zu Tag, zu Abend »wird«, sich dazu entwickelt. »Und so ward es Abend; so ward es Morgen — der erste Tag.« (Luther übersetzt berichthafter: »Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag«.) »Und es geschahe so.« »Und Gott sahe, daß es gut war.« »Es werde Licht« bedeutet nicht: Licht werde. »Es will Abend werden« bedeutet nicht: Abend will werden. »Es beginnt der Tag« bedeutet aber allerdings: der Tag beginnt. Da ist der Tag das Subjekt. Warum nun steht hier auch ein es »voran«? (In Wahrheit steht es **nur** hier »voran«.) Es ist eine Wohltat der Sprache, keine, die sie dem Mund, sondern eine, die sie dem Gedanken erweist, indem sie doch einen Unterschied zur Aussagenorm erleben läßt. Sehr deutlich wird das an dem folgenden Beispiel: »es beginnt der Tanz« und »der Tanz beginnt«. Das »es« — ein dichterisches und kein bloß »rhythmisches« Element — dient der Anschauung: Taktstock, die Paare gruppieren sich. Oder: Programmpunkt innerhalb einer zeremoniellen Entfaltung, »nun beginnt . . .«. »Der Tanz beginnt« ist der bloße Bericht, das Begriffsskelett der Handlung; aus dem Wissen heraus, daß »es« der Tanz ist, was da beginnt, wird dieser gesetzt, wobei man weder ihn sieht noch die Stimmung, das »es«, woraus er hervorgeht. Man beachte den Unterschied zwischen dem Gedicht »Es rast der See und will sein Opfer haben« und dem Bericht: »der See rast und will sein Opfer haben«. Kein Zweifel, daß auch diesem »es«, das tatsächlich dem Subjekt »der See« vorangestellt ist, etwas innewohnt von dem Erlebnis des Unbestimmten, dem sich das sinnlich Wahrnehmbare entschält und welches eben in »Es will Abend werden« so stark ist, daß es sich des Subjektcharakters bemächtigt. Die Sprache läßt zunächst beim Rasen des Elements verweilen, worauf erst das Bewußtwerden folgt, daß es der See ist, der sich so verwandelt hat, er, der ehedem lächelnde, und gar nicht wiederzuerkennen ist, während ihn das bloß aussagende Bewußtsein des Wetterreporters sofort erkennt. (Der neue Stilist, der nur Stadien der Wahrnehmbarkeit notiert, würde freilich auch: »es wird Tanz« oder »Rasendes ist See« sagen.) Der Expressionist der Bibel, der »Es werde Licht« sprach, mußte nicht die Sprache aus der Welt schaffen, ehe er diese

schuf.) »Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt«: warum ist »es« da vorangestellt, was soll da erlebt sein, ehe man erfährt, daß es der Frömmste ist, dem »es« zustößt? Seine Wehrlosigkeit, sein besonderer Notstand, ein Es-ist-nicht-auszuhalten, wenn »sogar«. »Der Frömmste kann nicht in Frieden bleiben« läßt nebst der bloßen Feststellung noch der Einrede Raum, daß er gerade w e i l er der Frömmste ist, den bösen Nachbar gereizt hat. (Ein Buchstabe kann die namentlich bei Schiller so naheliegenden Kontraste von Anschauung und von Lehrmeinung herbeiführen und wenn er fehlt, aufheben. Man beachte den von mir nachgewiesenen Fall, daß das herrlich plastische »Ein a n d r e s Antlitz eh sie geschehn, ein a n d e r e s zeigt die vollbrachte Tat« von den späteren Druckern und Herausgebern aus dem Wunder des Wechsels von raschem Entschluß in bange Reue, aus dem Doppelgesicht der Seele zu einer faden Doppelansicht (anderes—anderes) verhunzt wurde.) Natürlich wissen die Sprachwissenschaftler von dieser dichterischen Funktion des wirklich vorangestellten »es« auch nichts. Wie würden sie aber erstaunt sein, wenn man ihnen den reinen Subjektcharakter des »es« in »Es werde Licht« erhellte, indem man, ohne doch das »Es« im Geringsten zu alterieren, statt »Licht« »licht« setzt. Da wird es hell. Es tagt. Und wenn »es tagt«: ist das nicht ganz das nämliche »es«, wie wenn es »Tag wird« — und was wäre es, wenn nicht das Subjekt? Und ist ihnen in diesen Fällen das Fehlen des Artikels, das schon was Prädikathaftes andeutet, nicht verdächtig? Der Artikel fehlt, doch dafür müßte man »Es« statt »es« schreiben: merken sie »Es« noch immer nicht? Und wenn »es schön ist«, ist da auch noch das »es« vorangestellt? Einem Prädikat? Vielleicht stehts doch bloß für »das Wetter«, »das Draußen«, für das was als die Summe der bezüglichen Sinneseindrücke das große Neutrum der Natur ausmacht? Doch in solchen Fällen sagen sie freilich, es »deute auf einen vor- oder nachstehenden Satz«. Es deutet, ohne zu erklären. Aber: wenn er voransteht, so ist eben der Subjektcharakter gegeben. »,Er ist wohl.' ,Es freut mich.'« Folgt er: »Es freut mich, daß er wohl ist«, so ist es eine Inversion, durch die auf das eigentliche Subjekt »daß er wohl ist« vorbereitet wird, wie in »Wer wagt es, zu tauchen« auf das Objekt. Hier will die

Sprache das, was sie zu sagen hat, gewichtiger machen. Wenn aber nichts vor- oder nachsteht und auf nichts gedeutet wird, wenn es schön war und es sie gefreut hat, dann bliebe, da »es« um keinen Preis ein richtiges Subjekt sein darf, wohl nichts als die Vermutung, es sei der Aussage vorangestellt und wenn kein Grund mehr für die Inversion besteht, so müsse es heißen: »Sehr schön war, sehr gefreut mich hat«. Merken sie »es« noch immer nicht? »Es ist ein Kreuz«! Aber ein Moment stellt sich ein, das es auch ihnen schließlich leicht machen wird. Das »vorangestellte es« kann man begreiflicher Weise nur in vorangestelltem Zustand belassen, es wird in keine Verwandlung des Satzes mitübernommen. Außer für ein sofort erkennbares Zitat, so daß ich in einer Stilcharge sogar sagen könnte: »Der See, der es rast« oder etwa, um einen Phrasenschwall zu treffen, mich erkühnte, zum Unterschied von der »Freiheit, die ich meine«, von der »Freiheit, die es lebe« zu sprechen. Man kann jedoch an und für sich nicht sagen: der Tag oder der Tanz, der es beginnt, und nicht einmal: der Tag oder der Tanz beginnt es. Aber, nicht wahr, man kann doch wohl sagen: Tag wird es, Abend will es werden, Licht werde es, schön wird es, gefreut hat es mich? Was ist da aus dem »vorangestellten es« geworden? Ein nachgestelltes! Es hat sich erhalten; es lebt, es ist da, es (das Element) behielt es nicht. Denn es konnte eben, weil's ein »richtiges«, ein rechtschaffenes Subjekt ist, nicht verschwinden. Die Vorstellung, daß in den Beispielen, die die Grammatiker tatsächlich nebeneinandersetzen: »es zogen drei Burschen zum Tore hinaus« und in »es werde Licht« das »es« gleichwertig und gleichbedeutend sei, daß das rein prädikative ‚Licht' »nachfolgendes Subjekt« sei wie die drei Burschen, kann nur einer Wissenschaft glücken, die sich mit der Registrierung begnügt und was dieselben Buchstaben hat als offenbar identisch in das gleiche Fach tut. Wer nicht auf das Letternbild starrt, sondern mit geschlossenen Augen den Weltenunterschied so winziger Räume zu durchmessen bemüht ist, der wird seiner habhaft werden und noch leichter dort, wo er nicht zugleich die begriffliche Distanz der Beispiele zu bewältigen hat, also vor der begrifflichen Identität: »Es beginnt der Tag« und »Es wird Tag«. Wer aber da nicht spürt, worauf es ankommt, für den kann, wenn er auf die Uhr schaut, wohl

der Tag beginnen — der es ihm aber nicht wird. Denn so klein ist dieses »es«, daß er es in der Unendlichkeit, die es bedeutet, nicht erschöpfen wird, und nichts läßt sich erleben als ein Zeitvertreib, ein »Abend, der werden will«, öd wie nur einer, der angebrochen ist und mit dem man nichts anzufangen weiß.

*

Richtigstellung

Weniger würdig einer Antwort und ihrer doch dringend bedürftig ist das Folgende:

Wien, 29. März 1921.

In Ihrem Aufsatz (Fackel Nr. 561—567, S. 91), der den aussichtslosen Versuch unternimmt, den Dichter Anton Wildgans in seiner hervorragenden Bedeutung herabzusetzen, zitieren Sie nach der Reichspost:

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Des Schicksals große Stunde wies,
Stand dies Volk der Tänzer und der Geiger
Wie Gottes Engel vor dem Paradies.

wobei Sie jedoch die Möglichkeit nicht ausschließen, der rythmische Fehler in der 3. Verszeile, den wohl jeder Volksschüler herausfinden und korrigieren könnte, sei auf falsche Wiedergabe zurückzuführen.

Hätte sich der Herausgeber der »Fackel« die Mühe genommen die Strophe im Original nachzulesen (Im Inselverlag, Österr. Bibliothek Nr. 12, S. 12), so wüßte er, daß die betreffende Stelle richtig heißt:

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Die große Stunde der Geschichte wies,
Stand dieses Volk der Tänzer und der Geiger
Wie Gottes Engel vor dem Paradies.

was ihm allerdings die Feststellung einer »Fülle von Schicksal und Geschick« unmöglich gemacht, ihn aber dahin unterrichtet hätte, daß in dieser geschmähten Lyrik das Gedicht »Legende« enthalten ist; vielleicht hätte er auch in Erfahrung gebracht, daß dieser Kriegsdichter Wildgans der Verfasser des Dramas »Armut« ist, einem Werke, das weder in der Reichspost noch in der Neuen Freien Presse abgedruckt war, daher dem Verlag der »Fackel« bisher — gottlob — entgangen zu sein scheint.

Hochachtungsvoll

— —

Es ist doch der Vorteil des Briefschreibens, daß eine Intimität, die etwa bei einer mündlichen Ansprache nicht über das Lampenfieber hinauskommen könnte, bis zur Preisgabe dessen,

was sich so in einem Gehirn tut und wie es auf Lyrik reagiert, gelangen kann. Und wenn die Bedenken, dergleichen mit dem Hochgefühl des Beachtetseins auszustatten, gewiß nur von der Pflicht einer tatsächlichen Richtigstellung überwunden werden können, so muß man wohl auch dankbar sein für jene Anlässe, die, wo immer sie wachsen, in der Zeitung, auf der Straße, in Briefen, mit der Pein der Befassung doch zugleich die Freude am Typischen gewähren. Und wenn man sich auch mit dem besten Grund von der Welt, dem, daß es ihrer auch so schon mehr gibt als man bewältigen kann (in der Wirklichkeit und besonders in der Vorstellung), gegen ihren Zudrang wehrt: sobald sie einmal da sind und eben das bringen, was man sonst vielleicht erfinden müßte, kann man sich doch wieder das, was einem das Leben erschwert, jeweils als Berufserleichterung zurechtlegen und es zufrieden sein. Ist es nicht, wenn man schon das Erlebnis hat, von einem Wildgans-Verehrer gestellt zu werden und mithin zu erfahren, daß es solche gibt, in der Tat eine Annehmlichkeit, authentische Wildgans-Zitate zu bekommen, die einem die Lektüre des Originals ersparen und alles Wissenswerte noch mit dem Unterschied von Lesarten auf einer Briefseite zusammenfassen? Denn die scherzhafte Anspielung darauf, daß mir von der zeitgenössischen Literatur vieles entgeht, was nicht in der Reichspost oder in der Neuen Freien Presse, also nicht fehlerhaft zitiert ist, rührt mit dem Finger an eine Wunde, die doch niemanden mehr schmerzen kann als den, der sie hat. Was mich einzig entschuldigt, ist meine ungeheure Anregungsfähigkeit, die sich eben, da ihr ja doch nur ein einziges Menschenleben mit seinen Tagen und Nächten zu Gebote steht, gewisse Schranken setzen muß. Denn wenn ich über Müllers »Flamme«, ohne sie zu kennen, neun Seiten schreibe, welche Arbeit müßte ich erst zu bewältigen haben, wenn ich sie kennen lernte? Ein paar Zitate in der Neuen Freien Presse hatten mir genügt, aber selbst das war zu viel, ich hätte, was ich zu sagen hatte, schon auf das bloße Gerücht hin schreiben können, daß ein Stück von Hans Müller aufgeführt wird, wo kein Zoller, sondern a Hur vorkommt. Ich muß mich dessen schuldig bekennen, daß ich Wildgans gegenüber, dessen Drama »Armut« mir

tatsächlich unbekannt ist, weil es weder in der Reichspost noch in der Neuen Freien Presse gedruckt oder auch nur zitiert war, nicht gründlicher vorgegangen bin. Aber wenn ich im Begriffe bin, über eine Strophe von ihm, die ich nicht einmal im Original aufsuche, einen Essay zu schreiben, zu wieviel Büchern würde mich erst ein Buch von ihm anregen? Ich gestehe ohne Umschweife, daß ich eigentlich nicht viel mehr von Wildgans weiß als daß er fromm und bieder, wahr und offen für Recht und Pflicht steht, aber als Christ es beiweitem nicht so überzeugend zum Ausdruck bringt wie gerade Hans Müller. Ich kenne seine berühmtesten Gedichte, die ich für einen großen Dreck halte, wobei natürlich mein Sonderstandpunkt berücksichtigt werden muß, von dem aus alles, was nicht Kunst ist, in seiner hervorragenden Bedeutung umso mehr herabgesetzt wird, je gefälliger oder virtuoser, kunstgewerblich anziehender und irreführender es sich bietet als jede andere Dilettantenarbeit. Es ist quantitativ wenig, was ich von ihm kenne, aber da es qualitativ nichts ist, so ist es mehr als genug. Es gibt Autoren, von denen ich viel weniger kenne und doch ebenso viel, als ich von ihnen halte, nämlich nichts. Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß ich von Wildgans, weil ich mehr von ihm kenne, auch mehr halte. Zwar begnüge ich mich aus Übergewissenhaftigkeit keineswegs damit, aus der bloßen Tatsache, daß einer heute lebt, auf seine Nichtigkeit zu schließen, aber immerhin hat mir schon manchmal eine Zeile genügt, die über einen irgendwo gesagt war, und wenn ich dazu noch eine Zeile von ihm selbst zitiert fand, so glaube ich mehr als genug getan zu haben, um mir ein volles Bild der Persönlichkeit zu machen. Ich würde mir also Unrecht tun, wenn ich sagen wollte, daß ich von den Leuten, die ich für schlechte Dichter halte, gar nichts weiß. Und wer hätte mir denn je nachsagen können, daß ich nicht mein Ahnungsvermögen, sondern mein Wissen gegen die heutige Literaturwelt ausgespielt habe? Da ich auch mit jenem schließlich Recht behalte, brauche ich diesem nicht mehr zuzumuten, als meine Nervenkraft, die doch schon mit dem Gefühl solcher Existenz überlastet ist, vertragen könnte. Wohl weiß ich, daß wenn ich einmal eingestehen wollte, wie wenig ich im Grunde

von den heutigen Dichtern weiß und daß ich zum Beispiel von Sternheim nur ein Telephongespräch kenne, also noch weniger als von Wildgans, man mich der Leichtfertigkeit im Tadel beschuldigen würde. Wenn ich mir selbst das Zeugnis ausstelle, »Armut« nicht zu kennen, so darf ich auch sagen, daß es beiweitem keine solche Schande ist wie stolz darauf zu sein, »Armut« zu kennen. Wäre ich Theaterkritiker, so wäre ich freilich verpflichtet, »Armut« zu kennen oder wenn ich mich nach dem ersten Akt entfernte, mein Urteil nicht ohne diesen Umstand dem Publikum mitzuteilen. So aber begnüge ich mich der deutschen Literatur gegenüber mit dem Standpunkt jenes sachverständigen Dr. Kastan, der in Berliner Premieren beim Aufgehen des Vorhangs »Schon faul!« auf die Szene rief und sich sodann entfernte, natürlich mit dem Unterschied, daß ich auch dem Schauspiel, wie der Vorhang aufgeht, nicht beiwohne. Aber alles in allem, und um nicht nur den Autoren, sondern auch mir selbst gerecht zu werden, muß ich doch sagen, daß ich nach bestem Wissen und Gewissen vorzugehen glaube, wenn man mir eine Strophe eines Lyrikers reicht und ich dann über den Dramatiker ein Urteil fälle, ohne jedoch damit auch über seine möglichen Fähigkeiten als Postbeamter zu entscheiden. Denn nur in der Kunst, wo mir eine Zeile die Persönlichkeit aufschließt, scheint mir die Eignung fürs »Fach« keiner weiteren Untersuchung bedürftig, und darüber hinaus gehe ich nicht. Wenn wir uns also an die Lyrik halten, in der ja als der engsten und strengsten Sprachprobe überhaupt das Wesentliche, wenn ein solches da ist, zum Vorschein kommt — und alles andere ist Umweg und Zeitverlust —, so ließe sich die Sache so an, daß ich nun Gelegenheit bekam, Wildgans nach dem Urtext zu prüfen, wenigstens soweit mir ihn ein glaubwürdiger Gewährsmann vermittelt, eine Gelegenheit, für die ich mehr noch dem Zufall dankbar sein muß, der mir ihn ursprünglich verstümmelt überliefert hat. Einer Frivolität, diesen Zufall ergriffen zu haben, weiß ich mich aus dem Grunde nicht schuldig, weil ich in dem einen Punkt selbst auf die offenbare Verslücke hingewiesen habe und was den anderen betrifft, von der Reichspost als einer Kennerin und Schätzerin der Wildgans'schen Lyrik mich einer so schnöden Beiläufigkeit unmöglich versehen konnte. Ebenso wenig aber hätte ich geglaubt

— und es enttäuscht mich an Wildgans —, daß der Dichter auf die richtige Wiedergabe seines Textes keinen Wert legen und die Verstümmelung nicht sofort und ehe ich danach langte, an Ort und Stelle berichtigen würde. Dies umso weniger, als er ja im telephonischen Verkehr mit der Tagespresse reichlich Gelegenheit gefunden hätte, auch von ihr eine Gefälligkeit zu erbitten, die doch nur die Erfüllung einer Pflicht wäre. Doch sei dem wie immer und wenn den Dichter, der offenbar mit Direktionsgeschäften überhäuft ist, selbst die falsche Wiedergabe seiner Verse in der Fackel unberührt läßt — ich zum Beispiel würde sofort die Burgtheaterdirektion hinwerfen, wenn sie mich an der Wahrung des wichtigsten Autorrechts behinderte —, so ist es jedenfalls ein Glück, daß die Wildgans-Verehrer Zeit haben. Sonst erführe man nicht, daß mein Spott über die »Fülle von Schicksal und Geschick« ganz unberechtigt war, weil die Stelle nicht lautet:

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Des Schicksals große Stunde wies

sondern:

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Die große Stunde der Geschichte wies

Das ist allerdings insofern ein Unterschied, als man in der ersten Fassung, die also die Reichspost gedichtet hat, irgendetwas von einer mißglückten gedanklichen Wendung vermuten konnte — etwa Geschick als die waltende Instanz, Schicksal als das jeweils Verhängte —, während in der richtigen Fassung die reine Wildgans-Banalität zu ihrem Recht kommt, jene Dichterei, die im tiefsten Einklang mit dem, was das Publikum zu hören wünscht, ihm das einsagt, was es aus Zeitmangel nicht selbst dichtet und was ihm ins Ohr und sozusagen ins Herz geht; das Mund- und Handwerk, das fertige Ornamente zusammenreimt und Phrasen, die dem Zeitungsleser schon verdächtig wären, wieder genußfertig an den Mann bringt. Die große Stunde der Geschichte! Und die Reichspost, die doch sicher am 1. August 1914 das Wort gefunden hat, der es auf den Lippen lag wie nur einer, ließ sich das entgehen. Daß es schlechthin nur die Geschichtsstunde ist,

in der der österreichische Mittelschüler durchfiel, ist ein Moment, das der wirklich nur noch in einem Wildgansgedicht möglichen Redensart etwas Beize gibt. Dagegen scheint der österreichische Volksschüler in Deutsch gut abzuschneiden. Nicht weil er weiß, daß Wildgans nicht »der Verfasser des Dramas ‚Armut' ist, einem Werke, das —«. Wohl aber könnte er sofort herausfinden, worauf ich mir weiß Gott was zugutetat, nämlich daß es heißen muß:

Stand dieses Volk der Tänzer und der Geiger
Wie Gottes Engel vor dem Paradies

Was aber der Volksschüler, selbst wenn er schon ein Wildgans-Verehrer wäre und einen rhythmischen Fehler nicht nur herausfände, sondern auch wüßte, daß man ihn mit h schreibt — was er unmöglich herausfinden könnte und was ich nur verschwiegen habe, als ich gleißnerisch dem Wildgans den Wert »Dieses« zuerkannte, ist: daß ich es nur als Wildgans-Restaurator, nur in seinem Stil korrigiert habe und daß das falsche »dies« zehntausendmal besser ist. Ja, daß die Zeile

Stand dies Volk der Tänzer und der Geiger

schlechthin ein Kunstwerk ist, das sogar mit der widerlichen Vorstellung von d'Geigerbuam, die in d' Cherubim verwandelt sind, fertig wird und das Herr Wildgans keinesfalls hätte schreiben können. Denn nicht weil mir eine Silbe gefehlt hat, sondern weil sie dem Wildgans gefehlt hat, habe ich sie reklamiert. Weiter: in diesem Unterschied zwischen »dieses« und »dies«, in der vollkommenen Beeinflussung des ganzen Gefühlsinhaltes der Zeile durch die Möglichkeit, dies oder dieses zu wählen, in dem Spüren und Wissen, daß die korrekte Auffüllung nur eine leblose Gruppe aus Stearin herstellt, nein, eine schäbige Redensart, die nicht einmal diesen Anblick gewährt, während die Verkürzung die volle, rein lyrische Anschauung eines eben noch heiter bewegten Ensembles darbietet, das sich plötzlich sammelt und steht: darin ist so ziemlich alles enthalten, worauf es in der Kunst ankommt, was die Sprache vermag und was sie dem Pfuscher vorenthält, und wer diesen Unterschied durchfühlen kann, dem wird sich der Blick in ein Gebiet auftun, über dessen Angelegenheiten

er bisher schwätzen zu dürfen glaubte, weil er ihren oberflächlichen Sinn, ihre Übereinstimmung mit seinen Privatgefühlen, den Geschmack ihrer äußeren Form erfaßt hatte. Ich wußte, daß Wildgans dieses belebenden (und die beabsichtigte Starrheit eben aus dem zuvor Lebendigen bewirkenden) Wörtchens nicht fähig war, und es ihm lassen, hieße ihn mit fremden Federn schmücken. Man achte nur auf den Zauber dieser Veränderung, die das Aufgeben des äußern Rhythmus zugunsten eines innern bedeutet; man beachte, welche Eindringlichkeit dieses »Stand« als erste betonte Silbe mit einem Mal empfängt und wie eben an diesem Halt, durch die eintretende Verkürzung, alles rings herum locker und beweglich erscheint, wie es war, ehe es in die Stellung, die der nächste Vers ihm anweist, überging. So unmittelbar ist die Wirkung, daß sie, ganz entgegen dem Fibelpathos, das die große Stunde der Geschichte pries und wies, heute an die Tragik eines Volkes rührt, dem es bei Gott besser erspart geblieben wäre, aus dem lockeren Gefüge in die Habtachtstellung von Erzhausengeln zu geraten. Man sieht sie tanzen und man hört sie geigen. Der Ton und das Bild selbst des Geigenstrichs wird lebendig. Aus dem zahmen Gänsemarsch:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡

wird dieser Tanz:

— ◡ — ◡ — ◡ ◡ ◡ — ◡

Mit den drei kurzen Füßen: T ä n z er und der (Tänzerrunde) dreht sich alles, losgebunden von dem ein für allemal gestellten »Stand«. Und nun vergleiche man damit das in die Senkung gefallene »Stand« in Verbindung mit »dieses«: wie öd, wie leer dieses Vergnügungslokal ist und wie nur die animierte Leblosigkeit das »stehende«, herumstehende Volk mit dem der Tänzer und der Geiger verbindet, das eine Feuilletonphrase ist, ein tausendmal durchzitiertes »Volk der Phäaken«. Nun habe ich freilich gerade den Kunstwert der einen Zeile vor Augen, ohne auf die Gräßlichkeit des Vorhergegangenen Bedacht zu nehmen, das ja natürlich auch sie zweifelhaft oder als Zufallswert erscheinen lassen müßte, als einen, der durch die Schlamperei des Dichters so gut wie durch die des Nachdruckers entstanden sein konnte. Ferner wäre die Schwierigkeit zu bedenken, die sich,

über das Maß der beabsichtigten Verwandlung hinaus, im jähen Tonwechsel zwischen der dritten und der vierten Zeile ergeben würde. Denn so kostbar der Vers ist, den Herr Wildgans nicht geschrieben hat, so reizvoll die Vorwegnahme des »Stand« wäre, um ihm die Bewegung, die er doch ablöst, rhythmisch noch zu verdanken, so unglaubhaft muß die Ruhe wirken, zu der sie sich gleich wieder zu sammeln hätte. Wäre Herr Wildgans jener Zeile fähig gewesen, so hätte er die drei andern, mindestens die ersten zwei nicht geschrieben und vor allem die Geschichtsstunde geschwänzt. Ich ließ ihm noch einen Ausweg offen: »Da stand — —«, ein Mittelmaß, das weit stärker als der echte Vers ist, schwächer als der falsche (indem zwar das Stehen sichtbar wird, doch nicht die Bewegung, da durch die nach »Volk« ent-stehende Pause die Tänzer und die Geiger auch wieder zur Redensart werden), aber immerhin einen Übergang des Tones gestattet. Ich wußte, daß er auch dieser Wendung nicht fähig war, sondern, daß seine Zeile eben lauten mußte: »Stand dieses — —« und daß alles, was über dieses Niveau emporragt, nur ein Druckfehler sein kann. Ich glaube, daß, wenn ich die Methode meiner Prüfung auf eine größere Quantität von Wildgans'schem Werk anwenden wollte, sie sich auch nur quantitativ verändern könnte. Ob das Gedicht »Legende« gut täte, von mir kennen gelernt zu werden, muß demnach unentschieden bleiben. Mir genügt »Infanterie«, das doch eines von denen ist, welche bei einem Publikum, bei einer Literaturkritik und bei allen Instanzen, die in sprachlichen Dingen im Gegensatz zu mir kein Vorurteil kennen, sondern alles was sich reimt fressen, Herrn Wildgans berühmt gemacht haben. Es hätte mir aber auch die eine Strophe genügt, von der ich nunmehr glaube, daß sie, auf ihren wahren »Stand« gebracht, so richtiggestellt erscheint, als es nur irgendmöglich ist und der hervorragenden Bedeutung des Dichters entspricht, in der ihn herabzusetzen zwar ein aussichtsloser, aber nicht unberechtigter Versuch ist. Ich würde um alles in der Welt der erfrischenden Naivetät, mit der das Publikum seine Lieblinge bei mir reklamiert, auch nicht eine Zeile, wie sie ihr Dichter geschrieben hat, vorenthalten wollen.

*

Vom Plagiat

Der anschlägige Kopf, der mich »St. Crausiscus« nannte und der über Scherz, Satire, Ironie ohne tiefere Bedeutung verfügt und demgemäß unerschöpflich ist an Buchstabenwitzen ohne gedankliche Grundlage, also ein rechter Einfallspinsel, hat nachgewiesen, daß die Bestandteile meines Gedichtes »Apokalypse« sich in der Offenbarung Johannis vorfinden. Er hat sich aber für den Beweis, daß mir die Tat zuzutrauen war, eine Stelle in dem Versstück »Nach zwanzig Jahren« entgehen lassen, in der wörtlich zwei Zeilen aus »Hamlet« vorkommen. Ich zähle alle meine Themen und Motive auf:

Geschlecht und Lüge, Dummheit, Übelstände,
Tonfall und Phrase, Tinte, Technik, Tod,
Krieg und Gesellschaft, Wucher, Politik,
Der Übermut der Ämter und die Schmach,
die Unwert schweigendem Verdienst erweist,
Kunst und Natur, die Liebe und der Traum —
vielfacher Antrieb, sei's woher es sei,
der Schöpfung ihre Ehre zu erstatten!

Nun wird es gewiß mehr Leute geben, denen das Zitat bekannt ist — und ich rechne sogar meinen Enthüller dazu —, als solche — und zu ihnen rechne ich ihn nicht —, die verstehen werden, daß mein Gedanke geradezu von dieser Voraussetzung lebt, also darin seinen Wert hat, daß er ein Plagiat ist. Wäre dies nicht der Fall, so wäre der Gedanke wertlos und ich hätte mir bloß ein Schmuckstück angeeignet, das meinen eigenen Besitz beschämt. Aber der Gedanke beruht nicht in den zwei Zeilen, sondern eben darin, daß sie nicht von mir sind, und in der Stelle, an der sie nun stehen. Natürlich ist die Liste der Plagen und Klagen, die Hamlet aufzählt, ein wichtigeres Werk als die Liste meiner Themen und der Sprachwert der beiden Zeilen nicht zu verkennen. Aber es handelt sich hier nicht um diesen, sondern einzig darum, daß auch hier jedes Thema eine Klage ist und die noch fehlenden zwei: die bedrückende Staatlichkeit und die totschweigende Öffentlichkeit eine Lücke ließen, in die das Zitat einschlüpfen mußte, weil ja ganz sicher ist, daß von keinem Shakespeare hier etwas stärkeres Neues gefunden werden könnte als dieses Shakespeare-Zitat, aber nicht als Inhalt, sondern weil es ein Zitat ist. Der künstlerische Wert dieser Einfügung besteht in der selbstverständlichen Deckung mit den

noch zu bezeichnenden Themen und die originale Leistung in der Weglassung der Anführungszeichen. Das Leben, in das die Worte eingesetzt sind, ist von dem Leben, dem sie entnommen sind, so verschieden, daß auch nicht die Spur einer innern Identität mehr vorhanden ist, und die äußere, also das Plagiat, ist nichts anderes als die Leistung, die es bewirkt hat. Aber wahrscheinlich wird es leichter möglich sein, vor einem intellektuellen Forum mit der Begründung, daß es ja doch ein unverkennbares Zitat ist, von dem Vorwurf der Aneignung freigesprochen zu werden als ihm plausibel zu machen, daß eben diese der originale Wert ist und daß sich die Produktion hier nicht in den Worten, sondern in ihrer Einschöpfung vollzieht. Wie diese den Bestandteil der Sprache, das gegebene Wort, so kann sie auch den Bestandteil des vorhandenen Kunstwerks, der wieder Stoff wurde, betreffen. Ob sie ihn nun in eine solche gedankliche Beziehung bringt, die schon in dem bloßen Ergreifen ihr Leben und ihre Berechtigung bewährt, oder ob sie ihm wie jede Nachdichtung neue Werte abgewinnt, sie wird allemal nur dem verdächtig erscheinen, dessen Respekt vor dem Wort sich bloß der Distanz dazu verdankt und dessen Materialkennerschaft nicht weiß, worauf es ankommt und daß die Erlaubnis der Nachschöpfung ausschließlich von deren Wert und von dem Ruhm des Originals abhängt. Die Übernahme der Shakespeare-Stelle ist durch den Einfall, sie zu übernehmen, berechtigt; die Verwendung von Bibelmotiven erst durch die Entscheidung, daß sie gelungen ist — eine Entscheidung, die aber auch jedem andern Gedicht erst den Eigenwert bestimmt. Wer den Wert des Stoffes vor Nachdichtung behütet, ist zu jener Entscheidung ebenso wenig befugt wie einer, der den Unwert eines Stoffes behauptet. Da das Buch Josua gegen mein »Gebet an die Sonne von Gibeon« bis heute unbeschützt geblieben ist, mag es dankenswert sein, selbst auf jene Quelle zu verweisen, bei deren Benützung ich mich wieder weniger an Luther als an Leander van Eß gehalten habe. Die Stelle vom Geschrei ist aus den Abschnitten 5, 10, 16 und 20 des VI. Cap. bezogen. Die Gegenüberstellung soll noch nicht mein Plagiat aufzeigen, sondern nur, daß ich den Lärm von dort genommen habe, wo er lebendiger ist als im berichthaften »Feldgeschrei« und daß er dort fast schon den Dialekt meiner Verkürzung hat.

5 Und wenn man des Halljahrs Horn bläset, und tönet, daß ihr die Posaunen höret, so soll das ganze Volk ein großes Feldgeschrei machen; so werden der Stadt Mauern umfallen, und das Volk soll hinein fallen, ein Jeglicher stracks vor sich.

10 Josua aber gebot dem Volk, und sprach: Ihr sollt kein Feldgeschrei machen, noch eure Stimme hören lassen, noch ein Wort aus eurem Munde gehen, bis auf den Tag, wann ich zu euch sagen werde: Machet ein Feldgeschrei; so machet dann ein Feldgeschrei.

16 Und am siebenten Mal, da die Priester die Posaunen bliesen, sprach Josua zum Volk: Machet ein Feldgeschrei, denn der Herr hat euch die Stadt gegeben.

20 Da machte das Volk ein Feldgeschrei, und bliesen die Posaunen. Denn als das Volk den Hall der Posaunen hörte, machte es ein großes Feldgeschrei. Und die Mauern fielen um, und das Volk erstieg die Stadt, ein Jeglicher stracks vor sich. Also gewannen sie die Stadt.

Und es soll geschehen, wann man das Jobelhorn bläst, wann ihr den Schall der Trompete höret; so soll das ganze Volk ein großes Geschrei erheben; dann wird die Mauer der Stadt umstürzen an ihrer Stelle; und das Volk soll hinaufsteigen, Jeder vor sich hin.

Und dem Volke gebot Josua, und sprach: Ihr sollet kein Geschrei erheben und nicht hören lassen eure Stimme; kein Wort soll aus eurem Munde gehen, bis zu dem Tage, wo ich euch sagen werde: Erhebet Geschrei! dann erhebet Geschrei.

Und es geschah beim siebenten Male, wie die Priester in die Trompeten stießen, da sprach Josua zu dem Volke: Erhebet Geschrei! denn der Herr hat euch die Stadt gegeben.

Da erhob das Volk Geschrei, und man stieß in die Trompeten. Und es geschah, wie das Volk den Schall der Trompeten hörte, erhob es ein großes Geschrei; und es fiel die Mauer auf ihrer Stelle; und das Volk stieg hinauf in die Stadt, ein Jeder vor sich hin, und sie nahmen die Stadt ein.

Das Geschrei ist in die folgenden Strophen übernommen:

Und der eifrige Gott, welcher am siebenten Tag
der Zerstörung nicht ruht, hieß sie vollenden, bis
sie der besiegten Welt den Fuß auf den Nacken gesetzt
und ein Geschrei erheben gedurft.

Denn es ward ihnen gesagt, nicht zu erheben so lang
Geschrei, bis ihnen gesagt, daß sie erheben Geschrei,
dieses hielten sie ein, dann aber gingen sie hin,
Geschrei zu erheben wie ihnen gesagt.

Wie das Geschrei nun erscholl, da fiel die Mauer ein,
und wie das Volk es sah, daß da die Mauer fiel,
auf das Geschrei, das Volk ein großes Geschrei erhob,
herzufallen über die Stadt sogleich.

Nichts ähnliches ist bis heute ob dieser Verwendung laut geworden.

*

Bei den Tschechen und bei den Deutschen

Richtungen, Meinungen, Entwicklungen, Weltanschauungen — es kommt doch zuerst und zuletzt auf nichts anderes an als auf den Satz. Die ihn nicht können, fangen beim Lebensinhalt an, den sie infolgedessen nicht haben und der da ist, wenn der Satz gelingt. Es wird kaum je einen Autor gegeben haben, dem Substantielleres, Wirklicheres, Zeitlicheres, Aktuelleres abgenommen werden konnte als dem, der meine Schriften geschrieben hat, und doch habe ich mich mein Lebtag um nichts anderes als um den Satz geschert, darauf vertrauend, daß ihm schon das Wahre über die Menschheit, über ihre Kriege und Revolutionen, über ihre Christen und Juden, einfallen wird. Wenn man es las, war es Politik. Wenn man liest, was ich davon halte, ist es l'art pour l'art. Das kommt davon, daß man weder jenes noch dieses versteht, und davon kommt, daß alle Kritik, aller Widerspruch und aller Einwand von »Widersprüchen« an mir abgleiten muß, von mir nur beachtet und gefürchtet wie alles, dessen Stumpfheit mich anregt und das mich betrifft, auch wenn es mich nicht meint. Ob es nun so ist, daß mich der Stoff überwächst oder ob ich an der Erfolglosigkeit, ihn zu bestreiten, wachse; und in welche Beziehung man mich immer zu dieser Wirklichkeit setzen will, und ob meine Feinde glauben, daß ich Mücken seige und Kameele, so groß wie sie, verschlucke: ich bleibe ihrer Kritik unerreichbar, weil ich weder dies noch jenes tue, sondern Sätze schreibe. Weil das bisher in der deutschen Literatur noch so selten der Fall war und ganz gewiß nie mit solch erschöpfender Ausschließlichkeit des Interesses an dem, was den Beruf des Schriftstellers ausmacht, so sind es die Leser nicht gewohnt, es verwirrt sie und sie sprechen darum, da sie ja doch von etwas sprechen müssen, so gern von etwas anderem, was mit dem Beruf des Schriftstellers gar nichts zu tun hat, und legen ihm dessen Erfüllung als Marotte und das Bewußtsein um dessen Erfüllung als Eitelkeit aus. Denn nichts verstehen die Menschen weniger, über nichts staunen sie mehr, als daß der Schriftsteller es mit dem Wort, der Maler es mit der Farbe zu schaffen haben möchte, daß sie also Erlebnisse haben möchten, die doch nicht das geringste mit dem eigentlichen Gegenstande zu schaffen haben, zum Beispiel mit einer Gerichtsverhandlung oder

mit einer Madonna. Sie glauben sich in diesen Dingen ein Urteil aus dem Grunde anmaßen zu können, weil ja, soweit sie in der Anordnung der Worte und der Farben den Gegenstand erkennen, wirklich so etwas wie die Gerichtsverhandlung oder die Madonna herauskommt, und dies eben gibt ihnen das Recht, diese und jene zu agnoszieren. Anstatt der Kunst dankbar zu sein, daß sie einen den Gegenstand verkennen lehrt, bestehen sie auf diesem. Würden sie einen Satz so oft lesen als er erlebt wurde, so würden sie den Gegenstand nicht mehr sehen, den sie beim einmaligen Lesen eben noch erkennen. Die von mir sagen, daß ich einen guten Stil schreibe, wissen das sicher nur vom Hörensagen; denn in Wahrheit ist für sie noch nie ein schlechterer geschrieben worden. Die Erlaubnis, auf Druckfehler aufmerksam zu machen, hat dies in einer umfassenden Weise offenbart. Man könnte aus den Fällen, wo ein Sprachwert als Druckfehler angezeigt wird, einen Roman, voll der wildesten Abenteuer des Geistes, oder wenigstens eine Sprachlehre machen. Es »jückt« mich in den Fingern. (Auf diese Begegnung einer faustischen mit einer jüdischen Nuance in einem Vokal haben etliche Leser von »Literatur« als auf einen Druckfehler aufmerksam gemacht.) Stil kann man getrost als das definieren, was der Leser nicht versteht. Denn er ist schon dadurch, daß er die Sprache spricht, der Fähigkeit überhoben, sie zu hören. Er ist und bleibt auf nichts anderes eingestellt, als daß der Autor die Meinung, die er als der vermutlich Klügere haben könnte, ihm sage, die Gegenmeinung in Gänsefüßchen setze, und wenn er dazu noch einen Gedanken hat, den der Leser von ihm nicht erwartet, auf diesen durch einen Strich schonend vorbereite, damit er ihm nicht entgehe. Daß Stil nicht der Ausdruck dessen ist, was einer meint, sondern die Gestaltung dessen, was einer ist und was er infolgedessen sieht und hört; daß Sprache nicht bloß das, was sprechbar ist, in sich begreift, sondern daß in ihr auch alles was nicht gesprochen wird, erlebbar ist; daß es in ihr auf das Wort so sehr ankommt, daß noch wichtiger als das Wort das ist, was zwischen den Worten ist; daß dem, der im Wort denkt wie ein anderer in der Farbe und wieder ein anderer im Ton, es nicht nur die Welt aufmacht, sondern daß diese wechselt, wenn jenes da steht oder dort; daß nicht immer nur

eine Mehlspeise, sondern manchmal auch ein Gedicht ein solches sein kann, ja sogar eine Prosazeile, und daß weit hinter dem Begreifen des Sinns eine Letter ein Gedanke sein kann: solcherlei geht dem Leser so wenig ein, daß er von dem klarsten Abbild jenes Erlebnisses, in dem nur die Verbindung von Sprachlichem und Stofflichem ein Rätsel bleibt, strauchelt und den Satz, der alles was in ihm enthalten ist, sich selbst verdankt und sich darum von selbst versteht, mißversteht. Der intellektuelle Ehrgeiz, das »verstehen« zu wollen, was nur empfunden werden darf, um aufgenommen zu werden, was nur gesehen und gehört werden muß, wie es empfunden wurde, spielt, vom Dummkopf aufwärts, beim Lesen die verhängnisvollste Rolle. Was die Verstandesmäßigkeit aber am schlechtesten kapiert, ist die Ironie, die sie herausfordert. Da sie sich um keinen Preis wiedererkennen will, so wird das einfache Hinausstellen dessen, was sie denkt, die ironische Wiederholung ihres Motivs, bei ihr am wenigsten verfangen. Sie wird es für die Meinung des Autors halten. Ein Satz hat nie vor ihr ein Gesicht, er lacht nicht, er schielt und spielt nicht, er zwinkert nicht, sondern er hat die Meinung, die er hat, wenn man ihn aus der psychischen Situation, in der er steht, ausschneidet. Einer der ergiebigsten Fälle, die mir je untergekommen sind, ist der folgende: Da hat einmal, vor dem Krieg, eine jener deutschen Lese- und Redehallen, deren Mitglieder weniger lesen und mehr reden als unbedingt notwendig ist, an einen deutschen Dichter, der zeitweise wirklich einer war, eine jener Kundgebungen gerichtet, die zwar flammen und zünden können, deren Pathos aber durch den Humor, den es verbreitet, zugleich gelöscht wird. Sie sprach davon, daß Zorn und Empörung uns die Feder in die Hand drücke, uns, »auf deren Fahnen die Freiheit des Geistes und der Wissenschaft geschrieben steht und die wir in einem Lande leben, wo Haß und Heuchlertum gar manche häßliche Erfolge zu zeitigen vermochten«. Die Geschichte spielt also in Prag, wo »wir wissen, was es bedeutet, wenn falsche Unterwürfigkeit und launische Willkür ungebärdiger Höflinge die Wahrheit in den Staub zu zerren vermag. Doch zu herbstem, bitterstem Ingrimm wächst unser Unmut, wenn —«. Ich fuhr dazwischen. Gerhart Hauptmann war — man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist Tatsache — der »zurückgezogenste

Dichterfürst« genannt worden, kurzum, es war ein Deutsch, das schon ohne alle Bomben auf Nürnberg ein Kriegsgrund war und vor dem es jede Sau im deutschen Lande, jedoch nicht dessen Bürger graust, die Sprache derer, die zwar deutsch fühlen, aber nicht können. Ein Lebenszeichen jener durch Not und Tod unverwischbaren Kouleur, die darum noch heute, öffentlich oder privat, in Wäldern oder in Gesellschaft, auf Anstandsorten oder außerhalb, vom Vaterland verlangt, ruhig zu sein, aber selbst nichts dazu tut, sondern im Gegenteil Lärm macht und Unruhe verbreitet. Die rote Kappe auf dem Kopf, das schwarze Brett vor und den weißen Terror im Kopf, war diese Geistigkeit in Prag durch den freisinnig-jüdischen Einschlag wesentlich gemildert, wenngleich in der Phraseologie unverkürzt. Ich habe nun, da ich — in kriegsferner Zeit — mit dem zurückgezogensten Dichterfürsten das Schicksal teilte, eine Einladung zu einem Vortrag vor diesem Publikum zu erhalten, alle Elemente jenes sittlichen Pathos auf meinen Fall bezogen und geschrieben:

> Auch ich habe dort einmal einen Vortrag gehalten und ich weiß, was es bedeutet, wenn Jugend, die nicht falscher, nur echter Unterwürfigkeit fähig ist, mich in der Pause um hundert Autogramme bittet, meinen Namen in das goldene Buch des Vereins einträgt, mich stürmisch zu einem zweiten Vortrag auffordert, und wenn dann die Freiheit des Geistes zaghaft wird, zurückweicht, sich davonschleicht wie die Bürger in »Egmont« und sich nicht traut, den zweiten Vortrag zu veranstalten, weil der zweitzurückgezogenste Dichterfürst, der Hugo Salus, etwas dagegen hat und weil deutsch gesinnte Jünglinge in einem Lande, wo Haß und Heuchlertum — b e i d e n T s c h e c h e n — gar manche Erfolge zu zeitigen vermochten, auf die Gefahr aufmerksam gemacht wurden, daß es ihnen in der Karriere schaden könnte.

Und nun rate man, bei welcher der beiden Nationen — bei den Tschechen oder bei den Deutschen — mir diese Bemerkung in meiner Karriere schaden mußte. Bei den Deutschen? Nein, »bei den Tschechen«! Denn ich hatte den Zwischensatz doch offenbar hingeschrieben, um mich bei den Deutschen beliebt zu machen und nur ja zu betonen, daß ich i h n e n Haß und Heuchlertum keineswegs vorwerfen wolle. Wofür ja schon das Lob der deutschgesinnten Jünglinge spricht, die in einem Lande, wo die Tschechen sich so heuchlerisch gebärden, sich in geistigen Angelegenheiten um ihre Karriere besorgt zeigen.

Dieses »bei den Tschechen« nun sollte mein Charakterbild, nicht mehr von der Parteien Haß und Gunst verwirrt und nicht mehr in der Geschichte schwankend, sondern ganz eindeutig als das eines ausgesprochenen Tschechenfeindes darbieten, und schon vor dem Krieg hat es diese Mission erfüllt, indem es einer aus eben jener Geistesmitte in einer Hochschulzeitschrift den Tschechen denunziert hat mit dem eingestandenen Zwecke, zu verhindern, daß die tschechische Presse fürder Notiz von mir nehme. Und nach dem Krieg, als ich, auf das kurze Gedächtnis meiner Prager Kenner spekulierend, mich an die Tschechen anbiedern wollte, wurde es mir (vielleicht von derselben Feder) als Dokument unter die Nase gerieben. Es war mein eigener Text, ja mein eigener Druck, den ich wiedererkennen mußte, die Stelle war angestrichen und der Absender hatte an den Rand geschrieben: »K. K. der jetzige Tschechenfreund«. Damit es mir wenigstens nicht gelingen sollte, mich über diesen krassesten meiner Widersprüche hinwegzuschwindeln. Gelingt es mir aber trotzdem, so würde ich doch meinem Schicksal nicht entgehen, da ja künftig jeder Leser mir nun die Seite angestrichen ins Haus schicken könnte, auf der ich soeben zugegeben habe, daß ich mich eines krassen Widerspruchs schuldig machte. Und da hülfe mir dann nichts mehr. Außer, ich kehre zu der Methode älterer Ironiker zurück, deren beißender Spott auch dem Minderbemittelten zugänglich war, indem sie sich einen Setzerlehrling hielten, der ihnen mit einer Anmerkung in die Rede fiel, ei ei oder hi hi machte, guck guck oder schau schau, und in diesem Falle todsicher ausgerufen hätte: »Bei den Tschechen? Soll wohl: Bei den Deutschen heißen?« Ich glaubte mit zwei Gedankenstrichen mein Auslangen zu finden. Einer wäre mehr gewesen. Er, oder der Setzerlehrling, oder irgendeine Bitte an den Leser, mich nicht mißzuverstehen, da ichs ja nur ironisch meine, und dieser böhmische Löwe sei gar kein Löwe, sondern bloß eine Retourkutsche gegen die Deutschen — so irgendwas, oder Gänsefüßchen und Eselsohren, alles, nur nicht die Sprache selbst, es hätte mich vor jedem Mißverständnis bewahrt oder ich hätte mir wenigstens bei den Tschechen nicht geschadet, die zwar nicht deutsch verstehen, aber immerhin noch besser als die Deutschen.

*

Die Wortgestalt

Als das stärkste Beispiel, wie im hingestellten Wort zugleich eine Situation mit ihrem ganzen Hintergrund dasteht und der sie beherrschende Charakter mit allen Schauern, die von ihm noch in seine Entwicklung und dramatische Fortsetzung ausgehen, schwebt mir eine Stelle aus dem Schluß des III. Teils von Heinrich dem Sechsten vor. Wie viele Menschen gibt es, die Bücher lesen, und wie wenige dürften wissen, daß solch ein Wert den vielen unerschlossen ist! Mir ist im ganzen großen Shakespeare nichts bewußt, das sich dieser Wirkung, von einem Wort bewirkt, an die Seite stellen ließe, wiewohl wahrscheinlich die deutsche Sprache ihren Anteil daran hat. Es steht am Beginn von Glosters blutiger Laufbahn und öffnet gleichsam das Höllentor der Richard-Tragödie. Von den drei Brüdern hat soeben König Eduard Margarethas Sohn durchstochen, Gloster sticht nach, Clarence folgt. Da Gloster auch die Mutter umbringen will, mahnt Eduard ab: Wir taten schon zu viel. Während sie in Ohnmacht fällt, wird Gloster von einem Entschluß gepackt:

Clarence, entschuld'ge mich bei meinem Bruder.
In London gibts ein dringendes Geschäft:
Eh ihr dahin kommt, sollt ihr neues hören.

Clarence.

Was? Was?

Gloster.

Der Turm! der Turm! (ab)

In der nächsten Szene — Zimmer im Turm — wird dann Heinrich, mit einem Buch in der Hand, abgestochen von einem, »der nichts weiß von Mitleid, Lieb' und Furcht« und der »Zähne im Kopf bei der Geburt hatte«. »The tower! the tower!« könnte nicht so das Schrecknis malen oder es mag an dem Grausen des Rufs die Vorstellung der Lokalität ihren Anteil haben. Dieses »Der Turm! der Turm!« ist ein unüberbietbarer Eindruck. Wie wenn darin einer säße, der einem unerbittlichen Gläubiger sein Blut schuldet. Und zugleich wie eine Mahnung an die Blutschuld dessen, der ihn beschwört, richtet er riesengroß

sich auf. Jener aber weiß, was seine Pflicht ist. Nachdem man die Königin abgeführt hat, fragt Eduard, wohin Richard verschwunden sei.

> Nach London, ganz in Eil, und wie ich rate,
> Ein blutig Abendmahl im Turm zu halten.

Da kann Eduard nicht umhin, der Tüchtigkeit dieses Bruders, der ein Mordskerl ist, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen:

> Er säumt nicht, wenn was durch den Kopf ihm fährt.

Der Turm aber steht da und wenn seine Vorstellung noch ein anderes Bewußtsein zuließe, würde man sich fragen, was alle Theaterdekorationen der Welt vor diesem Wortbau eines Wortes vermöchten. Wie dieser ungeheuren Fügung ein Monstrum in Menschengestalt entspringt, wird erst — im Unterschied zweier dramatischen Abgänge — die ganze Macht wie Ohnmacht des Wortes sinnfällig, wenn man dem offenen Höllentor jenes Rufs das dem Mephistopheles verschlossene entgegenhält: wie dort das Wort vermag, was hier Worte versäumen.

Doch in der Goethe'schen »Pandora«: der Wortbrand in der Feuerbotschaft der Epimeleia, der Chor der Krieger, Annäherung und Entfernung des Trugbilds in den cäsurversunkenen Versen des Epimetheus — es müßte, immer wieder, auf solche Wunder darstellend hingewiesen werden. »Wenn nach Iphigeniens Bitte um ein holdes Wort des Abschieds der König ‚Lebt wohl' sagt, so ist es, als ob zum erstenmal in der Welt Abschied genommen würde und solches ‚Lebt wohl!' wiegt das Buch der Lieder auf und hundert Seiten von Heines Prosa.« (Heine und die Folgen.) Das Geheimnis der Geburt des alten Wortes: niemals noch hat »die Stunde« so geschlagen, niemals noch währte ein Athemzug so die Ewigkeit wie in den vier Zeilen von Claudius' ‚Der Tod'; nie stand ein Wald so schwarz und still, nie stieg der weiße Nebel so »wunderbar« wie in dem ‚Abendlied'. In der neueren Wortkunst möchte ich dem »Tibetteppich« Else Lasker-Schülers einen das überhaupt nicht Vorhandene überragenden Rang einräumen. Meine eigenen Schriften gebe ich als Gesamtheit her für einige Stellen, in denen das, worauf es ankommt und wozu überall der Weg beschritten ist, mit einer fast den eigenen Zweifel besiegenden Intensität erfüllt scheint.

Es sind, von außen besehen, Beispiele anderer Art als jene, wo ein Turm, ein Wald, ein Brand, ein Gewebe schon als die Wortkulisse den Prospekt der Phantasie stellen. Aber weil die eigentliche Schöpfung die Materie der Vorstellung überwindet und ihr selbst die Schönheit, die der Geschmack ihr absieht, nichts anhaben könnte, so beweist sich die Symbolkraft der gewachsenen Worte ebenso dort, wo sie eine Realität, wie dort wo sie einen gedanklichen Vorgang bezeichnen: alles ist so erst im Wort erlebt, als ob es vorher und außerhalb nicht gedacht werden könnte, und glaubte man auch, dieser Gestalt hinterdrein eine Meinung abzugewinnen wie jener einen Bericht. Worte, die schon allen möglichen Verrichtungen und Beziehungen gedient haben, sind so gesetzt, daß sie das Ineinander ergeben, in welchem Ding und Klang, Idee und Bild nicht ohne einander und nicht vor einander da sein konnten. Wie dort ein Turm, ein Wald nicht war oder erst von diesem den Inhalt empfängt, den er nicht hatte, so ist etwa der »Reim« als das »Ufer, wo sie landen, sind zwei Gedanken einverstanden«, nun erst zugleich hörbar und sichtbar geworden. Auch hier wäre der Materialwert, wenngleich nur der angewandten Vorstellung, eher jener Reiz, über den die autochthone Kraft der Sprache hinwegmuß. Was sie von außenher fertig bekommt, verwandelt sie doch erst wieder in das Wort an sich und sie verschmäht durchaus jene Voraussetzungen von Gefühl und Stimmung, die der gewöhnliche Leser eben darum für wesentlich hält, weil er sie als seine eigene Leistung, als sein Mitgebrachtes wiedererkennt. Was die Sprache aus sich selbst vermag, erweist sie im Satz einer Glosse, wo jenen die Beziehung auf den mitgebrachten Anlaß befriedigt, so gut wie im Vers, wo er seine Empfindung zu agnoszieren glaubt. Die äußere Verständigung ist das Hindernis, das sie zu überwinden hat. Wo es ihr erspart bleibt, ist die Daseinsfreude, die sie sich selbst verdankt, reiner. Ich möchte, was sie sich in jenem höchsten Sinne der Eitelkeit »einbildet«, um es zu haben, an einer Strophe dartun, an der sich auch jenen, die es nicht spüren, wie kaum an einem andern Beispiel das Sprachwesen anschaulich machen läßt: die Möglichkeit des unscheinbarsten Wortes, das nur je einer Aussage gedient hat, sich zur Gestalt zu erheben. Es ist die Strophe des Gedichtes »Verlöbnis«, in der die

Paarung der Geschlechter zu tragischer Unstimmigkeit, als Mission des Weibes und als Funktion des Mannes, Wortgestalt erlangt hat im Infinitiv der weiblichen Natur und im Finalsatz der männlichen, in der beruhenden Fülle und im entweichenden Rest:

> Und seine Armut flieht von dem Feste,
> daß sie nicht an der Fülle vergeh'.
> Weibsein beruht in Wonne und Weh.
> Mann zu sein rettet er seine Reste.

Welche Hast, die eben noch sich raffend Zeit hat, den Bürger in Ordnung zu bringen, verrät da die Natur, die eingebettet liegt zwischen diesen rapiden Versen der fliehenden Armut und der geretteten Reste. Wonne und Weh sollen sie nicht lyrisch verklären, darin ist scheinbar etwas von der vorausgesetzten Schönheit, die der Laie für den Wert nimmt. Sie sollen die Pole des weiblichen Wesens bezeichnen, und daß sie im eigenen W alliterieren, ist ihr Gedanke. Nun aber wird die Wesenhaftigkeit der geschlechtlichen Natur ihrer schnöden Zweckhaftigkeit gegenübergestellt: Fülle und Haltung, Entsagen und Versagen, Sein und zu sein — um wie viel länger währt doch dieses verkürzte »Weibsein« als dieses »Mann zu sein«, wie bleibt jenes, verflüchtigt sich dieses und wie dürftig, wie weltabschließend, wie »zu« ist diese Partikel, die in ihrer Zielstrebigkeit noch kaum je so zur Anschauung gebracht war. Und wenn er längst dahin und dorthin ist, sieht man noch Weibsein in Wonne und Weh beruhn. Die schönen Stimmungen, die die älteren Dichter gemeinhin haben und die sie in eine Form kleiden, welche sich vor den Leuten sehen lassen kann; die Lebensinhalte der neueren und ihre Eigenart, sie nicht ausdrücken zu können: das mag ja alles ungleich wertvoller und preiswürdiger sein. Aber auf dem Nebengebiet, wo ganz ungestört vom Geschmack der Welt die Sprache etwas mit dem Gedanken vorhat, muß es doch etwas zu bedeuten haben.

Wie wenig sie hiebei auf die Stofflichkeit Bedacht nimmt, deren vorhandener Reiz, sei es als Gefühlston sei es als Meinungswert, ihr nur ein Hindernis bietet und nicht die Hilfe, der das Worthandwerk seine ganze Existenz verdankt, soll noch an zwei dramatischen Beispielen gezeigt sein, deren materielle Sphäre viel weiter als ihre geistige von dem Standort jenes Turms

entfernt liegt. Bei Nestroy, einem jener seltenen Autoren, die den vielen, die sie kennen, unbekannt sind, gibt es winzige Zwischenszenen, wo ein Satz über die Bühne geht und eine Figur, ein Milieu, eine Epoche dasteht. Läßt sich etwas Eindringlicheres, Zeitfarbigeres denken als jene Frau von Schimmerglanz, gefolgt von dem Bedienten in bordierter Livree, die nur mit der Weisung:

Sage er ihm: Nein!

ins Leben tritt (nachdem der ehrsüchtige Holzhacker mit der Frage, ob Euer Gnaden vielleicht um a Holz gehn, sich genähert hat) und die, wie sie aufgetaucht war, majestätisch wieder am Horizont verschwindet — eine Fata morgana für den geblendeten Blick, der ihr folgt, um sich dann mit einem »Das ist fatal!« in die nüchterne Wirklichkeit zu schicken. Ich möchte behaupten, daß diese Gestalt, die sich die vier Worte, die sie zu sprechen hat, abringen muß, eben vermöge dieser Leistung von tieferher ins Bühnendasein eingeholt ist als eine abend-, aber nicht raumfüllende Ibsenfigur, und daß auch dieser Bediente mit seinem auf Stelzen nachschreitenden:

Nein, wir nehmen's vom Greisler

— wie nur ein standesbewußter und fächertragender Peter hinter Juliens Amme — ein ganzes Stück Leben und Landschaft bedeutet, weil hier der Wortgeist verrichtet hat, was sonst in szenischer Ausführung erst mit schauspielerischen Mitteln bewirkt werden müßte. Und wenn in meiner Travestie »Literatur« die Distanz jener ehrlicheren Generation, die den Kommerz noch im Kommerz, zu der jüngeren, die ihn schon im Geist betätigt, in allen Lagen gespiegelt wird, so konnte sie als die weiteste Entfernung von einer neuzeitlichen Schwindelwelt nicht zu besserer Anschauung gebracht werden als in dem »entfernten Verwandten«, der von seinem Spieltisch nur manchmal einen erstaunten Blick in das Geistesleben tut und auf das Absurdum des »Waschzettels« mit der Frage reagiert:

Sie, wer sind Sie eigentlich, Sie Asisponem?

Wie der leibhaftige gesunde Menschenverstand richtet er sich in seiner Verständnislosigkeit vor einem papierenen Scheinwesen auf, von dem er dumpf ahnt, daß es irgendwie auf einem

Umweg zu dem gleichen Lebensvorteil gelangen will. Ein interurbanes Gespräch, wo die Stimme von so weither klingt als ihr Träger entfernt ist — man glaubt die Luftlinie zu sehen. Hier ist die Unmöglichkeit, daß diese zwei Daseinsformen in demselben Weltraum vorkommen, oder die Möglichkeit, daß sie in demselben Kaffeehaus vorkommen, in einem Naturlaut, der nach beiden Polen zurückschlägt, förmlich greifbar geworden. Gleichwohl dürften nicht wenige Leser meinen, daß die Wirkung der Stelle vom Jargonwort als solchem bestritten sein wollte, und sie, je nach Geschmack, komisch oder trivial finden. Die Körperhaftigkeit des Wortes, an dem man gemeinhin nur die eine Dimension der Aussage gewahrt und erlebt, ist immer in jener Unscheinbarkeit gegeben, die einem Blick, der über den Sinn nicht hinauslangt, alle tiefere Beschaffenheit vorenthält und somit die Geschaffenheit selbst.

*

Der Leser

»Bei aller Wertschätzung für Karl Kraus wäre es doch besser gewesen, den Aufsatz ‚Er hat so Heimweh gehabt‘ nicht gar so langatmig zu halten. Nicht jede Nichtigkeit ist derart breitzutreten!«

Ich glaube nicht, daß der viel von dem vorliegenden Heft haben wird. Welche Nichtigkeiten werden da breitgetreten! So breit, daß man aus jeder Zeile erst etliche Seiten schlagen müßte, um sie für so etwas verständlich zu machen. Es besteht ganz sicher eine Tollhausperspektive zwischen mir und dem gesunden Leserverstand; nur fragt sichs, wer drin und wer draußen ist. Ich bin für derlei ein Problem der Quantität geworden! Nämlich so: mir fallen im Anschauen eines Kretingehirns, vor dem ich mit verschränkten Armen, es spielen lassend, dasitze, zehn volle Seiten ein. Es antwortet, ich hätte eine Nichtigkeit breitgetreten. Nun ist aber jede Zeile der zehn Seiten so schlank und schmal, so fettlos, so maceriert, daß man sie, um sie wieder für das Kretingehirn genießbar zu machen, zu zehn Seiten mästen müßte. Es denkt so: Zehn Seiten sind »über« etwas geschrieben, dessen Beachtung im täglichen Berufsleben, das kaum Zeit für die Aufnahme der wichtigsten Themen gestattet, nicht eine Zeile verdienen würde. Also habe ich

die Nichtigkeit offenbar breitgetreten. Denn über den Napoleon kann man ein Buch schreiben; wer jedoch über einen Feldwebel eines schreibt, hat das Thema breitgetreten. Diese Anschauung ahnt gar nicht, daß es noch den Vorwurf gibt, der auf einem ähnlichen Niveau gewachsen ist: daß mein Stil schmalgetreten sei und daß die größte Schwierigkeit für den Leser in der gedanklichen Überlastung des Wortes beruht und in der Unmöglichkeit, in dem vom Feuilleton her gewohnten Tempo auch nur den oberflächlichen Sinn mitzunehmen. Mit der Langatmigkeit aber stimmt es durchaus. Sie dünkt denen, die zu kurz atmen, um mitatmen zu können, als ein Mangel. »Bei aller Wertschätzung wäre es —« Was schätzt mich da wert und was mag es an mir wert schätzen? Wenn ich eine Seite über diese Konstruktion schriebe, wie würde es die Wertschätzung für mich vollends verlieren. Nicht daß es so etwas gibt, ist das Kuriosum, sondern daß es wirklich glaubt, durch die handschriftliche Quittierung seiner geistigen Unzulänglichkeit auf mich einen andern Eindruck zu machen als den der Erinnerung, daß es so etwas gibt. Ein Freund, der dieses Heft vor dem Druck gesehen hat, prophezeite mir einen Aufruhr der Dummheit und des faulen Leserbehagens, wie ich ihn noch nicht erlebt habe. Ich erhoffe mir mehr stille Apathie. Von zehntausend dürften dreihundert wissen, daß hier eben darum so Wichtiges vorgebracht ist, weil es die andern nicht ahnen, und die andern, mit dem Gefühl, betrogen zu sein, ihre Wut hinunterwürgen und mich künftig ungeschoren lassen. Daß sie »kein Interesse« für dergleichen haben, interessiert mich außerordentlich. Es kann mich so beeinflußen, daß ich mich noch fanatischer als in das mir Nächste in das Phänomen versenken möchte, daß es ihnen das Fernste ist. Ich fühle ganz mit ihnen, daß es fürs Leben wichtigere und zur Erholung geeignetere Beschäftigungen gibt als den Versuch, Normen und Formen vom Sprachgeist her zu durchleuchten. Aber da der einzige Erfolg, den ich mir wünsche, darin liegt, mich mit dem, was ich für wesentlich halte, zu beschäftigen und darin ungestört zu sein, so kann mich ihr Verdruß beiweitem nicht so enttäuschen wie sie meine Passion.

*

Der Leser glaubt, daß ich »über« etwas schreibe. Er ahnt gar nicht, wie recht er hat. Besonders, wenn ich über ihn schreibe.

*

Sprachanweisungen müßten unleserlich geschrieben sein, um dem Sprecher annähernd den Respekt einzuflößen wie das Rezept dem Patienten. Wenn man nur entnehmen wollte, daß vor dem Sprachgebrauch der Kopf zu schütteln sei. Mit dem Zweifel, der der beste Lehrmeister ist, wäre schon viel gewonnen: manches bliebe ungesprochen.

*

Mein Sprachglaube zweifelt vor allen Wegen, die nach Rom führen.

Die Zusendung **von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Au schnitten, Drucksachen, Manuskripten od**

brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Fal Das etwa beigelegte Porto wird einem wohltätigen Zwecke zugefüh

---

ABONNEMENTS auf „DIE FACKEL“

können infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht me übernommen werden, sondern nur gegen eine Mindestvorausbezahlung v K 100·— (Mk. 50·—) die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sof zu expedieren. Von dem vorausgezahlten Betrage wird der Preis der zwangloser Folge erscheinenden Hefte jeweils in Abzug gebracht werden u rechtzeitig, ehe das Guthaben aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolge
Vorauszahlungen aus dem Auslande mittels Briefes erwünscht.

Inhalt der vorigen siebenfachen Nummer 561—567, März 192

Unsichere Kantonisten / Inschrift / Nach sechsjähriger Unte brechung / Erlösergeburttaggabe / Der junge Springinsgeld / Glosse Aus der Sudelküche / Schöpfung / Eros und der Dichter / Notizen Mödling und Wien / Neujahrsgeschenke / An den Polize präsidenten / Der Lacher / Silvesterruf an die Welt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus

ɪR. 577—582 NOVEMBER 1921 XXIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

onarchie und Republik / Meine Widersprüche / Eingedenk r Lobeerreiser / Die Antwort des Polizeipräsidenten / Kleine ıronik / Theater, Kunst und Literatur / Zur Sprachlehre / schriften / Todesfurcht / Du bist sie, die ich nie gekannt / ɔtizen / Das Wort, sie sollen es lassen stahn / Vazierende Löwen / Reklamefahren zur Hölle / Im Untergang

Mit einer Beilage

Preis dieses Heftes:

K 110·— / čsl. K 12·— / M 10·—

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN
III 2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON Nr 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 577—582 NOVEMBER 1921 XXIII. JAHR

Monarchie und Republik

Gesprochen am 16. Oktober

Mag die Vertretung des monarchischen Prinzips als der Methode, einen Haufen zuchtlos eigensüchtiger Menschheit unter dem Zeichen der physischen Gewalt zu bändigen — und was derlei sonst zu Gunsten der Monarchie vorgebracht wird —, zu allen Zeiten eine denkbare und durchdenkbare Ansicht gewesen sein, so bin ich heute weit entfernt, ihr auch nur die Entschuldigung der Dummheit angedeihen zu lassen, sondern halte sie vielmehr für den dolus, mit dem brüchige Charaktere ihre durch den Umsturz beschädigten Privatinteressen auf dem Rücken der Allgemeinheit wieder in Ordnung bringen möchten. Leider können sich diese Manager einer abgetakelten Herrlichkeit nicht nur auf die Einfalt der Massen stützen, die auch ihr Denkvermögen an die Not verloren haben und nur erinnert zu werden brauchen, daß es ihnen in der Monarchie vor dem Krieg besser gegangen ist als in der Republik nach dem Krieg, um zu glauben, daß es ihnen in der Monarchie besser gehen müsse als in der Republik, ja ohneweiters auch zu der Überzeugung zu gelangen, daß die Republik den Krieg geführt habe. Leider also steht jenen Parasiten der Entkräftung nicht allein die Stütze dieses schlechten Gedächtnisses zu Gebote, sondern sie können sich auch auf die Klugheit und Besinnungsfähigkeit jener Einzelnen berufen, welche in der Literatur als die wahren Kronzeugen eines

zerschlissenen Ideals in Zeiten aufgetreten sind, die das Problem der Staatsform noch dem Spiel der Gedanken und noch nicht der Not der Tatsachen überlassen konnten. So mag sich die heute frappierende Erscheinung hinlänglich erklären, daß erlauchte Geister wie Goethe und Schopenhauer in ihrem Denken über die Dinge der Menschheit an irgend einem Punkt durch den Kronreif beengt waren, der wertloseren Zeitgenossen auf der Stirne saß und dessen Vorstellung unsereinem nur den Atem behindert. Es ist vielleicht die gefährlichere Funktion der Monarchen, daß sie, ohne ihre Henker zu bemühen, imstande waren, den denkenden Menschen um einen Kopf kürzer zu machen, und wir nehmen mit Staunen wahr, daß gerade solche Geister, die ins Höchste gestrebt haben, vor dem, was doch nur das Allerhöchste ist, Halt machen konnten und auf dem Weg in die himmlische Region an einen Baldachin angestoßen sind. Aber sie lebten schließlich vor einer Verfallsentwicklung, die es mit sich gebracht hat, daß das konservative Ideal, in dem Natur und Glück der Menschheit hinreichend geborgen sein mögen, von seinen Vertretern an die Gemeinheit verraten und verkauft wurde und daß die korrosivischen Gifte der Zeit sich an eben jener Stelle am wirksamsten und merkbarsten zeigen mußten, deren Symbolkräften jene doch alle Gewähr für die Erhaltung des Volkskörpers zuschrieben. Nachdem wir schaudernd erlebt und bitter gelernt haben, daß als das einzige Symbol des dynastischen Lebens nur die namenlose Verrottung sichtbar blieb, mit deren Beispiel die Edelsten der Nation ihr vorangegangen sind, so muten uns die Schopenhauerschen Argumente für die erbliche Monarchie wohl kleingeistiger an, als sie gedacht waren. Wenn Schopenhauer zu Ehren des Königs vorbringt, er sei »gleichsam die Personifikation oder das Monogramm des ganzen Volkes, welches in ihm zur Individualität gelangt«,

so ist es gewiß nicht immer ausgemacht, ob die Identität auch dem Volk zur Ehre gereicht, oder ob es nicht Sache der führenden Persönlichkeit wäre, durch ihre höheren Eigenschaften einen solchen umformenden Einfluß auf das Volk zu gewinnen, der ihm die Identität erst zur Ehre macht. Wenn aber Schopenhauer sich zum Beweise der vorweg gegebenen Identität darauf beruft, daß bei Shakespeare die Könige von England und Frankreich, »gleichsam sich als Inkarnation ihrer Nationalitäten betrachtend«, einander Frankreich und England und auch den Erzherzog von Österreich in »König Johann« Österreich anreden, so ist namentlich das letztere Ehrenzeugnis insofern verunglückt, als damit der ganzen österreichischen Bevölkerung ein Kalbsfell um die schnöden Glieder gehängt wäre. Aber Schopenhauer legt ja auch sichtlich weniger Gewicht auf die Qualität der repräsentierenden Persönlichkeit als auf die Unzulänglichkeit der regierten Masse, die eben einen Herrn über sich brauche. Man würde nun glauben, daß gerade zu einer solchen Funktion wie zu keiner anderen der Befähigungsnachweis erforderlich sei. Schopenhauer aber sieht die regierte Masse auf einem so niedrigen Niveau, daß er, weit entfernt von dem Wunsch, es zu heben, sie schon in dem gebornen Führer den berufenen erkennen läßt. »Um einen vollkommenen Staat zu schaffen«, sagt er, »muß man damit anfangen, Wesen zu schaffen, deren Natur es zuläßt, daß sie durchgängig das eigene Wohl dem öffentlichen zum Opfer bringen. Bis dahin aber läßt sich schon etwas dadurch erreichen, daß es e i n e Familie gibt, deren Wohl von dem des Landes ganz unzertrennlich ist . . .« Und man denke, selbst diesen doch wahrhaft bescheidenen Anspruch auf staatliche Vollkommenheit hat eine uns bekannte Familie enttäuscht! Denn abgesehen davon, daß Schopenhauer sich leider damit begnügt hat, die Garantie für die Selbstlosigkeit einer

solchen Familie in der Erblichkeit ihrer Rechte anstatt in der Befähigung zu deren Übernahme zu erblicken, hat wohl noch nie eine Familie so vollkommen wie diese Familie bewiesen, daß ihr persönliches Wohl nicht nur von dem des Landes nicht unzertrennlich war, sondern daß sie ihr persönliches Wohl bis zur Zertrennlichkeit des Landes befördert hat. Ich halte es für durchaus zweifelhaft, ob Schopenhauer heute den Satz geschrieben hätte, der Monarch heiße »mit Recht ‚von Gottes Gnaden‘« und er sei »allemal die nützlichste Person im Staat, deren Verdienste durch keine Zivilliste zu teuer vergolten werden können, und wäre sie noch so stark«. Denn er hat in einer Zeit, in der die Publizität jenes Familienlebens noch beiweitem nicht so erschlossen war wie heutzutag, nicht den Fall eines Monarchen erlebt, der, wenn es ihm schon nicht gelang, sich als die nützlichste Person im Staate zu bewähren und wieder einzuführen, sich wenigstens durch den Anspruch einer Zivilliste betätigen wollte, und wäre sie noch so stark. Aber Schopenhauer vertritt ja allerdings die Ansicht, daß die Nützlichkeit eo ipso gegeben und daß es darum ein Unrecht ist, einen Monarchen davonzujagen. Denn im Staatswesen vermöchten die Vorrechte des persönlichen Wertes gar nicht die der Geburt zu ersetzen, weil, so sehr auch jene der Vernunft angemessen wären, sie doch nicht »die Stabilität des gemeinen Wesens sichern« können. Weil nämlich, sagt er, die große Mehrzahl der Menschen »höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist«, so erwachse hieraus »die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden«. Leider widerfährt es Schopenhauer, den

Vorrechten der Geburt die des persönlichen Wertes hier stillschweigend zu supponieren. Denn er läßt sich gar nicht auf die Frage ein, ob das Wesen höherer Art noch als solches sich fühlbar machen kann, ob der Herrscher von Gottes Gnaden noch als solcher glaubhaft ist, wenn er — was tut Gott! — mit der Mehrzahl seiner Untertanen gerade deren hervorstechendste Eigenschaften teilt, nämlich höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet zu sein. Aber vielleicht kommt er ja gerade dadurch dem Ideal nahe, die Personifikation oder das Monogramm des ganzen Volkes zu bilden, welches in ihm zur Individualität gelangt. Und im übrigen mag es dem monarchischen Gedanken gelingen, das was Gott in seinem Zorn erschaffen hat, mit dessen Gnaden regierungsfähig zu erhalten. Denn nur für Republiken, wie die in Nordamerika, erkennt Schopenhauer ausdrücklich die Gefahr des »verderblichen Einflusses« an, »welchen die Verleugnung der Rechtlichkeit in der obern Region auf die Privatmoralität ausüben muß«. Die Republiken haben ferner den Nachteil, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden müsse, zu Einfluß zu gelangen, als in Monarchien, wo »Verstand und Talent natürliche Fürsprache und Beschützer haben«. Denn der Monarch selbst »dient dem Staate mehr durch seinen Willen als durch seinen Kopf, als welcher so vielen Anforderungen nie gewachsen sein kann. Er muß also stets sich fremder Köpfe bedienen, und wird natürlich, angesehn daß sein Interesse mit dem des Landes fest verwachsen, unzertrennlich und Eines ist, die allerbesten, weil sie die tauglichsten Werkzeuge für ihn sind, vorziehn und begünstigen; sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden; was so gar schwer nicht ist, wenn man sie aufrichtig sucht«. Also angesehn, daß sein Interesse von dem des Landes

unzertrennlich ist, und sobald er nur die Fähigkeit hat, sie herauszufinden, was aber gar nicht so schwer ist — versteht sich: in Monarchien. Aber zumeist wird nur das eine der Fall sein, daß der Monarch mehr durch seinen Willen als durch seinen Kopf dem Staate dient, vorausgesetzt daß er wenigstens einen Willen hat. Denn Schopenhauer, der zwar nicht erlebt hat, daß ein mehr als Achtzigjähriger einen Weltbrand legte, gibt immerhin die Tatsache zu, daß »zu allen Zeiten viele Millionen, ja, bis zu Hunderten von Millionen Menschen ... selbst einem Kinde unterworfen« waren. Er erklärt sich diese sonderbare Erscheinung aber nicht aus einem Irrwahn, der nur auf dem Niveau der Menschheit Platz greifen kann, das er ihr zuerkennt und dem er nicht die Hebung, sondern die Befestigung durch Monarchien wünscht, sondern aus einem »monarchischen Instinkt«, der im Menschen liege und durch den offenbar die Natur, die ihn auf die Habsburger und die Hohenzollern hingewiesen hat, ohne ihm zugleich die Waffen zu geben, sich gegen diese Feinde zu schützen, Gottes Gnaden entgegenkommen wollte. Das monarchische Prinzip kommt nach Schopenhauer überall in der Schöpfung zum Durchbruch. Selbst das Planetensystem sei monarchisch und der tierische Organismus sei es auch, indem nicht Herz, Lunge und Magen, sondern »das Gehirn allein der Lenker und Regierer« ist. Womit freilich eher bewiesen wäre, daß der tierische Organismus anders regiert wird als die Monarchie. Erst dadurch, daß sich der Mensch die Monarchie gefallen läßt, ja sie zurückwünscht, wenn er sie einmal verloren hat, und somit klar wird, daß das Gehirn doch nicht der Lenker und Regierer des tierischen Organismus sein kann, würde dessen Vergleich mit dem monarchischen System wieder einleuchtend. Wenn wir aber selbst annehmen wollen, daß wirklich das Gehirn den tierischen Organismus

regiert und auch im Planetensystem sichtlich eine starke Hand die Führerschaft ausübt, warum sollte man da, falls man nicht geradezu durch einen monarchischen Instinkt drauf angewiesen ist die Monarchie für naturgemäß zu halten, die Natur für eine Monarchie halten müssen? Vollends anfechtbar wird Schopenhauers Auffassung, wenn sie dem Menschen die monarchische Regierungsform als die ihm natürliche aus dem Grunde nahelegt, weil sie auch »die Bienen und Ameisen, die reisenden Kraniche, die wandernden Elephanten, die zu Raubzügen vereinigten Wölfe haben und andere Tiere mehr, welche alle Einen an die Spitze ihrer Unternehmung stellen«. Am plausibelsten dürfte noch der Hinweis auf die zu Raubzügen vereinigten Wölfe sein. Aber sollte nicht lediglich die monarchische Ideologie die Vorstellung verwehren, daß die wandernden Elephanten einen Präsidenten haben? Und ist dafür die Vorstellung erträglich, daß sie an der Einrichtung der erblichen Monarchie festhalten, selbst wenn sie genötigt wären, einem Elephantenbaby unterworfen zu sein oder bis zu dessen Mannbarkeit einen Horthy anzuerkennen? Daß der Löwe der König der Tiere ist, dürfte als Redensart so auf der Hand liegen, daß der monarchische Gedanke sich schwerlich darauf verlassen könnte. Aber wenn sich der Philosoph nicht scheut, die einzelne Tiergattung vor solche Entscheidungen zu stellen, schien ihm da nicht auch die Möglichkeit greifbar, daß die Metapher einer Königin der Bienen bloß aus einer Zeit bezogen wäre, die eben keine Präsidentin gekannt hat? Wenn es in der Naturgeschichte heißt, die Königin der Bienen sei »das einzige vollkommene Weibchen im Volke«, sollte das bloß ein vom Byzantinismus der Bienen bezogenes Kompliment sein oder nicht vielmehr die Feststellung, daß sie eben das vollkommenste Weibchen, nämlich »die längste unter ihnen«, zu ihrer Königin erheben? Daß sie

eben nicht die Erblichkeit, sondern ausschließlich die Fähigkeit zur Bedingung der Thronfolge machen? Das erhellt doch schon aus der Methode, wie sie den sogenannten »Königinwechsel« vornehmen. Denn in ihrer Verfassung ist geradezu die Revolution vorgesehen und es heißt dort: »Geht nach drei, bisweilen erst nach fünf Jahren die Fruchtbarkeit einer Königin zu Ende, so erbrütet das Volk rechtzeitig eine junge und beseitigt die alte«. Nur ein einziges Moment könnte allenfalls der Auffassung zuhilfe kommen, daß der Bienenstaat ein durch und durch monarchischer sei, nämlich die bekannte Tatsache, daß die Königin der Bienen von Drohnen umschwärmt wird. Ein Übelstand, der aber durch den wahren Bienenfleiß, den das Volk entfaltet, wieder reichlich wettgemacht wird, ja es soll dort vorkommen, daß die Drohnen von den Arbeitsbienen unbarmherzig zum Flugloch hinausgetrieben oder gar vertilgt werden. Wer vollends erfahren will, was Demokratie ist, braucht nur zur Ameise zu gehn, und wenn nun auch diese Nation Einen an die Spitze ihrer Unternehmung stellt, so läßt sie sich dabei nur so weit von Gottes Gnaden beraten, daß sie sich eben das wohlgeschaffenste Exemplar für den Posten aussucht. Nun, es ist doch wohl einem echten Geist angemessener, in Realitäten zu denken als in Ornamenten, und da dürfte es sich herausstellen, daß die Tiere, die nicht ahnen, daß wir ihnen die Embleme unserer Staatskunst verliehen haben, und die wahrlich unbelastet vom menschheitlichen Irrsinn dahinleben, den Besten, Stärksten und Größten zu ihrem Führer ausersehen und nicht jenen unter ihnen, dessen Vorzug, einer bestimmten Familie anzugehören, seine Erbärmlichkeit wettmachen soll. Gewiß werden die Kamele das größte Kamel an die Spitze ihrer Unternehmung stellen. Aber damit haben sie doch noch lange nichts für die monarchische Staatsform bewiesen.

———

Meine Widersprüche

Einer, der »Monarchie und Republik« vorlesen gehört hat, weist mir als »Ein Leser mit besserem Gedächtnis« nach, daß Schopenhauers Wort gegen eine Menschheit, die in ihrer Mehrzahl »höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet« sei und die deshalb Einen über sich brauche, der sie »zügelt und regiert«, in der Fackel vor acht Jahren (»zehn Monate vor dem Krieg!«) in offenbar bejahender Tendenz gegen den Liberalismus zitiert war, zwar nicht mit dem Hinweis auf die Monarchien der Tierwelt, der mir wohl schon damals absurd erschien, aber immerhin mit dem Satz »Selbst das Planetensystem ist monarchisch«, den ich allerdings als die eines hohen Geistes unwürdige Redensart, die er ist, schon damals hätte erkennen sollen. Das Werk der Fackel ist jedoch so über und über mit Fehlern behaftet, wie nur eines Menschen Werk, und die Frage wird schließlich nur sein, ob nicht ein jeder dieser Fehler die größten Vorzüge solcher, die ihn bemerken, aufwiegt. Nicht einmal das bessere Gedächtnis kann ich einem von dieser Art einräumen, da es doch von jener sehr dürftigen Intelligenz wettgemacht wird, die Schopenhauer dem Menschengeschlecht zuschreibt und der es gar nicht einfallen kann, daß mein Gedächtnis wirklich auch nicht so gottverlassen ist, daß es den Inhalt älterer Fackelhefte, die ich doch schließlich einmal geschrieben habe, vergessen haben sollte. Richtig ist wohl, daß ich noch kein einziges, wenn nicht bei einer öffentlichen Vorlesung, seit dem Abschluß des Druckes gelesen habe. Aber diese Absonderlichkeit erklärt sich eben daraus, daß ich ihren Inhalt zu genau kenne, um mit ihm zufrieden zu sein, um nicht dauernd an jenem Verdruß zu tragen, der von mir gleich nach erfolgter Loslösung von einem Geschriebenen Besitz ergreift, und ich überlasse es seit Jahrzehnten lieber allen jenen, die zu solchem Verdruß kein Recht haben, die sich das Denken als eine schnurgerade Linie denken und das Leben als eine Oberfläche leben, mir die Widersprüche vorzuhalten, die das körperhafte Wachstum der geistigen

Gestalt nun einmal als Fluch und Segen überkommen hat und die dem flachen Sinn oft deutlicher in Erscheinung treten als diese selbst. Der Tropf, der von der Tageszeitung her den schreibenden Menschen als einen Apparat der Meinung zu gebrauchen gewohnt ist, kann sich natürlich gar nicht vorstellen, daß ich neuerdings auf die Schopenhauer-Zitate so verfallen wäre, daß ich sie selbst in dem alten Fackelband aufsuchte und von da im Original weiterforschte, sondern er glaubt wirklich, daß er mich mit dem Hinweis auf eine Fackelseite, deren Druckbild in meiner Vorstellung realer vorhanden ist als vor den Augen eines Tropfes, in Verlegenheit bringen wird. So hat sich seit Jahr und Tag ein Gewerbe herausgebildet, mich auf Widersprüchen zu »ertappen«, während es doch gewiß lohnender wäre, auf die Stirn eines Kopfes hinzuweisen, der im Vollbewußtsein dieser Widersprüche sie coram publico und oft ohne den geringsten Versuch einer Bemäntelung oder Erklärung zu begehen wagt. Sie soll, wo sie von der findigen Dummheit herausgefordert wird, erst recht nicht erfolgen und es fällt mir nicht ein, zu begründen, wie es möglich ist, daß ein und derselbe Autor, der sich einmal auf Schopenhauers monarchistische Meinung gegen den Liberalismus bezogen hat, sie heute mit aller satirischen Vehemenz als Fehlurteil hinstelle. Es wäre vergeudete Mühe, den offenbaren und jeder Intelligenz faßbaren Kontrast auch nur nach der Richtung ausgleichen zu wollen, daß es sich damals — ganz im Stil der politischen Urteilsbildung Schopenhauers — bloß darum gehandelt hat, Stützpunkte für den Haß gegen den Preßliberalismus zu finden, und daß nicht mein Bekenntnis zum Problem der Staatsform zur Erörterung stand, sondern — bei Gelegenheit einer Anklage gegen die Schwurgerichte — alle jene antiliberalen Motive aufgereiht wurden, durch die Schopenhauers Zeugenschaft dem Fortschritt verdächtig wäre. Natürlich läßt sich nicht leugnen, daß dieses Zitat — wie noch viel wirksamer hundert andere Sätze der Fackel — danach angetan war, mich rein meinungsmäßig nicht an der Stelle stehend zu zeigen, an die mich die Plattformer beider politischen Meinungen heute fixieren. Aber das Erlebnis, dem sich dieser Eindruck abgewinnen ließ, war, wie es eben dort hieß, nicht der Staat,

sondern die Zeitung, also die Welt. Es hat sich im Grunde nicht geändert, aber es hat durch das, was inzwischen geschehen ist, Zuwachs bekommen, der es anders erscheinen läßt. Nur solange es das Problem Monarchie und Republik nicht gab, konnte die Entscheidung zugunsten jener fallen. Das hat sich alles, die Flachköpfe mögen beruhigt sein, ganz organisch entwickelt. Es war eben wirklich »zehn Monate vor dem Krieg«. Und wenns nur einen Tag vor dem Krieg gewesen wäre und das Gegenteil wäre am Tag nach Kriegsbeginn erschienen, so war eben etwas geschehen, erkannt, gewußt, was auch dem nachdenkenden Verstand irgendeinmal den tieferen Zusammenhang erschließen könnte, zu dem lesende Herzen längst und leicht den Zugang haben. Meine Widersprüche scheinen mir schlimmstenfalls das Ehrenzeugnis auszustellen, daß der Weltkrieg auf mich Eindruck gemacht hat, was man doch wahrlich von dem Geschmeiß, das sich literarisch mit ihm befaßt hat, nicht behaupten kann. Und wenns eben dieses nicht anders kapiert, so sei ihm in Gottes Namen zugestanden: alles was ich bis zum 1. August 1914 geschrieben habe, war, soweit es in Widerspruch steht zu allem, was ich seit dem 1. August 1914 geschrieben habe, und soweit es nicht als Vorwort dazu unmißverständlich ist, falsch. Daß es, weil es von einem und demselben Menschen war, eben diesen beweist und eben von diesem bewiesen wird, das müssen gesinnungstreuere und gedächtnisstärkere Leute als ich bin nicht verstehen. Es war, wie es war, so richtig, wie es heute falsch sein mag, und es konnte nicht anders sein, wie das, was heute ist, nicht anders sein kann. Es kann keine Zeile, kein Zitat anders sein, als es entsteht und steht. Mag es auch fallen und vergehen wie die Zeit, dem lebendigen Willen, dessen Ausdruck es war, kann sie nichts anhaben. Nie wird es diesen Forschern gelingen, mit der Meinung auch das Erlebnis, das sie ihnen in die flache Hand geliefert hat, zu entwerten. Solange nicht für damals und heute außenseitige Beweggründe faßbar werden, solange nicht was ich je gedacht habe, auf das Niveau jener Meinungsbildung gebracht werden kann, deren Konsequenz bedenklicher ist als mein Widerspruch, bleibt es ein aussichtsloses Bemühen, ihn als die Mechanik einer politischen »Einstellung« zu verdächtigen. Ach ich wollte ja auch, daß die Natur gerad-

liniger und flächenhafter mit mir verfahren wäre; aber sie hat mich nur mit der Gabe entschädigt, die Fülle als Mangel zu fühlen und eben den Anstoß zu erleiden, den zu nehmen den Außenstehenden so leicht wird. Gewiß, ich war, bevor die stets verdammte Selbstentwertung konservativer Werte das Ende herbeiführte, kein Republikaner. Aber hat die grundsätzliche Anerkennung des Amtes der Kulturhüter mich je blind gemacht und nicht vielmehr sehend für dessen Mißbrauch und für alle Kulturverderbnis, die er befördert und bewirkt hat? Welcher Republikaner der franzjosefinischen Zeit hätte die Verödung der Geister und Korrumpierung der Charaktere sub auspiciis imperatoris schärfer erkannt und schneidender gerichtet, und ohne jede andere Hemmung als die jenes Paragraphen, dem die Fackel oft genug zum Opfer fiel? Was sollen alle in der Stellung gegen den Erzfeind Presse begründeten Antiliberalismen, was soll die Zitierung des Monarchisten Schopenhauer, was würde selbst der Umstand, daß vor zwanzig Jahren ein Mitarbeiter sich auf den Historiker Friedjung und dessen Wertschätzung des ritterlichen Monarchen bezogen hat, gegen die Erfüllung dieses Zeitraums mit antimonarchischer Satire bedeuten und gegen die untrennbare Einheit eines Werkes, das, über alle publizistische Verbindung der Zeitabschnitte, das reale Grauen der Kriegsjahre fast wie ein der Vorkriegsfackel entbundenes Monstrum wirken läßt. Ganz nüchtern, als ob es wirklich in das Belieben jedes konsequenten Esels gestellt wäre, mich auf Meinungen zu auskultieren und auf Beweggründe zu perkutieren, sei gesagt, daß ich nach wie vor mit Schopenhauers Ansicht über die niedrigen Eigenschaften der meisten Menschen, ob sie nun in Rudeln oder als anonyme Briefschreiber auftreten, übereinstimme. Der Unterschied von ihm und zu meiner damaligen Haltung ist nur der, daß ich es heute nicht über mich bringen kann, aus dieser Ansicht die politische Konsequenz Schopenhauers zu ziehen. Daß auch er sie heute nicht zu ziehen vermöchte, wurde vernehmlich genug ausgesprochen und nicht seine Meinung, die ich ehedem zitiert habe, sondern nur die Unmöglichkeit seiner Beweisführung, die in der Analogie mit der Tierwelt doch gewiß zur Groteske wird, dem »Gewieher eines Auditoriums preisgegeben«, von dem ich besser als ein Aufpasser

weiß, daß seine Bestandteile eben jener Eigenschaften nicht ermangeln mögen, die Schopenhauer den Menschen nachsagt, das aber weiß Gott unter der Einwirkung einer beherrschenden Kraft sich zu höherem Nutzen »zügeln und regieren läßt« und eine anders bildsame Gesamtheit abgibt als das Material der Monarchen, die mit ihm die Qualitäten gemein haben. Die Wehrlosigkeit der hörenden Menge ist aber auch ein dankbarerer Boden als die widerspruchsbereite Intelligenz des Lesers, die nicht versteht, daß der Respekt vor Schopenhauer nicht besser als gegen die Gefahr betätigt werden könnte, daß sich ein fluchwürdiges Interesse seiner Argumente bediene. Gerade weil er nicht mehr die Möglichkeit hat, sich zu widersprechen, die ihm der Anblick eines durch die Monarchen geschändeten Zeitalters sicherlich nahe gelegt hätte. Ich wäre ja, wenn ich diesem Fluch jenes Glück nicht verdankte, nicht minder der Möglichkeit ausgesetzt, daß einer, dem die Erlebnisse zu besserer Einsicht verholfen haben, meinen verjährten Standpunkt hervorhole, um mich wider die Gefahr zu schützen, daß sich die Engstirnigkeit der Waffen bediene, die ich ihr wissend nie geliefert habe. Und riskiere ich nicht heute, da es mir noch gewährt war, mich ihr selbst zu entziehen, daß sie sich an meinen Widersprüchen schadlos hält? Ich habe über das Niveau der Menschheit nicht anders denken gelernt, wohl jedoch über ihre Lage, welche sie freilich den Eigenschaften verdankt, die sie zum Spielball jener Gewalten gemacht haben, die Schopenhauer auf dem einmal gegebenen Niveau als das dazugehörige Fatum betrachtet. Ich mußte dieser Konsequenz untreu werden. Daß ich heute gegen sie geradezu satirisch gestimmt werde, daß mir heute die Aufzählung jener Untertaneneigenschaften förmlich zum Steckbrief eines abgekrachten Monarchen wird, kann nur einem Gedächtnis, das die lebendige Gegenwart des Geistes und des Lebens nicht spürt, bedenklich vorkommen. Das meine, dem ich den Fund der Schopenhauer-Zitate verdanke, hat faktisch nicht die Ehrlichkeit aufgebracht, die ihm so naheliegende Quelle jener älteren Fackelnummer [384/385] (die sogar Schopenhauers Haßdokument gegen die Revolution enthält) zu bekennen. Nun will ich mich der Erfüllung dieser wissenschaftlichen Pflicht, an die ich mich lieber erinnern lasse,

nicht länger entziehen. Das bessere Gedächtnis des Lesers, der zum Glück dem Vortrag meines Widerspruchs beigewohnt hat, macht sie mir zur Abwechslung und der schaudervolle Rückblick auf das, was seit dem Oktober 1913 mit der Welt geschehen ist, ohne sie selbstloser, gerechter, rücksichtsvoller, wahrhafter, gütiger und vor allem gescheiter zu machen, wird zum Zeitvertreib.

*

»Vielleicht wird Mancher darin einen Mangel eines festen Systems und ein Schwanken der Grundsätze mit Unzufriedenheit wahrnehmen. Allein man erwäge, daß Politik sich überhaupt auf Erfahrungen gründet, und daß, wenn diese sich ändern, auch unsere Überzeugungen und Meinungen sich ändern können. Ferner, daß die Bemerkungen zum Teil die Ausdrücke von Empfindungen und Vorstellungen sind, die durch einzelne Begebenheiten in dem Gemüth des Verfassers hervorgebracht, und durch seine jedesmalige Stimmung modifiziert wurden. Man muß also in ihnen nicht etwas Ganzes suchen wollen. Das Ganze liegt in dem Kopf und Geist ihres Urhebers, dessen System nach einem höhern Maßstabe zu bestimmen ist. Vertheidigt er jetzt die Sache der Monarchie, und tritt dann wieder auf die Seite der Demokraten, gut, so ist es nur ein Beweis, wie wenig er von Vorurtheilen eingenommen war, und wie gern er das Gute von beiden Parteien anerkannte.«

Vorbericht zum zweiten Bande der ersten Ausgabe von Lichtenbergs Schriften, veranstaltet von dessen Söhnen.

Eingedenk der Lorbeerreiser

Aus einem Brief:

Da ich weiß, daß für Sie der Krieg noch keine erledigte Sache ist, glaube ich, daß die nachstehende Abschrift eines Befehles, die ich dieser Tage in meinem Kriegstagebuch fand, für Sie Interesse haben dürfte.

Im Jahre 1917 wurden die Marschbataillone verschiedener Regimenter — darunter auch das 28. Marschbataillon des Schützen-Regiments Nr. 1, dem ich als Mannschaftsperson angehörte — in Hrubiczów (in der Nähe von Wladimir-Wolinsky) zu einer Armee-Ausbildungsgruppe gesammelt, um dort »die letzte Ausbildung vor dem Abgehen an die Front« zu erhalten.

Anfang Mai 1917 wurde uns Folgendes verlautbart:

»Armee - Ausbildungs - Gruppen - Kommando - Befehl:

Es ist der gesamten Mannschaft an drei aufeinanderfolgenden Tagen zu verlautbaren, daß venerische Erkrankungen als Selbstbeschädigungen kriegsgerichtlich belangt werden, und um dieser Verfügung Nachdruck zu verleihen, sind in jedem einzelnen Falle die erkrankten Leute beim A. A. Grp. Kmdo. vorzustellen.

Für die in letzter Zeit vorgekommenen Erkrankungen, welche nachgewiesener Maßen künstlich erzeugt oder absichtlich herbeigeführt wurden, wird angeordnet, daß die Betreffenden körperlich zu züchtigen sind, und wird die Prügelstrafe, mit 5 Stockstreichen beginnend, täglich um 1 Streich erhöht und so lange verabreicht, bis die Krankheitssymptome erlöschen.

Die erste Züchtigung ist heute um 2 h nachm. an nachfolgenden Leuten durchzuführen: — — —

Vollzugsorgan ist der Profoß, dem 2 kräftige Leute der technischen Kompagnie zur Verfügung zu stellen sind.«

Die Antwort des Polizeipräsidenten

Der Polizeipräsident.

Wien, am 13. Juni 1921.

Euer Hochwohlgeboren!

In der im März d. J. erschienenen Nr. 561 bis 567 der ,Fackel' wurde unter dem Schlagworte »An den Polizeipräsidenten« die angebliche Mitteilung eines angesehenen Wiener Arztes veröffentlicht, in der an einem rücksichtslosen und folgenschweren Vorgehen hieramtlicher Organe eine abfällige Kritik geübt wird.

Da mir daran gelegen ist, daß seitens der Wiener Polizeidirektion stets in streng gesetzmäßiger Weise, ohne jede unnötige Härte und mit tunlichster Schonung der betroffenen Personen amtiert werde, habe ich sofort eine eingehende Untersuchung der Angelegenheit angeordnet.

Da jedoch bei keiner der in Betracht kommenden polizeilichen Amtsstellen von einer solchen Amtshandlung etwas bekannt war, in der Veröffentlichung in der ,Fackel' aber keinerlei Angaben über die in Betracht kommenden Dienstesstellen der Polizeidirektion enthalten waren und auch eine nähere Bezeichnung des Ortes der Amtshandlung fehlte, mußten zunächst diese Umstände festgestellt werden. Die in dieser Hinsicht bei der Redaktion der ,Fackel' im kurzen Wege eingezogenen Erkundigungen waren insoferne erfolglos, als bloß mitgeteilt werden konnte, daß der Artikel aus der ,Neuen Freien Presse' übernommen worden, Näheres über den fraglichen Vorfall jedoch der Redaktion nicht bekannt sei. Die hierauf bei der ,Neuen Freien Presse' gestellte Anfrage ergab, daß die dem Artikel dieser Zeitung zugrunde liegende »Einsendung« bereits skartiert sei.

Dieses Nachforschungsergebnis dürfte zu dem Schlusse berechtigen, daß es sich um eine »Einsendung« handle, der ein erweislicher Sachverhalt nicht zugrunde liegt und durch die von dem unbekannten Einsender nur versucht wurde, das Urteil der Öffentlichkeit über die polizeiliche Amtierung irrezuführen.

Ich möchte diesen Anlaß dazu benützen, darauf hinzuweisen, daß bekanntlich vor einiger Zeit in der Tagespresse auch Berichte, betreffend den von einem Mädchen gelegentlich einer Hotelrevision verübten Selbstmordversuch, zur Veröffentlichung gelangten und auch in diesem Falle die polizeiliche Aktion als ein Mißgriff dargestellt wurde. Aber auch diesbezüglich hat die eingeleitete Untersuchung ergeben, daß der von den Blättern gebrachte Sachverhalt den Tatsachen nicht entsprach und daß insbesondere die beteiligten Amtspersonen durchaus vorschriftsmäßig und einwandfrei vorgegangen waren.

Genehmigen, Euer Hochwohlgeboren, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung

Schober.

Nichts könnte erfreulicher sein als daß der Appell an den damaligen Polizeipräsidenten den Erfolg der Feststellung hatte, daß die Schändlichkeit, auf die er hingewiesen wurde, sich nie begeben hat, und nichts grotesker als die Tatsache, daß die Fackel in ihrem Glauben an die Neue Freie Presse getäuscht worden ist. Freilich kann zur Rechtfertigung ihrer Empfänglichkeit für das gedruckte Wort und für eines, das auf solchem Papier erschien, vorgebracht werden, daß es sich doch um keine Börsennachricht oder sonst irgendeine Behauptung gehandelt hat, die, weil sie im Text der Neuen Freien Presse enthalten war, alle Zweifel und alle Anrüchigkeit auf der Stirn trug. Es war die Zuschrift eines »angesehenen Wiener Arztes« und wiewohl eine solche gewiß auch von einem weniger angesehenen Wiener Journalisten verfaßt sein konnte, so war doch ihr Inhalt — die Mitteilung einer Tatsache, die einen schweren Anwurf gegen die Polizeidirektion enthielt — ein solcher, den zu erfinden oder vor dem Druck nicht zu kontrollieren, zu allerletzt der Neuen Freien Presse zugetraut werden konnte. Denn wenn die Wiener Journalistik bisher in einem Punkt zuverlässig war, so war es gewiß ihre Feigheit vor Behörden,

ihre Zurückhaltung in der Kritik polizeilicher Übergriffe, ihr Gleichmut gegen alle kriminalistische Ungebühr, durch den sich eben die Prostitution der Tageszeitung von der des Stundenhotels abzusondern vermeinte. Vollends war von der Neuen Freien Presse, die das Wort Syphilis noch heute mit Widerstreben in den Mund nimmt, weil es etwas bedeutet, was man im Verkehr mit der öffentlichen Meinung nicht bekommen kann, vollends von ihr war anzunehmen, daß sie sich nur bei absoluter Sicherheit auf ein so schlüpfriges Gebiet begeben werde, und wie wahr mußte eine Begebenheit, die mit einem Rendezvous im Stundenhotel zusammenhängt, sein, wenn ein so anständiges Blatt, das die Bezeichnung für seinen eigenen Beruf nur punktiert bringt, sich zu einer schonungslosen Erörterung dieser Dinge entschloß. Eher hätte ich geglaubt, daß sie über hundert vernichtete Existenzen zur Schmockerei des Tages übergehen, hundert Selbstmorde brutalisierter Frauen totschweigen würde, ehe sie auch nur einen einzigen solchen Fall erfindet. Zu dem gesellschaftlichen Takt, der ihr als der Zeitung der City bei der Kritik der Vorgänge im City-Hôtel Maß auferlegt, kommt noch das Moment der persönlichen Beziehungen zur Polizeidirektion, nämlich der vom Vater auf den Sohn vererbten unerwiderten Sympathie für den damaligen Präsidenten, dessen Sphäre sie doch nicht angreifen wird, wenn sie sich Hoffnungen macht, von ihm über seine Berufung zum Bundeskanzler Authentisches zu erfahren. Kurzum, einem so durch und durch verlogenen Blatt war nichts als die blanke Wahrheit zuzutrauen, und wenn Bismarck gesagt hat, daß manches was in einer Zeitung steht, denn doch wahr ist, so durfte ich zu diesem Minimum die Notiz zählen, die ihr ein angesehener Wiener Arzt — und es ist ja leider auch wahr, daß solche mit ihr noch in Verbindung stehen — geschickt haben sollte. Nunmehr stellt sich heraus;

daß nicht einmal das wahr ist, und mein Glaube an Druckerschwärze hat das letzte Loch bekommen, das noch zu vergeben war. Es mag, wenn auch nur so viel wahr ist, daß das Mädchen, dem die Notiz den Ruin seiner Existenz nachsagt, in jenem Hotel betreten wurde, vielleicht ein Fall von Polizistengrobheit vorgekommen sein, trostlos genug und die sogenannte Sittenpolizei, die nur hygienische Agenden zu besorgen hat und der ein miserables Gesetz die Untersuchung der Männer nicht erlaubt, verzweifelt an dem Bestreben, ihren Beauftragten, zu deren Amt sich die ohnedies raren Gentlemen nicht drängen, bessere Umgangsformen beizubringen. Sicher und erfreulich ist, daß hier kein Beispiel aus dem Gebiet Sittlicheit und Kriminalität vorliegt, sondern vielmehr ein Beleg zum Kapitel Kultur und Presse. Daß der Polizeipräsident es sich versagt hat, der Neuen Freien Presse auf der Stelle eine Berichtigung zu schicken und es der Fackel so zu ersparen, auf einer Preßlüge eine Anklage aufzubauen, ist nur zum Schein eine beklagenswerte Unterlassung. Denn abgesehen davon, daß die Auseinandersetzung in der Fackel ihre grundsätzliche Richtigkeit gegen ein zum Glück heute verlassenes System und ihre Wichtigkeit als Warnung behält, ist es geradezu wohltuend, einmal feststellen zu können, daß sich in Wien eine Niedertracht nicht begeben hat, eine Annehmlichkeit, die durch die gleichzeitige Feststellung, daß in Wien noch immer gelogen wird, nicht wesentlich beeinträchtigt werden kann. Am erfreulichsten ist aber der Umstand, daß der behördliche Respekt vor der Tagespresse bis zu dem Grad abzunehmen beginnt, daß deren Lügen nicht mehr einer Berichtigung für wert gehalten werden. Der Polizeipräsident konnte die Lüge der Neuen Freien Presse erst dann nicht auf sich sitzen lassen, als sie zum Zitat in der Fackel wurde. Wohl hat er auch erst von dieser erfahren, daß sie jene gebracht hatte, aber lieber die

Ausrede hingenommen, sie sei bereits »skartiert«, als sie wenigstens nachträglich dort einer Berichtigung zu würdigen, wo sie entstanden war, und anstatt wegen Amtsehrenbeleidigung gefaßt zu werden, wird die Neue Freie Presse von amtswegen nur der Lüge beschuldigt, wogegen sie sich, wenn sie der Zeugenschaft jenes angesehenen Wiener Arztes sicher ist, ja wehren könnte. Aber sie wird es nicht tun und der Beweis ist schon jetzt gelungen, daß es in den Stundenhotels, selbst wenn Polizisten eingreifen, weit anständiger zugeht als in den Tageszeitungen.

Kleine Chronik

Ein Wahrspruch

Die Presse — Auge und Ohr der Welt. Einen bemerkenswerten Sieg hat die »Chicago Tribune« soeben in dem Prozeß errungen, den der Bürgermeister von Chicago gegen sie angestrengt hatte. Es war beantragt, das Blatt wegen Kreditgefährdung zu einer hohen Geldentschädigung zu verurteilen. . . . Die hohe Schadenersatzsumme, die die Stadtverwaltung forderte, wurde damit begründet, daß der Stadt durch diese Angriffe ungeheure Schwierigkeiten bei der Aufnahme von Krediten entstanden seien. Das Gericht stellte sich indessen auf die Seite der verklagten Zeitung und wies die Klage zurück. »Hätte die Stadt Recht bekommen«, erklärte der amerikanische Richter, »so wäre den städtischen Beamten mit dem Urteil ein Mittel in die Hand gegeben worden, die Presse einzuschüchtern und ihre Gegner zum Schweigen zu bringen. Die Presse ist aber heute Auge und Ohr der Welt. Sie ist der Anwalt der Schwachen und Leidenden und leuchtet mit der Fackel der Wahrheit in die Tätigkeit der an hoher Stelle stehenden Beamten. Ohne sie würden die Handlungen von Wohltätern der Allgemeinheit unbeachtet bleiben und den Schwindlern und Gaunern die Möglichkeit geboten werden, ihr verbrecherisches Treiben ungestört fortsetzen zu können.«

Daß dies — vorläufig für die amerikanische Presse — urteilsmäßig festgestellt wurde, ist sicherlich dankenswert. Vielfach ist ja noch das Vorurteil in Geltung, daß die Presse der Anwalt der Starken und der Handelnden sei und daß sie für jede Information dafür zu haben sei, das Publikum über die Tätigkeit der an hoher Stelle stehenden Beamten zu belügen oder sie wenn sie verdienstlich ist, zu behindern. Daß gerade durch die Presse die Handlungen von Wohltätern der Allgemeinheit unbeachtet bleiben und durch sie den Schwindlern und Gaunern die Möglichkeit geboten wird, ihr verbrecherisches Treiben ungestört fortzusetzen, an dem die Presse mit Gewinn beteiligt ist. Daß aber dafür ohne sie der Weltkrieg nicht entstanden wäre und wenn er schon unvermeidlich war, ohne sie die Hyänen sichs nachher nicht so gemütlich gemacht hätten. Allerdings ist zutreffend, daß die Presse das Auge und Ohr der Welt ist. Denn die Welt ist so blind und so taub, daß sie sich die Presse gefallen läßt.

* * *

Wo bleiben die Setzer?

Was aus der Geschichte wird, wenn sie der Journalist einrichtet. Prager Leser bekamen das Folgende:

Wien, 22. Oktober.

— — und die österreichischen Monarchisten hätten nicht die Absicht, das Unternehmen zum Ausgangspunkt einer Aktion zu machen. Heute nachmittag um ½ 3 Uhr sprach der Vertreter des Exkaisers beim Bundespräsidenten vor und teilte ihm mit, daß die Abreise des Exkaisers und seiner Gemahlin nach Ungarn mittels Flugzeug erfolgt sei. Ein Probealarm in Wiener-Neustadt — —

Natürlich ist »heute nachmittag ½ 3 Uhr« Prager Zeitrechnung, und es war der Bundespräsident der Schweiz. Die Vorstellung, daß der österreichische den Besuch des »Vertreters« empfangen wird, der ihm im Auftrage des Exkaisers mitteilt, wie dieser diesmal es angestellt hat, um Österreich um- und hinterzugehen, und daß er sich unverhaftet entfernt, weil doch der österreichische Bundespräsident froh ist, wenigstens den Vertreter hier zu haben, und was die beiden Herren über die künftigen Pläne des Exkaisers und seiner Gemahlin, etwa über die Rückreise, gesprochen haben mögen — all das beschwert kein Redakteurshirn und infolgedessen auch kein Leserhirn. Nur daß die Setzer, die doch dazwischen eingreifen, nicht ihre Macht benützen, um in einem wohltätigen Sinne zu intervenieren, ist mir immer erstaunlich. Im alten Tagblatt soll es einen Metteur gegeben haben, der der Redaktion jeden Artikel, der ihm zu blöd war, schonungslos zurückgegeben hat. In welcher Druckerei wäre heute, wo doch das Niveau der täglichen geistigen Leistung noch erheblich gesunken ist, eine derartige Initiative aufzutreiben? Gewiß hat der Handsatz eine größere persönliche Überwindung verlangt als die Bedienung der Setzmaschine. Aber schließlich steht doch auch da ein Mensch mit fünf Sinnen dabei, und sich vorzustellen, daß ein Organismus von dem Inhalt einer Nummer der Staatswehr, des Salonblatts, der Wiener Stimmen oder von einem Leitartikel des Benedikt vorher gewußt hat, ohne es zu verhindern, könnte einen wohl trübsinnig machen. Ich habe mir schon gedacht, ob ich, um mir die Martern, die ich täglich bei einem nur flüchtigen Blick über das stereotypierte Weltbild erleide,

zu lindern, nicht wenigstens als Setzer in die Neue Freie Presse kommen könnte, um dort durch gütliches Zureden oder, wenn nicht anders möglich, durch Streik, passive Resistenz, Sabotage Ordnung zu schaffen. Den Plan, es mit Geld zu verversuchen, habe ich wegen der Teuerung aufgeben müssen.

* * *

Eine Verwechslung

Titel:

Die geschiedene Gattin und die Kinder Otto Czernins von Faszisten beschossen.
Eine verhängnisvolle Verwechslung in Viterbo.

Text:

— — einer verhängnisvollen Verwechslung zum Opfer gefallen. Sie wurden, als sie im Auto die Stadt passierten, für Faszisten gehalten und von deren Gegnern beschossen.

Kommunisten haben das Reiseauto — — in dem sie Faszisten vermuteten, beschossen.

Also nicht einmal der einfachste Tatsachenbericht gelingt diesem erbärmlichsten Handwerk, das wohl würdig wäre, von Faszisten und Kommunisten gleichzeitig und damit keine Verwechslung mehr vorkommt, erledigt zu werden.

* * *

Aufregung des jungen Biach

Verweigerung des freiwilligen Thronverzichtes.
Durch Exkönig Karl.

Ja durch wen denn sonst? So ein Untertitel ist ein Akt der Besinnung, und da kommt immer eine Dummheit heraus. Da ist es schon besser, er tobt sich in Titeln aus. Und das trifft er. In keiner andern Zeitung würden sie auffallen. Hier hört man die Stimme, und es ist, wiewohl das Wortmaterial doch gar nichts Anstößiges hat, geradezu ein Judenschulbeispiel. Ich könnte an den folgenden Aufschriften, die hintereinander zu lesen waren und die wie hastig diktierte Verhaltungsmaßregeln klingen, Jargonunterricht erteilen.

Die englische Regierung gegen den Exkaiser.

Einmütige Verurteilung des Verhaltens des Exkaisers durch den Schweizer Bundesrat.

Entrüstung in der Schweiz über das Vorgehen des Exkaisers.

Einleitung einer Untersuchung durch den Bundesrat.

Unmöglichkeit der Wiederkehr in die Schweiz.

Er hat ja recht. Aber wenn man bedenkt, wie er sich dabei aufregt und daß es auch bereits knistert im Bau der kleinen Entente wie es einst gerieselt hat im Gemäuer der großen, so muß man wirklich um ihn besorgt sein. Er soll sich um Gottes und des Blattes willen schonen!

* * *

Die Not in Wien

Aus der ‚Reichspost':

Die Not in Wien. Nicht die ist gemeint, die öffentlich durch die Straßen schreitet, die allen sichtbar ist und bettelnd an den Ecken der Gassen, vor den Toren der Kirchen steht, nein, die stille, heimliche Not ist es, von der hier die Rede ist. Die getragen wird mit zugebissenen Zähnen und vor der Öffentlichkeit sich verbürgt. Da lebt z. B. in Margareten in der Spengergasse 1 ein Rittmeister a. D. .. Der Mann ist 68 Jahre alt und infolge eines schweren Nieren-, Blasen- und Herzleidens erwerbsunfähig. Er ist ganz mittellos, hat kein Vermögen, keine Rente, kein berufliches Einkommen, nicht einmal eine Pension, und kann nicht einmal sein Kabinett bezahlen, so daß er der Gefahr ausgesetzt ist, delogiert zu werden; dann steht er unterstandslos auf der Straße. Ein Mann, der wohl zu den Ärmsten der Armen gehört und Hunger leidet. — Ein anderer Fall! Ein Bürgerschuldirektor i. R. schreibt uns, er könne die »Reichspost« nicht mehr beziehen, weil es seine finanziellen Verhältnisse nicht mehr zulassen. — —

* * *

Mehr Säuglingsschutz!

Die ‚Staatswehr' ist in der Lage, den Text einer neuen »Österreichischen Monarchistenhymne« mitteilen zu können, die von Kasmader herrühren dürfte und in der unter anderm das folgende vorkommt:

Herr Kaiser, Herr Kaiser, wir halten dir Treu',
Schwarzgelb, wir, die Legitimisten,
Dir Treu' bis zum Tod, ohn' Wanken und Reu',
Als öst'rreichisch fühlende Christen!

Die Liebe zum Erzhaus schon sogen wir ein
An unseres Mütterleins Brüsten —

Und da gibt es noch Leute, die einer Freigabe der Fruchtabtreibung widerstreben! Nein, sich nur auszumalen, daß so ein armer Wurm die Liebe zum Erzhaus an des Mütterleins Brüsten einsaugt, und nichts als diese, eben weil wegen der Liebe zum Erzhaus alle nahrhafteren Stoffe ausgegangen sind — es ist wahrhaft gräßlich. Was sind das aber auch für entmenschte Mütterlein, die, wohl wissend, daß sie nichts als Liebe zum Erzhaus abgeben können, dem armen Säugling noch die Brust darbieten! Das heißt wirklich zum Schaden den Spott fügen. Der Säugling schreit, und sie stillen ihn mit Erinnerungen an Habsburg, dessen Interessenvertretern es bekanntlich schon einmal gelungen ist, die Milch der frommen Denkart in Liebe zum Erzhaus zu verwandeln. Und doch, so etwas wächst heran, wird Offizial und weist mit Stolz auf das Kindheitserlebnis.

* *
*

Der Zusammenhang der Ereignisse

Der Zusammenhang der Ereignisse läßt sich bereits übersehen: Es ist eine Schlacht gemeldet worden, die nicht stattgefunden hat . . . . Dennoch stand die Sache des Königs offenbar sehr schlimm. Er wollte durch friedliche Verhandlungen zu einer Verständigung mit der ungarischen Regierung kommen und schlug deshalb sofort, als er auf Gewalt stieß, einen Waffenstillstand vor.

Gestern war ein zweites Verhandlungsangebot erfolgt. Horthy und seine Regierung, die nicht auf Verständigung, sondern auf Gewalt bedacht waren, war es indessen gelungen, ihre Machtmittel in Bewegung zu setzen. Das Ergebnis war der Rückzug der Königsanhänger und ein Diktat der Regierung an den König und seine Freunde, das nicht feindlicher und schonungsloser sein könnte —

Schreibt die ‚Reichspost‘. Waffengewalt gegen Heimweh — dürfen s' denn das? Ein Wehrloser, ohne jede Stütze außer Gott, seiner Gemahlin und seiner gerechten Sache, ohne jeden andern Wunsch als nach seiner Krone. Wenn man sie ihm gibt, fällt es ihm gar nicht ein, schießen zu lassen. Er schlägt zu diesem Behufe Waffenstillstand vor. Er wiederholt das Verhandlungsangebot. Er hat ja keine Armee und zieht mit ihr in friedlicher Absicht nach Budapest. Und so begegnet man ihm! Man läßt ihn nicht einmal hinein. Bevor er noch drin ist, setzt man die Machtmittel gegen ihn in Bewegung. Kreuzmillion! rief der Funder, als ihn Horthy so enttäuschte. Das Kreuz macht er über ihn und die Million nähme er von ihm nicht geschenkt!

* * *

Der Zug

Einem »vorläufig allerdings noch lückenhaften Bild der Ereignisse«, das die ‚Reichspost‘ einem Augenzeugen verdankt, entnimmt sie:

Der Zug des Königs von Oedenburg bis Budaörs war — — ein wahrer Triumphzug gewesen — — es war kein Hofzug, sondern ein notdürftig adaptierter Roter Kreuz-Zug — — Der König befahl den Rückzug — — Auch der Hofzug des Königs, den die Gegenseite als solchen erkannt haben mußte, stand unter Schrapnellfeuer — — während des Königs Berater Rakovszky den günstigen Augenblick des Einzuges nach Budapest ungenützt verstreichen ließ.

Es ist also nicht klar, ob der Zug ein Triumphzug oder nur ein Hofzug war, es ist zweifelhaft, ob es ein Einzug oder nur ein Roter Kreuz-Zug gewesen wäre, aber daß es ein Rückzug war, scheint in dem vorläufig allerdings noch lückenhaften Bild der Ereignisse doch festzustehn.

* * *

Epilog

Gesprochen am 30. Oktober

Gewiß, ein Monarch kann auf Regierungsdauer ein Trottel sein, das widerstreitet nicht dem monarchischen Gedanken. Wenn er sich aber auch in der Zeit, da er kein Monarch mehr ist, wie ein Trottel benimmt, nämlich durch die Art, wie er wieder ein Monarch werden möchte, so sollte man doch meinen, daß auch die Anhänger des monarchischen Gedankens ihm die Eignung hiezu absprechen müßten. Freilich huldigen ja die Anhänger des monarchischen Gedankens auch der Anschauung, daß ein Trottel, der einmal ein Monarch war, gar nicht aufgehört habe, einer zu sein, nämlich ein Monarch, so daß ihn der Umstand, daß er sich auch während der Unterbrechung als ein solcher gezeigt hat, nämlich als ein Trottel, nicht hindern könne, der Monarch zu werden, der er immer war und ist. Woraus ferner hervorgeht, daß auch die Anhänger des monarchischen Gedankens nie aufhören, das zu sein, was sie sind und immer waren, nämlich Anhänger des monarchischen Gedankens.

Theater, Kunst und Literatur

Herr Felix Salten, der eigentlich ein Zionist ist, aber vor der Verwirklichung seiner Sehnsucht auch noch die Wiedereinsetzung der Habsburger in Österreich betreibt, hat überdies Zeit gefunden, seine Theaterkritiken gesammelt herauszugeben, womit gewiß einem allseits gefühlten Bedürfnis abgeholfen wäre. Herr Leon Kellner, der auch Zionist ist, ohne aber zugleich nach einem schwarzgelben Fleck happig zu sein, scheint es nun Herrn Salten zu verübeln, daß ein Jud keine andern Sorgen haben soll als dem elastischen Schritt der Habsburger nachzutrauern. Er kann sich jedenfalls eine Verschmelzung zweier Weltanschauungen, die so etwas wie ein spanisches Hofzeremoniell ergeben würde, nicht vorstellen und unterschätzt offenbar die Vielseitigkeit des Herrn Salten, von dem er nicht weiß, daß er nebst der nationalen Überzeugung nicht nur ein tadelloser Feuilletonist ist, der federn und brausen kann, je nachdem, sondern daß sich hinter seinem Pseudonym niemand geringerer als jener lange gesuchte legendäre Hofeinspanier verbirgt, der bei den Habsburgerbegräbnissen einherzuschreiten pflegte. Und daß dieser die Monarchie schmerzlich vermißt, kann doch den besten Republikaner nicht wundern. Kellner hat nun dem Herrn Salten in einer Kritik, die sich äußerlich als Hymnus gibt, rechte Bosheiten versetzt, ja er hat ihn geradezu in seiner Geschicklichkeit, den verschiedenartigsten Gustos gerecht zu werden, entlarvt. Er schreibt:

> Sein Ausdruck ist immer seinem Gefühl angemessen; er ist nachdrücklich und scharf, mild und weich, wie es ihm zu Mute ist. Das macht seinen Stil so hinreißend, so überzeugend, so unwiderstehlich. Und mit gleicher Genauigkeit bringt er einen Gedanken heraus. Da gibt es kein Wort, das ungefähr oder beinahe paßt; die Sprachgewänder, die er seinen Vorstellungen gibt, sind eben immer neu und nach Maß.

So scharf hätte nicht einmal ich es gesagt, von dem Herr Kellner dann wieder die literarische Ehrenformel, ein »Diener am Wort« zu sein, übernimmt, um sie Herrn Salten zu verleihen, den er soeben mit Recht als einen Schneider am Wort

charakterisiert hat. Und da ein solcher doch des Auftrags bedarf, so werden sich die Vorstellungen eben nach den Bestellungen richten. Welchen Stoff immer der Chef aussucht oder auch der spontan erkannte Geschmack der Kundschaft empfiehlt, ob Zigeunermusik oder Kapuzinergruft, Kriegsfanfare oder Theaterkritik, Einstein oder Steinach, war's ein seltner Vogel oder Ammonshorn, wie es der Wanderer findet auf den Bergen — Salten kann alles. Die Sprachgewänder sitzen wie angegossen, immer neu und nach Maß. Ein Schneider, der die Sprache beiweitem nicht so gut beherrschte, sagte mir einmal mit höchster Anerkennung des von ihm geschaffenen Werkes: »Also bitte — ein passabler Anzug!« Herr Kellner hat ganz recht; Saltens Artikel sind immer ein elegantes Tragen.

* * *

(Thomas Mann über »geistige Österreicher«.) Dem deutschösterreichischen Dichter Franz Karl Ginzkey, der durch seine Lyrik wie durch seine Erzählungen — namentlich durch seinen Walter-von-der-Vogelweide-Roman — weiten Kreisen bekannt und wert geworden ist, hat die Wiener Literarische Anstalt zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine Festschrift gewidmet, die Beiträge von namhaften reichsdeutschen und deutschösterreichischen Schriftstellern enthält. Thomas Mann widmet dem Jubilar folgende Worte: »Ein Wiener Kritiker hat mich einmal als geistigen Österreicher in Anspruch genommen, was ich keineswegs dumm fand. Jedenfalls bedeutet es ein herzliches Lob in meinem Munde, wenn ich sage, daß ich keinen vollkommenern österreichischen Schriftsteller weiß als den, dem Ihre Festschrift huldigen soll. Was ich an seiner Kunst besonders schätze, ist die Mischung populärer und hochgeistiger Elemente, die sie darstellt — eine Vereinigung, die anderwärts nur in ganz erhabenen Fällen angetroffen wird, in österreichischer Kultursphäre aber nichts Ungewöhnliches ist, sondern sich mit glücklicher Leichtigkeit vollzieht.«

Am glücklichsten in jenem Gedicht des Jubilars, worin er den Russentod in den masurischen Sümpfen verklärt hat; da kam die Mischung populärer und hochgeistiger Elemente in einem »gluck-gluck« mit äußerst glücklicher Leichtigkeit und ganz plastisch zur Geltung, und der Marzell Salzer wäre mit dieser Nuance, die er mit Unterstützung seiner fröhlich zwinkernden Äuglein erquickend herausgebracht haben

soll, der Liebling sowohl des Wiener Publikums wie des Hindenburgschen Hauptquartiers geworden, wenn er es nicht schon gewesen wäre. Herr Thomas Mann, der das Kunstwerk vielleicht nicht kennt, aber abgeklärt genug ist, um seine Gläubigkeit erforderlichenfalls auch daran nicht Anstoß nehmen zu lassen, hat längst das Zeug in sich, ein geistiger Österreicher zu sein. Womit ich aber beileibe nicht, wenn dadurch zwischen den Rassen eine Verschiebung eintreten sollte, seinen Bruder Heinrich als geistigen Italiener reklamieren wollte. Weil es mir nämlich dazu nicht genügt, daß er den Fünfer als eine Art Neuner schreibt, wie das der Zahlkellner vom Gambrinus in Neapel kann. Ebensowenig, wie ich etwa zu überzeugen wäre, daß Rilke noch mit der Ulrike von Levetzow korrespondiert hat, obgleich er als Datum einen Tag des July (und noch dazu mit zwei Punkten über dem y) so schlicht und ungezwungen hinzusetzen imstande wäre, als ob das gar keine Anstrengung kosten würde. Aber schuld an allem ist gewiß nur meine Myopie, die hinter dem schönen Äußeren das Innere nicht wahrnimmt, und eine Schwerhörigkeit, die die ganze Literatur von heute in den Verdacht bringt, nichts zu sagen.

* *
*

Die Totschweigerei kanns auf die Dauer nicht verhindern: das literarische Deutschland hat doch schon was von mir läuten gehört:

Herrn Karl Krauss
Verlag der Weißen Blätter
München
Luisenstr. 31

Nürnberg, d. 23. Juni 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir haben schon so viel Gutes von Ihren »Faust-Abenden« gehört & gestatten wir uns die Anfrage, ob, wann & unter welchen Bedingungen Sie im Literarischen Bund Nürnberg einen solchen Abend abhalten würden. Unsere Saison dauert von Oktober 1921 bis Mai 1922. Um recht baldigen Bescheid ersuchen wir Sie höflichst & zeichnen

Hochachtungsvoll!
Literarischer Bund
Geschäftsstelle
Albrecht Dürerplatz Nr. 4a/II
Fernruf 9127

Oder auch so:

Herrn Karl Kraus

Wien IV.
Schwindgasse 3

Leipzig, den 13. Oktober 1921

Sehr geehrter Herr!

Wir erlauben uns hierdurch die ergebene Anfrage, ob Sie noch im Besitz von kompletten Exemplaren von der von Ihnen herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel« sind.

Ein gewisser Herr Wolf in Wien hatte auch inseriert, daß er komplette Exemplare von »Die Fackel« verkaufen würde.

Wir bitten Sie, uns evtl. anzugeben, wie die genaue Adresse dieser Firma lautet.

Beim Verleger ist die Zeitschrift leider nicht mehr aufzutreiben, da diese eingegangen ist. Für Ihre Antwort im Voraus bestens dankend zeichnen wir hochachtungsvoll

Buchhandlung Gustav Fock G. m. b. H.

Mit einem Wort, es hat sich in Deutschland schon ziemlich herumgesprochen, daß es einmal eine Zeitschrift »Die Fackel« gegeben hat, von der nunmehr auch mir mitgeteilt wird, daß sie eingegangen ist, von der aber zum Glück Herr Wolf in Wien, dessen genaue Adresse mir bekannt sein dürfte, noch einige komplette Exemplare besitzt. Auf die Dauer ließ es sich ja nicht verheimlichen und jetzt wo es freilich zu spät ist, kommt es heraus. Aber durch das Herummunkeln bin ich in Deutschland doch schon so bekannt geworden, daß wenn heute ein Analphabet eine Zeitschrift gründet und mit einem Artikel gegen mich eröffnet, damit allein ein Geschäft zu machen ist, das im Buchhändlerbörsenblatt, gleichfalls in Leipzig, balkendick annonciert wird:

»Gegen Karl Kraus schreibt — —«

Und wenn einer den Parasiten ermahnt hat, er sei »selbst eine viel zu kraftvolle Begabung, um nicht einzusehen, zu wessen Freude und Genugtuung er seine Angriffe gegen Kraus richtet«, so wird auch das inseriert. Nein, unanständiger ist wohl kein Literaturbetrieb auf Erden als der deutsche, und es ist ein Wohlgefühl, von ihm ein Leben lang so ungefördert geblieben zu sein, daß man schließlich die Chance für jedes fremde Geschäft abgibt.

* * *

Ein Wiener Abendblatt, das mit Recht wenns schon ganz finster ist (8 Uhr!) erscheint, versichert, daß Barbusses politische Ideen »den unsern diametral entgegengesetzt sind«. Das ist ein Kompliment für den Interviewten, das er gewiß nicht nötig hat. Aber hoffentlich hat auch das folgende Zwiegespräch nicht stattgefunden:

»Wie denken Sie über die neuesten literarischen und artistischen Bewegungen, namentlich über den Dadaismus?«

»Diese neuen Bewegungen«, sagte Barbusse, »von denen ich nur den Kubismus und den Dadaismus kenne,' halte ich für äußerst fruchtbringend, denn sie wirken fördernd auf die ältere, auf den Traditionen fußende Literatur, indem sie die Beseitigung der lästigen und hemmenden Konventionen beschleunigten. Ich glaube aber der Unparteilichkeit die Bemerkung schuldig zu sein, daß beide Richtungen anderseits neue Konventionen ins Leben gerufen haben, die fast ebenso schädlich sind wie die alten, die sie beseitigt haben.«

Demnach hätte die Kunst entschieden Pech. Kaum wird sie der lästigen und hemmenden Konventionen ledig, wachsen ihr schon wieder neue zu. Man erfährt bei dieser Gelegenheit aber nicht, wie nunmehr die ältere, auf den Traditionen fußende Literatur aussieht, nachdem der Kubismus und der Dadaismus fördernd auf sie gewirkt haben, und vor allem nicht, wie jene Konventionen der älteren Literatur beschaffen waren. Offenbar mußte außer dem Zwang, einen Gedanken zu haben, auch noch der Vers ein Vers sein. Die neuen Konventionen, nämlich daß außer dem Zwang, keinen Gedanken zu haben, der Vers kein Vers sein darf, sind aber, wie sich jetzt herausstellt, fast ebenso schädlich. Jedennoch, daß namentlich der Dadaismus äußerst fruchtbringend gewirkt hat, ist gar nicht zu bezweifeln, wenn man nur so ein Gedicht im dadaistischen Zentralorgan liest, das mir aus unbekannten Gründen regelmäßig aus Paris zugeschickt wird:

Die schwalbenhode

4.

Tapa tapa tapa
Pata pata
Maurulam katapultilem i lamm
Haba habs tapa
Mesopotaminem masculini
Bosco & belachini
Haba habs tapa
Woge du welle
Haha haha

ARP

Die Druckkosten gehen mich ja nichts an. Aber wegen des Portos gebe ich doch zu bedenken, daß damit vielleicht ein Frühstück für das hungernde Kind eines Wiener Invaliden zu bestreiten wäre. Was gewiß auch, wiewohl seine ästhetischen Ideen den meinen diametral entgegengesetzt sind, Barbusse zugeben wird.

* * *

Wie es kam

Eins von der Zuckerkandl:

Ich kann nur erzählen, wie ich selbst zur lebendigen Anteilnahme an dem mir bisher gleichgültigen, stellenweise mich ödenden Drama »Tell« jetzt kam. Vor mir liegt ein Buch, das den Titel trägt ›A political Pilgrimage‹. Ethel Snowden hat darin die Erfahrungen ihrer, im vergangenen Jahr unternommenen Wahrheits-Kreuzzüge (so nur sind ihre Reisen zu nennen) niedergelegt. Da nun ist das Kapitel über Irland. Von einer mutigen Frau geschrieben, für die das Bekenntnis zum Menschentum so heilig ist, daß sie, obwohl Engländerin, hier in die Welt schreit, was Englands Geßler an einem um sein Recht blutenden Volk verbrochen. Geschichte um Geschichte lesen wir, die die Snowden vom Bauernhaus zur Farm, von dort in halbzerstörte Städte wandernd, erlebte. Baumgartners Totschlag, seine Flucht, seine Rettung; die Blendung des alten Melchtal und des kleinen Walter Tells Schreckensszene werden zur Alltagsnotiz.

Nur dadurch unterscheidet sich Schiller von der Mrs. Snowden, daß er zwar nicht die Schweiz, wohl aber sie die Zuckerkandl gesehen hat, ehe sie deren Bedeutung ein Kapitel ihrer Wahrheitskreuzzüge widmete. So zeigt sich die Mrs. Snowden gewiß noch besser über die österreichischen Verhältnisse orientiert als Schiller über den Vierwaldstättersee. Sie hielt die Zuckerkandl für eine soziale Angelegenheit, nicht bloß für eine kulturelle, sie scheute vor nichts zurück, um den Jammer Wiens kennen zu lernen und soll sogar von Hoffmann eingerichtete Elendswohnungen mit eigenen Augen geschaut haben. Nur um auch dem landschaftlichen Moment gerecht zu werden, versäumte sie es nicht, noch den Hermann Bahr aufzusuchen, was man ihr keineswegs verübeln kann, da ja gewiß auch Schiller nicht nein gesagt hätte, wenn sich ihm die Gelegenheit geboten hätte, sich den Attinghausen vorstellen zu lassen, wiewohl man sich diesen doch viel leichter vorstellen kann als den Hermann Bahr.

Sie fand ihn kniend auf den Fliesen jener Kirche, die bei Reinhardts Festspielen mitgewirkt hat, im Gebet versunken und die Namen Thomas von Aquino und Lippowitz murmelnd. Um ihn nicht zu stören, suchte sie ihn in seinem Heim auf, wo aber gerade ein Photograph damit beschäftigt war, ihn in der kleidsamen Tracht eines Dorfältesten aus dem Kanton Salzburg, mit ganz kurzen Lederhöschen und einem ehrwürdigen Vollbart, der sich von den nackten, aber wohlgeformten Schenkeln wirkungsvoll abhob, für die ‚Dame' zu photographieren. Sonst nur noch mit einem Büßerhemd und Hosenträgern, wie sie im Salzburgischen häufig vorkommen, bekleidet, das Haupt nachdenklich auf die rechte Hand gestützt, lehnte er in einem Klubfauteuil, um den ihn der liebe Gott beneidet hätte, und hinter ihm, die Linke auf seiner Schulter, stand die dramatische Sängerin Anna Bahr-Mildenburg mit einem Ausdruck, der weniger für sich selbst als für den Gaukler unsrer lieben Frau das Mitleid der Kirchenbesucher anzuflehen schien. In beider Blick war aber doch ein zuversichtlicher Ernst wie von Menschen, denen, mag da kommen was will, nix g'schehn kann, und etwas wie die Gewißheit, daß das Bild für eine Nummer bestimmt sei, in der auch der Komponist Leo Fall in Ischl vertreten sein würde, gleichfalls als Halterbua verkleidet, geblendet von Sonne und Tantiemensegen, zwischen Ähren einherschreitend, die sich biegen vor Freude, mit auf dem Bilde zu sein, während Herr Slezak mit den Seinen in der Sommerfrische schon in der vorigen Nummer erschienen ist. Mrs. Snowden war von ihrer Begegnung mit dem Hermann Bahr, der ihr Rede stand, nachdem sich die Gruppe gelöst hatte, insofern enttäuscht, als er alle Befreiung von den sozialen Übeln erst vom Jenseits erwartet. Mehr hat sie in Salzburg nicht erfahren können, höchstens noch, daß dort die Kirchenglocken, soweit sie das Kriegsministerium nicht in Kanonen verwandelt hatte, Herrn Reinhardt zur Verfügung gestellt wurden. Sie beschloß darum, die traurige Lage, in der sich Österreich aus diesen und anderen Gründen befindet, lieber gleich mit den Augen der Zuckerkandl zu betrachten, und schrieb über sie, nämlich über die Zuckerkandl, ein längeres Kapitel. Diesem Umstand, und daß die Mrs. Snowden in Irland und hierauf in Österreich war, hat Schiller, der nie in der Schweiz war, es zu verdanken,

daß die Zuckerkandl, unbefangen wie sie ist, nachträglich auch zur lebendigen Anteilnahme an dem sie bisher ödenden Drama »Tell« gelangt ist. Durch diese hohle Gasse mußte es kommen.

* * *

Ein Quiproquo

(Wahnsinnsszene in der Peterskirche) Bei dem Besuch einer Touristengruppe in der St. Peterskirche in Rom versuchte ein Mann plötzlich die zum Allerheiligsten führende eiserne Tür zu öffnen, indem er ausrief: »Ich bin St. Petrus, zeigen Sie mir den kürzesten Weg zum Vatikan, wo der Papst mich zu einem großen Diner erwartet. Ich kenne Benedikts vorzügliche Küche.« Ein Schweizer hatte die Geistesgegenwart, zu erklären: »Ich bin Benedikts Privatsekretär, kommen Sie mit mir, das Diner ist fertig«, und ohne Widerrede folgte der Wahnsinnige ins Irrenhaus.

Das Neue Wiener Journal, das diese Meldung bringt, unterläßt es zartfühlend, mitzuteilen, daß es sich um einen seiner beliebtesten Mitarbeiter gehandelt hat. Er ist inzwischen längst wieder seinem Beruf zurückgegeben, da er in überzeugender Weise dartun konnte, daß er nur den andern Benedikt gemeint habe.

* * *

Intimes von Dichtern

Dieser Tasso hat keinen stark bezeichnenden Zug der Eitelkeit, der Zerstreutheit, der Nachlässigkeit — man weiß, wie Dichter sind — und die Heftigkeit kommt bei Aslan nicht aus Tassos nervösem Temperament, sondern — —

Man muß sich dazu das Kopfnicken der Börseaner vorstellen, die das zum Frühstück lesen: man weiß, wie Dichter sind. Nicht werden sie wissen, wo doch jede Familie ihren Tasso hat, zerstreut, schlampig, bitt Sie wie schon Dichter sind, man weiß doch, man steht sich mit ihnen aus, alles vergessen sie, nur nicht eigenhändig signieren!

* * *

Wiener Allgemeine Zeitung vom 17. Oktober:

Leipzig, 17. Oktober. (Telegramm der »Wiener Allgemeinen Zeitung«.) Gestern fand im Leipziger Nationaltheater die Uraufführung von Franz Werfels Drama »Der Spiegelmensch« statt und hatte einen geradezu ungeheuren Erfolg. Es war ein Abend, wie ihn die Annalen der deutschen Theater kaum zu verzeichnen haben.

Dieselbe vom 19. Oktober:

Franz Werfels »Spiegelmensch« fand bei der Uraufführung am Leipziger Stadttheater, wie dem »Berl. Börs.-Courier« telegraphiert wird, eine freundliche Aufnahme, die nicht ohne Widerspruch blieb. Man empfand das bedeutende Werk vom Bühnenstandpunkt als zu sehr belastet von philosophischen Problemen.

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Es war ein Durchfall.

Oder vielmehr ein geradezu ungeheurer Ausstattungserfolg, wie ihn die Annalen der deutschen Theater kaum zu verzeichnen haben.

Neue Leipziger Zeitung, 17. Oktober:

Zu diesem Zweck projiziert Werfel aus einem schwachen, aber den Wert suchenden Menschen das andere, geduckte, heimliche, triebhafte Ego. Aus dem Schaukel- und Gaukelspiel der Doppelgänger macht er buntes, sinnreiches Theater. Der Mensch, der sonst in dämmernder Bewußtlosigkeit seines Doppel-Ichs sein schlechtes Leben lebt, ist auseinandergenommen, bewußt und das ineinander verschlungene Leben beider Teile offenbar gemacht. Dies sind Werte und Verdienste. Sie bleiben, wiewohl dem ethischen Ringen Thamals mehr »süß-geheime Opernhaftigkeit« als echte hinreißende Kraft zu eigen ist; sie bleiben, wiewohl ein ungleich größerer und strengerer Ethiker, Karl Kraus, die Dichtung Werfels in den Literatur-Ramsch der Zeit wirft und mit seiner magischen Operette, der Parodie »Literatur oder man wird doch da sehn« in erfolgreichen Wettbewerb mit der magischen Oper Werfels tritt. Und dennoch, dennoch bleiben ihre Werte und Verdienste bestehen, weil, gemessen am dichterischen und literarischen Niveau der neuen Dichtung, der »Spiegelmensch« wenn auch keine Offenbarung, so doch eine — Talentprobe ist. Und mehr als das: Es ist etwas vom Atem unserer Sehnsucht, der die Werfelsche Virtuosenposaune zum Tönen bringt. Er ist der begabte Nach- und Vorsprecher dessen, was viele von uns bewegt.

Ohne Zweifel. Und deshalb wird man, ob die Werte und Verdienste bleiben werden, doch da sehn.

Unwesentlich hiefür scheint nach dem Prager Tagblatt ein Umstand zu sein:

Wenn sich Thamal zuweilen in Franz Werfel selbst verwandelt und Spiegelmensch da und dort die Larve Karl Krausens trägt, so ist dies vorübergehende Abirrung, unwesentlich für die Erfassung des Ganzen. Diejenigen gehen fehl, die vermeinen, der Autor hätte dieses Drama auf sich selbst und seinen Widersacher gemünzt.

Das hat er ganz gewiß nicht getan und bei der Leipziger Uraufführung ist man deshalb von der vorübergehenden Abirrung wie folgt abgewichen.

Leipziger Tagblatt, 17. Oktober:

Daß Werfel hier nach Goethe allzu goethische Verse schreibt und sich nach »Faust« allzu »faustisch« (und im Spiegelmenschen mephistophelisch) gebärdet, das hat ihm schon der große Wiener Schriftsteller Karl Kraus in einer Parodie nachgewiesen, zu der sein ehemaliger Verehrer Werfel so unvorsichtig war, ihn, den gefährlichsten lebenden Polemiker, herauszufordern. (Werfels Angriff wurde, dem Leipziger Verständnis zuliebe, bei der Aufführung auf den »Drachen« hin verbogen.) Es bleibt im Rahmen dieser Kritik, die sich mit einem immerhin, wenn auch leider, wirksamen Ausstattungsstück und nicht mit jener großartigen Kultursatire zu beschäftigen hat, nur Raum für die schlichte Erklärung, daß die magische Operette »Literatur« von Karl Kraus der Literatur sehr viel länger angehören wird, als die Literatur, die ihr Anlaß war. Daß Werfel sein Kloster auf dem Umweg über Strindberg und »Damaskus« gefunden und seine Schleim-Gottheit Ibsens großem Krummen im »Peer Gynt« nachempfunden hat, auch diese Erkenntnisse hat Karl Kraus dem Theaterkritiker vorweggenommen.

Wenn sich aus manchem Entlehnten und vielem Anempfundenen ein neues Eigenes ergäbe, dann hätte man auch dieses Eigene aus zweiter Hand noch dankbar entgegenzunehmen von dem österreichischen Lyriker. Aber es gähnt unter der Ausstattung von Worten und Versen, von Farben und Scheinwerfern die Leere einer verschwommenen Weltbetrachtung, die kaum für den Hausgebrauch genügt und, von der Bühne herab verkündet, unweigerlich bewirkt, daß ich mich ähnlich, wie der böse Spiegelmensch betrage: Wie es in mich hineingähnt, so gähnt es wieder aus mir heraus. — — Und im Notfall sind immer noch Goethe, Shakespeare, Kleist und Genossen da, die zwar keine Zeitseele, aber etwas größere Seelen haben. (Werfel hingegen hat eine erstklassige Ausstattung.)

Man kann es dem Professor Baranowsky nicht übelnehmen, daß er nicht mehr als dekorative Wirkungen suchte, im Dienste eines dekorativen Autors. Dieses Stück ist, und diese Aufführung war, auf seelenvolle Tapeten eingestellt. So ein bißchen ein luxuriöses Tanzlokal gab es auf der Bühne. Also das richtige Milieu.

Daraus geht also zunächst hervor, daß der Dichter seine Absicht für Leipzig lokalisiert hat. Es steht zu erwarten, daß er für jedes deutsche Theater, dessen dekorative Möglichkeiten dem »Spiegelmensch« gewachsen sind, auf den Herausgeber der »polemischen Zeitschrift«, die in der Stadt erscheint — und

in welcher erschiene heute keine — anspielen wird. Für Frankfurt wird sich die Sache am glattesten machen lassen, weil es ja dort ohnehin eine »Fackel« gibt. Dazu mögen sich nun die Betroffenen stellen, wie sie wollen, wenn sie nicht geneigt sind, den Konzessionen des Dichters an den genius loci — locus im weiteren Sinne gemeint — auch ihrerseits ein Zugeständnis zu machen. Schon heute aber sei dem Dichter bedeutet, daß er, falls er etwa auch für Wien eine Lokalisierung vorhätte, nämlich durch Rückkehr zum Urtext der Gemeinheit, gewärtig sein kann, daß der Schauspieler, der sie zu sprechen wagt, und der Direktor, der es geschehen läßt, zur Verantwortung gezogen würden. Keineswegs er, der es geschrieben hat. Er kann ja nichts dafür.

* * *

Ich habe Herrn Moissi Fausts Tod weder spielen gesehn noch sprechen gehört, aber ich bin natürlich dagegen. Es soll begeisternd gewesen sein. In einer Kritik steht der herzige Satz:

Nur wer dabei an die Bühne gedacht hat, konnte vielleicht in seinen Erwartungen ein wenig enttäuscht worden sein.

Wie ist das? Wenn man dabei an die Bühne als an etwas nicht Vorhandenes denken konnte, so war's ja miserabel. Gut ist's nur, wenn die nicht vorhandene Bühne so sehr da ist, daß man an sie nicht denkt. Ein Vortragender, der die Bühne vermissen läßt, steht tief unter dem Schauspieler, über dem turmhoch der Vortragende steht, der die Bühne nicht vermissen läßt. Wenn Herr Moissi selbst den Faust spielen könnte — ich meine den von Goethe und nicht den von Gounod —, so könnte er ihn darum noch lange nicht auf dem Podium gestalten. Anderseits bin ich überzeugt, daß ich eben die Rolle auf der Bühne nicht darstellen könnte, in deren Gestaltung auf dem Podium mich der größte Schauspieler nicht erreicht. Die Herren Moissi und Wüllner — zumal dieser Vortragende Rat eines preußischen Kunstministeriums — sollen es aber einmal probieren, ein ganzes Stück (Faust, Hannele, die Weber, die lustigen Weiber von Windsor, Timon, Lear) mit nichts als mit ihrer Stimme darzustellen.

* * *

Was alles vorkommen kann. Herr Walter Bloem ist — wir haben lange warten müssen — nach Wien zu einer Vorlesung gekommen, die mit einem formvollendeten Überblick über Bloems Leben und Schaffen — denn das gibt es — eingeleitet wurde und zwar von einem deutschen Mann namens Wymetal.

Der deutsche Dichter, der als Kompagnie- und Bataillonskommandant den ersten Vormarsch mitmachte, den Sturm auf das Fort Douomont führte, den Sommeübergang als erster forcierte —

Wozu?

erwuchs vor den Hörern in schöner menschlicher Klarheit.

Lebhaft begrüßt, las hierauf Bloem ein Kapitel aus dem Alt-Würzburger Roman »Gottesferne«, der den Kampf eines Herrenmenschen, des Bischofs, gegen die Masse seiner Untertanen, das erwachende Bürgertum, schildert und so.

Die eine Probe schon gab Wymetals Behauptung recht, der Bloem als historischen Romancier neben große Tote wie Konrad Ferdinand Meyer stellt.

Hierauf zeigte sich Bloem von einer ganz neuen Seite, indem er »Mephisto und alle bösen Dämonen, die das deutsche Volk hart an den Abgrund gebracht« (ohne ‚hat'), vor uns in furchtbarer, dunkler Gewalt erstehen machte. Denn Bloem, der Epiker, ist auch ein Dichter von hinreißender Rhetorik.

Er ist kein in sich versponnener Lyriker. Er ruft sein Bekenntnis: »Ich bin ein deutscher Dichtersmann« aller Welt entgegen.

Das kann auf die Entente und vollends auf Wymetal nicht ohne Eindruck bleiben. Wenn er aber auch mir es entgegenrufen wollte, würde ich ihm antworten, daß ich nie daran gezweifelt habe, da ich ja weiß, daß er sich eben dadurch die Freundschaft Wilhelms II. zugezogen hat. Befremdend ist nur, daß man auf so etwas stolz sein kann und es aller Welt entgegenruft, anstatt in sich zu gehen, wobei man sich ja nicht geradezu in sich verspinnen müßte. Aber so ein deutscher Dichtersmann, der als erster den Sommeübergang forciert hat, ist ja nicht zu halten:

Er schloß mit den aus dem Anblick der Ruine Ehrenbreitstein am Rhein, die jetzt das amerikanische Sternenbanner trägt, erwachsenen Strophen: »Daß Deutschland wieder werde der Ehren breiter Stein!« Alle fühlten es, daß Bloem keine Zeile geschrieben hat, die er nicht im Innersten erlebte. Dem Dichter und Menschen galt der jubelnde Beifall.

Ich frage mich vergebens, wie man es anstellt, im Innersten zu erleben, daß Deutschland wieder der Ehren breiter Stein werden soll. Man könnte doch höchstens schmerzlich bewegt sein, daß es durch die Art seines Kaisers und der ihm nacheifernden Untertanen, der deutschen Handelsmänner und der deutschen Dichtersmänner, zum Stein des Anstoßes in der Welt geworden ist.

* * *

Nur dort möglich:

»Kunst und Kaufmann.« Die Königsberger Herbstmesse, die vom 14. bis 18. August stattfindet, wird, wie uns unser Korrespondent schreibt, ebenso wie ihre Vorgängerin im Frühjahr eine künstlerische Veranstaltung bringen. Verbunden mit der Messe ist eine Kunstausstellung mit der interessanten Sonderausstellung »Kunst und Kaufmann«, die dartun soll, wie Künstler und Kaufmann aufeinander angewiesen sind, und die hoffentlich zum besseren gegenseitigen Verständnis beider beitragen wird.

Kunst und Kaufmann sind so aufeinander angewiesen wie Medizin und Ludendorff, deren Verbindung sich ja gleichfalls in Königsberg vollzogen hat. Wenn Kant lebte, würde er nun zum erstenmal diese Stadt verlassen.

* * *

Dieses Kriegsliedchen, lange gesucht, habe ich endlich wiedergefunden:

Pupillarische Sicherheit.

Wir lachen, wenn der Feind uns droht
Mit Hungertod.
Uns nährt (und bläht) Kartoffelbrot.

Wir essens, wir gedenken auch
Sir Edward Grey's — mit manchem Hauch.
Der Donner rollt wie Sturm auf See
Und grollt den Namen Edward Grey.

(Doch mancher Hauch sagt flüsternd still:
Churchill! Churchill!)

Der Name des Dichters ist Alfred Kerr.

* * *

Maximilian Harden ist sechzig Jahre alt geworden. Und kann noch immer nicht Deutsch.

Zur Sprachlehre

Von Humor und Lyrik

In diesem Sommer habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, die überwältigende Humorlosigkeit der deutschen Literatur von zahlreichen berühmten Beispielen auf mich einwirken zu lassen. Das Wesen des deutschen Humors, dem Betrachter eine Belustigtheit aufzudrängen, die er selbst dann nicht mitmachen könnte, wenn er auch nur imstande wäre, ihre Ursache zu ergründen, hat sich mir am faßlichsten in Gerhart Hauptmanns »Jungfern von Bischofsberg« offenbart, einem Lustspiel, das ich aus Furcht vor einer Enttäuschung am Dichter des Hannele und der Pippa seinerzeit gemieden hatte und das mir nun durch das Mitleid mit dem Humor jenes archäologischen Fundes einer Wurst geradezu die Bedingungen einer Gerhart Hauptmann-Tragödie zu erfüllen schien. Es war sicherlich kein Zufall der Wahllosigkeit, daß ich unmittelbar vorher Nietzsche, an den die fröhliche Wissenschaft um dieses blamierte falsche Gelehrtentum sichtlich anknüpft — eine Zopfneckerei, die pedantischer und enger ist als alles Zopftum —, gelesen und mich an Witzen, wie etwa, daß die deutsche Kultur an der »Rhinoxera« leide, delektiert hatte und an ähnlichem polemischen Geist, der nun einmal — ja, so sind sie diese Deutschen — der großen Literatur einverleibt ist. Und mit der Respektlosigkeit, zu der einen kein anderer Autor so sehr autorisiert wie jener, der Kant einen Idioten genannt hat, darf auch gesagt sein, daß ich unmittelbar darauf zu den höchsten Vorbildern deutschen Mißhumors vordrang, zu den Dioskuren der Witzlosigkeit, deren Xenien ich bis dahin noch nicht in ihrer erschöpfenden Fülle genossen hatte. Ich fand sie in einem merkwürdigen Band »Nachträge zu Goethes sämtlichen Werken, gesammelt und herausgegeben von Eduard Boas, Leipzig, Verlag von L. H. Bösenberg 1841«, der einfach vorbildlich ist für alle falsche Optik, durch die sich die Literaturgeschichte vor jeder andern menschlichen Betätigung auszeichnet. Es muß wirklich so sein, daß schon der Vorsatz, sich mit Dingen der

Literatur zu befassen, den Menschen dahin bringt, das Kleine groß und das Große klein zu sehen. Die Xenien sind ganz bestimmt nichts anderes als die Ausführung des Entschlusses zweier Schriftsteller, weil sie sich langweilten, es darum auch andern zu tun, und sie hätten das Jahr ihrer Entstehung kaum überlebt, wenn nicht zwei Namen darunter stünden, die wie ein gemeinsamer Schritt vom Erhabenen zum keineswegs Lächerlichen nur dem Staunen Raum lassen, daß es im geistigen Gebiet solche Verwandlungen geben kann. Es ist denn auch wirklich schwer, die Dioskuren auseinanderzuhalten und die Spuren Schillers von jener tiefen Humorlosigkeit, die die Satire »Götter, Helden und Wieland« oder die »Aufgeregten« geschrieben hat, zu unterscheiden und umgekehrt. Verdrießlich ist dabei nicht, daß der Schöpfer der Helena und der Pandora keine Heiterkeit verbreiten konnte, wohl aber daß er es wollte, und erstaunlich ist, daß es ihm gelang. Denn die Urteilslosigkeit der Literaturgeschichte kann sich mit Recht auf die Empfänglichkeit der Zeitgenossenschaft berufen, die von jenem Boas wie folgt vermerkt wird:

Am 31. Oktober 1517 ward die kirchliche Reformation in Deutschland begonnen; im Oktober 1796 nahm die literarische ihren Anfang. Damals schlug Luther seine Thesen zu Wittenberg an, jetzt erschien der Schillersche Musenalmanach mit den Xenien. Niemals zuvor hatte Einer den Mut gehabt, alle sanktionierten Dummheiten so schonungslos aufzurütteln, die Heuchler so scharf zu geißeln. Unermeßlichen Vorteil zog das deutsche Schrifttum aus diesem Ereignis, und wir wollen hier einen kurzen Abriß seiner Geschichte geben.

— — Da erzürnten sich endlich die Leuen zu Jena und Weimar heftig; sie beschlossen, einmal furchtbar Gericht zu halten, und Schiller ging mit dem gewohnten Feuer darauf ein, als Goethe den Anschlag zu den Xenien machte. Alles Kraftlose, Gemeine, Altersmorsche und Selbstsüchtige sollte befehdet, jedoch die Grenze des frohen Humors nicht überschritten und alles Kriminelle vermieden werden, damit die Musen dem Scharfrichter nicht ins Handwerk fielen. So ging man denn lustig ans Werk, und in ganzen Schwärmen, wie Zugtauben, flatterten die bunten Epigramme mit der Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin.

— — Auch die frische, unbefangene Jugend jauchzte laut den Xenien entgegen, und viele derjenigen Literaten, welche verschont geblieben waren, freuten sich

hämisch der Flamme auf des Nachbars Dach .... Die aber (die Dioskuren) saßen lächelnd und unnahbar in ihrer Götterruhe, machten phsychologische Studien an der fieberhaften Aufregung ihrer lieben Zeitgenossen, und ließen sich durch alles Gebell und Gewinsel nicht stören ....

In voller Nachlebensgröße tritt hier weniger sympathisch die Doppelgestalt hervor, die, schon in Marmor, psychologische Studien an der Erregung macht, als die ahnungslose Botenfrau, die mit den Epigrammen zwischen Jena und Weimar hin- und herflattern mußte.

Schiller schrieb den 12. Dezember 1796 an Goethe: »Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmackes ad Acta kann gelegt werden.« ...

In diese Geschichte des deutschen Geschmackes gehört nicht so sehr, was gegen die Xenien geschrieben wurde, wiewohl es ja auch trostlos genug ist, sondern das Werk selbst und die Begeisterung dafür. Zwar ist die frische, unbefangene Jugend jenes Zeitalters, die sich somit kaum von der heutigen unterschieden hätte, sofort als das Literatentum agnosziert, das sich hämisch der Flamme auf des Nachbars Dach freut, aber die Anspruchslosigkeit, die hier eine Flamme gewahrte, zeigt, welches Minimum von Satire damals genügt hat, um den Instinkt der Schadenfreude, der dieser Zunft wie keiner andern eingeboren ist, in Betrieb zu setzen. Das Feuer mußte schon an den schlechten Hexametern ein natürliches Hindernis finden. Gleich das erste Distichon, das den »ästhetischen Torschreiber« fragen läßt:

Halt Passagiere! Wer seid ihr? Weß Standes und Charakters?
Niemand passieret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt

deutet an, daß hier in der Tat ein großer Widerstand zu überwinden war, um die Grenze des frohen Humors zu überschreiten, und gar nicht so uneben wie solche Distichen war jenes, mit dem einer geantwortet hat:

— ◡ ◡ — — — — — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — — — — — ◡ ◡ —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Gewiß gehört aber in die Geschichte des deutschen Geschmackes mehr als solche Polemik die Art, wie der Literarhistoriker auf die Gegenschriften reagiert. Unter einem Dutzend, das er anführt, bespricht er eine folgendermaßen:

10. Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen anderen Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. (Hamburg, 1797.)

Herr Claudius gehörte zu den Leuten, die den Mund gern etwas voll nehmen, und von Allem, was sie betrifft, recht viel Spektakel machen. So freute er sich gewiß auch innerlich über den Xenienangriff; denn er konnte doch eine Entgegnung schreiben, und die Leute sprachen nun von ihm. Zuerst berichtet Herr Urian den Dänen über das neue Licht, das in Frankreich aufgegangen, dann schießt er grobe, plumpe Epigrammenpfeile auf Schiller und Goethe ab. Nur ein witziger Vers steht unter allen:

Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!
Nennt seinen Liebling Nickel,
Und seine Nickels Damen.

Das Xenion aber lautet:

18. Erreurs et vérité.

Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck.
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

Dazu die Erläuterung des Herrn Boas:

Matthias Claudius in Wandsbeck, der Übersetzer des Buchs »Des erreurs et de la vérité« von Marquis St. Martin, wovon jener sehr naiv gestand: »Dies Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht. — Ich verstehe es auch nicht.«

Claudius, der sich mithin im Gegensatz zu den zeigenössischen Literaten der Flamme auf dem eigenen Dach gefreut haben muß, hatte gewiß nicht mehr Humor als dem besten Deutschen von der Natur zugemessen wurde, immerhin etwas weniger gewaltsamen, als in 413 Xenien enthalten ist. Daß aber der Dichter des Abendliedes ein Reklameheld war, diese Entdeckung konnte nur der deutschen Literaturgeschichte gelingen, und daß wenn von Leuten die Rede ist, die den Mund gern etwas voll nehmen, ein Literarhistoriker es auf Claudius beziehen kann und nicht etwa Claudius auf einen Literarhistoriker, gehört zu den Dingen, die eben nur in der deutschen Literaturgeschichte möglich sind. Noch im Jahr 1841 also, 26 Jahre nach seinem Hingang, konnte

über einen Mann, dessen Reinheit jedes Wort, das er geschrieben hat, verbürgt und der nicht Goethes Umfang und Größe, aber tiefere lyrische Augenblicke als selbst dieser erreicht hat, in so niedrigem Ton geschrieben werden. Den Begriff, den jener Boas von der lyrischen Schöpfung hat, offenbart er aber auch in allem, was er für Goethe zu sagen hat; etwa so:

> Goethe war eine viel künstlerische Natur; er beherrschte seine Werke immer und warf nichts aufs Papier, ehe es nicht g l a t t und vollendet vor seinem Geiste stand.

Trotzdem gibts aber Varianten bei Goethe, durch deren Mitteilung sich Boas ja ein Verdienst erworben hat:

> — — wir belauschen den Dichter, wie er doch zuweilen noch g l ä t t e t e, oder neue Linien eingrub, und finden dadurch ein Mittel, seinem hohen Bildungsgange folgen zu können.

Was nun diese Varianten betrifft, so geht ihre Bedeutung dem Literarhistoriker nicht aus ihnen selbst hervor, sondern:

> Übrigens bin ich gegen den Einwand gewaffnet, »daß diese Varianten, sowohl in Hinsicht auf Masse als Inhalt, zu geringfügig seien, um hier mitgeteilt zu werden.«

Ein im deutschen Sprachgebiet, wo man den Wald vor lauter Blättern nicht sieht, wohl möglicher Einwand, dem Boas aber wie folgt begegnet:

> Ich denke, es reicht vollkommen hin, wenn ich darauf erwidere: Die Veränderungen müssen doch wohl nicht so ganz bedeutungslos sein, da Goethe sonst gewiß Alles gelassen hätte, wie es früher war.

Ohne Zweifel. Und da geschieht es dem Literarhistoriker, der zuerst die endgiltige Fassung von Wanderers Nachtlied mitteilt, daß ihm der Drucker den Schluß so hinsetzt, wie etwa der Ungar in der Anekdote ein Reimwort zitiert.

> Über allen Gipfeln
> Ist Ruh,
> In allen Wipfeln
> Spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vögelein schweigen im Walde.
> Warte nur, balde
> Ruhest a u c h d u.

Wird hier durch die Umstellung zweier Worte das Werk entwertet, so zeigt die Urfassung in der Tat, wie wenig Worte verändert werden mußten und wie weit doch der Weg zu einem Gipfel deutscher Lyrik war:

Unter allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfst auch du!

(Man hätte nur »Die Vögelein schlafen« erhalten gewünscht.)

Dieser Goethesche Ernst rührt doch mit jedem Buchstaben an tiefere menschliche Gründe als der Entschluß, die Grenze des frohen Humors nicht zu überschreiten, aber auch nicht zu erreichen. Und wann wäre dieses Gebiet von einem deutschen Geist jemals betreten worden? Wobei ich natürlich mit dem denkbar größten Respekt jenen Humor außer Frage stelle, den die Humorlosen als so etwas wie ein metaphysisches Schmunzeln über sämtliche Schwächen der Menschheit definiert wissen wollen und der zwar behaglicher und geruhsamer, aber nicht dankenswerter ist als alle Versuche, sie mit Langeweile zu geißeln.

Man wird schon gemerkt haben, daß ich Humor mit Witz verwechsle, aber ich tue es gern, indem ich tatsächlich nicht weiß, was das Wesen des Humors ist, wenn ihm der Witz fehlt. Ich will ja nicht behaupten, daß ich zur Beurteilung dieser Dinge kompetent bin, aber an den großartigsten Beispielen von deutschem Humor ist er mir als die Eigenart erschienen, keinen zu haben und für diese menschliche Schwäche ein verstehendes Lächeln aufzubringen. Jean Paul, der gewiß in vielem verehrungswürdige und trotz umfassender Bildung unbeschränkte Geist, sagt, daß der Humor, als das umgekehrte Erhabene, nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichte; es gebe für ihn keine Toren, sondern nur Torheit und eine tolle Welt. Es wird wohl noch wenigen Lesern gelungen sein, an des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz diese Erkenntnis zu überprüfen; aber ich glaube, daß der Witz unzweifelhaft daran festzustellen ist, daß er im Einzelnen das Endliche durch den Kontrast mit der Idee vernichtet, während der Humor eigentlich daran zu erkennen ist, daß er durch die Ausflucht in das Allgemeine dieses Kontrastes gar nicht habhaft und seine Beziehung auf die Idee oder seine Vernichtung des Endlichen nur glaubhaft wird, weil er nicht das Temperament hat, sich zu dem Einzelnen so herab-

zulassen, daß es nicht mehr vorhanden ist, wie ihm doch geschieht, wenn sich der Witz nur zu regen beginnt. Da ich infolge einer angeborenen Insuffizienz Romane nicht zu Ende lesen kann, indem ich, der imstande ist, sechzehn Stunden ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung zu arbeiten, schon beim geringsten Versuch, mir zu erzählen, daß Walter beim Betreten des Vorzimmers auf die Uhr sah, was mich so wenig angeht wie alles was weiter geschah, in tiefen traumlosen Schlaf verfalle, so sind mir sicherlich, nebst allem, was die Menschheit in Spannung versetzt, zahllose Perlen entgangen, die gesammelt ein Schatzkästlein deutschen Humors ergeben würden. Selbst die anerkanntesten Abkürzer, von Kleist, der mit einem »dergestalt daß« über alles Unwesentliche bei der Vergewaltigung der Marquise von O. hinweggeht, bis zu Heinrich Mann, der überhaupt nur jenes Wesentliche andeutet, das ihm die Erscheinungen sowie Hintergründe des mondänen Lebens erschlossen haben, konnten mir's nicht leichter machen, da ich mir eben nichts erzählen lasse und mir die letzte Lokalnotiz oder deren Dichter Peter Altenberg stets unendlich mehr gesagt hat als jedes Werk einer Kunstform, die, wie keine andere, der Sprachschöpfung zugunsten von allem andern, was nichts mit der Sprache zu schaffen hat, wie Bericht und Psychologie, entraten kann und in deren unkontrollierbarer Weite die wirkende Persönlichkeit vor der Wirkung abdiziert. Es scheint mir überhaupt keine andere Wortkunst zu geben, als die des Satzes, während der Roman nicht beim Satz, sondern beim Stoff beginnt. Dagegen vermöchte ich von der Lyrik nichts Höheres auszusagen, als was mir ein Berliner Raseur, ungefragt aber bedankt, ins Ohr geflüstert hat: »Ja, d e r Bart hats i n sich!« Im Drama bleibt die reine Schöpfung um die Notwendigkeit reduziert, sie durch szenische Anweisungen und Behelfe für die reale oder vorgestellte Bühne zu stützen oder auch nur zu ergänzen. Was die humoristischen Vertreter der Gattung betrifft, so möchte ich bekennen, daß mich seit der Minna von Barnhelm, die bekanntlich ein echt deutsches Lustspiel ist, eine unbestimmte Furcht vor diesem Genre beseelt hat, die durch Freytags »Journalisten« nicht behoben werden konnte, so gern ich einräume, daß es großen Schauspielern gegeben war, in den Rollen dieser Stücke eine gewisse Heiterkeit zu verbreiten. Die typische Hoffnung

der Literarhistoriker, daß dieser oder jener Autor dem Publikum endlich »das deutsche Lustspiel schenken« werde, habe ich immer als eine bange Erwartung mitgemacht und erlöst aufgeatmet, so oft nichts daraus wurde. Was Grabbe in seiner maßlos einfältigen Schrift über die »Shakspero-Manie«, die in jeder Zeile belustigender wirkt als ein ganzes deutsches Lustspiel und zum Beispiel sein eigenes, gegen den Falstaff sagt, ist so übel nicht: »Ein Charakter, der bloß des Lebensgenusses wegen komisch und witzig ist«, sei »von der Grundlage der deutschen National-Komik, welche auch das Lustige unmittelbar auf Ideale bezieht und daher schon dessen Erscheinung als solche schätzt, weit entfernt«. Das ist er in der Tat. Man vergleiche nur jede Geste dieser Gestalt, die in den dem deutschen Publikum als Oper bekannten »Lustigen Weibern von Windsor« erst zur leibhaftigen Fülle ihres Genies verkommen ist, mit allem, was das deutsche Lustspiel auf der Grundlage der deutschen Nationalkomik hervorgebracht hat. Wann hätte gerade sie das Lustige auf andere Ideale bezogen als auf das Fressen und Saufen, hinter dessen Gelächter doch nicht die Spur eines tragischen Zugs, wie er jener ritterlichen Verlumpung anhaftet, wahrnehmbar wird! Siebzig Jahre ‚Fliegende Blätter', die Generationen von deutscher Burschenherrlichkeit zu deutscher Philisterschäbigkeit fortgebracht haben, sprechen wohl ebenso viele Bände für das Wesen deutscher Erlustigung. Die Charaktere, die aus dieser Literatur in dieses Leben hineingewachsen sind und umgekehrt, haben mit dem Falstaff nicht einmal den Lebensgenuß, sondern bloß dessen Mittel gemeinsam, aber ganz gewiß nicht den Ertrag der Komik und des Witzes. Wenn die deutsche Literatur nur an das Thema des Fressens und Saufens rührt, so stellt sie die lebendige Atmosphäre der Unappetitlichkeit her, die die unmittelbare Zeugenschaft dieses Aktes zur Pein macht, und es vollzieht sich das alles mit dem Anspruch, daß die Aufnahme von Lebensmitteln an und für sich etwas Bemerkenswertes und Komisches sei. Nichts wird dem deutschen Humoristen zum größeren Erlebnis als die Vorgänge der Verdauung und man erinnert sich noch, daß eine deutsche Sängerschar auf einer Ozeanfahrt sich und die Leser in der Heimat mit nichts Besserem zu zerstreuen wußte als mit der gegenseitigen

Beobachtung der Seekrankheit und ihrer Begleiterscheinungen. Daß ein Wein gepantscht sein kann, ist ein Motiv, das von jeher deutsche Lustigmacher zu einem Grimm befruchtet hat, der in einem befreienden Lachen seinen versöhnlichen Ausklang zu finden hatte, und der deutsche Humor macht den Schlemmer nicht zum abschreckenden Beispiel, sondern zu seinem Kumpan. In die Kategorie solcher urwüchsigen Geistlosigkeit gehört ein Gedicht, das ich in einer deutschen Zeitschrift, ‚Die Meister', finde, die sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, vor deren Lektüre zu warnen. Von Ludwig Anzengruber, den die Liberalen zum Dichter gemacht haben, weil er den »Pfarrer von Kirchfeld« geschrieben hat, und dem, nachdem er längst keiner mehr ist, die Klerikalen noch seine anständige Gesinnung nachtragen, rührt das folgende her, das als Muster feuchtfröhlicher Fadaise schon ganz geschluckt werden muß:

Herr Wirt

Herr Wirt, was war das nächtens für
Ein gottverfluchter Tropfe?
Es schmerzt mich heute morgens schier
Ein jedes Haar am Kopfe!
Wie muß die edle Gottesgab'
Verschändet und verhunzt sein?
Mein Seel, was ich getrunken hab',
Das war wohl eitel Kunstwein!

Ei, heb' die Hand beteuernd nicht,
Daß dieser Soff Natur ist.
Man weiß ja doch, verdammter Wicht,
Daß leicht wie Spreu dein Schwur ist.
Üb' lieber Treu und Redlichkeit,
Schreib's an die Etikette,
Damit sich sachte noch beizeit
Ein Christmensch davor rette.

Du hättest nur wie vor und eh
'was Kellerei betrieben
Und dir sei anorganische
Chemie ganz fremd geblieben?!
Hör du, es ist doch ganz umsunst,
Hier Lügen zu erstinken,
's ist Kunstwein, denn 's ist eine Kunst,
Von diesem Wein zu trinken.

Von der Banalität abgesehn, die solche Anstrengung braucht, um zu solchem Einfall zu kommen, und nebst aller Versquetscherei ist der Reim »verhunzt sein« und »Kunstwein« bemerkenswert. Es ist aber der typische Reim der deutschen Lustigkeit, den die von ihr Befallenen wirklich als Reim hören. Heine ist gewiß von anderer Art, da er immerhin mit etwas mehr wurzellosem Witz als urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt. Aber in einer seiner Klapperstrophen, die durch die Lizenz, daß sich der dritte Vers nicht reimen muß, einer Welt von Frechheit Mut zur Satire gemacht haben, reimt sich der vierte folgendermaßen:

Von Köllen bis Hagen kostet die Post
Fünf Taler sechs Groschen preußisch.
Die Diligence war leider besetzt
Und ich kam in die offene Beichais'.

Hier ist wirklich die äußerste Einheit gedanklichen und klanglichen Wertes erreicht. Der Dichter hat getrost einen Hinweis unterlassen können, daß »preußisch« »preußäsch« ausgesprochen werden möge, um den Reim zu ermöglichen. Es hätte ihm ohnedies nichts geholfen, da »Beichais« — man weiß zuerst gar nicht, was das ist — leider nun einmal »Beischäß« und nicht »Beißäsch« ausgesprochen wird. Da kann einer nur das Dichterwort zitieren, daß die Diligence leider besetzt war; bei solchem Mangel an Sorgfalt für das Wort muß man wohl oder übel in die Beichais' kommen. Aber ein Dichterohr merkt keinen Unterschied und eine Kultur hat von der Lieder süßem Mund, der die Vorstellung »preußisch« mit einer »Chaise« in Harmonie bringt, ihren Begriff von Lyrik abgenommen. Und ein erschrockener Verehrer des Herrn Wildgans fragt mich, ob ich am Ende auch das Buch jener Lieder meine, das »einen Teil des deutschen Kulturbesitzes ausmacht«, wenn ich von einer Lyrik spreche, die im tiefsten Einklang mit dem, was das Publikum zu hören wünscht, ihm das einsagt, was es aus Zeitmangel nicht selber dichtet. Er hats erraten, aber ich meine es nicht nur auch, sondern auch nur es, denn alles weitere kommt ja davon, ist ja bereits von einem Publikum, das sich ausnahmsweise Zeit genommen hat und unter die Literaten gegangen ist. Wem könnte es ferner liegen, als mir, zu bestreiten, daß die Heine'sche Lyrik einen Teil des

deutschen Kulturbesitzes ausmacht? Nestroy'sche Couplets gehören nicht zu ihm. Aber um einen, der die Rechnung ohne den Wirt Humor macht, beim Wort zu nehmen, sei die Apostrophe eines andern zitiert, der von ihm keinen Kunstwein bezieht und dafür auch ein sprachliches Charakterbild von Versoffenheit hergestellt hat, das auf festeren Beinen schwankt als die ganze deutsche Lustigkeit von Goethe und Schiller bis Anzengruber und Hauptmann. In der Fortsetzung des »Lumpazivagabundus« tritt der schon ganz verkommene Knieriem mit dem folgenden Entree auf die Szene:

Herr Wirt, ein' saubern Slibowitz,
Ich hab' jetzt g'rad auf einen Sitz
Drei Hering' 'pampft in mich hinein,
Drauf 'trunken a vier Halbe Wein,
Hernach hab' ich ein' Heurig'n 'kost't,
Acht Würsteln und sieb'n Seidel Most,
Dann friß ich, denn das war net gnua,
Fünf Brezeln und ein' Kaas dazua,
Drum möcht' ich, denn ich hab' so Hitz',
Mich abkühl'n mit ei'm Slibowitz.

Hab'n Sie's schon g'hört, daß s' drent beim Rab'n
Mich heut hinausgeworfen hab'n?
A jede Ripp' in mir hat 'kracht,
Mein Plan zur Rache ist schon g'macht.
Die Gäst' drent hab'n mir d' Freud' verdurb'n,
Jetzt beutl' ich z'Haus den Schusterbub'n,
Und wenn mich jemand hier tuschiert,
Wird heut mein Weib noch malträtiert;
Ich lass' gern, komm' ich schiach nach Haus,
Mein' Zorn an der Familli aus!

Das wiegt natürlich — und kein Mensch kennt es — schon bloß als Physiognomie einen ganzen Schalanter auf und ist einfach das Denkmal eines Volkstums. Vor dieser Vergeistigung des Ordinärsten wird der deutsche Humor der Viktualien kleinlaut. Aber gegen diese Lyrik, in der man nach den Schlägen, die das Weib bekommt, skandieren kann, und gegen dieses versoffene Organ, in dem sich so organisch die Rache mit dem Krachen der eigenen Rippen reimt, hat halt doch auch die Loreley einen schweren Stand. Nebst den scharfen Spuren, die er bei Lichtenberg und bei Busch hinterließ, dürfte der deutsche Humor, jener, der nicht von der eigenen Belustigung lebt — der

Humor der Sprache, nicht der des »Stoffes« — ganz auf Nestroy aufgegangen sein. Und da er in ihm konzentriertester Spiritus war, so ergab er auch den echten Lyriker. Aber zum deutschen Kulturbesitz gehört das Bewußtsein, daß Humor sich dann bildet, wenn der Wein gepantscht ist, und Lyrik, wenn sie wie eine Blume ist. Wiewohl sie dann doch auch nur eine Kunstblume ist.

*

Überführung eines Plagiators

Gesprochen am 16. Oktober

Ich habe das Gedicht »Jugend« vorausgeschickt, damit es als Anschauungsunterricht einem Beitrag zur Sprachlehre diene.

Unter den Lesern der Fackel sind viele Esel. Sie sind es von aller Naturanlage abgesehen schon durch die Beharrlichkeit, mit der sie Leser bleiben und die immer wieder abgelehnte Annäherung an unfaßbare Standpunkte versuchen. Sie bemühen sich auf jede nur mögliche Art ein Verhältnis zu der Sphäre herzustellen, die ihnen unzugänglich bleibt, weil die Sprache, in der hier gedacht wird, bei aller unbestreitbaren Ähnlichkeit der Laute eine wesentlich andere ist als die ihre, und dieses Bestreben wäre rührend, wenn dort, wo die Potenz fehlt, nicht so gern versucht würde, Ersatz in der Präpotenz zu finden. Ihr durchwaltendes Mißverständnis besteht nicht nur darin, daß sie, weil sie zur Not den Sinn ermitteln können, nun auch glauben, den Zutritt zum geistigen Inhalt zu haben, sondern auch in der Vermutung, daß ein geistiger Wert eben dadurch problematisch werde, daß er irgendwo außerhalb ihrer Verstandesebene beruht. Je intelligenter ein solcher Esel ist, umso aussichtsloser verirrt sich dieses Streben und Widerstreben in Gedankengängen, die nun einmal den dort nicht Beschäftigten verschlossen sind. Der so tiefgefühlte Wunsch, keine Briefe von Persönlichkeiten zu erhalten, deren mündliche Aussprache zu den Dingen gehört, die ich mit einer technischen Virtuosität aus meinem Leben ausgeschaltet habe, muß eben dort vergeblich bleiben, wo die Fülle uninteressanter Meinungen leider von einem ebenso reichen Mangel an Taktgefühl begleitet ist. Ich habe nicht erwartet, daß ich, je weiter ich mich von dem Niveau, auf dem Meinungen

gebildet und übernommen werden, entferne, desto eher Ruhe haben würde. Ich wußte im Gegenteil, daß die Intelligenz umso mehr gereizt wird, je dürftiger der stoffliche Anhalt ist, der ihr geboten und durch den sie oft genug befriedigt wird, und ich habe mich darum keineswegs über die Reaktion gewundert, die meine Beiträge zur Sprachlehre gefunden haben. Es war durchaus nicht überraschend, daß dieselben Leute, die zum erstenmal erfahren haben, was ein Reim ist, sich auf der Stelle und mit dem mir abgenommenen Rüstzeug der Dialektik an den Versuch machten, mir zu beweisen, daß jene Stelle aus »Faust«, die ich als das Musterbeispiel eines lebensunfähigen Versgedankens und eben darum als das geborene Zitat einer sprachfernen Bildung hinstellte, meinem Begriff vom Reim vollauf entspreche. Sie haben mir zwar schließlich bewiesen, daß ich recht habe, es ist ihnen gelungen, sich mit dem Bemühen, mich unrecht haben zu lassen, den Hals zu brechen, und dargetan war die Möglichkeit, daß ein kaum geahntes sprachliches Ungefühl sich auf Verstandeswegen an eben die Probleme heranwagen könne, zu deren Lösung es auf nichts mehr und nichts weniger ankommt als auf das Fühlen. Aber nichts wird mich vor diesen Monologen schützen, wenn es nicht einmal die von mir inspirierte Erhöhung des Postportos vermag. Die Unbeirrbarkeit der Versuche also, mich zum Ohrenzeugen einer Opposition zu machen, für die ich nicht die geringste Teilnahme aufbringe, hat nichts Überraschendes. Worüber ich aber noch jedesmal staunen kann, das ist die Unbefangenheit, die an mir satirisch gestimmt wird. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es gibt Leute, die Witz haben, wenn sie mir schreiben; einen Witz, zu dessen Vaterschaft ich mich mit Scham bekennen muß und der sich mit echtem Kindesundank gegen seinen Ursprung wendet. Ich weiß ja längst, daß es nichts Abscheulicheres gibt als meinen Stil in fremder Hand, und das Unbehagen vor solchen Mißgeburten beruhigt sich nur bei dem Bewußtsein, daß andere Originale aus dem Grunde keine waren, weil die Nachahmer ihrer Schreibweise diese noch wohlgefälliger ausgestalten konnten, wie ja jede technische Einrichtung es in sich hat, den verwöhnteren Ansprüchen der Neuzeit entgegenzukommen und mit ihnen fortzuschreiten. Wenn Heine die Generation von

Talenten, die er in die Welt gesetzt hat, gekannt hätte, so hätte ihn ein Gefühl des Neides überkommen müssen, daß er es nicht so weit gebracht habe, während mich vor meinen Nachbildnern ein Grausen faßt, das mich mit voller Beruhigung für mich selbst erfüllt, wenngleich ich mich oft genug der Schuld an solchem stilistischen Mißwachs anklage, der den Leuten das Leben erschwert, ohne dazu berechtigt zu sein. Was mich aber gegen diese Erscheinungen, die ohne mich nie erschienen wären, besonders einnimmt, ist, daß sie sich mit der Mission einer Landplage nicht begnügen, sondern auch von dem Ehrgeiz besessen sind, sich vor mir selbst zu produzieren, wenn sie, da sie sich ja selbständig gemacht haben, die Quelle trüben müssen, der sie entsprungen sind. Verständlich an dieser Art Satire ist bloß, daß sie grinst. Denn wenn sie mir alles absehen könnten — die Position, deren keine andere Lebensäußerung so wenig entraten kann wie die Satire, die Ehrfurcht vor irgendetwas, dem das satirische Opfer dargebracht wird, das sich selbst Verleugnen und sich selbst Bekennen, mangelt denen, die kein heiligerer Geist je als der Zeitgeist inspirieren möchte. Es ist meine ganze Fraglichkeit, daß sich gerade im sumpfigsten Terrain die Spuren meiner Wirkung nachweisen lassen und daß sich die Abhängigkeit der Generation am deutlichsten in der Rache betätigt, die sie dafür an mir nimmt. Sie haben gewiß nicht recht, mir ihre Schlechtigkeit zum Vorwurf zu machen, aber semper aliquid haeret und es wird schon etwas daran sein, daß sie ohne mich anders dagestanden wären, weshalb sie auch genötigt sind, sich mit meiner Hilfe meiner zu erwehren. So werde ich seit Jahr und Tag mit dem mir wohlbekannten Witz, den ich schon daran erkenne, daß sie ihn nicht haben, publizistisch und brieflich verfolgt, und da, gestehe ich, bin ich stets von neuem in Erstaunen zu setzen. Denn auf alle möglichen Wallungen, die mein öffentliches Tun bewirken könnte, Haß und Liebe und was so zwischen Platz hat, bin ich gefaßt; nur daß es auf dieser Erde einen Verstand geben kann, der bei meinem Anblick zu Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung aufgelegt wird, überrascht mich jedesmal, wie wenn ich eben erst in die Literatur getreten wäre, und ich möchte schnell meinen Fuß zurückziehen, als wäre ich in etwas Ähnliches getreten. Der Satiriker geißelt bekanntlich die

Schwächen, und die einzige, die mir bisher mit Erfolg nachgesagt wurde, ist die Eitelkeit, die ja so offenkundig ist, daß sie ein Leben lang alle die Märkte wie die Pest meiden konnte, wo sie gemeinhin befriedigt zu werden pflegt. Aber jene Angreifer haben es nicht mehr auf meine Eitelkeit abgesehn, die ihnen vielleicht als ein schon zu populäres satirisches Motiv erscheinen mag, fast so veraltet wie der Drang, in die Neue Freie Presse zu kommen oder weil es nicht gelang, alles niederzureißen anstatt aufzubauen. Das ist ein überholter satirischer Standpunkt jener älteren Generationen, die längst aufgehört haben, mit mir fertig werden zu wollen. Die Satire der Neueren, die bei aller Unreife schon fertig sind, wenn sie mit mir nur anfangen, zielt auf eine schwächere Seite meines Wesens, nämlich auf meine geistigen Defekte, deren immer tiefer empfundenes Bewußtsein mich so oft genötigt hat, bei andern Geistern Anleihen zu machen. Unvergessen bleibt in dieser Hinsicht mein Plagiat an der Apokalypse des Johannes, das ein Schriftsteller enthüllt hat, dem es tatsächlich gelungen ist, nebst meinem Witz auch noch mehr eigenen zu haben als ich, und indem ich, wenn ich den seinen hätte, längst Selbstmord verübt haben müßte, so ist, da ich es nicht getan habe, seine Überlegenheit schlagend bewiesen. Wir sind beide am Leben geblieben, ich an meinem und er an meinem. Dem Vorbild seiner eigenartigen satirischen Laune folgen nun seit Jahr und Tag Korrespondenten, von denen ich zwar nicht weiß, wie sie aussehen, es mir aber vorstellen kann, und jedenfalls höre ich deutlich, wie sie bei meinem Anblick kichern. Ich hatte mir bisher eingebildet, daß es in den Lachkabinetten einer wirklichen und einer vorgestellten Welt keine Linie geben könnte, deren ich nicht habhaft zu werden vermöchte, und nun stellt sich heraus, daß ich meine eigenen Züge nicht wahrgenommen habe, die zu erfassen eben schärferen Blicken vorbehalten blieb. Es gibt Satiriker über mich, und wenn auch die Hühner darüber lachen mögen. Ihnen, den Satirikern, werde ich mit den Geheimnissen, die ich dem Wort im Vers abgelauscht zu haben vorgebe, kein Blimelblamel vormachen: denn es stellt sich einfach heraus, daß sie dem Wort im fremden Vers abgelauscht sind. Da habe ich vor gerade zehn Jahren, also zu einer

Zeit, wo ich noch nicht wie heute imstande war, dir aus der Art, wie du mit der Sprache umgehst, zu sagen, wer du bist, und umgekehrt aus der Persönlichkeit auf den Wert des Wortes zu schließen, da habe ich damals Verse eines jungen Lyrikers namens Werfel von der Oberfläche einer sympathischen Gesinnung gewertet und meiner Leserschaft mitgeteilt. Darunter ein Stück, das mir schon bald darauf als ein Beispiel für die Versatilität erschien, mit der die jungen Prager über den Unterschied zwischen sich und den alten Weimaranern hinwegtäuschen können. Dieses Gedicht bringt nichts von innen her mit, aber alles von außenher, von früherher, alles was das Ohr nur mitnehmen kann, und es verwendet jenen Rhythmus, mit dessen Hilfe sich am leichtesten und gewandtesten auf Goetheisch leben läßt. Nun habe ich selbst sechs Jahre später das Gedicht »Jugend« geschrieben, dem sich tatsächlich, und da hilft kein Leugnen, das gleiche Versmaß nachweisen läßt. Ein witziger Kopf, der mir eins auf die Kappe geben wollte, hat nun mich, der nach so vielen Jahren endlich hoffen konnte, über diesen Jugendstreich sei Gras gewachsen und man werde die Ähnlichkeit nicht mehr merken, auf eine überaus gelungene Art überführt. Er läßt je eine Strophe jenes Werfelschen Gedichtes mit je einer Strophe aus dem meinen alternieren, und die Wirkung ist verblüffend. Wer Ohren hat, zu hören, wird sich ihr nicht entziehen können. Der Scherz, der sichtlich mein eigenes satirisches Mütchen an mir kühlen und meine Methode an mir üben will, ist gebührend betitelt:

»Weltfreundliche« Worte in Versen.

Alle sind mehr als ich,
Sofa und Steine,
Ach, so verbleibt für mich
Sehnsucht alleine.

Pocht es von altersher,
öffn' ich die Sinne,
daß es wie damals wär',
wo ich beginne.

Abendlich angeschwellt,
Will ich enteilen,
In naher Villenwelt
Hügelwärts weilen.

In trüber Lebensluft
voller Gefahren
ahn' ich den Gartenduft
aus frühen Jahren.

Rühmlichsten Pavillon
Will ich ersteigen.
Nacht, sie empfängt mich schon,
Wirtlich zu schweigen.

Da schon die Blätter falb,
will ich nicht säumen,
innen und außerhalb
Frühling zu träumen.

Will ohne Liebesdank
Talhin mich spülen.
Will nichts, als stundenlang
Fühlen und fühlen.

'Fackel' Nr. 339/340 Seite 48.
'Fackel' Nr. 462/471 Seite 180.

Es ist eine satirische Art, Spreu von Weizen zu sondern, die sich gewaschen hat. So mißtrauisch und ablehnend ich von Haus aus jedem Briefkuvert, das ich öffnen soll, gegenüberstehe, so dankbar bin ich für alle Anregungen, die mir auf dem unermeßlichen und immer wieder unerschlossenen Gebiet der Sprachlehre zugeflogen kommen. Der anonyme Autor des sanglanten Scherzes ist jedenfalls einer jener Mistliteraten, die, ursprünglich dem Kaufmannsberuf bestimmt, sich ihm später zugewendet haben und deren Existenz wirklich nur einem Zeitalter vorbehalten blieb, das zur Sprache keine andere Beziehung hat als zu den Errungenschaften, von denen es den Mund voll nimmt. Er ist natürlich auch mit allem intellektuellen Eifer an meiner Sphäre geschäftig, hat bereits die Masern gehabt und mich verehrt, und wenn er vielleicht in meinem Auditorium sitzt, so verrät er sich soeben durch eine Unruhe, die dem Sitznachbarn auffallen muß. Was ihm aber mit dieser Zusammenstellung gelungen ist, dafür kann sich der Herr Werfel bei ihm bedanken. Gewiß zerfallen einem heute die Gedichte dieses Dichters, wenn man sie als Ganzes nur auf die flache Hand nimmt. Was mit ihnen aber vorgeht, wenn man sie in die Nähe organischen Lebens bringt,

was sie erleiden, wenn man sie mit meinen Strophen so unerbittlich konfrontiert, das ist gar nicht zu sagen, dagegen ist die Auflösung in Atome ein fester Aggregatzustand. Und dies, wiewohl doch auch meine Worte von dieser Berührung Schaden nehmen und es sicherlich nicht gleichgiltig ist, ob der Vorsatz, Frühling zu träumen, am Eingang einer stürmischen Lebensbeichte steht oder als Programmpunkt sich an den Plan anschließt, rühmlichsten Pavillon zu ersteigen. Aber man würde gar nicht spüren, wie original solche Ausflüchte eines abendlich Angeschwellten und talhin sich Spülenden sind, wenn sie nicht von meinen Sätzen gekreuzt würden. Dank dem Bestreben, mich, den zweifellos späteren Autor, zum Nachahmer des Herrn Werfel zu stempeln, tritt der schon in »Heine und die Folgen« an einem berühmteren Beispiel beschriebene Fall von Vorahmertum ein. Die Dummheit jedoch, die Identität des Versmaßes für ein Verdachtsmoment zu halten, gewinnt insofern eine Grundlage, als nunmehr erst klar wird, wie weit das Original mit dem Rhythmus an älterem Besitz beteiligt ist. Es sei dem Schwachkopf, der einen so guten Fang getan hat, und allen, die auf dem Niveau seiner Sprachkennerschaft stehen, hiemit verraten, wie aus dem Gedicht »Jugend« wirklich ein Plagiat an Herrn Werfel oder vielmehr ein Werfelplagiat an Goethe gemacht werden kann. Die erste Strophe setzt mit dem Erlebnis der Hast ein, durchaus Frühling zu erleben:

Da schon die Blätter falb,
will ich nicht säumen,
innen und außerhalb
Frühling zu träumen.

Dieser Vorsatz mag eine lyrische Alterserscheinung sein, wie ein anderer Schwachkopf einmal meine Lyrik genannt hat, aber sie bedeutet noch immer nicht den alten Goethe. Die letzte Strophe trumpft nach allem Protest gegen solches Zeitgelichter den Entschluß auf, jünger als diese Jugend zu sein:

Und weil die Blätter falb,
soll es mich laben,
innen und außerhalb
Frühling zu haben!

Als ich das Gedicht geschrieben hatte, fiel mir nun die undenkbare Möglichkeit ein, daß diese letzte Strophe die erste wäre:

Da schon die Blätter falb,
soll es mich laben,
innen und außerhalb
Frühling zu haben.

Dann hätte sie zwar annähernd denselben Wortlaut, aber einen ganz anderen Gefühlslaut. Dann wäre nicht Hast und Trotz, sondern der Alterswunsch gefühlt, daß mich etwas »laben« möge, ganz so gemächlich und behäglich, wie es den jungen Prager labt, den Schlafrock des alten Weimaraners anzutun. Ich habe Zeugen für das nach allen Seiten grausame Sprachexperiment, das ich damals machte und durch welches ich dartun wollte, daß meine Zeilen von Werfel sein könnten, wenn sie dann nicht eben von Goethe wären. Denn mir war der Rhythmus des Werfelschen Gedichts so gut im Ohr wie ihm selbst, aber der meine saß mir tiefer und er war durch den Gleichklang mit solchem Original nicht umzubringen. Die Nachbildung des Nachbildners war erst durch jene Umstellung erreicht, die so recht den angemaßten Gefühlshabitus bezeichnet. Ich erkannte die Möglichkeit, daß ich meine Strophe nur versetzen müßte, damit sie von einem andern wäre, während die seinige, wo immer sie stehen mag, von einem andern ist. Aber was weiß die Literatur vom Wort! Ich könnte hundert Hefte mit diesen Erörterungen füllen, und würde das Gefühl für ihren Inhalt dennoch um keinen Zoll weiter gebracht haben. Denn nichts ist schwerer, als sich über die Sprache mit Leuten zu verständigen, die sie sprechen.

*

Vom Niveau der Sprache

Den Riß zwischen dem Zeitalter Goethes und der Zersetzung bezeichnet allerdings ein Genie, dessen Sprache eben als die Lautwerdung dieses Risses eine überpersönliche Bedeutung und Wirkung hat: Heinrich Heine. Er hat die letzten bald fiebrig gesteigerten, bald erschlafften Kräfte der sterbenden alten Welt noch einmal heraufgereizt und sie in den Dienst der Modernität, des bloßen Zeitalters gestellt, die Zauber der Goethischen Sprachhöhe am gierigen Heut erprobt und die Weihe dadurch zum Reiz gemacht. So ist er der

Begründer des Journalismus geworden, des Tagesdiensts. Er ist das als voreilender Meister was seitdem unzählige als arme Sklaven sind: Journalist bis in seine Lyrik hinein . . während Goethe noch bis in seine Tagesarbeiten hinein Dichter, Träger der überzeitlichen Schau war. Ja selbst Voltaire, den man fälschlich als ersten europäischen Journalisten bezeichnet hat, ist mit all seinen Aktualitäten der Vorkämpfer einer in seinem eigenen wie im Weltgefühl ewigen Ordnung. Er hätte den Ruhm Diener seiner Zeit und seines Volkes zu sein abgelehnt . . seine Aufklärung geschah noch von den Ideen, d. h. von der Ewigkeit her, nicht wie die Heines von dem Bedürfnis der Masse oder der »Persönlichkeit« aus . . und so ist Voltaires Sprache die letzte einheitliche glänzende Entfaltung des gesamtfranzösischen Stiltriebs, Heines Sprache eine reizende, aber hybride Mischung aus Elementen der Goethischen Seelenrede, der romantischen Traumtöne, der politischen Rhetorik Byrons und des französischen Salongeplauders: kurz verschiedener zersetzter europäischer Stile aus dem letzten Halbjahrhundert. Eben diesen europäischen Anklängen, dieser schillernden Unverbindlichkeit, die aus dem Mangel der Einheit den Reiz der Buntheit, die erste sprachliche »Poikilia« zieht, verdankt er, abgesehen von seiner Zeitnähe und seiner agitatorischen Grazie, das allgemein europäische Verständnis weit über Goethe hinaus: er stellt an das Ausland nicht die Anforderung, ihn aus deutschen Wurzeln zu begreifen. Die europäische Aktualität trägt und nährt sein Verständnis überall wo und solange der »Fortschritt« noch währt. Seine Flachheiten und nicht seine Tiefen, nicht seine deutschen und jüdischen Qualen, machen ihn beliebt.

Für die deutsche Sprache ist er der verhängnisvolle Erleichterer, Vermischer und Verschieber geworden. Erst seit Heine kann jeder von Dingen reden die über seinem seelischen Bereich liegen. Er hat die Wendungen der Weihe, des Glaubens, des Meinens und des Zwecks, des Strebens und des Forderns, der Erschütterung und des Getändels, die noch bei Goethe durch eine immanente Wertordnung geschieden waren, durcheinander gebracht und den Sinn für Gewichte ersetzt durch den Sinn für »Nuancen«. Er hat dem Ladenschwengel den Ton des Priesters ermöglicht, dem Redner die Lyrik, dem Bänker die Salbung. Er betritt viele Ebenen nach Willkür und zerstört damit jedes Niveau. Nicht ein neues Niveau der Sprache hat er geschaffen, wie Nietzsche, der bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Töne doch nur e i n e Höhe und Tiefe hat (gleichsam den Generalbaß), eben weil er den archimedischen Punkt außerhalb seines Blickfeldes besitzt. Heine beginnt, und das ist keine kleine Leistung, die Anarchie der deutschen Sprache . . was bei ihm noch Virtuosität, Vergeudung eines geerbten Reichtums ist das wird bei seinen Nachfolgern Ohnmacht und Bankerott. Was bei ihm noch Mischung ist wird nachher Durcheinander. Vor allem aber: er hat keine neue Idee seines geschichtlichen Augenblicks, sondern nebeneinander das Neuheidentum Goethes als Gesinnung ohne Leib und Haltung, das protestantische

Judentum als Pathos ohne Ethos und die französischen Revolutionswünsche als Ziele ohne Glaube. Das Nebeneinander dieser Ideen, die Möglichkeit dieses Nebeneinanders ohne Verschmelzung, das ist sein Neues, seine Verführung. Die reizbare Seele, die all das balanzieren konnte, und das Leiden, die Spannung, die Wollust so vieler Widersprüche: das hat er in die deutsche Sprache gebracht. Diese Seele gehört ihm allein, Stil konnte sie nicht schaffen, wohl aber durch ihren Reiz zur Buntheit und Splitterung vieler Stile verlocken . . nicht ihre Substanz weiterstrahlen in dünnere Medien, wie die Sonne Goethe, nicht ihre Erschütterung einblasen in schwächere Seelen, wie das Gewitter Nietzsche, sondern ihre Beziehungen, entweder Techniken oder Richtungen, vermitteln. Vor ihm gibt es wohl niedrige und leere Sprache als Ausdruck niedriger und leerer Gesinung, platter Gedanken, stumpfer Gefühle, aber erst seit Heine gibt es in Deutschland Worte ohne Werte aus allen seelischen und gesellschaftlichen Schichten. Auch damit leitet er, ohne selbst Epigone zu sein, das Epigonentum, die zwecklose Maskerade ein, wie er den Journalismus eingeleitet, die unsachliche geschmückte Zweckrede — das Feuilleton, den Leitartikel . . das raumlose, maßlose, bodenlose Wort.

Das ist von Friedrich Gundolf, aus dessen Buch über Stefan George, und da ich es in einem Wiener Blatt abgedruckt fand, konnte ich glauben, daß die Punktierungen Weglassungen von Stellen bedeuten, die sich auf die Schrift »Heine und die Folgen« beziehen. Es fehlt aber nichts, die Punkte stehen — wie die sinnlose Eliminierung der Beistriche — im Original. Ein solches liegt nur insofern nicht vollständig vor, als die Anlehnung an meine Kritik des Falles Heine evident ist. Die Auffassung, daß Heine »Techniken vermitteln« konnte, »Worte ohne Werte« in Schwang bringen, daß er »für die deutsche Sprache der verhängnisvolle Erleichterer, Vermischer und Verschieber geworden ist«, daß er »dem Ladenschwengel den Ton des Priesters, dem Redner die Lyrik, dem Bänker (auf deutsch Banquier, da wir ja doch nicht die Sprache des Herrn Harden sprechen) die Salbung ermöglicht hat«, ist von mir. Daß der Vollbringer dieser Leistung, der Begründer des Journalismus, des Tagesdienstes, der Autor, der »den Zauber der Goethischen Sprachhöhe am gierigen Heut erprobt« hat, kein Talent, sondern ein Genie gewesen sei, ist nicht von mir. Auch nicht, daß Nietzsche, der sich mit Recht keinem Geist mehr verbunden gefühlt hat als dem Heines und mit Unrecht gemeint hat, ihre beiden Namen würden zusammen durch die

Jahrtausende fliegen, ein neues Niveau der Sprache geschaffen habe. Vielmehr ist meine Auffassung, daß er zur Mischung aus Elementen der Goethischen Seelenrede, der romantischen Traumtöne, des französischen Salongeplauders, kurz der »zersetzten europäischen Stile aus dem letzten Halbjahrhundert« noch die Psychologie hinzugebracht hat und daß das neue Niveau der Sprache, das er geschaffen hat, das Niveau des Essayismus ist, wie das Heinesche das des Feuilletonismus. Das französische Salongeplauder, welches er eingeführt hat, ist eben das nuanciertere, von Impressionen bewegt und von einem Durchschauertum beglaubigt, das sich, obs gegen Christus oder gegen Wagner geht, den Vorzug besonderer Subtilität und »Listigkeit« zuspricht. Ohne den großen Atem polemischen Geistes — denn es ist einfach eine der frechsten Literaturverabredungen, dieses immer von neuem Anfangen und immer Aufhörenkönnen hundertmal wiederholter Absätze für polemische Meisterschaft auszugeben —, aber tänzerisch gegen »meine Herren Deutschen« ausschlagend, deren schlimmster Mangel die Unfähigkeit zu dieser Gangart just nicht ist, und bahnbrechend mit jener Methode der rückläufigen Psychologie, die sich am verläßlichsten gegen sich selbst kehrt und sich in diesem Fall als die Sehnsucht des deutschen Professors, keiner zu sein, »blinzelnd« zu erkennen gibt. Verbreiter von Lehren und Urteilen, die, oft nur vereinbar in der Wurzel der Krankheit oder eines gesunden Ressentiments (man beachte etwa die Gleichzeitigkeit der Voraussetzung der »gemeinen Judenzudringlichkeit« mit der Glücksvorstellung, im Leben einem Juden zu begegnen), gleichwohl ihre Epoche hinreißen konnten; »Versucher« und »Störenfried« mehr durch die unermüdliche Versicherung, daß er es sei, als durch eine immer wieder in Aussicht gestellte geistige Umwälzung der Menschheit, deren Unterpfand schließlich der eigene Zusammenbruch war; »Wissender«, daß er ihr mit dem Zarathustra ihr tiefstes Buch geschenkt habe; Vermittler einer Gedankenwelt, deren blendende Buntheit sich in den disparaten Kulturübeln deutscher Machtanbetung und deutscher Literaturhaftigkeit ausgewirkt hat, ist er rein sprachlich das Vorbild aller Kerr- und Zerrbilder einer Stilistik, deren Haupt- und Zeitwort das Adjektiv ist. »Das Nebeneinander dieser Ideen,

die Möglichkeit dieses Nebeneinanders ohne Verschmelzung«: das ist auch sein Neues, seine Verführung. Aber selbst Sprachelemente jenes Neuen Testaments, an dessen Verdammung er noch am ehesten etwas wie eigenes Pathos gewandt hat, vermögen die Konstruktion einer blonden Bestie nicht zu sichern, die über Leichen nicht geht, sondern tanzt und die von dieser bresthaften Welt wie ein Bissen Brot gebraucht wird, und das Verdienst, dem kleinen deutschen Philister, wie er etwa im Otto Ernst leiblich verkörpert ist, antipathisch zu sein, kann heute die Ausgeburten einer gigantischen Hysterie nicht vor dem Lachen bewahren, das die Pein des ewigen Nietzsche-Gelächters ablöst, und kann nichts daran ändern, daß nun der Übermensch eben das wieder für den Menschen ist, was, wie der Affe für den Menschen, der Mensch für den Übermenschen sein sollte: »ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham«. Denn wenn Nietzsche schon nach dem deutsch-französischen Krieg sein Weltbild fröhlicher Grausamkeit einigermaßen alteriert vorgefunden hat und ihn die Lust zum Siegerlachen nur noch anwandelte, wenn er sich des schnöden Triumphes rühmen konnte, daß seine Polemik gegen David Strauß ein physisches Opfer gekostet habe, so lockt man heute mit dem Machtgedanken, dessen Karrikaturen wir erlebt haben und der nichts als solche hervorbringen kann, keinen Hund vom Ofen, vorausgesetzt, daß er einen hat. Denn wir wissen nun, daß qui mange du Antichrist, en meurt und daß es eben darum dem Christentum so ergehen wird. Wie schmerzlich, leiblich nahe ist uns doch die Erkenntnis gerückt, daß noch die Herdentiermoral erhaben über einer Moral ist, der das Herdentier zum Schlachtvieh taugt, und daß der letzte Wille einer sterbenden Menschheit nicht der zur Macht sein kann. Und da werden uns wohl näher als die »Unschuld des Raubtiergewissens« dessen unschuldige Opfer stehen, und der Blick, mit dem Dostojewsky ein zerlumptes Kind den Puppenladen am Weihnachtsabend anschauen läßt, näher als Dionysos. »Warum ich so weise bin«, »Warum ich so klug bin«, »Warum ich so gute Bücher schreibe«, »Warum ich ein Schicksal bin«, habe ich — ich muß gestehn — selbst nach der Lektüre von Ecce homo nicht gewußt, sondern eher gefunden, daß die Nietzsche-Forschung,

welche noch dieses Buch, das doch wahrhaftig keinen Zweifel mehr über die Zuständigkeit seiner Gedanken übriglassen konnte, als ein Werk des schöpferischen Genius reklamiert und ediert hat, damit auch manche früheren in Verdacht gebracht und indem sie zur Umwertung seines Wertes herausforderte, ein Verbrechen an dem Denker begangen hat. Mag man aber, unverändert und unbewegt von dem Schicksal der Menschenwelt, das so grimmig jener Lehren spottet, sein Denkmaterial noch so hoch einschätzen — wenn man von der Sprachleistung den Vorteil der Gewandtheit abzieht, mit der sie sich einem von der Fachphilosophie unverwöhnten Geschmack anbot, so bleibt eine sprachliche Beiläufigkeit, die mit allem Bescheidwissenwollen um das Geheimnis der Wortschöpfung dieser eben noch den Reizwert abgewinnt, aber dem Sprachwesen die Erfüllung schuldig bleibt. Er war der Unzeitgemäße, der seiner Zeit um dreißig Jahre voraus war. Er ist zeitgemäß: in zwanzig wird es es keinen Satz von ihm geben. Wenn die Literaten nicht warten wollen, könnte ichs ihnen so gründlich beweisen, daß ihnen Hören und Sehen zuteil wird. Gundolfs Sprachkritik ist schon auf einem höheren Niveau der Sprache eingestellt. Aber das Zeremonial der Religion, deren Priester er ist, erlaubt ihm offenbar nicht, sich auf eine geistige Tatsache, die er kennt und anerkennt, auch nur dort zu beziehen, wo er von ihr etwas bezogen hat.

Inschriften

Der Antichrist

Wie heiter und listig und insgeheim,
wie viel verheißend und frustra!
Und das Ergebnis ist dieser Reim,
denn also versprach Zarathustra.

Welch weise wissender Arzt der Zeit;
es war ihrer Krankheit Wesen,
daß sie seit damals und bis heut
von ihm nicht konnte genesen.

Welch fröhliche Philosophenart!
Sie spielte mit einer Feder;
ging irre, noch ehe sie irre ward,
und tanzte auf dem Katheder.

Und lachte ohne jeden Humor
ein dionysisches Lachen.
Da konnte der Kant als ein unreiner Tor
sich stumm aus dem Staube machen.

Man lachte sich über den Herrgott schief,
metaphysische Sehnsucht zu stillen.
Ein kategorischer Diminutiv
verlieh uns zur Macht den Willen.

Die Heiligen wurden ausgelacht,
und was sie auch litten und lehrten.
Er hat es dem Unwert leicht gemacht,
die Werte umzuwerten.

An diesem halkyonischen Fest
wird die Welt noch lange kranken.
Die deutsche Literatenpest
hat sie dem Arzt zu verdanken.

Der christliche Gott ist gut genug,
daß er uns von dem Übel erlöse.
Es verhieß uns ein anderer Pfaffenbetrug
ein Jenseits von Gut und Böse.

Heine und die Folgen

Seit dieser Prosa, diesem Buch der Lieder
hats jeder leicht, die Lust der Sprache zu verringern.
Er löste ihr das Mieder,
damit sie an ihren Brüsten fingern.

Er

Er trug ein Haupt, das ragte himmelan,
daß es im Götterkreise wohne.
Und keinem Gotte untertan,
neigt Goethe sich zu einer Fürstenkrone.

Der zu den Müttern sich hinabgewagt,
war auch um Ahnen noch beflissen;
und was in Weimar blieb der Welt versagt,
gab Gotha ihrem Genius zu wissen.

In seinem Geist konnt' Höchstes nur geschehn,
doch mocht's ihn nach dem Allerhöchsten dürsten.
Beethoven ließ er gnädig stehn
und drehte sich devot zu einem Fürsten.

Er war nach oben und nach oben
ein immer strebender Vollender.
Wie war die Welt von Goethes Faust erhoben!
Und er von Gothas Hofkalender.

Todesfurcht

Hab verlangend alles schon empfangen,
allen Wechsel, den es gibt auf Erden:
aller Lust und allerlei Beschwerden
froh und unfroh immer wieder werden.
Und dazwischen ist die Zeit vergangen.

Neugier regt sich nach dem andern Kreise,
wie mags, frag ich, drüben nur bestellt sein;
und ob schwierig die besondre Reise,
und ob ich auf wunderbare Weise
werde wiederum auf meiner Welt sein.

Immer das Erlebte zu erleben,
lüstet mich, ich will es frei bekennen;
immer dieses zwischen Feuern schweben,
dieses atemlose Lastenheben
und dies hoffnungslose Herzverbrennen.

Ists dort grün wie meine Kinderstunden?
Ist der Tag dort grau wie meine Tage?
Warten alle Wunder, aller Wunden
Wonnefieber, schmerzliches Gesunden,
aller Wollust wechselvolle Plage?

Bleib ich aller Feuerflammen Beute
und erhitzt von allen Hindernissen?
Glüht mir dort der helle Haß des Heute,
und entflammen mich die kalten Bräute?
Ach ich brenne schon, es nur zu wissen!

Was sich so lebendig mir verdichtet,
was mit Aug und Ohr ich je erworben,
nimmer sei von mir darauf verzichtet!
Anders werde dieser Streit geschlichtet
und das Leben nur zum Teil gestorben!

Einverleibt der Welt, der es entbrannte,
will es nimmer sich vom Leben trennen.
Wenn ich sie nicht mehr mit Namen nannte,
die ich bis zum letzten Blick erkannte,
würde sie sich selbst nicht mehr erkennen.

Wortverbunden bleib ich den Gestalten,
gegen die ich mich des Geistes wehre.
Nimmer würde anderen Gewalten
wehrlos ich mich zur Verfügung halten
dort in einer wortverlassnen Leere.

Dreist entreiß ich mich dem faulen Frieden,
nichts zu haben als die Totenstille.
Sie zu meiden, will ich nicht ermüden;
da zu bleiben, wenn ich abgeschieden,
fortzuleben sei mein letzter Wille.

Todesfurcht ist, daß Natur mich bringe
einst um alles mir lebendige Grauen.
Jener ewigen Ruh ist nicht zu trauen.
Ich will leiden, lieben, hören, schauen:
ewig ruhlos, daß das Werk gelinge!

Du bist sie, die ich nie gekannt

Du bist sie, die ich nie gekannt,
die ich nicht nahm, die ich nicht hatte.
Du keine Gattin, ich dein Gatte
in einem andern Eheband.

Du bist ein Wahn und bist ein Wille,
ein himmlisch Wesen, Erdenwurm.
Du rufst, und rings um dich ist Stille.
Du schweigst, und rings um dich ist Sturm.

Du bist der Baum in seiner Blüte.
Du bist das Tier in seiner Kraft.
Du bist die reine Gottesgüte.
Du bist die dunkle Leidenschaft.

Du bist mir da und bist mir dorten,
ein tiefer Ton, ein weiter Schall.
Du bist Musik zu meinen Worten,
ein Nirgend und ein Überall.

Des Tags bist du ein Traumgebilde;
in jedem Traum bist du mir nah.
Zuständig bist du dem Gefilde,
das ich mir vor der Zeit ersah.

Bei Tag und Nacht streift eine Wonne
vorüber meinem Horizont;
und sinkst mir unter du als Sonne,
so steigst du wieder auf als Mond.

Du lebst in Tiefen, webst in Höhen,
du schwebst und fällst in Lust und Qual.
Um dein heroisch Auferstehen
sieht man dich manchesmal banal.

Nie bleibst du an der Erde haften,
du stehst in einem höhern Plan;
vereinigst alle Eigenschaften
und bist doch keiner untertan.

Lebst ohne Ruh und ohne Reue,
es schwindelt mir auf deiner Spur,
und immer nur hältst du die Treue
dir und der liebenden Natur.

Hab ich gewonnen die Verlorne,
bestreitet sie mir den Gewinn.
Entschwand sie mir, erstand dem Sinn
die nie gekannte Schaumgeborne.

Notizen

Renaissance-Bühne [2 0 0. V o r l e s u n g], 8. Mai, halb 3 Uhr:

I. Die Republik ist schuld / Du Herr Oberstl / Szenen: Wallfahrtskirche; Bahnhof bei Wien; Der Riese und der Zwerg; Zwei Generale / Der General [Manuskript] / Szenen: Ein Generalstäbler am Telephon; Lied des Roda Roda; Monolog der Schalek und Chor der Offiziere; Winter in den Karpathen / Post festum.

II. Sprachenpflege / Aus dem Ungarischen / Berichtigung eines sinnstörenden Druckfehlers / Alle Gebildeten begreifen / Der kleine Brockhaus / Du seit langem einziges Erlebnis / Leben ohne Eitelkeit / Eros und der Dichter / Ostende, erster Morgen / Petite chronique scandaleuse / Schlichte Worte / Couplet des Schwarz-Drucker (aus »Literatur«) / Wiener Faschingsleben 1913 / Mir san ja eh die reinen Lamperln / Das Ehrenkreuz / An den Polizeipräsidenten / Volkshymne.

Ein Teil des Ertrags für die »Gesellschaft der Freunde« (Wien, I. Singerstraße 16).

Auf dem Programm (dessen Erlös dem wohltätigen Zweck zugeführt wurde):

Von den seit 1910 gezählten 200 Vorlesungen (deren erste am 13. Januar jenes Jahres in Berlin stattgefunden hat) entfallen auf 1910: 10 (2 in Wien), 1911: 8 (4), 1912: 17 (8), 1913: 27 (8), 1914: 19 (7), 1915: 3 (3), 1916: 11 (10), 1917: 16 (14), 1918: 22 (14), 1919: 19 (19), 1920: 35 (21), 1921 bis 8. Mai: 13 (9).

Es haben in Wien 119 (die erste am 3. Mai 1910), in der Provinz und im Ausland 81 Vorlesungen stattgefunden.

*

Zum Couplet des Schwarz-Drucker:

In meiner magischen Operette »Literatur« tritt Schwarz-Drucker unter die Schar expressionistischer Talente, die mich alle nicht mögen und denen er mitteilt, daß die Presse sich zu einem neuen Kurs entschlossen habe, nämlich, mich nicht mehr totzuschweigen. Er verspricht ihnen eine Karriere, wenn sie sich an der Aufgabe, die ihnen nun gestellt sei, betätigen wollen. Er entwickelt ihnen das Wesen der Presse, das auf ihre verwandte Individualität längst die größte Anziehung ausübt, und schließt seine Ansprache mit den Worten — — (folgt Schluß der Rede und das Couplet).

*

Festsaal des Niederösterr. Gewerbevereines, 10. Mai, halb 7 Uhr:

Wiederholung der Vorlesung vom 15. März mit verändertem I. Teil: Petronius, Gedicht über den Bürgerkrieg [Heinse] / Jens Peter Jacobsen, Die Pest in Bergamo / Henrik Ibsen: Aus Peer Gynt III. Akt (Aases Tod). — II. Teil (Deutsche Lyrik) unverändert.

Der volle Ertrag K 12.172·60 — inklusive Erlös des Programmes und bei Nachlaß der Verkaufsprovision sowie halbem Nachlaß der Druckkosten — für die »Gesellschaft der Freunde«.

*

Renaissance-Bühne, 26. Mai, 1/2 3 Uhr:

Literatur.

Ein Teil des Ertrags für Kinderfürsorgezwecke.

*

Wiener Bürgertheater, 16. Oktober, 3 Uhr:

I. Andreas Gryphius: Thränen des Vaterlandes (Im Jahre 1636) / Monarchie und Republik / Der sterbende Soldat / Gespräch mit dem Monarchisten / Wohnungswechsel / Die Not in Wien / Aus: Ein christlicher Dreh. — Szenen: Stadtpark / im Kriegsministerium / Ringstraßencafé. — Im Untergang.

II. Jugend / Überführung eines Plagiators / Abenteuer der Arbeit / Schnellzug / Du bist sie, die ich nie gekannt / Du seit langem einziges Erlebnis / Hypnagogische Gestalten / Das Ehrenkreuz / Petite chronique scandaleuse / Aus dem Ungarischen / Orgovan. Von Andor Gábor. / Reklamefahrten zur Hölle.

Ein Teil des Ertrags für eine durch Kriegsnot Verarmte. — Der Erlös des Programms (Verlag Lányi) für die Freiwillige Rettungsgesellschaft.

Auf dem Programm:

»Im Wald von Orgovan bei Kecskemet haben Horthys Offiziere, vor allen der berüchtigte Massenmörder Hejjas, hunderte von Unschuldigen zu Tode gemartert und dann an die Bäume gehängt.«

Die Tendenz der Verse*), die das Unvergeßliche der vergeßlichen Zeit ins Ohr rufen, ist der Unterstützung durch den Vortrag würdig.

*

*) Zu finden in der ›Weltbühne‹ (Berlin-Charlottenburg) XVII. 35, 1. September 1921.

Thränen des Vaterlandes.
(Im Jahre 1636.)

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schaar, die rasende Posaun',
Das von Blut fette Schwerdt, die donnernde Karthaun'
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.

Die Thürme stehn in Gluth, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathhaus liegt in Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfraun sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.

Hier durch die Schanz' und Stadt rinnt allzeit frisches Blut;
Dreimal sinds schon sechs Jahr, als unsrer Ströme Fluth,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest und Gluth und Hungersnot:
Daß auch der Seelen Schatz so Vielen abgezwungen.

Andreas Gryphius.

*

— — Um mich herum saßen Tapire und Mastodone, soeben dem Ringstraßencafé entsprungen und dorthin zuständig.

Schreibt ein menschlicher Hörer und dürfte damit wohl recht haben.

Vor solche Säue werfen Sie die Perlen Ihrer Lyrik. Ich schämte mich für mich und Sie. — — Sollte schon, wenn es nach mir ginge, überhaupt der Vortrag eigener subjektiver Lyrik als unstatthaft untersagt sein, so gilt das umsomehr von der Ihrigen, die ja sogar dem willigsten Leser so schwer eingeht und deren Dunkelheiten und sonstiges mir noch immer ein offenes Problem sind. Was soll da beim Hören herauskommen? Damit ist einem Saal nicht einzuheizen. Wenn Sie mit Recht sagen, daß die Fackel nicht für ihre Abonnenten und Käufer geschrieben werde, so könnten Sie aber doch unmöglich sagen, daß die Vorlesungen nicht für die Zuhörer gehalten werden. Denn dies ist ihr unendlicher Sinn und Wert, daß ein Haufe im Grasen befangenen, ans Hasten verlorenen, jedenfalls kalten dumpfen freudlosen Menschenviehs für eine Weile in den Anblick des Abglänzes einer Überwelt emporgerissen und daran erwärmt wird.

Also doch die Tapire und Mastodone; und Perlen vor die Säue werfen wäre somit eine ethische Mission; und man kann und soll das Publikum daran erwärmen, womit man ihm nicht einheizen kann. O Königin, das Leben ist doch schwer!

*

Festsaal des Niederöst. Gewerbevereines, 17. Oktober, 7 Uhr:

I. Jens Peter Jacobsen: Die Pest in Bergamo / Henrik Ibsen: Aus Peer Gynt III. Akt (Aases Tod) [Deutsch von Christian Morgenstern] / Detlev Liliencron: Die betrunkenen Bauern / Frank Wedekind: Die Hunde [Originalmelodie]; Der Zoologe von Berlin; Das Lied vom armen Kind [Originalmelodie] / Ferdinand Raimund: Monolog des Wurzel aus »Der Bauer als Millionär« [Aschenlied, Musik von Josef Drechsler]; Monolog des Valentin aus »Der Verschwender« [Hobellied, Musik von Conradin Kreutzer].

II. Ferdinand Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I., 11 bis 21 [Musik von Wenzel Müller].

III. Johann Nestroy: Tritschtratsch, Posse mit Gesang in einem Akt. Zum Schluß statt des Quodlibets das Couplet des Federl aus »Die Papiere des Teufels«: »Dieses G'fühl . . . ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'«, mit einer Zusatzstrophe. — Zugaben: Johann Nestroy: Lied von der Chimäre / Karl Kraus: Mir san ja eh die reinen Lamperln.

Der volle Ertrag — wie 10. Mai —: K 31.503 für die Freiwillige Rettungsgesellschaft.

*

Das Nestroysche Couplet »Dieses G'fühl . . . ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'« ist nun wie folgt angeschlossen:

Alle entfernen sich. Tratschmiedel und Madame Grüneberger bleiben zurück.

Tratschmiedel: Fataler Ausgang! (zu Madame Grüneberger) Na und was is denn mit uns zwa, allerherrlichste Marschandmod'?

Madame Grüneberger:

Tabakverkäufer, fliehe mir, } [Aus dem gestrichenen
Fort, fort, entferne dir! (ab.) } Duett der 18. Szene.]

Tratschmiedel: Wieder ein fataler Ausgang! Kein Zweifel, ich habe mich nach allen Richtungen hin und wieder ein bißl zu weit vorgewagt. (Nun die Sätze des Federl:) Schad' daß ich kein Senkblei hab', ich möcht' messen, wie tief ich in d' Erd' gesunken bin. Hm, hm . . unser Planet besteht doch aus einer ziemlich kompakten Masse, sie is hübsch fest, unsre Erde, davon kann sich jeder am besten überzeugen, wenn er auf d' Nasen fallt. Und dennoch hat der Mensch so oft die Empfindung, als ob er in die Erden versinken tät' —

Nach den fünf Strophen, deren jede eine von der Musik hinreißend illustrierte Verlegenheitssituation darstellt, die Zusatzstrophe:

Man liest was von Nestroy und es kommt einem vor
Wie eine höhere Welt und ein tieferer Humor.
Doch die unsrige Welt liebt ganz andere Stück',
Denn sie schreitet im Fortschritt gewaltig zurück.
So riskiert man, wenn ein Stück von Nestroy is aus,
Daß sich keine Hand rührt, daß man hört kein' Applaus;
Und die Leut' finden fad, was man selber verehrt . . .
Dieses G'fühl ... ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'!

*

Wiener Bürgertheater, 30. Oktober, 3 Uhr:

I. Epilog. — Der Zusammenhang der Ereignisse / Wo bleiben die Setzer? / Ein Wahrspruch / Aus: Ein christlicher Dreh. — Szene: Zwei Verehrer der Reichspost. — Alle Gebildeten begreifen / Wie es kam / Mehr Säuglingsschutz! — Szenen: Bahnhof bei Wien / Erzherzog Friedrich. — Nestroy: Dieses G'fühl . . . ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'. [Ein vormärzliches Couplet mit einer zeitgemäßen Strophe].

II. Apokalypse. — Szenen: Wilhelm und die Generale / Monolog des Nörglers (III. Akt) / Wiener Nachtlokal / Die Schalek und Chor der Offiziere. — Vazierende Löwen. — Szene: Zwei Generale. — Die Ballade vom Papagei / Volkshymne.

Ein Teil des Ertrags für eine schwerkranke Frau. — Der Erlös des Programms für die Freiwillige Rettungsgesellschaft.

Nach den fünf Strophen des Nestroyschen Couplets die Zusatzstrophe:

Es war einst ein König, der hatte kein Land
Und außerdem leider noch weniger Verstand.
Paar Trotteln — paar andre — die raten ihm: Flieg z'rück,
Das ist für die Völker das allerhöchste Glück!
Voll froher Erwartung fliegt er hin durch die Luft,
Steigt ab und schon hört er, wie niemand Eljen ruft.
Da möcht' er wieder hinaufflieg'n — doch das ist jetzt erschwert...
Dieses G'fühl . . . ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'.

*

Annähernd dieses G'fühl hat man wohl auch, wenn man während der Vorlesung einer Szene das Fortsetzungsblatt nicht gleich finden kann. Gewiß aber, wenn Leute im Auditorium dazu lachen. Die Zurechtweisung, die ihnen von allen Gesitteteren zuteil wurde, hat dem Vorleser Worte erspart, die er auf der Zunge hatte und die er sich gern versagt hat, um die unter-

brochene Wirkung nicht auch noch durch einen Zwischentext zu beeinträchtigen. Kein Zweifel, daß diese Leute identisch mit jenen widerwärtigen Zuspätkommern sind, die demnächst geschlossene Saaltüren vorfinden werden.

Aus einem Antwortschreiben an die Schwester eines Verstorbenen:

Sie teilen dem Herausgeber der Fackel mit, daß nach dem freiwilligen Tode Ihres Bruders, des Schauspielers und Schriftstellers Robert Kopal, Reporter in Ihre Wohnung gekommen sind, um »Näheres« zu erfahren. Einer — »hätte ich ihn nur hinausgeworfen«, bemerken Sie — wollte die Namen der hinterlassenen Arbeiten wissen, Sie nahmen das Testament aus dem Schreibtisch, um ihm die Stelle zu zeigen, und »vergaßen unglücklicherweise das Schriftstück an sich zu nehmen, als Sie geschäftlich abgerufen wurden«. Nach zehn Minuten machte sich der Mann noch immer Notizen, auf Ihre Bitte, »nur ja keine Privatangelegenheiten in die Zeitung zu bringen«, da Ihr Bruder »absolut nichts über sich veröffentlicht haben wollte«, gab er eine Sie beruhigende Versicherung und ließ am nächsten Tag eine Notiz unter dem Titel »Das Testament eines Sonderlings« erscheinen. »Sie können sich mein Gefühl vorstellen«, schreiben Sie und legen mit der Bitte, dieses Vorgehen zu »geißeln«, den Brief eines Polizeirates bei, der es mit Recht als »eine Indiskretion jener schamlosesten Sorte« bezeichnet, »gegen welche gesetzliche Vorkehrungen zu treffen der Staat und die Gesellschaft bisher weder Mut noch Zeit fanden«. Was Ihre Bitte betrifft, so können wir Sie nur auf die in Ihrem Fall, so schmerzlich er ist, fast tröstliche Tatsache verweisen, daß er in der Fülle der Indiskretionen und neben den gigantischen Lumpereien, die die Presse täglich begeht, verschwindet. Der Staat und die Gesellschaft kommen unaufhörlich auch dort, wo sie in keinen persönlichen Verkehr mit der Journalistik eintreten, zu Schaden. Ihr Erlebnis ist einer der Fälle, wo die Reue über einen unterlassenen Hinauswurf wenigstens eine Sicherung für die Zukunft bedeuten könnte.

Aus dem zu Gunsten der »Gesellschaft der Freunde« bewilligten Verkauf der von Charlotte Joël, Berlin-Charlottenburg hergestellten und vom Verlag R. Lányi im Frühjahr ausgegebenen Photographien sind bis Anfang Oktober K 20.072·60 abgeführt worden.

In Nr. 519/520 S. 28, Z. 7 v. u. anstatt »zu Anschauungsunterricht«: *der* Anschauungsunterricht.

In Nr. 531—543, S. 150, Z. 11 v. u. anstatt »Bügermeister«: *Bürgermeister.*

In Nr. 561—567, S. 58. Z. 7 anstatt »Hoffung«: *Hoffnung.*

In Nr. 568—571, S. 42, Z. 1 der Druckfehlerberichtigung statt »517—520«: *519/520.*

In Nr. 572—576, S. 46, Z. 9 anstatt »Klappts«: *klappts*; ebenda auf S. 50, Z. 2 v. u. die Schlußklammer wegzulassen, die auf S. 51, Z. 1 mit Recht steht.

Andere von Lesern mitgeteilte Druckfehler sind keine.

In »Literatur«, S. 29, Z. 15 anstatt »Bewußteins«: *Bewußtseins;* S. 71, Z. 1 anstatt »Der Bewunderer«: *Die* Bewunderer.

In »Worte in Versen« IV, S. 54 in »Die militärische Lage ist günstig« 2. Strophe, Z. 1 anstatt »Doch hat eine Hoffnung der Schmerz uns genommen«: Doch hat eine Hoffnung *den* Schmerz uns genommen.

— — allwo man einen weit andern und ansehnlicheren Stylum findet, als bei etlichen Sprachhelden, die zwar davor gehalten werden wollen, ob wüßten sie allein die deutsche Sprache zu reformiern und sie vor aller Unsauberkeit, gleich wie der Drescher den Weizen, zu läutern, da sie doch ihre eigene Sitten nicht korrigiern; diese vermeine ich, welche das Deutsch von allen fremden Wörtern gereinigt und geläutert wissen wollen, ihre Leiber und Gemüter aber nichts desto weniger mit französischen Kleidungen, Perücken und kleinen winzigen Knebelbärtchen (wann sie nichts mehrers vermögen) gleich den natürlichen Franzosen verstellen, zieren und tragen, ja, wanns nur sein könnte, wohl was anders mehr auf Französisch tun und dardurch, so viel an ihnen ist, das allergottsbeste Deutsch (welches da ist ohn allen Gefährden, Falschheit, Untreu und Argelist, fein redlich, aufrichtig, treu- und offenherzig, unerschrocken, ernst-, mann- und standhaft, gerecht etc. und was vor dergleichen deutsche Eigenschaften mehr sich finden, sein und leben) verderben helfen möchten und dürften. Jener Weise sagt recht wohl: »Gegenwärtiger Zeit Wörter soll man sich gebrauchen und der Alten Sitten nachfolgen.« Ist diesem nach derjenige der allerbeste Deutsche, welcher der alten Deutschen Tugenden übet und liebet, wann er gleich nicht besser oder zierlicher redet, als ein kropfiger Pingauer, und bei einem solchen ist auch das beste Deutsch zu finden.

H. J. Christoph von Grimmelshausen (1610—1676).

Das Wort, sie sollen es lassen stahn

— — Was sonst mit der Firma Kola geschehen mag, ist Frage privater Auseinandersetzung. Das Wort, sie sollen es lassen stahn.

Das kann natürlich nur vom Sohn des Vaters sein, nur der Schluß eines jener Leitartikel, die ausklingen wie der letzte Schrei des alten, beziehungsweise des jungen Biach und vor denen nur das Staunen bleibt, daß ihr Schall nicht den eigenen Urheber nervenkrank macht und die Welt »das Blatt« noch immer für den Ausdruck einer öffentlichen Meinung ansieht und nicht vielmehr der privaten Verwirrung ererbter Gemüts- und Kapitalsanlagen. Wem auf Erden als einem Sohn aus diesem Hause könnte die Verbindung von Kola und Luther ohne Spaß in den Sinn kommen, nein, was noch weit toller ist, die Deutung des Wortes, das sie stahn lassen sollen — hat man je ein jüdischeres Lutherwort vernommen?— also die Deutung des »Wortes« als jenes dreckigen und höchst ruchlosen Textes, der durch Wiener Rotationsmaschinen geht! Denn was diesen Zionswächter eines bedrohten Heiligtums aufregt, ist nicht etwa die Schändung des Wortes durch die Einrichtung der Presse, durch den Umstand allein, daß es ein System gibt, dem Wort täglich zweimal die Seele auszublasen, sondern etwas ganz anderes, was er mit wortschänderischer Meisterschaft »die Gefahr publizistischer Überfremdung« nennt. Und die »Preßfreiheit«, die alle Knebelung des Wortes durch jene, die in ihrem Genusse sind, gewährleistet, sie scheint ihm durch die Möglichkeit bedroht, daß vier Wiener Zeitungen nicht mehr von hiesigen, sondern von ungarischen Banken ausgehalten werden. Nun habe ich seit jeher die kulturelle Korruption, die vom Journalismus als einem Anschlag auf die Phantasie der

Menscheit bewirkt wird, für das größere Übel gehalten als die soziale Korruption, die von jenen Mächten ausgeht, in deren Dienst seine Meinungen hergestellt werden. Natürlich wird die Kulturgefahr eine umso furchtbarere sein, je bedenklicher der Meinungsstoff ist, den die käuflichen Appreteure dem Leser vorzusetzen haben. Aber die Duldung von Giftmischern dürfte doch mehr ans Leben gehen, als die ausländische Bezugsquelle an die nationale Ehre. Die braven Journalisten, meint jener Besessene, »von denen manche« (nicht alle) »seit Jahrzehnten mit reinem Wappenschild und großem Talent die Fahne einer ehrlichen Publizistik hochhielten« (nachdem längst mit giftigen Gasen gekämpft wird), »müssen in einen Gewissenskampf geraten, wenn sie nicht mehr das Vollbewußtsein haben, als Österreicher für Österreich zu wirken«, meint er; »wenn sie nicht mehr frei sind von jedem fremdartigen Einschlag, nicht mehr ungehemmt durch Rücksichten, deren Motive sie vielleicht gar nicht zu durchscnauen vermögen«. Aber abgesehen davon, daß ja der Gewissenskampf eigentlich vor der Übergabe der Firma Kola an die Britisch-Ungarische Bank ausgekämpft sein müßte, darf der ehrliche Journalist, der den fremdartigen Einfluß nicht schon gespürt hat, als er die Interessen des Hauses Kola vertrat, den reinen Wappenschild getrost auch im Dienste der Firma Simon Krauß verwenden; wie ja der ethische Unterschied auch gering sein dürfte, ob die Fahne im Solde des Herrn Sieghart oder des Herrn Stinnes hochgehalten wird. Die Monroe-Doktrin der Korruption aber hat den Grundsatz aufgestellt: Die österreichischen Journalisten den österreichischen Banken, und umgekehrt! »Jeder, der die Presse nicht mit dem zynischen Grinsen des Kaffeehausanarchisten ansieht« — ich fühle mich getroffen, wiewohl ich gewiß nur die unverantwortlichen Mißbraucher der gefährlichsten Macht mit Geringschätzung, diese selbst aber mit dem ehrfürchtigen

Haß ansehe, dessen ein teuflisches Werk würdig ist —, »jeder, der diese Institution als einen Hort der geistigen Freiheit achtet, muß fordern, daß die österreichischen Zeitungen österreichisch seien und daß wir Herr bleiben in unserem eigenen Hause«. Woran sich der Ausdruck der Indifferenz gegenüber Kola und das Pathos Luthers anschließt. Wir haben ja schon immer aus dem Munde älterer, aber rechtgläubiger Biachs das Bekenntnis vernommen, daß die Neue Freie Presse das Gebetbuch der Erwachsenen oder die Bibel der Börseaner und ein' feste Borg unser Gott sei, und allezeit hat diese Leserschaft verzückt auf das Wort geblickt, das im Anfang war und das sie nun stahn lassen sollen. Aber wenn die Welt voll Redakteure wär' — was sie leider ja tatsächlich ist —, muß ich bekennen, daß niemand je in dieser Institution weniger einen Hort der geistigen Freiheit geachtet hat, weniger das Gefühl hatte, als Österreicher für Österreich zu wirken, frei von fremdartigem Einschlag, ungehemmt durch Rücksichten, deren Motive er vielleicht gar nicht zu durchschauen vermag, und niemand weniger in der Lage war, Herr im eigenen Hause zu bleiben als gerade jene unter allen Redakteuren der Welt, die das Brot des Hauses Benedikt mit Tränen aßen und die publizistische Überfremdung nur täglich in den Familienlauten dieser sonderbaren Leitartikel erleben konnten. An der Entscheidung, was demütigender sei, den Text zu den Spekulationen einer ungarischen Bank schreiben zu müssen oder die des Herausgebers nicht stören zu dürfen, wären sie am allerwenigsten mit ihrem vaterländischen Interesse beteiligt, und wo immer ihr Wort zu stahn kommt, es würde hauptsächlich als Vorwort für den Geldmarkt, für den Warenmarkt und für den Freudenmarkt in Betracht kommen. Und sie werden nur dann des vollen Gebrauchs der geistigen Freiheit teilhaftig sein, wenn ihre Kritik nicht die Angel, sondern den Köder beim Fischfang abgibt und

als das Mittel zu dienen hat, durch Vortäuschung kultureller Interessen von dem kommerziellen Wesen der Zeitung abzulenken und deren Kaufwert zu erhöhen. Für diese Prostituierung, die für die Inhaber einer geistigen Ehre noch weit empfindlicher sein müßte, als wenn sie sich nur zur stilistischen Exekutive der Gewinnsucht gebrauchen lassen, können sie sich allerdings auf ansehnlichere Beispiele berufen, auf jene schamlosen Literaten, jene lächerlichen Männer der Wissenschaft und zumal jene Würdenträger, die wohl in dieser Zeit den flagrantesten lucus a non lucendo vorstellen, kurz auf alle, die erst neulich wie eh und je sich nicht entblödet und keinen Anstand genommen haben, das Ornament ihres Namens auf solchen Dickbauch von Messe-Inseraten zu setzen.

Freilich, wenn der Journalismus zur Verschleierung und Beförderung der Interessen, denen er dient, sich den Schein einer geistigen Selbständigkeit leisten darf, wenn seine Verpflichtung bis zur unabhängigen Meinung geht, und wenn die einzige Mission der Zeitung, für Geld zu lügen, ihr den Luxus erlaubt, gratis die Wahrheit zu sagen, so können sich Mißgriffe ereignen, die die innere Verlogenheit der Einrichtung noch drastischer offenbaren, als wenn diese durch das offene Geständnis, jedem Käufer zugänglich zu sein, wie durch einen Zeitungsstempel markiert wäre. Einer der erschütterndsten Fälle von jener unfreiwilligen Selbstentblößung, die seit jeher der Fluch der Neuen Freien Presse wie keines andern Blattes war, das sich mit dem Anspruch auf Gesellschaftskritik über die Fesseln seiner Käuflichkeit hinwegschwindeln wollte, hat sich in den Tagen begeben, da die redaktionelle Besinnung im Ansturm der Gelegenheiten, an einer Messe zu schmarotzen, getrübt war. Da erschien am 13. September eine der Schmucknotizen, in denen gleich nach den teuern Personalnachrichten eine Meinung von wohlfeiler Richtigkeit von dem Witz jenes Kommunalsatirikers

verödet wird, der uns seit Jahrzehnten durch seine Betrachtungen über Tramwayüberfüllung und Sperrgelderhöhung auf die Nerven geht. Er besprach diesmal einen Theaterskandal, der dadurch entstanden war, daß »die Direktion das Theater«, das er deshalb ein »Skandaltheater« nannte, »einem Unternehmer verpachtet hatte«, der, wie es wörtlich hieß, »irgendeinem Modeartikel die gewünschte Publizität verschaffen wollte, was er in der Weise besorgte, daß er eine Operette für diesen frommen Zweck zurechtstutzte und zurechschneiderte«. Bis dahin hatte ich gelesen, als ich mich fragte, wo denn ein Journalist die Frechheit hernehme, einen solchen Übelstand zu beklagen, und vollends in einer Zeitung, die doch nie einem frömmeren Zweck obgelegen hat, als Modeartikeln die vom Unternehmer gewünschte Publizität zu verschaffen und im Textteil Entrefilets und Feuilletons erscheinen zu lassen, die nichts anderes als zurechtgeschneiderte Reklamen für Kleiderateliers und Wäschefirmen sind. Warum, fragte ich mich, soll die moderne Operettenbühne, die doch keine Mission der Sozialkritik und der sittlichen Aufklärung anspricht und sich nie als einen Hort der geistigen Freiheit ausgerufen hat, warum soll die anerkannt niedrigste Stufe der Theaterkultur ein höheres Gefühl für geistige Reinheit bewähren und mehr Widerstandskraft gegen die Verlockungen der kommerziellen Welt, die doch wahrlich die Welt bedeutet, als die Zeitung, an der ja nicht ausschließlich Operettenlibrettisten mitarbeiten? Und sollten die Damen vom Theater sich als Probiermamsellen nicht immerhin harmonischer in das Kulturbild fügen als die schönsten Herren von der Presse? »Das Publikum«, hieß es weiter, »war zum größtenteil keineswegs gewillt, auf diesen netten Scherz einzugehen und die Kosten der Reklame in der Form der Eintrittspreise zu entrichten«. Das ist, dachte ich mir, zwar ein netter Scherz, aber auch das

Geständnis, daß es beim Theater doch anständiger zugeht als bei der Zeitung, die zwar ihren Raum vermietet, aber das Entree für sich behält. Ferner schiene sich auch das Publikum der Operettenbühne von dem der Neuen Freien Presse dadurch vorteilhaft zu unterscheiden, daß dieses ohne Murren bereit ist, noch in Form der Abonnementspreise den Betrug zu honorieren. Indes die heutigen Theaterbesucher sind zumeist ja auch nicht wählerisch; im Gegenteil, hieß es bitter, »würden sie es im höchsten Grade lächerlich finden, wenn sie auf dem Wege in eine Amüsierbude mit dem Ammenmärchen vom Theater als Erziehungsanstalt gelangweilt würden«. Aber, dachte ich mir, die heutigen Zeitungsleser sind anders: sie nehmen es mit dem gläubigsten Ernst hin, wenn die Zeitung, die doch ebendenselben Firmen Publizität verkauft wie die Amüsierbude und dieser selbst keineswegs vorenthält, sich einen Hort geistiger Freiheit nennt. »Wenn es irgend angeht«, hieß es weiter, »wird die Bühne mit anderen, ihr dem Wesen nach ferne liegenden Unternehmungen zusammengekuppelt«, während es also — sann ich weiter — der Zeitung noch nie eingefallen ist, ihr Wesen mit der Empfehlung von Modewarenfirmen, Champagnerlokalen und Absteigquartieren und ihre Leser mit ihren Leserinnen zusammenzukuppeln. »Warum nicht mit der Einführung einer neuen Pelzmode, dachte sich jener smarte Geschäftsmann«, hieß es nun; »der Theaterdirektor aber mag seufzend vielleicht auf den ungewöhnlichen Vorschlag eingegangen sein und den Pachtvertrag unterschrieben haben«. Aber dem Zeitungsherausgeber — dachte nun ich wieder — kommt ein solcher Vorschlag längst nicht mehr ungewöhnlich vor und er unterschreibt den Pachtvertrag nicht seufzend, sondern freudig. Mit einem Wort, »das Theater kann sich augenscheinlich nicht mehr durch sich selbst erhalten«, bemerkte der Sozialkritiker der Neuen Freien Presse, von der es

nur zu bekannt ist, daß sie sich durch sich selbst erhält, und die es stets verschmäht hat, ihr Wort, das sie um Gotteswillen stahn lassen sollen, von einem andern Geist als dem ihrer Mitarbeiter, etwa gar vom Unternehmungsgeist ihrer Inserenten inspirieren zu lassen. Aber der smarte Pelzhändler, gegen dessen Anfechtungen sie schon durch ihren reinen Wappenschild gefeit ist, hatte es mir angetan und ich rief bei seiner Beschwörung »Halt!«. Die sozialkritische Betrachtung über seinen korrumpierenden Einfluß auf die Operettenbühne stand auf Seite 8. Auf welcher Seite muß also sein Inserat stahn? Doch auf Seite 9? Ebendort fand ich es. Nun, dachte ich mir, das ist nichts. Das ergibt noch keinen Widerspruch zum moralischen Prinzip, und man kann es nicht mit dem Übel vergleichen, dem die Operettenbühne verfallen ist. Denn erstens ist es wahrscheinlich ein anderer Pelzhändler, da ja sonst dem Sozialkritiker die Objektivität vergangen wäre. Und zweitens ist es ja nur eine Annonce und jener tadelte ja nicht, daß, wenn der Vorhang über der geistigen Darbietung eines neuen Librettos niedergeht, der Name »Soffer« sichtbar wird und mit der Gewißheit, daß für ihn und seine Getreuen 10.000 Füchse, Maulwürfe, Hermeline, Nerze und Zobel aller Arten u. Qualitäten eines Martertodes sterben mußten. Freilich, erwiderte ich mir, hätte sich dafür auch die Operettenbühne nicht über smarte Pelzhändler lustig gemacht, denen sie gleich nachher ihren Vorhang zur Verfügung stellt. Aber stellt denn die Neue Freie Presse ihnen bloß ihren Vorhang zur Verfügung und nicht auch ihre Szene? Bloß ihren Nachhang und nicht auch ihren Text? Und muß sie, sagte ich mir weiter, nicht nach dem von mir gefundenen Gesetz der Kontraste und der Affinität von Druck und Dreck, muß sie nicht in derselben Nummer, in der sie eine Theaterdirektion tadelt, die sich mit einem Kleidersalon eingelassen hat, dasselbe tun? Der Tadel der Bühnenreklame für

Toiletten stand auf Seite 8. Wenn nun auf Seite 9 die Annonce des smarten Pelzhändlers stand, auf welcher Seite muß eine Textreklame für einen Kleidersalon stahn? Nun? Auf Seite 10! Das ist ein Naturgesetz, dem die Neue Freie Presse sich noch weniger entziehen kann als dem von Ostwald. Aber was auf Seite 10 steht, bietet mehr, als selbst meine Intuition von der Neuen Freien Presse erwarten konnte. Denn dort wird die Zeitung nicht nur mit einer ihr dem Wesen nach ferne liegenden Unternehmung zusammengekuppelt, nicht nur dem Unternehmer verpachtet, der seinem Modeartikel die gewünschte Publizität verschaffen wollte, dort wird nicht nur über seinen Modeartikel ein Modeartikel geschrieben und mit allen Techniken spontanen Eintretens, über die das Feuilleton schon viel länger verfügt als das Libretto. Nein, damit begnügt sich die Neue Freie Presse beiweitem nicht. Wo spielt denn das Ereignis, das sie zu freudiger Bejahung stimmt? Nun? Auf einer Operettenbühne! Die Toiletten, die sie verherrlicht, sind nirgendwo anders als in einer Amüsierbude vorgeführt worden. Und läßt sie's beim Lob der Ware bewenden? Nicht doch. Indem ich den Titel lese »Toiletten der neuen Lehar-Operette«, werfe ich schon meine Intuition nach der Richtung aus, daß hier ein Brauch, der zwei Seiten vorher mit sozialkritischem Hohn abgelehnt wurde, ausdrücklich approbiert werden muß. Es kann gar nicht anders sein, es geschieht von selbst. Versucht man das Phänomen rationalistisch zu ergründen, so stellt sich vielleicht heraus, daß die Freiheit sozialkritischer Erregung durch den Umstand gewährleistet war, daß der Mieter der andern Operettenbühne es unterlassen hatte, den Pachtvertrag, den der Direktor seufzend unterschrieb, auch mit der Neuen Freien Presse abzuschließen. Denn jetzt ist nicht mehr von der Verfallserscheinung die Rede, daß die Bühne mit anderen, ihr dem Wesen nach ferne liegenden Unternehmungen zusammengekuppelt

wird, sondern: »Diesmal hat« — so beginnt der Artikel — »das Problem Bühne und Mode, dem man bei uns in Wien nicht immer die gebührende Aufmerksamkeit zollt, eine besonders glückliche Lösung gefunden«. Man muß das Wort »diesmal« betonen, denn diesmal war gezollt worden, und die Lösung des Problems Bühne und Mode ist darum eine so glückliche, weil mit ihm in Einem auch das Problem Zeitung und Mode gelöst wurde. Und nun müssen, eben nach jenem Gesetz, zwangsläufig alle jene Motive, die dort eine Tendenz des Tadels hatten, wie gewendete Toiletten auf die Szene der Zeitung treten. War dort der Gebrauch eines Operettentextes für eine Kleiderreklame ein Skandal, so »bildeten die Toiletten der beiden Hauptdarstellerinnen in der jetzt allabendlich im Apollotheater gespielten ‚Tangokönigin' schon Freitag, am Tage der Premiere, eine Sensation für sich«. Eben nur für sich und nicht für andere ähnliche Fälle. Hat dort ein smarter Pelzhändler durch seine Einmischung in künstlerische Angelegenheiten den Unwillen der öffentlichen Meinung erregt, so trägt hier die Künstlerin eine aparte, vorne aufgeschlagene Perltoque mit beiderseitigen Jetgehängen, »ein Modell, das, wie uns eben aus Paris gemeldet wird, das Neueste für den Abend darstellt«. War dort das Publikum ungehalten, weil es die Kosten der Reklame in Form der Eintrittspreise entrichten mußte, so entzückte hier gleich im ersten Akt das duftige hellila Crepe-Georgette-Kleid der Soubrette Bartos-Trau, das selbstredend bis ins kleinste Detail auf das flotte gaminhafte Wesen seiner reizenden Trägerin abgestimmt war. Aber das ist noch gar nichts. »Die unregelmäßig reich fallende Tunik mit ihren unzähligen, ganz winzigen Volants schien förmlich mitzutanzen. Alles hüpfte, sprang und sang nur so um die Wette: das duftige, leicht beschwingte Kleidchen, die aus dem weichen zyklamefarbigen Pannehut auf einer Seite kokett

herabfallende Locke«. Kurz, man war im siebenten Himmel, wo bekanntlich die höchste Zeilentaxe berechnet wird. Alles tanzte, alles hüpfte, alles geriet ins Drahn, während sonst nur das Stahn unser Leben ist. Und nun ist kein Halten mehr. Nun geht es in allen reklamefarbigen Nuancen, die nur ein Impressionist vermag, wenn er gut angeregt wurde, über Stock und Stein und Kleider und Hüte, von der hellsten Veilchenschattierung zu einem dunkelleuchtenden Rotlila und immer wieder von der »Farbe der Zyklame« in alle ebenso effektvollen wie originellen Farben der Reklame, ein großes Abendkleid aus schwarzem, fraisegefüttertem Velourchiffon mit reichen Effekten aus fraise Charmeuse tritt auf, hinter ihm — apart — eine aus einer breiten seitlichen »Schlupfe« herabwallende lange Schleppe, gemeinsam mit dem einseitigen Dekolleté — das Kleid hat nämlich auf einer Seite eine ganz schmale Achselspange aus Jet, auf der andern einen kleinen Ärmel — die Silhouette des künftigen Abendkleides diskret andeutend. Ganz apropos bemerkt der Schalk, daß derlei aber nur für tadellos schlanke Gestalten sei, andere werden besser daran tun, diese Modetorheit lieber bleiben zu lassen — die allerdings von ganz entzückender Pikanterie ist, wie der Inseratenagent, der dem Schalk im Nacken sitzt, gleich beruhigend hinzusetzt, und dann endlich verhilft eine aparte fraise Toilette aus prachtvollem Goldbrokat mit Tüll in Zipfen mit Gold, ein in der Linienführung ganz eigenartiges sogenanntes Rosenkleid seiner Trägerin zu einem geradezu glänzenden Finale. »Und nun zur Tangokönigin Manolitta-Rußka!« Was soll man erst zu ihr sagen? Da staht man starr! In einem anmutigen türkisblauen Interieurkleid mit ivoire Spitzencape, das flügelartig nach rückwärts fällt, macht man ihre Bekanntschaft, und da bemerkt man denn sofort den ovalen mit flachen Saphiren bordierten Ausschnitt sowie auch den aus den gleichen Steinen

zusammengesetzten breiten Gürtel. Hierauf blendet sie, die dunkellockige Manolitta, in einem wundervollen Zobelcape mit Crepe-Satinfütterung, streift diesen jedoch bald ab und blendet in einer dem südländischen Temperament der Rolle mit feinstem Verständnis angepaßten kupfergetönten Charmeusetoilette, deren kostbarerer Spitzenüberwurf aus blumengesticktem Altgold keinen Skandal, sondern wiederum »eine Sensation für sich bildet«. Man erlebt seine türkisblauen Wunder und kommt man zu sich, kann man es erst nicht fassen, daß dies und jenes in einer und derselben Zeitungsnummer stahn soll und daß ein Bordell sich trotzdem einen Hort geistiger Freiheit nennen darf. Aber während ein Theaterpublikum doch hin und wieder aufbegehrt, spüren Zeitungsleser die Zumutung so wenig, daß sie die Schmach erst in meiner Wiedergabe erkennen und für meine Erfindung halten. Denn diese Wirklichkeit pariert mir ja ganz und gar, alles vollzieht sich automatisch und wo so fundamentale Unterschiede der Anschauung bei scheinbarer Identität der Vorgänge zu Tage treten, treibt der rächende Sprachgeist zur Wahl der gleichen Motive. Während also zum Beispiel dort getadelt wird, daß »die Wildwestmanieren, die das Wien von heute auszeichnen, auch beim Betreten des Parketts beibehalten werden«, ist es ganz selbstverständlich, daß hier eine »schicke Coiffüre aus tangoroten Kronenreihern à la Wildwest« eine dankbare Rolle spielt. Nachdem nun diese geradezu vorbildliche schöne Divatoilette es bewirkt hat, daß ihre Trägerin den argentinischen Tango nicht weniger als viermal wiederholen mußte, darf man noch zum Schluß ihre hohe Gestalt in einem ungemein distinguiert wirkenden apfelgrün schimmernden Crepe-Satinkleid bewundern, das, ergänzt durch einen silbergrauen Pannehut mit prachtvollem Paradiesreiher, zur eleganten Folie der Künstlerin wird. Aber da dieses Resultat einmal erreicht ist, kann die Neue Freie Presse, weit entfernt, einer Amüsierbude

die Verbindung mit einem Toilettensalon nachzutragen, versichern, daß »das Kapitel ‚Bühnenkleider‘ diesmal, dank den Bemühungen und dem durchaus kultivierten treffsicheren Geschmack seiner Schöpfer« — folgen Name und Adresse — »zu einem besonders interessanten wurde«, was umso erfreulicher sei, als die Erfolge der »Tangokönigin« in eine Zeit fallen, »wo Wien den Besuch vieler tausender Fremder« nebst der Obdachlosigkeit vieler tausender Einheimischer »zu registrieren hat«. Sie fällt auch in eine Zeit, in der viele Millionen Russen verhungern, aber das gehört unter Telegramme und es ist eben eine Zeit, deren Ohr nur für den Einklang von Messe und Presse Interesse hat. »Unsere Messegäste«, versichert die Neue Freie Presse, »bringen diesen neuesten Bühnenkleidern viel Interesse entgegen und zollen den aparten Schöpfungen gebührende Anerkennung«. Und nun wird mit einem Ruck die Kunst in den Dienst des Kaufmanns und die Verfallserscheinung in die Perspektive des Wiederaufbaus gestellt, denn in wirtschaftlicher Hinsicht ist es natürlich von ausschlaggebender Bedeutung, daß in dieser Stadt, in der Beethoven und Schubert für den Fremdenverkehr geschaffen haben, auch die Firma Rosenberg wirkt, »deren Ideen immer wieder einer neuen, schier unversieglichen Quelle entströmen«. Und wahrlich ohne jede Bitterkeit gegen das Theater, das sich nicht mehr durch sich selbst erhalten kann und darum durch so nette Scherze wie seine Vermietung an eine Schneiderfirma zum »Skandaltheater« entarten muß, wird in einem Blatt, das eben kein Skandalblatt, sondern ein Weltblatt ist, der Hoffnung der noch verfügbare Raum gegeben, daß »unsere Bühnenlieblinge weiter mithelfen werden, durch Grazie und Anmut die neuen Modelle ins vorteilhafteste Licht zu rücken, so daß es die auswärtigen Gäste auch künftighin nicht bereuen werden, um unserer heimischen Mode willen den Weg zu uns gefunden zu haben«.

Ist das Problem nicht allseits glücklich gelöst? Sind Bühne und Mode, Bibel und Annonce in dieser messegläubigen Welt nicht verbunden? Als ein Verfertiger jener Texte, die sich für fromme Zwecke zurechtschneidern lassen, starb, hieß es in der Todesanzeige, mit ihm sei »der Schöpfer vieler erfolgreicher Operetten« dahingegangen. Soll man den Verfertigern der Toiletten eine Gemeinsamkeit verwehren, deren sie schon durch den Vorzug, gleichfalls Schöpfer zu sein, würdig sind? Und ist es nicht natürlich, daß an dieser Verbindung von Operetten und Toiletten die Schöpfer der Gazetten beteiligt sind? Gelegentliche sozialkritische Selbstquälereien können daran nichts ändern, und es mag eben vorkommen, daß bloß die Amüsierbude und nicht auch die Neue Freie Presse von der Firma gemietet ist, woraus sich der Anschein erklärt, als ob ein Symptom des Aufschwungs eine Verfallserscheinung wäre. Immer deutlicher stellt sich heraus, wo die Neue Freie Presse, die jenem Unternehmer verargen wollte, was sie diesem zugestand, der Schuh gedrückt hat: es war ein Damenschuh. Die Presse kann die Prostituierung der Bühne nicht ohne Eifersucht betrachten. Nun, da sie selbst sich in den apartesten Toiletten zeigen und die neuen Modelle in das für sie selbst vorteilhafteste Licht rücken kann, ist sie mit der Entwicklung ausgesöhnt und gönnt den Theaterdamen neidlos alle Erfolge ihrer Grazie und Anmut. Mag aber die Neue Freie Presse auch für sich eine gute Figur als Probiermamsell machen und dazu eine Miene aufsetzen, als ob sie sich nie über solche Talente entrüstet hätte, so wäre es doch ungerecht, zu behaupten, daß sie eine der offenkundigsten Vertreterinnen jenes Berufes sei, dessen Bezeichnung sie nur mit dem Anfangsbuchstaben anzudeuten pflegt. Denn sogar unter ihnen, die ja doch ein gewisses Solidaritätsgefühl ihrer publizistischen Profession beseelt, wird es selten vorkommen, was bei der Neuen Freien Presse durchaus möglich ist: sich über ein Unternehmen sittlich zu

entrüsten, von welchem nur durch einen Strich getrennt, sie dasselbe unternimmt. Bei jenen wäre es unerhört und würde als Standeswidrigkeit zur Ausstoßung aus der Gemeinschaft führen, wenn eine vom Fenster eines Zimmers die Sittenpolizei auf ihr Visavis hetzen wollte und hierauf ins Nebenzimmer ginge, um die Wünsche eines smarten Pelzhändlers restlos zu befriedigen, und dann noch zu sagen, ihr Haus sei ein Hort geistiger Freiheit. Die Neue Freie Presse hat bei solchem Vorgehen höchstens darauf Bedacht, daß sie Herrin im eigenen Hause bleibe, das Vollbewußtsein habe, als Österreicherin für Österreich zu wirken, und daß es also kein ausländischer Pelzhändler sei, da sie nichts so sehr fürchtet als die Gefahr publizistischer Überfremdung. Was sonst mit ihr geschehen mag, ist Frage privater Auseinandersetzung. Das Geld, sie sollen es lassen stahn.

Vazierende Löwen

Keinem andern Beruf gegenüber muß das Mitleid mit der vom Umsturz betroffenen Existenz so sehr vor der Anerkennung einer geschichtlichen Notwendigkeit verstummen wie gegenüber dem militärischen. Denn wenn die allgemeine Wehrpflicht jeden andern Beruf unter den Zwang gestellt hat, für eine fremde und schlechte Sache zu sterben, so ist es doch das selbstverständliche Risiko des überlebenden Berufssoldaten, bei Verlust des Vaterlandes wenigstens seinen Posten zu verlieren. Nichts könnte darum blödsinniger sein als das Gejammer der Kriegspresse über die vazierenden Generale, die nicht mehr vom Heldentod leben können und von der Republik nur eine Pension beziehen, die zwar den Verhältnissen der Niederlage, aber nicht deren Maßen entspricht und sich wegen Nullifizierung dieser und der andern Krone mit den Bezügen nicht vergleichen läßt, die ihnen die Monarchie in Krieg und Frieden ausbezahlt hat.

Da wurde mit aller geziemenden Bitterkeit und der dem Ereignis gemäßen Schlichtheit gemeldet, daß der Feldmarschalleutnant Arpad von Tamássy mit dem Beinamen »Der Löwe von Przemysl« den Kampf um das tägliche Brot aufgenommen und eine Tischlerwerkstatt errichtet habe. Mit angehaltenem Atem wurde geschildert, wie vor dem Gruppenleiter des Zentralwohnungsamtes in Budapest ein hochgewachsener, breitschultriger Herr erschienen sei und ein Gesuch um Zuweisung eines Werkstättenlokals überreicht habe. Der Gesuchsteller war »niemand anderer, als der Löwe von Przemysl«. So werde sich denn der kühne Führer der Ausfallsgefechte um Przemysl bald etablieren und seine Firma als Bau- und Möbeltischler aushängen können. Im Gespräch mit dem Gruppenleiter soll er bemerkt haben: »Wenn ein rechtschaffener Mensch mir begegnet wäre, der mich vor dem 30. Oktober 1918 über die Lage aufgeklärt hätte, ich hätte der Karolyi-Regierung den Gehorsam verweigert.« Noch vernünftiger

hätte er freilich gehandelt, wenn ein rechtschaffener Mensch ihn vor dem 1. August 1914 über die Lage aufgeklärt hätte, der Franz-Joseph-Regierung den Gehorsam zu verweigern. Ausschließlich dieser Unterlassung kann er die Notwendigkeit zuschreiben, jetzt mit dem Tischlerhandwerk, das er in der russischen Gefangenschaft zum Glück erlernt hat, jenen Kampf um das tägliche Brot aufzunehmen, der, so bedauerlich er in jedem einzelnen Fall auch sein mag, doch nichts als die Fortsetzung des Kampfes ist, den seine frühere Berufsgenossenschaft um weit weniger verständliche Ziele aufgenommen hat und mit dem Erfolg, einer weit größeren Gemeinschaft das tägliche Brot zu verkümmern. In einer Zeit, in der nach Löwen von Przemysl Gottseidank nicht der geringste Bedarf mehr vorhanden ist und für die sich die Erinnerung an Przemysl ausschließlich mit der Vorstellung ins Feuer gejagter hungernder Menschen verknüpft, konnte er nichts Besseres tun. Das Schicksal setzt den Hobel an und bewirkt wenigstens, daß sich die Löwen in dieser ausgebluteteten Welt, die der Fibelromantik kein Opfer mehr zu entrichten hat, annähernd so nützlich machen wie Millionen jener Ärmsten, die durch den glorreichen Unfug aus Beruf und Glück gerissen wurden und eben noch Gesundheit und Leben vor ihm retten konnten.

Dann hieß es wieder, daß der Generaloberst Köveß, »Sieger von Iwangorod, Bezwinger des Lovcen und Befreier von Czernowitz« — lauter Tätigkeiten, die besser unterblieben wären —, gleichfalls in Budapest, um die Verleihung einer Tabaktrafik angesucht habe. Schon befürchtete man, daß er nur eine infolge seiner Wirksamkeit wesentlich reduzierte Fassung vorfinden werde, im Sinne der in meinem Kaiserlied ausgesprochenen Prophezeihung: »Wenn erst die Trümmer rauchen, wird am Tabak gespart«. Da erschien ein kategorisches Dementi des Herrn Generalobersten, daß er gar nicht daran denke, sich um die Verleihung einer Tabaktrafik zu bewerben, obgleich man doch wirklich eher begreifen würde, daß ein Tabaktrafikant sich dagegen verwahrt, der Sieger von Iwangorod zu sein.

Damit wars also nichts und das Interesse wandte sich infolgedessen gleich dem Fortkommen des Feldmarschalls Conrad von Hötzendorf zu, jenes Mannes, der mit einem zu glorreichen

Namen auf die Welt gekommen war, um ihn nicht durch einen Weltkrieg zu verdienen. Er dankte mit geziemender Schlichtheit für die Beweise der Teilnahme, die bei ihm das wohltuende Empfinden ausgelöst hätten, daß »die Menschen vornehmer Gesinnung nicht ausgestorben« seien, er stehe aber auf dem Standpunkt, daß er, »solange es Invalide gibt«, die mit noch weniger Einkommen monatlich leben sollen, kein Recht habe, sich zu beklagen. Aber daß die Menschen vornehmer Gesinnung nicht ausgestorben sind, hat er ausschließlich dem Umstand zu verdanken, daß sie zufällig nicht bei einer seiner Offensiven mitzuwirken hatten, deren Andenken wieder so lange erhalten bleiben dürfte, solange es Invalide gibt. Die Neue Freie Presse versichert, daß die Lebensführung des Feldmarschalls, also ganz im Gegensatz zu seiner Kriegführung, sparsam einfach sei, da er in einem Hotel in Innsbruck in zwei kleinen Zimmern mit seiner Gattin und einer Stütze wohnt, »welche die Küche auf einem kleinen elektrischen Kocher besorgt«. Immerhin findet der Mann, der der Treulosigkeit Italiens schon ein paar Jahre vor dem Weltkrieg zuvorkommen wollte, doch Zerstreuung im Tarockspiel mit den Söhnen Cadornas, und ich kenne Opfer seiner verschwenderischen Kriegführung, denen es nach sieben Jahren Sibirien noch nicht gelungen ist, auch nur ein kleines Zimmer mit dem kleinsten elektrischen Kocher aufzutreiben.

Während nun die österreichischen Feldherrn das öffentliche Mitleid, das die Zeitungen für sie ansprechen, ablehnen und zumeist erst wieder durch die Memoiren, die sie verfassen, sich zuziehen, stehen die deutschen Feldherrn ganz anders da und es zeigt sich auch im Schulter an Schulter der Umgestürzten jene Grundverschiedenheit, die in den Zeiten der Nibelungentreue zwischen den Standpunkten »Immer feste druff« und »Kann man halt nix machen« zur Geltung kam und die Würze »beider Berichte« gebildet hat. Steht für österreichische Heerführer ernstlich die Frage zur Erwägung, ob sie Tischler oder Tabaktrafikanten werden sollen, so wäre dergleichen für die deutschen Kameraden undiskutabel, und ihnen bleibt überhaupt nur übrig, zu werden, was sie schon im Weltkrieg vielfach geworden sind: Ehrendoktoren. Denn die Schmach der deutschen Professorenschaft, die sich eine Ehre daraus machte,

Leute, die nichts als Menschenschlachten gelernt hatten, zu Doktoren zu promovieren, ist nicht in dem Weltgelächter erstickt, sondern sie wirkt fort mit der grauenvollen Mechanik aller den Krieg überlebenden Kriegsgreuel dieser unbewegbaren Menschheit. Wenn man im wohlverstandenen Interesse einer Völkerversöhnung darauf bestehen müßte, daß die Vertreter des deutschen Gelehrtentums für die überzeugte Vorschubleistung zum Mord und für die systematische Ehrung der Mörder als Aussätzige der Zivilisation behandelt werden, so würde dieses Verlangen selbst gegen den eindringlichsten Wunsch, Vergangenes zu vergessen, seine Begründung in dem Ereignis von Königsberg finden. Eine Fakultät der Stadt, in der der »Traktat zum ewigen Frieden« der Welt ohne Dank gegeben wurde, hat, was sie zwischen 1914 und 1918 offenbar versäumt hatte, im Jahr 1921 nachgeholt und Herrn Ludendorff das Ehrendoktorat verliehen. Und zwar keine andere als die medizinische. Nachdem im Krieg am liebsten der Doktorhut der Philosophie Dummköpfen aufgesetzt wurde, und auch die Jurisprudenz nicht faul war, Verbrecher in ihre Kollegenschaft aufzunehmen, während leider die Theologie sich damit begnügen mußte, ihren Segen zur Übertretung sämtlicher Gebote zu geben, hat sich endlich auch die Medizin aufgerafft, die damals eben nur für das Einrücken der Verwundeten und für das Durchhalten der Verhungernden tätig sein konnte. Man würde nun vermuten, daß Herr Ludendorff Mediziner honoris causa geworden ist um seines Verdienstes willen, so vielen Menschen die Gesundheit und das Leben zerstört zu haben. Aber in seinem Doktordiplom heißt es im Gegenteil:

> Dem Meister der Feldherrnkunst, dessen überragendes Können Gesundheit und Leben unzähliger deutscher Krieger vor den feindlichen Feuerschlünden gerettet; dem Befreier, der mit eiserner Hand unsere ostpreußische Heimaterde reingefegt von plündernden und sengenden russischen Horden; dem Führer, dessen starker Arm den makellosen Ruhm der deutschen Waffen und den Glanz deutscher Kultur getragen hat von den Gestaden des Atlantischen Ozeans bis in die Wüsten Arabiens; dem Helden, der das von einer Welt beutelüsterner Feinde umklammerte deutsche Volk mit den scharfen Schlägen seines unbesiegten Schwertes geschützt, bis es, falschen Worten trauend, seine ungebrochene Wehr und

seinen starken Führer fallen ließ; dem deutschen Manne, dessen Bild, aus der Finsternis der Gegenwart hervorleuchtend, uns den Glauben gibt an einen dereinstigen Retter und Rächer unseres Volkes.

Damit haben freilich die Professoren der medizinischen Fakultät von Königsberg ihre Kompetenz überschritten und sich, abgesehn von dem knappen Hinweis auf Ludendorffs Samariterdienste, auf rein philosophisches Gebiet begeben. Wie dem aber immer sein mag, wenn dem Ludendorff ein rechtschaffener Mensch begegnet wäre, der ihn beim Umsturz über die unveränderte Lage Deutschlands aufgeklärt hätte, so hätte er es nicht nötig gehabt, mit falschem Paß nach Schweden zu fliehen. Er, der damals mit einer blauen Brille davonkam, hat heute schon wieder seinen echten Paß, in dem die besonderen Kennzeichen, eiserne Hand und eiserne Stirn, nicht fehlen und dessen Lichtbild aus der Finsternis der Gegenwart hervorleuchtet. Infolgedessen steht so ein deutscher Feldherr, dessen starker Arm den Glanz deutscher Kultur von den Gestaden des Atlantischen Ozeans bis in die Wüsten Arabiens, kurz überallhin, nur nicht nach Deutschland getragen hat — jedenfalls steht so ein Wüstenkönig ganz anders da als unsere Armitschkerln von vazierenden Löwen, die gewohnt, ihr Süppchen auf dem Weltbrand zu bereiten, nunmehr mit einem ganz kleinen elektrischen Kocher vorliebnehmen müssen, aber halt doch zu stolz sind, den Lorbeerblättern zugunsten der Tabakblätter zu entsagen.

Reklamefahrten zur Hölle

In meiner Hand ist ein Dokument, das, alle Schande dieses Zeitalters überflügelnd und besiegelnd, allein hinreichen würde, dem Valutenbrei, der sich Menschheit nennt, einen Ehrenplatz auf einem kosmischen Schindanger anzuweisen. Hat noch jeder Ausschnitt aus der Zeitung einen Einschnitt in die Schöpfung bedeutet, so steht man diesmal vor der toten Gewißheit, daß einem Geschlecht, dem solches zugemutet werden konnte, kein edleres Gut mehr verletzt werden kann. Nach dem ungeheuren Zusammenbruch ihrer Kulturlüge und nachdem die Völker durch ihre Taten schlagend bewiesen haben, daß ihre Beziehung zu allem, was je des Geistes war, eine der schamlosesten Gaukeleien ist, vielleicht gut genug zur Hebung des Fremdenverkehrs, aber niemals ausreichend zur Hebung des sittlichen Niveaus dieser Menschheit, ist ihr nichts geblieben als die hüllenlose Wahrheit ihres Zustands, so daß sie fast auf dem Punkt angelangt ist, nicht mehr lügen zu können, und in keinem Abbild vermöchte sie sich so geradezu zu erkennen wie in diesem:

en im Auto!

ssigten Preis von Fr. 117.-

den Inbegriff der
den das Schlacht-
und Deutschland
ınkt gesehen hat,
Wenn der ganze
ein paar Quadrat-
die Verluste der
en Menschen ver-
rchwühlt wurde.
ndere die Ruinen
ur die kleinliche
Gesamtbild von

600 km Bahnfahrt II. Klasse. Einen ganzen Tag im bequemen Personen-Auto über die Schlachtfelder, Übernachten, erstklassige Verpflegung, Wein, Kaffee, Trinkgelder, Paßformalitäten und Visum von Basel bis wieder zurück nach Basel alles inbegriffen im Preise von 117 Fr. Schweizerwährung.

n Preise
r Weise,
werden.

Die Teilnehmer erhalten nach Einzahlung von Fr. 117 auf Postscheckkonto V/5616 Schlachtfelderfahrten der Basler Nachrichten, Basel, ein Ticket, durch das ohne jede weitere Auslage folgendes geboten wird:

s Baïonettes oder des Ensevelis.
rt entlang, an den Carrières d'Haudromont und am Train Sauveur
du Poivre nach Verdun.
von Verdun ein Mittagessen mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbe-

it zur Besichtigung des zerschossenen Verdun, der Ville-Martyre.
ück durch das schrecklich verwüstete Gebiet von Haudiaumont und
s Kampfgebiet von 1870/71 (Mars-la-Tour, Vionville usw.) nach Grave-

n Metz ein Diner mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbegriffen.
ssen im Auto zur Bahn gebracht.
II. Klasse zurück nach Basel.

e von 117 Franken bei reichlicher Verpflegung in erst-

iben von früheren Reiseteilnehmern liegen in grosser Zahl in unserm Bureau auf.

Schlachtfelder-Rundfahrten im Auto

veranstaltet durch die Basler Nachrichten.

Reklamefahrten vom 25. Sept. bis 25. Okt. zum ermässigten Preis von Fr. 117.

Unvergeßl. Eindrücke

Keine Paß-Formalitäten!

Anmeldung

bei uns und Ausfüllung eines Fragebogens genügt.

Als Herbstfahrt besond. zu empfehlen!

„. . . Eine Fahrt durch das Schlachtfeldergebiet von Verdun vermittelt dem Besucher den Inbegriff der Grauenhaftigkeit moderner Kriegführung. Es ist nicht nur für das französische Empfinden das Schlachtfeld „par excellence", auf dem sich letzten Endes der Riesenkampf zwischen Frankreich und Deutschland entschied. Wer immer diesen Abschnitt mit Fort Vaux und Fort Douaumont im Mittelpunkt gesehen hat, wird auf keinem Schlachtfeld des Westens mehr einen so tiefen Eindruck erhalten. Wenn der ganze Krieg Frankreich 1,400 000 Tote gekostet hat, so fiel fast ein Drittel von diesen in dem ein paar Quadrat-Kilometer umfassenden Sektor von Verdun, und mehr als doppelt so stark waren hier die Verluste der Deutschen. In dem kleinen Abschnitt, wo mehr als eine Million, vielleicht 1½ Millionen Menschen verbluteten, gibt es keinen Quadratzentimeter Oberfläche, der nicht von den Granaten durchwühlt wurde. Man durchfahre hernach das Gebiet der Argonnen- und Somme-Kämpfe, man durchwandere die Ruinen von Reims, man kehre zurück über St.-Mihiel und durch den Priesterwald: alles ist nur die kleinliche Wiederholung von Einzelheiten, die sich bei Verdun zu einem unerhört großartigen Gesamtbild von Grauen und Schrecken vereinigen."

600 km Bahnfahrt II. Klasse. Ein ganzen Tag im bequemen Person[...] Auto über die Schlachtfelder, Üb[...] nachten, erstklassige Verpflegu[...] Wein, Kaffee, Trinkgelder, Paßforn[...] litäten und Visum von Basel bis wie[...] zurück nach Basel alles inbegriffen [...] Preise von 117 Fr. Schweizer währu[...]

Infolge sorgfältigster Organisation hat der Reisende von der Abfahrt von Basel bis zur Wiederankunft in Basel nicht mehr das Geringste auszugeben.

Die Basler Nachrichten veranstalten diese Rundfahrt, um jedem Schweizer zum Preise von **117 Franken** Gelegenheit zum Besuche der Schlachtfelder zu geben, in der Weise, dass den Teilnehmern alle Formalitäten und Reise-Schwierigkeiten abgenommen werden.

Die Teilnehmer erhalten nach Einzahlung von Fr. 11[...] auf Postscheckkonto V/5610 Schlachtfelderfahrt[...] der Basler Nachrichten, Basel, ein Ticket, durch d[...] ohne jede weitere Auslage folgendes geboten wir[...]

Sie fahren im Schnellzug II. Klasse abends von Basel ab.
Sie werden am Bahnhof in Metz abgeholt und im Auto ins Hotel geführt.
Sie übernachten in einem erstklassigen Hotel, Bedienung und Trinkgeld inbegriffen.
Sie erhalten am Morgen ein reichliches Frühstück.
Sie fahren in einem bequemen Personenauto in Metz ab und durch das Schlachtfeldergebiet von 1870/71 (Gravelotte).
Sie besichtigen in Etain unter erklärender Führung das hochinteressante Blockhaus (Quartier des Kronprinzen und Sitz eines grossen deutschen Hauptquartiers).
Sie fahren durch die zerstörten Dörfer ins Festungsgebiet von Vaux mit den riesigen Friedhöfen mit hunderttausenden von Gefallenen.
Sie besichtigen unter Führung die unterirdischen Kasematten des Forts Vaux.
Sie besuchen das Ossuaire (Beinhaus) von Thiaumont, wo die Überreste der nicht agnoszierten Gefallenen fortwährend eingeliefert und aufbewahrt werden.
Sie haben freien Eintritt ins Fort Douaumont.

Jeder Antragende erhält einen gedruckten Führer mit genauem Reiseprogramm und allen nötigen Anweisungen. Die Fahrten werden jeden Tag ausgeführt. Jedem Teilnehmer ist ein bequemer Platz garantiert.

Sie besuchen die Tranchée des Baïonettes oder des Ensevelis.
Sie fahren am Ravin de la Mort entlang, an den Carrières d'Haudromont und am Train Sauv[...] vorbei, am Fusse der Côte du Poivre nach Verdun.
Sie erhalten im besten Hotel von Verdun ein Mittagessen mit Wein und Kaffee, Trinkgeld in[be]griffen.
Sie haben nach dem Essen Zeit zur Besichtigung des zerschossenen Verdun, der Ville-Martyre.
Sie fahren am Nachmittag zurück durch das schrecklich verwüstete Gebiet von Haudiaumont u[nd] gelangen wieder durch das Kampfgebiet von 1870/71 (Mars-la-Tour, Vionville usw.) nach Gra[ve]lotte und Metz.
Sie erhalten in Ihrem Hotel in Metz ein Diner mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbegriffen.
Sie werden nach dem Nachtessen im Auto zur Bahn gebracht.
Sie fahren im Nachtschnellzug II. Klasse zurück nach Basel.

Alles inbegriffen im Preise von 117 Franken bei reichlicher Verpflegung in er[st]klassigen Gasthäusern.

Anerkennungs- u. Dankschreiben von früheren Reiseteilnehmern liegen in grosser Zahl in unserm Bureau auf.

Aber was bedeutet wieder jenes Gesamtbild von Grauen und Schrecken, das ein Tag in Verdun offenbart, was bedeutet der schauerlichste Schauplatz des blutigen Deliriums, durch das sich die Völker für nichts und wieder nichts jagen ließen, gegen die Sehenswürdigkeit dieser Annonce! Ist hier die Mission der Presse, zuerst die Menschheit und nachher die Überlebenden auf die Schlachtfelder zu führen, nicht in einer vorbildlichen Art vollendet?

Sie erhalten am Morgen Ihre Zeitung.

Sie lesen, wie bequem Ihnen das Überleben gemacht wird.

Sie erfahren, daß 1½ Millionen eben dort verbluten mußten, wo Wein und Kaffee und alles andere inbegriffen ist.

Sie haben vor jenen Märtyrern und jenen Toten entschieden den Vorzug einer erstklassigen Verpflegung in der Ville-Martyre und am Ravin de la Mort.

Sie fahren im bequemen Personen-Auto aufs Schlachtfeld, während jene nur im Viehwagen dahingelangt sind.

Sie hören, was Ihnen da alles zur Entschädigung für die Leiden jener geboten wird und für ein Erlebnis, wovon Sie bis heute Zweck, Sinn und Ursache nicht zu erkennen vermochten.

Sie begreifen, daß es veranstaltet wurde, damit einmal, wenn von der Glorie nichts geblieben ist als die Pleite, wenigstens ein Schlachtfeld par excellence vorhanden sei.

Sie erfahren, daß es doch etwas Neues an der Front gibt und daß es sich heut dort besser leben läßt als ehedem im Hinterland.

Sie erkennen, daß das, was die Konkurrenz bieten kann, die bloß über die Toten der Argonnen- und Somme-Schlachten, über die Beinhäuser von Reims und St. Mihiel verfügt, eine Bagatelle ist neben der erstklassigen Darbietung der Basler Nachrichten, denen es

unzweifelhaft gelingen wird, mit den Verlusten von Verdun ihre Abonnentenliste aufzufüllen.

Sie verstehen, daß das Ziel die Reklamefahrt und diese den Weltkrieg gelohnt hat.

Sie erhalten, und wenn Rußland verhungert, ein reichliches Frühstück, sobald Sie sich entschließen, dazu auch noch die Schlachtfelder von 1870/71 mitzunehmen, es geht in Einem.

Sie haben nach dem Mittagessen noch Zeit, die Einlieferung der Überreste der nicht agnoszierten Gefallenen mitzumachen, und nach Absolvierung dieser Programmnummer noch Lust zum Nachtessen.

Sie erfahren, daß die Staaten, deren Opfer Sie in Krieg und Frieden sind, Ihnen sogar, und das will viel heißen, die Paßformalitäten ersparen, wenn die Reise aufs Schlachtfeld geht und Sie sich nur rechtzeitig bei der Zeitung ein Ticket besorgen.

Sie erkennen, daß diese Staaten Strafparagraphen haben, welche das Leben und sogar die Ehre von Preßpiraten ausdrücklich schützen, die aus dem Tod einen Spott und aus der Katastrophe ein Geschäft machen und den Abstecher zur Hölle als Herbstfahrt besonders empfehlen.

Sie werden Mühe haben, diese Paragraphen nicht zu übertreten, aber dann den Basler Nachrichten ein Anerkennungs- und Dankschreiben schicken.

Sie bekommen unvergeßliche Eindrücke von einer Welt, in der es keinen Quadratzentimeter Oberfläche gibt, der nicht von Granaten und Inseraten durchwühlt wäre.

Und wenn Sie dann noch nicht erkannt haben, daß Sie durch Ihre Geburt in eine Mördergrube geraten sind und daß eine Menschheit, die noch das Blut schändet, das sie vergossen hat, durch und durch aus Schufterei zusammengesetzt ist und daß es vor ihr kein Entrinnen gibt und gegen sie keine Hilfe — dann hol' Sie der Teufel nach einem Schlachtfeld par excellence!

Im Untergang

Es schaudert mir, in dieser dunklen Zeit
vor Mensch und Menschenähnliches zu treten.
Fiebriges Licht belügt das große Leid;
auf Gräbern tanzend, um im Tanz zu töten,
nützt ihre Gier nur die Gelegenheit —
um Beute könnten sie zum Herrgott beten!
Ach, als der Bluttat einziges Ergebnis
erleben wir des Menschentums Begräbnis.

Es dorrt das Mark, es stöhnt das Lebensholz —
unselige Zeit, der Baum trägt Zeitungsblätter!
Sie nennens Fortschritt und zum Abgrund rollts,
und nirgend zeigt sich der Natur ein Retter.
Geschändet liegt der hohen Schöpfung Stolz.
Wie kam ich in das gottverfluchte Wetter?
Wie wird in diesem Weltenlauf mir bange!
Es ist die Stunde vor dem Untergange.

Alles dahin. Nichts blieb als der Genuß,
den sie mit ihrer Seele zahlen mußten.
Gefallen ist der Menschheit Genius,
seit sie das Blut in Geld zu wandeln wußten.
Musik betäubt ein furchtbar mahnend Muß,
das Nachwort allen inneren Verlusten.
Sie können täglich noch in Kursen lesen
und fallen tiefer selbst, als sie gewesen.

Und gierig greifen sie nach Schmach und Spiel;
und dafür mußten jene Bessern bluten.
Auf Ehre speiend, zu der Selbstsucht Ziel
sich hastig ziffernd durch die Zeit zu sputen,
zertreten sie was vor die Füße fiel,
der Blick erstarrt vom Abglanz der Valuten.
Sie haben sich das Weh der Welt erworben.
Und jene Guten sind uns abgestorben.

Gekerbte Puppenmänner schreiten aus,
daß man die Brut an ihren Gürteln fasse.
Doch blutiger Wucher wohnt im sichern Haus,
daß er vom Tagwerk sich erholend prasse,
und überlebt den Sturz des Weltenbaus.
Oh wie ich diese Geldvampire hasse!
Sie trotzen lachend allen Galgensträngen —
wir waren längst zu schwach, sie aufzuhängen!

Ganz ausgeblutet, waren wir zu matt,
um vorerst unsern Mördern heimzuzahlen.
Die dürfen weiter auf der Leichenstatt
von den verblichnen Herrlichkeiten prahlen.
Des Wuchers aber werden wir nicht satt,
geduldig hungernd bei den Bacchanalen.
Es finden sich nach heldisch tollem Wähnen
todsicher ein die praktischern Hyänen.

Sie schlugen uns die Pranken tief ins Herz,
die wir um nichts als um die Nahrung sorgen.
All unser Denken zielt nicht höherwärts
als an die niedere Not sich zu verborgen.
Es stand ein schuldbeladnes Haus aus Erz,
dem danken diese Nacht wir ohne Morgen!
Wie hat sie uns in Tod und Not betrogen
die Majestät, die reiflich es erwogen!

Sie riß uns alle mit in ihre Gruft.
Ich hatte Atem noch, ihr nachzurufen,
mit jenem Ruf, der durch die Zeiten ruft
und bis hinauf zu des Gerichtes Stufen.
Und dringe durch die grauenvolle Kluft,
die Wahn und Wucher aus der Welt erschufen.
So duldet stumm! Es wird in lichtern Stunden
mein Mund doch diese Dunkelheit bekunden!

(Unverkäuflicher Anzeigenrau

Die Zusendung von Drucksachen, Ausschnitten, Ei ladungen, Manuskripten od

Mitteilungen irgendwelcher Art

ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Fal Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös wie auch d eingesandten Porti einem wohltätigen Zwecke zugeführt.

Inhalt der vorigen neunfachen Nummer 640—648, Januar 192

Wir zwei / Glossen / Die Schalek in Japan / Die Rache d Natur / Sittlichkeit und Kriminalität / Der Gefilmte des Herrn Sprachschule / Du bist so sonderbar in eins gefügt / Notizen Bekessys Sendung / Vorlesungen / Arbeit / So, jetzt weiß ichs Aus Kindern werden Erwachsene / Man darf nicht generalisieren Ehre, wem Ehre gebührt! / O dieser Kawado! / Glossen Der es nicht gewollt hat

Dieses Heft ist vergriffen und kann daher vom Verlag nicht mehr geliefert wer

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus, Wien

R. 583—587 DEZEMBER 1921 XXIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

enn ich Gerhart Hauptmann wäre / Wenn jemand eine Reise tut / / Notizen / Die Antwort des angesehenen Arztes / Meine Lustbarkeiten / Wiener Weltgericht

Preis dieses Heftes:

K 200·— / čsl. K 12·— / M 12·—

VERLAG ‚DIE FACKEL', WIEN
III 2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON NR. 42255

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.

DIE FACKEL

Nr. 583—587 DEZEMBER 1921 XXIII. JAHR

Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre

Gesprochen am 13. November

Es scheint mir unerläßlich, außerhalb des Programms einen Hinweis darauf anzubringen, daß dieser arme Staat, nicht immer nur der Not gehorchend, sondern auch dem eignen Trieb, just in dieser Stunde seine Kulturpflichten erfüllt und das Bedürfnis, in Schönheit zu sterben, selbst bei wesentlicher Erhöhung der Bestattungskosten befriedigt. Während ich diese Worte spreche, ist das sogenannte geistige Wien beim Präsidenten der Republik versammelt, um vor Gerhart Hauptmann zu defilieren. Was mich selbst betrifft, so bin ich nicht nur durch eine Vorlesung und insbesondere durch diese Rede abgehalten, der Veranstaltung beizuwohnen, sondern ich bin auch nicht eingeladen worden, und aus mir spricht nicht nur der pure Neid, sondern auch das Gefühl, daß ich, wenngleich ich sowohl dem Dichter des Hannele als auch dem republikanischen Gedanken zu den stärksten Wirkungen verholfen habe und somit schon würdig wäre, in Gesellschaft der Herren Hainisch und Hauptmann Tee zu nehmen, doch eigentlich nicht so recht zum geistigen Wien gehöre, ja daß meine Anwesenheit bei einer solchen Veranstaltung noch bei weitem unvorstellbarer wäre

als die des Mannes, dem zu Ehren sie erfolgt. Ich weiß nicht, ob ich in dem Fall, daß eine Einladung an mich ergangen wäre, die Vorlesung abgesagt hätte; aber sicher wäre ich, wenn ich keine Vorlesung hätte, nicht hingegangen. Wohl glaube ich nicht, daß der ehrenwerte Präsident der Republik, der von Literatur annähernd so viel versteht wie ich von Viehzucht, es nur aus Respekt unterlassen hat, mich in die Liste des geistigen Wien aufzunehmen. Ich glaube vielmehr, daß er von mir, wenn man ihn nach mir fragte, wahrscheinlich weiß, daß ich der Mann bin, der immer die Neue Freie Presse angreift, daß ihm das sogar gefällt und daß im Übrigen die offizielle Einschätzung geistiger Werte sich in der Republik nicht anders als in der Monarchie vollzieht, nämlich nach den Maßstäben und vor allem nach den Erlaubnissen der Preßmonarchen. Ich bin wie immer so auch hier nicht unbescheiden genug, eine Angelegenheit der Kultur als die meinige zu reklamieren, sondern nur so unbescheiden, die meinige zum Kriterium dessen zu machen, was diese Zeit und diese Örtlichkeit sich an kulturellen Passionen leisten. Vor der Frage, wo sich zur Stunde eher ein geistiges Wien, wenn es so etwas gibt, aufhalten dürfte, in diesem Saale oder beim Tee des Präsidenten Hainisch, würde ich keinen Augenblick schwanken, und wäre mir, dem in solchem Zirkel wirklich nur die Rolle des Apemantus in Shakespeares Timon beschieden wäre, das Glück zuteil, ich widerstände nur schwer der Versuchung, die belegten Brötchen, die das geistige Wien auf Staatskosten zu essen bekommt, vom Büffet zu nehmen und im Namen des Dichters der Weber unter die hungernden Kinder Wiens zu verteilen. Wenn ich aber Gerhart Hauptmann selbst wäre — und es muß sehr schön sein, der Dichter des Hannele zu sein, wiewohl es wieder nicht erfreulich sein dürfte, der Dichter der Jungfern von Bischofsberg zu sein —, so würde ich dem Präsidenten der öster-

reichischen Republik für seine kulturellen Strapazen danken, ihn aufmerksam machen, daß der allzu jähe Übergang von den Zeiten der Habsburger, unter denen zwar auch die Künste geblüht haben, aber keinem Goethe ein Hofwagen zur Verfügung gestellt worden wäre, für das österreichische Gemüt gar nicht gut sei, und ihm vor allem zureden, die Wiener Literatur dem Büffet zu überlassen oder umgekehrt und lieber gemeinsam diese Vorlesung zu besuchen, was ganz gewiß nicht nur für den Gast, wenn er schon einmal hier ist und das geistige Wien kennen lernen will, lohnend wäre, sondern sicher auch die Erfüllung einer kulturellen Pflicht bedeuten würde, die der Präsident der österreichischen Republik bisher versäumt hat. Aber ich weiß nicht, was ich alles noch täte oder vielmehr unterließe, wenn ich Gerhart Hauptmann wäre. Vor allem, sämtliche Werke zu schreiben, durch die seit den Zeiten einer jungen Fruchtfülle der deutschen Welt, soweit sie noch nach innen schaut, nur ein kahles Wesen offenbar wird, das mit allen Hilfen des literarischen Großbetriebs und durch den Glücksfall einer entfernten physiognomischen Verwandtschaft zur Goetheähnlichkeit, zur Gottähnlichkeit hinaufgestapelt wird und verdammt ist, bei lebendigem Leib ein Nachleben zu führen, das nicht einmal durch ein beständiges Versagen der Produktion und durch keinen Fehltritt in den Schicksalsmomenten der Nation verpatzt werden kann. Denn diese Sphäre, in der die geistigen Werte so geschickt illusioniert werden, daß nicht nur die Zauberer, sondern auch die Impresarios an sie glauben, ist durch nichts zu enttäuschen und sie verfügt über einen so reichen Vorrat speziell an Erbschleichern um die Weimarer Fürstengruft, daß sie jedem von einer andern Seite aufsitzen kann. Da ist zum Beispiel — nomina sunt odiosa und darum nenne ich sie — Franz Werfel, der den Faust geschrieben hat und von dessen Kronionsstirn nebst

gewölbtem Aug auch gewiß noch die Pandora zu erwarten ist. Da ist Rilke, von dem gar nicht bezweifelt werden kann, daß er Goethes Italiänische Reisen unternehmen könnte, Goethes Leben am Weimarer Hofe mit Anstand und Bedeutung fortsetzen und jeden Goetheschen Briefwechsel mit allen Artigkeiten der Diktion und selbst mit allen Eigentümlichkeiten der Orthographie aus dem Handgelenk führen kann. Da ist Hugo v. Hofmannsthal, der aus dem gleichen Hoheitskreise bereits einen Abstecher zu den Müttern riskiert hat und in dessen Erstling schon »aber der ganze Papa« sich erkennen ließ. Hat der Hermann Bahr, der die Woche hindurch in Kirchen herumliegt, doch jeden Sonntag damit heiligt, daß er Eckermanns Gespräche mit sich selbst führt, hat er mehr von Mütterchen die Frohnatur und die Lust zum Fabulieren übernommen, so mußte Gerhart Hauptmann durch die Statur und des Lebens ernstes Führen allen Reportern geradezu auffallen. Was bei ihm jedoch nebst aller Wahlverwandtschaft der Maske als seines Wesens eigenstes Teil die ursprüngliche und untrügliche Verbindung mit Goethe bezeugt, ist die vollkommene Humorlosigkeit, mit der der Schöpfer der Jungfern von Bischofsberg so reich begnadet ist wie der Verfasser der Xenien, des »Großkophta«, der »Aufgeregten« und der Satire »Götter, Helden und Wieland«. Was ihn dagegen von Goethe unterscheidet, ist die Fähigkeit, einen Rout bei Hugo Heller zu erleben. Dieser ganz ungoetheische Zug an Gerhart Hauptmann ist jetzt in offenbarer Weise zutagegetreten. Er schien dem Unternehmen, ihm das geistige Wien vorzuführen, nicht den geringsten Brechreiz abzugewinnen und seine beneidenswerte Konstitution hat alle Prüfungen, die ihr auferlegt wurden, vorzüglich überstanden. Ich bin zwar gewiß nicht kompetent, die einschlägigen Verhältnisse zu beurteilen. Denn wenn ich um keinen

Preis, selbst um den Grillparzerpreis nicht, sämtliche Werke Gerhart Hauptmanns seit dem Hannele und der Pippa geschrieben haben wollte, so kann man mir einwenden, daß mir die Trauben vom Bischofsberg zu sauer sind, womit man allerdings recht hätte, und wenn ich den Huldigungen des geistigen Wien aus dem Wege gehe, so kann man mir mit noch mehr Recht einwenden, daß sie mir ohnedies erspart bleiben. Wenn ich es aber vollends ablehnen würde, Ehrengast der Wiener Universität zu sein, so kann man mir mit dem größten Recht einwenden, daß ich mein Lebtag nicht für so etwas in Betracht käme und nach dem Tod dagegen wehrlos wäre. Aber trotzdem muß ich sagen, daß ich, wenn ich Gerhart Hauptmann wäre und die Würde einer längst ausgelebten Beziehung zur Wortkunst in meiner Seele und in meinem Bewußtsein trüge, mich doch für Manns genug hielte, um mich nicht an den dürren Brüsten der alma mater Viennensis aufzuhalten. Denn hätte ich einst das wunderbare Gedicht der drei Engel geschrieben und wäre mir nach zwanzig Jahren die Katastrophe zugestoßen, das scheußliche Kriegsgedicht von den drei Räubern zu schreiben, worin ich »Gott, Kaiser und deutsches Heer« für die Erledigung der Sache sorgen lasse, und empfände ich dann nach sieben magern Jahren geistigen Ertrags das Bedürfnis, von Menschheitsverbrüderung zu reden — ich täts weiß Gott nicht vor den Kapazitäten der deutschen Professorenschaft. Nein, ich ließe mich nicht von deutschtümelnden Rektoren, Prorektoren, Dekanen und Prodekanen und wie diese Kostümfiguren einer blutigen Operette betitelt sein mögen, an einen Rednerpult geleiten, während der Oberpedell mit dem Szepter der Universität voranschreitet. Und wenn ichs getan hätte und ich hätte das Glück, unter den Anwesenden den Präsidenten der Bodenkreditanstalt Dr. Sieghart nebst andern Künstlern

und Vertretern des geistigen Wien zu bemerken und diesen Herrschaften zur Läuterung zuzureden, jede »Phase der Verinnerlichung« mit der dazugehörigen Phrase zu befürworten und zur Weltkatastrophe den Satz zu sprechen, den im Innersten erlebten Satz, daß »nur eine notwendige und wohltätige Verflachung uns ermöglicht, davon zu reden, ohne dabei zugrunde zu gehen« — wenn ich es schon gesagt hätte, so hätte ich doch vor meinen Gastfreunden von der Wiener Universität nicht die Worte gesprochen, deutsch sei einer »nicht dadurch, daß er die Worte national und deutsch immerwährend im Munde führt«. Wäre mirs aber passiert und hätte ich es dazu beklagt, daß im Jahre 1914 der Deutsche »gezwungen, gebunden und automatisch handeln mußte« und »sein Idealismus nicht höher gewertet wurde als eine durch den Generalstab ausgenützte Äußerlichkeit«, und hätte ich von den »fünf Jahren« gesprochen, »in denen der Wagen von Jaggernaut zermalmend über die europäische Menschheit gegangen ist«, so hätte ich mich dann doch vorsichtig umgesehen, ob ich nicht vor dessen Antreibern spreche. Und wenn ich die Unbelehrbarkeit jener beklagt hätte, »die Kopf und Herz der Völker, Kopf und Herz der Menschheit repräsentieren sollten und von denen man sagen müßte, daß sie beides in Wahrheit repräsentieren«, so hätte ich mich fragen müssen, ob sich da nicht etliche von den 93 Intellektuellen, die seinerzeit gegen Kopf und Herz der Menschheit protestiert hatten, getroffen fühlen könnten. Und wenn ich mich gar zu dem Bekennntis aufgerafft hätte, daß wir »doch nicht in der Kanone, in Krieg und Kriegsgeschrei einen besonders wertvollen Teil des deutschen Wesens erblicken« — da wäre ich mir endlich des genius loci, an dem ich stand, bewußt geworden, hätte Rechtsumkehrt gemacht und die Magnifizenz gefragt, ob sie vielleicht identisch oder wahlverwandt mit jener

Magnifizenz sei, die während des Weltkriegs im Hauptquartier erschienen ist, um dem Erzherzog Friedrich das Ehrendoktorat für Philosophie zu verleihen, und wenn sich die Magnifizenz angeschickt hätte, um jeden Einwand zu beschwichtigen, mir kurzer Hand das große Ehrenzeichen ihrer Universität um den Hals zu hängen, so hätte ich es der Magnifizenz vor die Füße geworfen und den Oberpedell durch ein angemessenes Trinkgeld für seine Bemühungen entschädigt. Denn wenn ich mich schon mit diesen in Hauptquartieren noch zugkräftigen Schlaraffen-Kinkerlitzchen eingelassen hätte, ich hätte mich — wenn ich Gerhart Hauptmann wäre — mit der Ehre des Geistes zwischen den Produktionen der deutsch-österreichischen Kultur durchgeschlagen, so das Erbe jenes Goethe wahrend, der zu den Müttern, aber nie zur alma mater Wiens herabgestiegen wäre, von welcher berichtet wird, daß sie sich bei ihren Veranstaltungen durch die bewährte Organisationstüchtigkeit des Konzertdirektors Heller unterstützen lasse. Was ich aber ganz gewiß nicht, wenn ich nicht Goethe, sondern nur Gerhart Hauptmann wäre, getan hätte, das ist, daß ich meine Hoffnung auf die deutsche Wiedergeburt mit der inbrünstigen Bitte: »Werde wesentlich!« der Neuen Freien Presse übergeben hätte, sondern ich hätte mich vielmehr selbst übergeben, ehe ichs tat. Nicht weil sie mich Gerhart Hauptmann abwechselnd als eine Lichtgestalt verklären und von ihrem Berliner Schwarzalben besudeln läßt, sondern weil ich mir die deutsch-österreichische Kultur, die sich am Geburtstag der Republik präsentiert und an deren Vorderfront meine Rede prangen soll, auch von der Rückseite besehen hätte. Denn da zeigt sie erst ihr wahres, verinnerlichtes, ihr wesentliches Gesicht, da zeigt sie den ganzen »Schatz«, den Gerhart Hauptmann im Besitz dieser von ihm noch nicht aufgegebenen Epoche weiß, »die Perle« unseres innersten, unzerstörbaren, durch keinen Weltbrand

zu versehrenden Wesens, die er uns zuspricht. Und da drückt sich dieses Wesen wie folgt aus:

Keine konventionelle Lüge. Ich suche für meine Nichte einen Mann von 45 bis 55 Jahren, gesund, guter Charakter. Sie ist ein schönes Mädchen in reiferen Jahren, mit eigenem Heim, Ausstattung, Vermögen; in der Hausführung selten tüchtig, bescheiden und von sanftem, ningebungsvollemWesen. Antworten erbeten unter Chiffre „Selten betamt".

So wesentlich sind wir, wenn ein deutscher Wahrheitssucher uns besuchen kommt. Nein, die deutschösterreichische Kultur wird nicht ausschließlich von den deutschnationalen Professoren verkörpert. Ich hätte es gelesen — wenn ich Gerhart Hauptmann wär'!

Wenn jemand eine Reise tut

Weltliteratur bei Heller, Pandora-Bücher bei Heller, die schönen Insel-Bücher bei Heller, Künstlerische Bilderbücher bei Heller, Dichterische Jugendbücher bei Heller, Libri librorum bei Heller oder wenn man will auch Bibliotheca mundi bei Heller: also bei diesem Sandwichman seiner selbst, in seiner Privatwohnung, einen »Rout« mitzumachen, umlagert von vierhundert Vertretern des geistigen Wien unter Führung des Hans Müller, aber vielleicht ohne Sandwiches — nun weiß Gerhart Hauptmann, was der Ruhm ist und was für Verpflichtungen er auferlegt. Er hatte soeben aus seinem »Eulenspiegel« vorgelesen und die Neue Freie Presse erzählt, »Till hat eine Schaubude aufgerichtet und verspricht einem verehrlichen Publikum den Anblick eines Monstrums von noch nie dagewesener Scheußlichkeit. Im Innern der Bude befindet sich aber nur — o des bitteren Schalksnarren — ein Spiegel«. Ich weiß nicht, ob der Satz von Müllern ist, doch ich nehme an, daß bei Heller, wie alles, auch ein Spiegel vorhanden ist, in dem sich, hei, das geistige Wien zwar erkannt, aber nicht getroffen gefühlt hat. Der Dichter, keines Überfalls gewärtig, stand mit verzagenden Blicken; gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge — denn sie hatten ihn — soll er ein Bild des Jammers geboten haben, nu juju nu neenee do tutt schunn nischt helfa, aber vollends hoffnungslos ward es, als er in einen Goethestuhl gedrückt wurde und sich nun die Paladine um ihn zu scharen begannen; man sagt, er wollte sterben. Dann, als ihn der Gouverneur Spitzmüller antrat (warum, wozu, weshalb), da wußte er nicht, wie ihm geschah, und auch der Direktor der Creditanstalt Hammerschlag traf ihn schwer. Es war wie mit dem

Todesengel im »Hannele«. Muß es denn sein? Es muß sein. Muß jeder durch den Eingang? Jeder. Aber das kommt davon; wer sich seinen Ruhm als Privatperson präsentieren läßt, akademische Ulke und die Weltliteratur bei Heller mitmacht, soll sich über nichts beklagen. Er flüchtete nach Prag. Aber da kam er von der Traufe in den Regen, und ist von Schlinge zu Schlinge getreten, daß er sich gar ni meh hat helfa kenna. Ach, in Prag! Wie sagt doch Moritz Jäger? Heiliges Kanonrohr Kreuzdunnerschlag Herrrdumeinegitte — Da gings erst zu! Natürlich begann es wieder als Kostümstück, die deutsche Universität rückte mit dem Ehrendoktorat heraus, »unter dem üblichen akademischen Gepränge«, das heißt unter jenem, bei dem man Üblichkeiten bekommt, schon an und für sich und besonders wenn man sich vorstellt, daß ein schlichter Dichter aus dem Riesengebirge solchen Firlefanz über sich ergehen läßt. Die Studentenschaft natürlich in voller Wichs — denn das gibts auch in dieser Zeit der nackten Not —, die Professores vermummt und gar nicht wiederzuerkennen, »unter Vorantritt sämtlicher Pedelle« — keiner war ausgesprungen — und präzise 11 Uhr betrat Gerhart Hauptmann die große Aula. Gleich wird ein Männchen vortreten und man darf gespannt sein, wie es begründen wird, warum zur Abwechslung einmal ein Dichter Ehrendoktor der Philosophie wird, da doch sonst nur Heerführern ein solcher Rang gebührt hat. Und siehe da, der Dekan — der noch dazu Kraus heißt — ergreift das Wort und spricht es aus:

Gerhart Hauptmann ist ein g e i s t i g e r H e e r f ü h r e r des deutschen Volkes; durch ihn gewann und gewinnt Deutschland seine herrlichsten Siege.

Die Entschuldigung — es handelt sich also jedenfalls um einen Heerführer — war vorgebracht, die Abweichung von einem jahrelangen Usus war nur eine scheinbare. Ob freilich die Siege, die Deutschland mit den »Jungfern von Bischofsberg« und dem »Peter Brauer« gewann, dauerhafter sein werden als die Ludendorffischen, bleibt eine offene Frage. Aber selbst sie sind — ungeschaut — hundert Ehrendoktorate wert, wenn es doch besser ist, vor Langeweile zu sterben, als dafür, daß ein Massenmörder von der Fakultät gefeiert wird. Was ist aber Gerhart Hauptmann nach Ansicht des Professor Dr. Kraus ferner, um sich das seine zu verdienen?

Er ist, was wir alle sind und sein wollen, Doktor und Professor, ein Lehrer und Bekenner, ein Lehrer der Menschlichkeit, ein Bekenner der Menschlichkeit, der Nächstenliebe, der Gottesliebe, der Weisheitsliebe, ein Philosoph.

Nun, ich wollte kein Doktor und Professor sein, wenn einem solchen solche Gedanken einfallen, ich wollte mich unter diesen Umständen auch nicht der Philosophie ergeben, ja ich glaube sogar, daß kein Hund so länger leben möchte. Der Rektor sprach: »Man nennt uns Deutsche gern das Volk der Denker und Dichter«. Gern nicht, und es ist, wie auch dieser Fall wieder zeigt, übertrieben, und was speziell die Dichter betrifft, so steht es just auch nicht zum besten mit ihnen, wenn sie sich von den Denkern anstrudeln lassen. Und nun kam erst der Promotor, der Professor Dr. August Sauer, der bekannte Literarhistoriker. Ich weiß nicht, ob ein Prorektor mehr wert ist als ein Rektor; daß aber ein Motor nützlicher ist als ein Promotor, das weiß ich. Diesen Literarhistorikern, die »den Anfang des dichterischen Daseins Gerhart Hauptmanns noch miterlebt« und ihn einen Kotpoeten genannt haben, »rollt sich jetzt die Linie seiner Entwicklung in überraschender Klarheit auf«. Da gibt es, insofern eine Linie klar sein kann und rollen, also einen romantischen Erstling, von dem man als Dichter zu den bürgerlichen Gesellschaftsdramen übergeht wie sichs gehört, hierauf macht man seine Lehr- und Wanderjahre durch, bleibt aber dabei stets von hohem sittlichen Ernst erfüllt. Feinhörig und feinfühlig, empfängt man hierauf — noch vor dem Ehrendoktorat — das scharfe Werkzeug der realistischen Sprache, man bringt »den heimatlichen Dialekt, meisterlich gehandhabt« auf die Bühne und wird dann »von dem erwachenden demokratischen, ja vom revolutionären Gedanken berührt«. Sodann wird man aber von den Berggeistern der schlesischen Heimat hinausgehoben und aus schlichter Handlung wird: »ergreifende Sympolitik«. Die Neue Freie Presse hat, da ihr dieses Wort telephoniert wurde, es auch stahn lassen. An einem Prager Korrespondentenwort soll man nicht drehn noch deuteln, man kann nicht wissen, vielleicht gibts das wirklich, vielleicht ist es nicht symbolisch gemeint, durchs Telephon kommen ja die Begriffe immer noch jüdischer heraus als sie ohnedies schon sind. Der Literarhistoriker

weiß aber zur Begründung des Ehrendoktorats ein weiteres Moment anzuführen: »Märchengestalten wandelten durch das Schauspiel und der Christusgedanke schwebte über den Wassern«. Er sagt zwar nicht, warum gerade über den Wassern, aber das dürfte eben die Sympolitik sein.

Weiter und breiter wurde Ihr Feld. Mit dem Lächeln Shakespeares brachten Sie menschliche Wahrheiten und Schwächen und formten Sie zu bunten Bühnengestalten.

Da aber Gerhart Hauptmann außerdem in die Rüstkammer der deutschen Vergangenheit hinabstieg und sich sein Bild zum vollsten Ausdruck deutschen Wesens fügte, so ist alles plausibel. Man versteht auch, wie es möglich ist, daß solche Sätze gesprochen werden können und daß ein Dichter, ohne zu weinen, beschämt zu Boden oder verzweifelt zur Decke zu blicken, mit der großen Zehe Takt zu schlagen (das hat er vielleicht getan), bis tausend zu zählen oder einen Nesselausschlag zu bekommen, sie anhört. Man versteht sogar, daß so etwas geschrieben oder telegraphiert werden kann. Eins jedoch ist unerfindlich: wie es telephoniert werden kann! Daß die Nötigung, solche Dinge in eine Muschel hineinzusagen und wieder durch eine solche zu empfangen, den Journalismus nicht kaput gemacht hat, beweist wohl, daß er unsterblich ist. Was aber tat Gerhart Hauptmann, nachdem er sich von einem Literarhistoriker ein Bild seiner Entwicklung hatte entwerfen lassen? Er sagte, er nehme die hohe Ehre nicht selbstbewußt als Tribut entgegen, sondern er beuge sich ihr.

Ich habe mich also mit tiefem Respekt vor Ihnen zu beugen, Magnifizenz, und vor dieser Korona berühmter Forscher und Lehrer und werde mich innig freuen über den Beschluß, der mir eine so hohe Achtung entgegenbringt. Ich brauche kaum zu sagen, was mein Bewußtsein damit für eine weitere Stütze gewinnt und was für einen neuen Besitz.

Das hätte nicht einmal Goethe, der doch gewiß ein höflicher und kurialer Mann war, getan und gesagt, ohne zu wissen, ob die Prager Professoren wirklich so berühmte Forscher und Lehrer seien. Wohl aber hätte er den anschließenden Satz gesagt:

Unter günstigem Stern müssen mir beide, wie ich mit froher Gewißheit fühle, zu kraftvollem Weiterwirken in meiner ideellen Aufgabe ausschlagen.

Nun, wir wollen hoffen, daß die weitere Produktion Gerhart Hauptmanns nicht ausschließlich auf das anregende Bewußtsein, Ehrendoktor der Prager Universität zu sein, angewiesen sein wird. Hierauf aber, nachdem er sich noch zur letzten Beglaubigung deutschen Wesens auf den Grafen Eberhard von Württemberg und die hohe Schule zu Tübingen berufen hatte, wurde das »Gaudeamus« abgesungen und die deutschnationalen sowie deutschfreiheitlichen Studentenschaftsverbindungen, die in voller Wichs gekommen waren, entfernten sich in derselben. Gleich danach stand zu lesen, daß sich die Schauspieler des Deutschen Volkstheaters geweigert haben, in einem nachgelassenen Stück Frank Wedekinds mitzuwirken, da es »in einem öffentlichen Hause spielt«; wie die Neue Freie Presse, die doch selbst eine Redaktion ist, verschämt andeutet. Da wäre ich als Schauspieler ganz anders. Ich würde mich eher weigern, bei einem Theaterstück mitzuwirken, das auf der Universität spielt und wo eine Szene vorkommt, in der ein Ehrendoktorat verliehen wird — mit der Szene, wo sich das im Hauptquartier abspielt und ich die dankbare Rolle des Erzherzogs Friedrich bekomme, würde ich natürlich eine Ausnahme machen —, vollends aber täte ich nicht mit, wenn es in einer Redaktion spielte, wo über den Akt berichtet wird. Dagegen lese ich so etwas leidenschaftlich gern, und so freute ich mich schon auf die Prager Blätter, um die Grenzen dessen, was auf diesem Gebiet möglich ist, ermessen zu können. Nach dem akademischen Ernst, der mehr freimaurerischen Charakter trug, kam erst die Exkneipe, in der der schlaraffische Humor in seine Rechte trat. Da und dort waren festlich geschmückte Estraden aufgerichtet, die der Dichter, begleitet von seiner Gemahlin, besteigen mußte. Natürlich war ein überaus zahlreiches Publikum vorhanden, es gab Abordnungen, es gab »das ganze intellektuelle Prag« — und das gibt aus —, die Urania, die Schlaraffia, zahllose »sowie«, und das alles unter den Klängen des von Kapellmeister Baumgartner dirigierten Orchesters, wobei der arme Gerhart Hauptmann, zum Glück immer von seiner Gemahlin begleitet, durchhalten mußte. Doch ist er seit den Tagen seines Festspiels, das ihm die Herzen aller Männergesangsvereine gewann, etwas abgehärtet und scheint solche Mullatschaks des deutschen Freisinns ganz gut mitzumachen.

Der Professor Rzach legte hierauf in sehr feiner Weise die Beziehungen dar, die ihn, Hauptmann, mit der Antike verknüpfen, und so spürt mans weniger. Nun aber erreichte das fröhliche Treiben seinen Höhepunkt. Der Professor Kofka würdigte nämlich in vortrefflich pointierter Rede Hauptmann als Bekenner. Dies tat er, indem er sagte, man habe früher, »wohl nicht mit Recht«, den preußischen Leutnant als Typus des Deutschen hingestellt, »nicht dieser, sondern der deutsche Hauptmann sei der wahre Vertreter des Deutschtums«. Man kann sich die schallende Heiterkeit vorstellen, die diese Anspielung entfesselte, nur im Druck schießt die Pointe leider so heraus, daß eben der Leutnant avanciert ist und nach wie vor der Offizier der wahre Vertreter des Deutschtums, was ja wohl seine Richtigkeit haben dürfte. Nachdem aber Teweles in reizvollen Versen dem Schaffen sowie der Gemahlin Hauptmans gehuldigt hatte, verstand es sich von selbst, daß Salus auch nicht faul sein wollte und seine Begrüßung in die Form eines sinnvollen Gedichtes kleidete. Es gab Ovationen, es gab Sudetendeutsche und zum Schluß sprachen noch die Vertreter jener Lese- und Redehalle deutscher Studenten beim Dichter vor, die ihn schon seinerzeit so warm begrüßt hatten, wiewohl eigentlich gerade sie Grund hätten, von ihm enttäuscht zu sein. Hatten sie ihn doch damals als den »zurückgezogensten Dichterfürsten« angesprochen, und nun konnten sie sehen, wie er sich zwischen Wien und Prag durch die wildesten Rummel, wenngleich immer von seiner Gemahlin begleitet, in alle Aulas, auf alle Podien und Estraden schleppen ließ, wie er »jeden offiziellen Empfang sich verbittend«, jeden inoffiziellen sich umso lieber gefallen ließ und wie er, in allen Brackwassern der Banalität den Glanz seines Namens spiegelnd, die Zeremonien und Vivats einer Berühmtheit entgegennahm, in der sich, mehr als der Wert der Persönlichkeit, das höchste Glück der Erdenkinder, sich an sie anzudrängen und dabei zu sein, ausdrückt. Und das wäre, weiß Gott, viel weniger tadelnswert als daß er selber dabei ist. Aber er hat schließlich doch einmal Hannele Matterns Himmelfahrt geträumt und von da muß von der Vorstellung einer höheren Seligkeit so viel in ihm geblieben sein, daß er nur mit tiefem Widerwillen an seinen Ehrungen teilgenommen hat und mit dem festen Vorsatz, es nie wieder zu tun, solange es ihm gewährt und gegeben ist, sie durch geistige Taten zu verdienen.

Er

Als mir das Epigramm, das Goethes Hoheit mit Goethes Hoheiten verknüpft, einfiel — es war nach der Lektüre von Goethes Gelegenheitsgedichten und unter dem Eindruck einer Beschreibung jener erschütternden Szene auf der Kurpromenade, da er den ehrfürchtig stammelnden Beethoven stehen ließ, um eine Durchlaucht einzuholen —, da fiel mir auch ein, daß ich einmal von Goethes Hoheit den Männerstolz eines Rabbiners abgewehrt habe, der ihn in der Neuen Freien Presse wegen seiner dienernden Haltung gegenüber einem Fürsten getadelt hatte. Ich fühlte zugleich mit dem Keim zu jenem Epigramm sehr lebhaft den zu einem meiner bekannten Widersprüche, die auf dem Mistbeet meiner Gesinnungskontrollore wachsen, und beschloß, einmal Prävenire zu spielen, denn von den zwei Zeilen, die auf dem Papier waren:

> Beethoven ließ er gnädig stehn
> und drehte sich devot zu einem Fürsten

ließ ich nicht, ich wußte, daß sie besser seien als alles, was jene dagegen einwenden könnten, und suchte nun stundenlang in alten Fackelbänden, um jene Glosse zu finden und sie als einen der flagrantesten Widersprüche in dem gleichen Hefte der Fackel abzudrucken, in welchem das Epigramm stehen würde. Das wäre mir umsomehr zu Passe gekommen, als ich ja in diesem Heft auch über meine Doppelhaltung gegenüber einem Schopenhauer-Zitat, die einem Leser mit besserem Gedächtnis nicht entgangen war, Rechenschaft abzulegen hatte. Aber wie das so geht, ich fand und fand halt die Glosse nicht. Ich fragte einen Kenner der Fackel, aber der wußte auch nicht Bescheid. Ach was, dachte ich, es über die Achsel hinwegblasend, das heb' ich mir auf, das kann ja auch ein nächstes Mal besorgt werden, ich such's später und wenn ichs nicht finde, so findet sich sicher ein Trottel, der das Epigramm gelesen haben und mir infolgedessen sagen wird, in welchem Heft die Glosse erschienen ist. Und nun begann mir die Idee zu gefallen, das Epigramm gleichsam als Köder auszuwerfen und auf den Fisch zu warten, der anbeißen werde. Ich wußte

ganz genau: der erste Brief, der nach dem Erscheinen des Heftes in meinen Briefkasten fällt — denn ich beschäftige Aufpasser, die sich gleich an meine Privatadresse wenden, wenn sie was gefunden haben —, der erste Brief wird Zitate aus jener Glosse enthalten, mit genauer Angabe des Datums, der Nummer und der Seitenzahl und mit allem was ich brauche, und er wird keineswegs abgehalten sein von der Darlegung zum Fall Schopenhauer und Monarchie, denn der Absender wird natürlich derselbe sein wie jener, der nun Gelegenheit hat, durch einen neuen Beweis seiner Dummheit mein System der Widersprüche als lückenlos darzutun. Das Heft war aber am 18. November erschienen und da bis zum 21. nichts geschehen war, fürchtete ich, er sei krank, ohne freilich die Möglichkeit zu haben, mich nach seinem Befinden zu erkundigen, weil er ja in Zeiten, wo er gesund war, es unterlassen hatte, mir seinen Namen und seine Adresse bekanntzugeben. Vielleicht arbeitet er noch und muß selbst noch suchen und ich könnte ihm auch nicht helfen, wenn er mir erreichbar wäre, da ich mich doch im Gegenteil auf seine Hilfe verlassen habe. Was tun? Aber schließlich, man muß nicht die Geduld verlieren, sagte ich mir, zum Glück waren überhaupt keine Briefe seit dem 18. gekommen, so daß also meine Hoffnung, seiner werde der erste sein, noch nicht zuschanden geworden war. Als am 22. mein lange vernachlässigter Briefkasten einen Ton der Befriedigung von sich gab, wußte ich, daß ich in der nächsten Minute wissen würde, wann jene Glosse erschienen ist. Also in Nr. 395—397, auf S. 7. Und gleich mit einem Zitat begann es meinem Gedächtnis auszuhelfen:

»Der Unterschied zwischen Goethe und Grünfeld ist eben der, daß Goethe im Verkehr mit Fürsten respektvoll blieb, während Grünfeld im Verkehr mit Goethe zu Rufzeichen und Gänsefüßchen greift. Der Dichter des Faust gibt das Vorrecht der Geburt zu, während ein Rabbiner in Brünn dem Vorrecht des Genies, sich anständig zu benehmen, seinen Männerstolz entgegensetzt. Es wird hiermit bekanntgegeben, daß der letzte, der gegen Goethe Gesinnung haben durfte, Börne geheißen hat. Zuzug fernzuhalten!«

Hatte ich nun beide Teile in der Hand, so fehlte mir leider insofern das geistige Band, als hier der Widerspruch noch nicht plastisch genug herauskam. Denn der Anerkennung höflicher

Formen habe ich in dem Epigramm nicht ausdrücklich abgesagt und die Unberufenheit der Rabbiner, Goethe unberufen das vorzuwerfen, was ich ihm vorwerfe, hauptsächlich weil sie daraus kein Epigramm machen könnten, würde ich noch heute behaupten, ganz wie etwa die Unzuständigkeit des Otto Ernst gegenüber Nietzsche, und noch heute etwas dawider haben, daß ein freisinniger Mann mit höhnischen Rufzeichen und Gänsefüßchen Goethe zu nahe kommt. Hingegen habe ich schon damals die grundsätzliche Möglichkeit jenes Einwands gegen Goethe unbestritten gelassen und sie nur von der Persönlichkeit dessen abhängig gemacht, der ihn wagt, und wenn ich ihn eben noch Börne konzediert habe, so wollte ich damit keineswegs gesagt haben, daß ich mir selbst nicht das Recht zugestände, mich diesem anzureihen und noch immer den Zuzug fernzuhalten. Übrigens jedem, nur nicht den Grünfelds und selbst wenn ihnen das gleiche Epigramm gelänge, das dann eben doch nicht das gleiche wäre. Aber das muß ja ein Trottel nicht verstehen. Wenn er jedoch glaubt, daß ich heute das gleiche tue wie das, was ich damals dem Rabbiner verwehrt habe, so würde das »Man schweige!«, mit dem die Glosse an Grünfelds Worte anschließt, jetzt unzweifelhaft dem Trottel gelten. Natürlich verstände er auch nicht, wie ich mein Recht auf den Widerspruch selbst dann behaupten könnte, wenn es ihm wirklich gelungen wäre, diesen so herauszuarbeiten, wie ihn ein Blick auf die Glosse wohl ermöglicht. Ich will ihm da gern entgegenkommen. Dort ist die Vermutung, daß Goethe »offenbar ein Ordensstreber war«, ironisch dargestellt; hier heißt es positiv, daß er »nach oben und nach oben ein immer strebender Vollender war«. Dort wird die Entschuldigung, die die Neue Freie Presse für Goethe gegen Grünfeld hat, daß er nicht, wie dieser glaubt, dem Kaiser Franz sich so devot empfehlen lasse, sondern Metternich, dem er in einer autorrechtlichen Sache zu Dank verpflichtet sein mußte, schlechthin abgewiesen und Goethe, gegen wen immer er devot gewesen sei, in Schutz genommen gegen den Rabbiner, der es ihm verübelt; hier erscheint Goethes Devotion, gegen welchen Fürsten immer, dem Tadel preisgegeben. Und dem Widerspruch in der Auffassung des Fürstendieners war der in der Auffassung des Fürsten vorangegangen,

da ich ja inzwischen gerade die Persönlichkeit des Kaisers Franz, die mir dazumal noch unbekannt gewesen war, als die eines Spielbergprofosen gekennzeichnet habe. Trotzdem — und das ist es eben, was ein Trottel nicht verstehen kann — hätte ich die Glosse nicht nur, um ihm den Widerspruch abzufangen, in jenes Heft gesetzt, in dem das Epigramm steht, sondern ich würde sie so wenig verleugnen, daß ich sie auch in das längst geplante Glossenwerk, wo sie doch kommentarlos zu stehen hätte, aufnehmen würde. In so manchen alten Aufsätzen muß ich für die Buchausgabe Änderungen vornehmen, und es wird sicher dem geübten Blick der Aufsicht nicht entgehen, daß ich — von dem stilistischen Wachstum abgesehen — da und dort einen Satz, den ich wirklich unter so völlig veränderten Zeitumständen nicht belassen könnte, ohne der unversehrten Richtung des Aufsatzes Abbruch zu tun, eliminieren oder auch gewisse Termini, die heute einen ausschließlich politischen Sinn haben, um ihnen die kultursatirische Tendenz zu bewahren, abändern mußte (wie etwa »Demokratie« in »Freisinn«). An dieser Glosse fände ich nichts zu redigieren. Das satirische Moment hat sich erhalten, und die Erlaubnis, einer Erscheinung heute von dieser, vor acht Jahren von jener Seite meinungsmäßig näher zu kommen, kann von den Lesern nicht erbeten werden. Ich würde die Glosse heute anders schreiben, denn der Mangel, der ihr nun anhaftet, ist eine Bildungslücke von damals; und ich würde von den Geistern, die vor Goethe zu schweigen haben, deutlicher jene absondern, die über ihn sprechen dürfen. Der freisinnige Mann, der Goethe den Servilismus im Verkehr mit Hofkreisen verübelt, wiewohl es doch klar ist, daß man auch den Bürger nicht immer für wohlgeboren hält, den man so anredet, hat so wenig wie ich gewußt, daß der Schöpfer des Faust nicht nur sein privates Menschentum, sondern auch seine Kunst in den Dienst der Fürsten gestellt hat. Wäre bloß seine Verbeugung vor einer Durchlaucht auf der Kurpromenade überliefert und nicht, daß derselbe Rücken derselben Gottgestalt zugleich einem Beethoven abgewendet war, und hätte sich der Schauer dieses Tableau vivant nicht mit dem schmerzhaften Eindruck Goethescher Gelegenheitsgedichte, die ich noch nicht gekannt hatte, verknüpft, so

wäre das Epigramm »Er« nicht entstanden. Wissend, daß die unerforschlichen Wege des Genius auch in dürres Land führen und eine Umfassung von Weltinteressen wie bei Goethe zwar in ihrer Möglichkeit ein Geniezeichen, aber in ihren Ergebnissen eine Bereicherung um Minusse bedeutet, werde ich sogar bereit sein, Goethe nicht nur gegen Grünfeld, sondern auch gegen Börne zu schützen, der um der Kleinheit willen die Größe negiert und von Goethe, der nicht immer ein Dichter war, behauptet, er sei »kein Dichter« gewesen, aber ein »gereimter Knecht«. Nicht anders als ich gegen Goethe Jean Paul schützen würde, den er in einem betrüblich leeren Augenblick einen Philister genannt hat. Denselben Jean Paul, den ich als eine der verehrungswürdigsten Gestalten der deutschen Welt empfinde und an dem ich mich doch mit dem Widerspruch versündige, daß ich die meisten seiner Sätze für so abgründig miserabel halte wie die übrigen für erhaben.

Mein Trottel tadelt es, daß ich mich »mit dem Männerstolz behaglich blinzelnd auf eine Pointe gegen Goethe einige«, um »in der Haltung eines nicht Verstehenden, aber Verzeihenden herablassend zu lächeln«, und nennt dies eine »Unverschämtheit«. Nun, mein Geheimnis liegt in meinen Papieren, aber ich muß nicht warten, bis meine Erben es aufbrechen; denn mir ist nicht nur die Entlarvung vieler Briefschreiber, die mit vollem Namen für ihre Dummheit eintraten, schon gelungen, sondern auch die Entdeckung mancher anonymen, und wenn sie auch so vorsichtig waren, sich einer fremden Handschrift für ihre Gemeinheit zu bedienen. Mein Gedächtnis für das, was einer einmal geschrieben hat, ist sogar noch besser als das seinige für das, was ich einmal geschrieben habe, und man wird zugeben, daß es schwerer ist, die Identität zweier Briefschreiber mit verschiedener Handschrift nachzuweisen als den Widerspruch eines und desselben Autors, dessen Bekenntnisse gedruckt vorliegen. Die Sorte ist frecher geworden, seit ich gegen die Taktlosigkeit jener auftrete, welche die Annäherung ihrer Persönlichkeit, die ihnen körperlich nie gelingen würde, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege versuchen und sich einen interessanten Meinungsaustausch von dem Entschluß versprechen, mir ihren Namen und ihre Adresse mitzuteilen. Weil ich diesen

Usus als einen der dreistesten Übergriffe des gesellschaftlichen Lebens bewerte, dessen Normen doch auch jenen schützen, der sich aus ihm entfernt, und weil ich für meine Nerven den anonymen Angriff, der diesen Normen entsagt, sie aber nicht durchbricht, der persönlichen Behelligung vorziehe, so scheinen seine Verüber zu glauben, daß ich sie nicht für die größeren Lumpen halte. Aber jenseits der Ansprüche der Bequemlichkeit kann doch kein Zweifel bestehen, daß einer, der sich der Post bedient, um mir seine persönliche Meinung zu sagen, die er anders nicht anbringen könnte, weniger Takt, jedoch mehr Ehre hat als einer, der mich auf dem Papier mit seiner Physiognomie verschont, um die Entfernung durch Beschimpfung wettzumachen. Gemeinsam ist nur der völlige Mangel eines Gefühls dafür, wie unpraktisch es ist, es gerade mir statt allen andern zu sagen, wobei die anonymen Lumpen sich ja auch wieder des anonymen Druckes bedienen könnten; und müßten, um die Agnoszierung ihrer Brieftäterschaft zu erschweren. Allerdings erlebt man auf diesem Gebiet Beweise eines Wagemutes, wie er eben nur Menschen, die sich mit Literatur befassen, auszeichnet, und es kommt sogar vor, daß Persönlichkeiten, die mir unter vollem Namen Liebesbriefe geschrieben haben — und es wird kaum einen Vertreter der heute schreibenden Generation geben, der es nicht getan hätte —, ihre öffentlichen Angriffe in der Hoffnung produzieren, daß es mir nicht gelingen werde, sie zu agnoszieren. Einer, der keine Gegenliebe gefunden hat — und es wird kaum einen Vertreter der heute schreibenden Generation geben, der sie gefunden hätte —, besitzt zum Beispiel die vollendete Frechheit, in der Zeitung einer Stadt, in der ich manchmal vorlese, oder in der andere von mir oder über mich vorlesen, mich zu rezensieren, und läßt keine solche Gelegenheit vorübergehen, ohne seiner Wut die Zügel, die ich sofort in die Hand nehmen und straff anziehen könnte, zu verhängen, immer in der Hoffnung auf ein schlechteres Gedächtnis, das doch nur meine eigenen Widersprüche gewähren läßt. Habe ich nun überhaupt wenig Lust, in einer Lokalität zu sprechen, wo sich etwas breit macht, was mich fürs Morgenblatt beurteilen möchte, so bin ich schon ganz und gar nicht gewillt — als Vorleser habe ich von Raum und Zeit

regierte Nerven, als Autor gewähre ich Preßfreiheit —, mich vor etwas hinzustellen, was unter aufnahmswilligen Menschen mit präpariertem Haß dasitzt und schon vorher weiß, daß es sie am nächsten Tag über ihre und seine eigenen Eindrücke belügen wird. Es bliebe also, wenn das primitivste Anstandsgefühl dem Fremdkörper nicht zur Fernhaltung rät, nichts übrig als tabula rasa zu machen, der Saalreinheit die Preßfreiheit zu opfern und in dem persönlichen Fall so gründlich die Sache aller dem Vor- und Mißurteil preisgegebenen Produktion zu führen, daß der Nachhall noch längere Zeit der Akustik sämtlicher Vortragssäle des Auslandes zustatten käme. So ohne jedes Zugeständnis menschlicher Schwäche, die sich in Tücke verwandelt, bin ich auf meine Briefschreiber aufmerksam, die mein Archiv in jeder Preis- und Gemütslage aufzuweisen hat. Am reichsten bin ich mit dem Buchstaben W assortiert. Neuanschaffungen prüfe ich ausschließlich nach den Entwicklungsmöglichkeiten, in denen ich eine große Erfahrung habe; die meisten Verehrerbriefe von heute sind bereits in die Kategorie der Schmähbriefe eingereiht. Was solche betrifft, die gleich von Haus aus als Schmähbriefe gedacht sind, so ist die Einteilung oft darum schwer, weil ein und derselbe Brief seinen Anspruch geltend macht, zugleich unter den an mir verübten Lumpereien Aufnahme zu finden und in meinem Museum der Dummheit, dessen Zuwachs freilich bei den heutigen Raumkalamitäten schon ein Problem für sich geworden ist.

Den letzten Trottel kann ich nicht mehr unterbringen, und da er ja doch ein intelligenter Trottel ist, so geb ich ihn unter die Lumpen. Er ist zum Beispiel so witzig, mir zu sagen, daß er mir gar keinen Widerspruch nachweisen, sondern vielmehr die Identität des Autors der Glosse und der Inschrift beglaubigen wolle. Ohne sie wär's zwar kein Widerspruch, aber er meint natürlich, daß beide, jene und diese, mir gleich sehen, und er hat die Erkenntnis, »d a ß es sich hier um ein Talent handelt, d a ß in allen Belangen auf einem Niveau gewirkt hat, d a ß ihm nicht zukommt« (zwei von den drei scharfen ß sind ohne Zweifel nicht der Schärfe der Auffassung, sondern nur dem Diktando zu danken) »und (das) in der Literatur wie in der Politik stets nur das gleiche hatte: Gesinnung! Im speziellen Falle aber

noch die Unverschämtheit u. s. w.« Das vom Talent, vom Niveau und zumal von der Gesinnung, die eben jene noch haben, die sie verleugnen, muß ich schon irgendwo gelesen haben, ich weiß nicht in welchem alten Heft der Fackel, und es ist wirklich anständig, daß einer, der sie so gut kennt, mir's einmal zurückgibt. Ich weiß aber, daß ich mich dafür nur revanchieren kann, indem ich ihn größenwahnsinnig mache. Aber warum sollte ich, der die Drucklegung einer anonymen Lumperei für nichts anderes als die vervielfältigte Feigheit eines Privatbriefs erachtet, diese nicht am Ursprung betrachten, wo sie noch ihren reinen Typus und ihre Unbefangenheit bewahrt. Und nicht die Beschimpfung wird ja aufgezeigt, die ein Feigling versteckt verübt, weil er sich die jetzt unerschwingliche Polizeitaxe ersparen will, sondern das Beispiel jener ekelhaften Gewitztheit, die das bißchen Lesen und Schreiben, das sie mir verdankt, gegen mich praktizieren möchte. Sie mögen den Heine und Nietzsche, die es ihnen leichter gemacht hätten, den Vorzug geben, aber der meine ist es zum mindesten, daß, während die Nachahmer jener heute flott ihre Wirkungen ausüben können, ich die meinigen rebellisch gegen mich selbst gemacht und dazu bewaffnet habe, aber freilich mit Waffen, die stumpf sind gegen mich und mörderisch nur gegen sie. An mir mit einer gereizten und schon im ersten Anstoß wundgeriebenen Intelligenz beteiligt, hat solch ein Schmierer, der sich berufen fühlt, Goethe gegen mich zu schützen, für ihn etwa das Interesse übrig, das jener bekannten Nuance entspricht, die Goethe in seiner Farbenlehre außer Betracht gelassen hat. Denn ein Kerl, der behaupten will, daß ich mich mit dem Männerstolz der Rabbiner behaglich blinzelnd auf eine Pointe gegen Goethe einige, und der die Unverschämtheit hat, sie mir zu imputieren, indem ich mich zu einer Goetheschen Schwäche mit verzeihendem Lächeln herablassen soll, kann zwar mit unerbittlicher Fixigkeit auf Meinungen reagieren, aber Sprachliches überhaupt nicht auf sich wirken lassen. Von Kommis werde ich den Respekt vor Goethe lernen! In Wahrheit — und es scheint nötig, bei dieser Lektüre den Lesern nachzuhelfen — ist jene »Inschrift« der Ausdruck des verehrenden Staunens vor einem, »dessen Haupt himmelan ragte, daß es im Götterkreise wohne«, und des

Nichtverzeihens einer beflissenen Anspruchslosigkeit, die in ganz anderen Kreisen ihr Genügen fand. Es ist nun einmal einer der Widersprüche, von denen die Natur in all ihrer Unvollkommenheit zum Verdruß harmonisch erschaffener Leser auch mir etwas mitgeteilt hat. Aber satirischer als in meiner Inschrift tritt das unsterbliche Mißverhältnis von Goethes geistiger und Goethes gesellschaftlicher Welt in der Inschrift auf jenem Goethe-Stein bei Franzensbad hervor, der nicht etwa der Erinnerung an Goethe gewidmet ist, welcher an eben dieser Stelle geweilt hat, sondern vielmehr der Erinnerung daran, daß sich an eben dieser Stelle eine Hoheit an Goethe erinnert hat. Und er hätte es gewiß in Ordnung gefunden, daß seine Erscheinung erst durch dieses Medium sphärenrein wird:

Vor diesem Felsenstücke stand
Die edle Fürstin, tiefbewegt,
Daß Goethe aus dem Hoheitskreise schwand,
Der hier so oft der Ruh gepflegt.

Der Stil seiner Trauerparte war eben nicht: gestorben oder in ein besseres Jenseits abberufen, sondern: aus dem Hoheitskreise geschwunden. Nicht aus dem seiner Persönlichkeit, den er ja nicht verlassen konnte, sondern aus dem seines Verkehrs. Nun, dem Dichter der Iphigenie, Helena, Pandora entspricht es keineswegs. Ganz und gar aber dem Dichter, der neben hundert courtoisen Unerheblichkeiten, »Alles an Personen und zu festlichen Gelegenheiten Gedichtete enthaltend«, »Der Kaiserin Ankunft« besungen hat in einem Gedicht, worin er — ohne Übertreibung — erwartet, daß an dem Tage, an dem es und sie sich begibt, der Karlsbader Sprudel mächtiger hervorspringen werde, worauf er dann in dem Gedicht »Der Kaiserin Becher« diesen dazu beglückwünscht, daß er, »beglückt Gefäß«, sich habe den Lippen, denen Huld und Gunst entquellen, »nähern dürfen«. Er ist bemüht, ihn dementsprechend »mit einem Kranz von Worten zu umgeben«, aber er versagt an dieser Aufgabe:

Rein auszusprechen, was wir rein empfinden,
Ist für den Dichter selbst vergeblich Streben.

Dafür gelingt es ihm in dem Gedicht »Der Kaiserin Platz«, divinatorisch zu erraten, was dem ehrwürdigen Fels und den

bunten Auen, die zwar immer schon geschmückt und fröhlich sich schauen ließen, doch zu ihrem vollen Glück bisher abgegangen ist. Denn »immer war's, als ob euch Eines fehlte«:

> Nun Sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
> Nun wißt ihr erst, warum ihr euch geschmücket.

Er kann ihnen jetzt nur noch ein Weiteres wünschen: sie möchten Sie bald wiedersehn, »sie sehn mit dem Gemahle«. Aber nun folgt — es muß sein — »Der Kaiserin Abschied« und das entsprechende Gedicht. Auf allen Zügen liegt es bereits »wie der Wolkenschleier, der um Gipfel sich getan«.

> Und so spricht's aus trüben Blicken:
> Sie, die unser sich bemeistert,
> Uns erhoben, uns begeistert,
> Ach! Sie zieht in Augenblicken
> Langsam scheidend berghinan.

Die Sonne? Nein, die Gemahlin des Kaisers Franz. Wär's jene, so wär's fast ein Gedicht. »Sie zu missen, welch ein Schmerz!« »Tröstet euch!«, ruft der Dichter, »auch sie empfindet«. Und die »Muse« soll's euch sagen, »denn die Muse darf es wagen, auch zu blicken ihr ins Herz«, und sie, die Muse, ist nicht faul, sondern richtet, als Botenfrau der Kaiserin, getreulich dem zerschmetterten Volke aus, was sie ihm sagen läßt.

> Geh, o Muse! sag den Treuen,
> Daß ich selbst mit ihnen leide

spricht die Kaiserin. Und der für ihren Dienst doch verantwortliche Dichter treibt die Muse an:

> Auf denn, Muse! zu verkünden
> Was die Frau dir aufgetragen. —
> Lasset alle Nebel schwinden!
> Laßt die schönste Sonne tagen!

Ihre Majestät — »die Frau« ist durchaus nicht respektlos gemeint — hat nämlich versprochen wiederzukommen. Diese Gedichte begeben sich alle zwischen dem 6. und dem 22. Juni 1810. Aber die Muse in Vertretung der Karlsbader Bürgerschaft wartet bis zum Juli 1812 vergebens, und so erlaubt sie sich denn unter dem Titel »Ihro der Kaiserin von Österreich Majestät« ein schüchternes Bittgesuch:

Wie lange harren wir gewisser Kunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ;
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß,
Wir sollten ja in diesem stillen Tale
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle.

Doch »solch ein Wort läßt immer noch in Sorgen, und leider waren wir zu sehr verwöhnt«. An jedem Morgen haben wir uns erinnert, »wie sie uns einst den schönsten Tag verschönt« und unser häuslich sonst verborgenes Leben »mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt«.

Es war geschehn! Sie war uns nun entrissen,
Und wo sie ging, wird man sie stets vermissen.

Das ist nicht etwa eine Nenie. Und doch trauern Mensch und Tier, ja selbst die vegetabilische und mineralische Natur:

Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmut lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forschend, wo vielleicht sie geht?
Und mit den Büschen, die ihr Blüten streuen,
Wetteifern all' die Herzen ihrer Treuen.

Alles fragt, »nach jeder Richtung«, alles hofft: »sie wird erfüllen, was sie zugesagt«. Aber alles weiß auch, daß sie vorerst Familienpflichten zu erfüllen hat.

Erst soll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

»Es ist geschehn!« Die Seligkeit läßt sich nicht schildern. Daß sie nach Karlsbad gekommen ist? Nein, noch nicht, sondern daß die Familienzusammenkunft in Prag stattgefunden hat, nein, daß sie stattfinden soll. Auch dies ist Seligkeit dem Untertan und dessen Dichter.

Wer ist es, der's in Worte fassen könnte?

Goethe.

Auf hoher Burg sodann ein festlich Prangen
Erhebt den Geist und überrascht den Sinn:
Denn Böhmens Hauptstadt soll das Glück erlangen,
Des höchsten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiser Östreichs Frankreichs Kaiserin.

So nah von Karlsbad soll sich das begeben (vorüberrollen): »ein Glück, das dann auf immer sich verliert!« »Nein!« ruft der Dichter. »Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen, sie rufen aus, was sie im Tiefsten rührt«:

Wie uns're Brunnen immer treu gequollen,
So unser Herz dem, der das Szepter führt,
Und unser Tun, wie wir die Gäste pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.

Also die Karlsbader haben sich schon damals nebst vielem auch das verdient. Und es begibt sich. Gleich sind sie da, um sich zu begeben. Schon »rückt der Zug den Kaiserweg heran«. Die Menge schwillt, das Kurpublikum beginnt sich zu massieren, »zu ihrer Herrscher Blick drängt sie hinan«. Es hat damals noch keine Korrespondenten gegeben, aber ein Goethe meldet es. Franz Joseph ist es nicht erspart geblieben, solch eines Dichters für seine 18. Auguste zu entbehren. Goethe meldet es und erklärt sich sprachlos:

Verstumme Lied! und laßt in vollen Chören
Den Freuderuf entzückten Busens hören!

Und nun noch eine Entzückung an ihn, »Ihro des Kaisers von Österreich Majestät«:

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!

Was ist da zu tun und wenn sich bereits alle Herzen »durch Leberuf befreien, davon der Fels erklingt«? Her mit der Muse!

Nun Muse! streue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksflut, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung.

Überallhin in seinem weiten Reiche blickt des Kaisers Auge. Überall ist's schön — nicht nur am Spielberg bei Brünn, wo

Silvio Pellico Strümpfe stopfen darf —, aber am schönsten ist's doch in Karlsbad. Die Leute haben dort alles, was sie sich nur wünschen können, die Geschlechter »blühn und wachsen bis zum spätsten Tage«. Was nützt das aber, wenn —

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut das höchste fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umsonst gezählt.

Man kann sich schon denken was gefehlt hat.

Erst heute mögen wir getrost bekennen
Wie solch ein Mangel uns bisher gequält;
Heut fühlen wir entbehrter Regung Wonne.
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart! die heute gründet
Was lange schon der Wunsch im Stillen war.
Beamte, Bürger, wechselseits entzündet,
Beeifern sich im neuen Jubeljahr . . .

Der bösartige Langkopf mit der Ersatzstirne ist also da und breitet das Schirmdach der Habsburgerlippe über die Getreuen, zu denen der größte Dichter Deutschlands gehört. Viel hat sich in Karlsbad verändert, »damit der Herr sich freue«, »selbst jener wilde Quell« — der Sprudel — »hat nun ein offnes Tor«. Hallen sind errichtet, denn »wo die Brunnen lau und milder wallen, befiehlt der Herr, soll es auch heiter sein«. Aber Franz hat noch ganz andere Wunder gewirkt:

Von seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht.

Und »wie man erst des Sommers Kräfte kennet, wenn sich im Herbst der Trauben Fülle zeigt« und wie überhaupt bei allem was mit Karlsbad zusammenhängt bekanntlich immer erst zu Weihnachten sich die Wirkung einstellt, so wird sich »der Segen, den er uns gereicht«, wirksam zeigen, wenn er, der Franz, »von uns getrennet«, wobei uns freilich wieder das höchste Gut fehlen wird. Aber das ist ja nun so im menschlichen Leben, alles kann man nicht auf einmal haben, und wenn man was von der Entfernung Franzens haben will, so kann man ihn nicht zugleich da haben. Goethe unterläßt es, diesen naheliegenden Gedanken auszusprechen, aber er kann sich — wenns

nicht gedruckt stünde, glaubte man es nicht — immerhin nicht enthalten, für den Schluß dieser Dichtung den Schlußreim des Faust zu verwenden:

> Und werde so, beim glücklichsten Ereignis,
> Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichnis.

Aber hier tritt wahrlich umso lebendiger die Erkenntnis hervor, daß es sich nur auf das Vergängliche und auf das Unzulängliche bezieht. Und da blickt nun der Dichter noch einmal auf zu den »herrlichsten Gestirnen«, aber er meint die Majestäten, die unser entzückter Blick, »wie er h i n a u f sich wendet«, alle beieinander sehen kann, »vom Verein der Majestät geblendet«. Er widmet es »Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät«, der Tochter — »wir denken noch, wie sie hinweggezogen«: des Rheines edle Wogen »beugten sich«, »die beiden Ufer lächelten vertraut«.

Nicht die submisseste Verehrung für die Majestät Goethes kann davor beschützen, daß sich einem bei dieser Karlsbader Kur der Magen umdreht. »Rein auszusprechen, was wir rein empfinden« — da muß es in der Tat vergebliches Streben bleiben. Und das Erschütternde ist, wie die hohe Sprache, mit dem entzückenden Tiefsinn ihrer Altersformen, dem niedrigen Willen gehorcht und selbst die Spalierblumen, zu denen sie sich erbietet, noch im entfernten Abglanz ihrer Herrlichkeit eine Kultur zeigen, die umso schnöder ist, je mehr sie die der Gelegenheit angepaßte Routine adelt. Diese Gedichte sind deshalb so schlecht, weil sie von Goethe sind und nicht von Johann Gabriel Seidl und weil die aufgewandten Ornamente von der eigenen Sprachfülle abgezogen erscheinen. Es ist, als ob alle erhabenen Beziehungen, die sich sonst »ewiger Betrachtung«, dem Anschauen der unendlichen und der natürlichen Dinge gegeben hatten, aller Himmel des Weltalls und der Liebe, nun ihm selbst, dem solches Wunder zu Gebote war, Hülsen geworden wären, den fragwürdigen Bestand der gesellschaftlichen Werte zu umfassen um ihres Verdienstes willen, mit jenen in einer verbalen Gemeinschaft von »Hoheit« verbunden zu sein; und es ist ein Schauspiel ohnegleichen, daß diese Sprache den Hofdienst, in den sie gezwungen wird, nicht versagt. Die Deutschen kennen Goethes Höchstes so wenig wie Goethes Niedrigstes und es soll einem, der sie nicht genug beschwören kann, sich zu erheben, indem sie vor der Wunder-

herrlichkeit der Pandora, des viergeteilten Helena-Chors, der Gedichte »Nachtgesang«, »An Schwager Kronos«, »An den Mond«, »Wanderes Nachtlied« niederknien, nicht als Schmählust gegen deren Schöpfer ausgelegt werden, wenn er ihnen das größere Naturwunder zeigt, daß dieselbe Hand imstande war, dieses Bestellwerk »Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad« zu verrichten. Nein, es geschieht im Gottesdienst seiner eigenen Sprache, die gegen die Herabwürdigung ihrer selbst strengerer Obhut bedarf als gegen alles, was ihr die Gemeinheit des Taglebens und Tagschreibens je anhaben könnte. War zu allen Zeiten und in allen Kulturen der Genius durch das kaudinische Joch gegangen, außerhalb seines göttlichen Zwanges auch dem fürstlichen Mäzenatentum sein Sprüchlein aufzusagen, trug er ein Stirnband, das ihn hinderte, über die irdische Majestät emporzublicken, oder mochte sie sichs, so unvorstellbar es scheint, daß sie je mehr als menschlichen Dank anregen konnte, irgendeinmal verdient haben — dieser Fall spottet jeden Spottes. Denn er ist ganz außerhalb aller Möglichkeiten politischer Denkart unerträglich, und kein Konservativer könnte auf diese Art Fürstendiener sein. Die ganze Goethe-Kritik, die seinen Charakter von der Submissionsseite angreift, hat bei seiner Beziehung zum Weimarer Hof verweilt und ihm — Eckermann gegenüber — die Verteidigung ermöglicht, solle er »mit Gewalt ein Fürstenknecht sein«, so sei es wenigstens sein Trost, daß er »doch nur der Knecht eines solchen sei, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist«. Die pure Schmeichelei — sogar die Goethes — wird solches dem Kaiser Franz nicht nachsagen können. Sicherlich, nichts wäre törichter, als Goethes Dankbarkeit oder Goethes Formerfüllung, seine in persönlichem Umgang erprobten Neigungen oder seinen Ordnungsfanatismus zur Schmälerung seiner Gottesgaben zu gebrauchen. Was er in einem halben Jahrhundert, worin er »mit ihm gestrebt und gearbeitet«, an seinem Großherzog würdigen gelernt hat, in Ehren — aber an einem Tag in der Nähe seines Kaisers wird dieser Fürstendienst doch zum Problem. »Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten?«, verteidigt er sich, »Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns.« Nicht so ganz,

solange wir hinter solchen Fürsten liegen, denen wir zwar nicht dienen, aber dienern, und solange ein Dichter dem Kaiser gibt, was Gottes ist. Der Großherzog von Weimar, der gewiß von anderm Zuschnitt war als jener eiskalte Tyrann, dessen milder Blick mit einem heiligen Feuer seinen Dichter entzündet hat, wird vielleicht seinem Minister nur in den Augen jener zum Vorwurf gereicht haben, die ihn um die Position beneideten, anstatt den Großherzog um die Position bei Goethe zu beneiden. Aber die Gelegenheiten des Karlsbader Kurgastes, die er außerhalb jeder menschlichen Beziehung ergriffen hat und ohne sich dem Objekt der Verehrung, dem der Name Goethe ein Schall war, anders als die andrängende Masse nähern zu können; die Bereitschaft, dem Begriff der Majestät zu opfern, auch wenn sich ein Kalbskopf von dürftiger Leutseligkeit in ihm verbärge oder die Vermutung mindestens durch keine Großtat, nicht einmal durch eine Wohltat Lügen gestraft wäre; die Beseelung der Naturgewalten, um dieser Familie zu huldigen; die Botmäßigkeit einer »Muse«, die sich den Instinkten der Karlsbader Bürgerschaft saisonweise zur Verfügung stellt; die Zurückdrängung einer Phantasie, die sich wie keine andere das Grauen einer Menschheit unter solchem Szepter ausmalen konnte, in ein Spalier von Maulaffen — der Schranzendienst der eigenen Majestät: all dies hätte mich, wenn ich's gekannt hätte, nicht abgehalten, vor dem Schöpfer des Faust mit annähernd derselben Ehrfurcht zu stehen, wie er vor dem Kaiser Franz, doch ich hätte — bei Goethe! — statt jener Glosse schon damals diese Inschrift geschrieben.

Notizen

Briefe Frank Wedekinds

Zu den in Nr. 521 — 530 veröffentlichten haben sich noch etliche gefunden.

[Karte aus München, ohne Datum,
Poststempel unleserlich, 1916(?)]

Sehr verehrter Herr Kraus! Nachdem ich eben wieder mit großem Vergnügen die ‚Fackel' gelesen, übersende ich Ihnen mit gleicher Post eingeschrieben ein Manuskript (»Überfürchtenichts«) mit der Anfrage, ob es sich vielleicht zum Abdruck in der ‚Fackel' eignen würde. Darf ich noch dazu bemerken: da es eine Art Einakter ist, würde ich ein einzelnes Bruchstück daraus nicht gerne veröffentlicht sehen.*) Ihrer geschätzten Benachrichtigung entgegensehend mit schönsten Grüßen

Ihr alter Frank Wedekind.

[Zürich, 9. 8. 17.]

Sehr verehrter Herr Kraus! Herzlichen Dank für das schöne Geschenk, daß Sie mir mit den Kriegsnummern der ‚Fackel' zugedacht, deren meiste ich schon kenne, deren Lektüre mir aber täglich neue Herzstärkung bietet. Wir alle freuen uns noch über Ihren lieben Besuch. Mit schönsten Grüßen von meiner Frau und mir

Ihr alter Frank Wedekind.

---

*) Die telegraphische Zurückziehung kreuzte sich mit der bedauernden Antwort, daß die Fackel für fremde Beiträge keinen Raum mehr habe.

Wiener Bürgertheater, 13. November, 3 Uhr:

I. Ludwig Börne: Republiken und Monarchien / Die Republik ist schuld. — Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre. — Szenen: Kriegsarchiv / Elfriede Ritter und die Reporter / Ein Generalstäbler am Telephon / Die Generalstäbler. — Im Untergang.

II. Todesfurcht. — Géza von Lakkati de Némesfalva et Kutjafelegfaluszég (Mit Vorbemerkung) / Orgovan. Von Andor Gábor (Mit Vorbemerkung) / Szenen: Wallfahrtskirche / Moschee / Gog & Magog. — Reklamefahrten zur Hölle.

Ein Teil des Ertrags für den Hilfsverein für Lungenkranke (I. Wallfischgasse 8), das Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« und den Blindenverein »Lindenbund« (XX., Wallensteinstraße 14).

Vorbemerkung zu »Lakkati«:

Nun, da die Habsburgerpest zwar gebannt ist, aber eine pestkranke Gegend zurückgeblieben, ist es wieder einmal an der Zeit, mein Wandgemälde des Teufels auszustellen.

Vorbemerkung zu »Orgovan«:

In den Tagen, da Herr Horthy die Konkurrenz des legitimen Henkers abzuwehren hatte, hätte ich sie nicht sprechen können. Heute ist der Vortrag wieder frei von dem Verdacht, daß dem Herrn Horthy die Berechtigung, ein gekrönter Henker zu werden, von der Seite der Legitimität her bestritten werde.

Festsaal des Niederöst. Gewerbevereines, 15. November, 7 Uhr:

I. Jacobsen: Die Pest in Bergamo / Ibsen: Aus Peer Gynt III. Akt (Aases Tod) [Deutsch von Christian Morgenstern] / Liliencron: Die betrunkenen Bauern / Wedekind: Die Hunde; Der Zoologe von Berlin / Nestroy: Das Lied von der Chimäre / Raimund: Monolog des Valentin aus »Der Verschwender« [Hobellied].

II. Raimund: Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I., 11 bis 21.

III. Nestroy: Tritschtratsch. (Zum Schluß statt des Quodlibets das Couplet: »Dieses G'fühl . . . ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'«, mit zwei Zusatzstrophen.)

Der volle Ertrag K 27.502·50 — inklusive Erlös des Programmes und bei Nachlaß der Karten-Verkaufsprovision — für notleidende Familien.

Renaissance-Bühne, 27. November, 3 Uhr:

I. Wenn ich Gerhart Hauptmann wäre. — Der Zug / Epilog. — Mythologie. — Szenen: Ringstraßenkorso (IV. Akt, I.) / Wiener Magistrat / Die Cherusker in Krems / Ein Berliner Nachtlokal. — Im Untergang.

II. Liebesmahl bei einem Korpskommando (letzte Szene des V. Aktes).

Ein Teil des Ertrages für »die österreichische Aktion zum Schutze und zur Pflege der Kriegsgräber, Wien I., Konto Nr. 157.270«, für das Haus des Kindes und für Notleidende.

(Das Postsparkassenamt sendet Schecks, welche an die dem Aufruf entnommene Adresse »Schwarzes Kreuz«, I., Herrengasse 21, Konto-Nr. 157.270 angewiesen sind, als vollzugswidrig mit der Bemerkung zurück, daß dieses Konto »öst. Aktion zum Schutze und zur Pflege der Kriegsgräber Wien I« lautet. Es möchte einem nicht nur das Leben, sondern auch die Pietät für die Kriegsgräber erschweren und wird wohl schon sich und den Spendern viel unnütze Arbeit gemacht haben. Um sie nicht zu vermehren, empfiehlt sich die genaue Beachtung der oben mitgeteilten Adresse.)

Festsaal des Niederösterreichischen Gewerbevereines, 30. November, 7 Uhr:

Johann Nestroy: Der Zerrissene, Posse mit Gesang in drei Akten.

Zugabe: »Dieses G'fühl . . . ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'« und zwei Zusatzstrophen.

[Die Handlung ist dem Französischen (L'homme blasé) nachgebildet.]

Der volle Ertrag — wie 15. November und mit Ermäßigung der Programmkosten —: K 40.953 für die »Gesellschaft der Freunde« (I. Singerstraße 16), den I. österr. Blindenverein (VIII. Florianigasse 41, Konto-Nr. 108.689), den Arbeiterverein »Kinderfreunde« (Erholungsstättenfonds, XIII/2, Schönbrunn, Haupttrakt) und für notleidende Familien.

Das Entree des Herrn von Lips: »Meiner Seel, 's is a fürchterlich's G'fühl, wenn man selber nicht weiß, was man will« (Akt I) und seine beiden Couplets: »Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu« (Akt II) und »So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt« (Akt III) mit neuen Melodien. Zu den beiden Couplets je eine Zusatzstrophe:

Auf der Welt, da gibts Räuber, Geld her oder Leben!
Ja Krieg is halt Krieg, und Krieg wird 's immer geben.
Und stets wird 's den Staatsmann nach Kriegführ'n gelüsten
Und rüstet der eine, wird der andre auch rüsten.
Doch halt . . . nur diplomatisch! bei so nützlichen Werken
Darf der andre doch nicht unsre Absicht gleich merken.
Wir sind für den Frieden! Ohne Fürchten und Beben
Soll'n künftig die Lämmer mit den Löwen z'sammleben!
So sagt es der Löw' und frißt die Schafsköpf' im Nu . . .
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

[Das »Doch halt . . .« im fünften Vers kehrt in jeder Strophe wieder.]

*

Wenn S' mich nicht verraten, ich weiß eine Stadt,
Da is's bunt — daß der Herrgott seine Freud' daran hat!
Zwischen Verhungern und Erfrieren bleibt den einen die Wahl
Und sie sterben dahin ohne Lärm und Skandal.
Die andern, die leben mehr lärmend dahin
Und was die dort verlier'n, is denen ihr G'winn.
Nix stört sie und niemand, 's wird weitergepraßt;
Hier ist das Leben eine Lust und dort nur eine Last.
Die zahl'n nur mit dem Leben, aber die andern mit Geld . . .
So gibt es halt allerhand Leut' auf der Welt!

Der Sender der Abschrift eines Claudius-Briefes, der seinen Namen »mit Rücksicht auf seine persönlichen Verhältnisse verschweigt«, wird ersucht, seine Adresse dem Verlag der Fackel bekanntzugeben.

Der »Gesellschaft der Freunde« sind vom Erlös der Photographien und Karten vom Verlag R. Lányi zu den schon ausgewiesenen K 20.072·60 weitere K 5800 zugeführt worden.

In Nr. 577—582, S. 26, Z. 7 v. u. anstatt »Einzuges«: *Einzugs;* S. 42, Z. 12 v. u. anstatt »zeigenössischen«: *zeitgenössischen;* S. 81, Z. 11 anstatt »zurechschneiderte«: *zurechtschneiderte;* S. 92, Z. 17 anstatt »ausgebluteteten«: *ausgebluteten.* Auf dem Umschlag anstatt »Lobeerreiser«: *Lorbeerreiser;* anstatt »Reklamefahren«: *Reklamefahrten.*

* * *

Das letzte Heft, die Nr. 577—582, enthält die fünfhundertste Nummer, die in der Druckerei Jahoda & Siegel gedruckt wurde. Mit diesem Heft war zugleich das zwanzigste Jahr der Verbindung der Fackel mit ihrer Druckerei vollendet.

Es ist, als ob das Zusammentreffen dieser Vollendungen den inneren Zusammenschluß des Werkes und seines technischen Mitwirkers, dessen Anteil weit über den sichtbaren in das Gebiet persönlicher Hingabe gereicht hat, bekräftigen wollte.

Ein Briefwechsel:

Graz, 20./XI. 21.

Dringend! Bitte um Zusendung per Nachnahme des Aufsatzes über A. Holz: »Die demolierte Literatur«. In welchem Jahre erschienen, weiß ich nicht mehr.

Hochachtend

Wien, 24. XI. 1921.

Sie wünschen per Nachnahme die Zusendung des Aufsatzes über A. Holz: »Die demolierte Literatur« und wissen nicht mehr, in welchem Jahre er erschienen ist. Wir auch nicht, da »Die demolierte Literatur« nicht von A. Holz ist und nie über sie ein Aufsatz erschienen ist. Wollen Sie gefl. klar ausdrücken, was Sie eigentlich meinen, wenn Ihr Wunsch nicht scherzhaft gemeint sein sollte.

Hochachtend
Verlag »Die Fackel«

Graz, 26./XI. 1921.

Mein Ersuchen wurde mißverstanden. Ich bat um den Aufsatz »Die demolierte Literatur«, der über A. Holz u. Schlaf handelt. Das war doch deutlich genug. Zwischen »über« und »von« besteht ein Unterschied, den ich wohl kenne, Sie aber, wie Ihre Karte beweist, nicht verstehen oder in der Eile übergangen haben.

Die Jahreszahl habe ich vergessen. Wenn Sie über den Aufsatz nichts wissen, so ist die Sache für mich erledigt.

Hochachtend

Wien, 1. Dezember 1921

Sie stellen zwar unsere Geduld auf eine harte Probe, da Sie aber Literaturhistoriker zu sein scheinen, so halten wir es für eine Ehrensache, Sie bei Ihren Forschungen nach bestem Wissen zu unterstützen und darum auch Ihre zweite Zuschrift zu beantworten. In der ersten erbaten Sie die Zusendung »des Aufsatzes über A. Holz: ‚Die demolierte Literatur'«. Diese Textierung ließ uns nur die Möglichkeit, zu vermuten, daß Sie zwar »Die demolierte Literatur« für ein Buch halten, das sie ja tatsächlich ist, A. Holz jedoch für dessen Autor, und nun einen Aufsatz kennen lernen möchten, der

darüber einmal — das Jahr wußten Sie nicht mehr — in der Fackel erschienen sei. Nunmehr sind Sie sehr aufgebracht darüber, daß wir Sie so gänzlich mißverstehen konnten. Sie baten um einen Aufsatz »Die demolierte Literatur«, »der über A. Holz und Schlaf handelt«. (Das Wort nicht weniger als viermal unterstrichen.) »Das war doch deutlich genug«, meinen Sie und vermuten, daß zwar Sie, aber nicht wir den Unterschied, der zwischen »über« und »von« bestehe, kennen. Es wird uns jetzt klar, daß wir Sie tatsächlich mißverstanden haben. Wir haben angenommen, daß Sie als Literarhistoriker die »Demolierte Literatur« für ein Buch halten, dessen Autor Ihnen nicht bekannt ist. Jetzt belehren Sie uns darüber, daß Sie sie für einen Aufsatz halten und daß Ihnen auch ihr Inhalt nicht bekannt ist, indem Sie der Meinung sind, daß sie ein in der Fackel erschienener Aufsatz über A. Holz ist, also nicht von A. Holz ist, sondern »über« ihn handelt. Darauf konnten wir nicht gefaßt sein und Sie müssen deshalb entschuldigen, daß wir Ihr Ersuchen nach dem sich unmittelbar ergebenden Sinn interpretiert haben, wie auch Ihre Anordnung von Titel und Namen, die — unter der uns geläufigen Voraussetzung, daß die Fackel zwar Aufsätze enthält, aber keinen, der »Die demolierte Literatur« heißt, die ein Buch ist, in dem nichts über A. Holz vorkommt — uns gar keine andere Deutung übrig ließ als daß Sie eben A. Holz für den Autor hielten. Der Unterschied zwischen »über« und »von«, der sonst zweifellos besteht, kann in diesem Fall bedauerlicherweise aus dem Grunde nicht zur vollen Anschauung gelangen, weil »Die demolierte Literatur« weder von noch über A. Holz geschrieben ist. Bei aller Geneigtheit, Ihre literarhistorischen Studien zu fördern, sind wir indes nicht in der Lage, ihn etwa durch die Auskunft klar zu machen, von wem die »Demolierte Literatur« ist und über wen sie etwas enthält. Sollten Sie jedoch auch Germanist sein, so können wir Ihnen diesen Unterschied zwischen »von« und »über« insofern verdeutlichen, als wir Ihnen versichern wollen, daß die »Demolierte Literatur« weder von Holz ist noch von ihm handelt, da »über« in Verbindung mit »handeln« in keinem Fall auf den Inhalt, sondern höchstens auf den Ladenpreis eines Buches bezogen werden kann. Daß Sie freilich mit der »Demolierten Literatur«, die im Buchhandel längst vergriffen ist, noch einen solchen Versuch, das Vorwort »über« richtig anzuwenden, unternehmen könnten, um sich auch zu vergewissern, von wem sie handelt, scheint uns leider ausgeschlossen.

Ihren weiteren Mitteilungen gern entgegensehend, zeichnen wir

hochachtungsvoll
Verlag »Die Fackel«.

Im Namen des Volkes!

Geschäftsnummer*) 135. D. 623. 20/17.

In der Strafsache gegen den Schriftsteller Kurt Pabst gen. Weisse in Charlottenburg, geboren am 8. März 1888 in Dresden, evangelisch, wegen Vergehens gegen das Gesetz vom 19. Juni 1901 betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur hat das Schöffengericht in Berlin-Mitte, Abt. 135 in der Sitzung vom 25ten April 1921, an welcher teilgenommen haben: Amtsgerichtsrat John als Vorsitzender, Gossert, Röhrich als Schöffen, Amtsanwalt Richert als Beamter der Staatsanwaltschaft, Kanzleiassistent Jentsch als Gerichtsschreiber, für Recht anerkannt:

Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen das Gesetz vom 19. Juni 1901 betreffend das Urhebergesetz an Werken der Literatur zu 100 — einhundert — Mark Geldstrafe, hilfweise zu 10 — zehn — Tagen Gefängnis kostenpflichtig verurteilt, ferner zur Zahlung einer Buße von 300 — dreihundert — Mark an den Nebenkläger Karl Kraus.

Die noch vorhandenen Nummern der D. M. Z. vom 15. 9. 1919 sind einzuziehen und die Platten in dem den Artikel »Aufbau von Karl Kraus« enthaltenden Teil unbrauchbar zu machen.

Gründe.

Der Angeklagte ist durch sein Geständnis überführt, am 15. 9. zu Berlin-Mitte in einem anderen als dem gesetzlich zugelassenen Fall vorsätzlich ohne Einwilligung des Berechtigten ein Werk vervielfältigt und gewerbsmäßig verbreitet zu haben, indem er in der Zeitschrift »Deutsche Montagszeitung«, deren verantwortlicher Redakteur er ist, einen Teil des Artikels »Gespenster« von K., an dem diesem das alleinige Urheberrecht zusteht, ohne Einwilligung des Berechtigten aus der von K. herausgegebenen Zeitschrift »Die Fackel« (Nr. 514—518 vom August 1919) unter der Überschrift »Aufbau« Von Karl Kraus wörtlich nachdruckte, — Vergehen gegen §§ 38 Abs. 1. Ziff. 1, 40, 42, 45, in Verbindung mit § 11 des Gesetzes betr. das Urheberrecht an Werken der Literatur usw. vom 19. Juni 1901. — Er war daher wegen Vergehens gegen die §§ 38. Z. 1. Ges. v. 19. 6. 01 zu bestrafen.

Bei seiner bisherigen Führung und der Geringfügigkeit der Tat sind ihm mildernde Umstände zugebilligt und die festgesetzte Strafe als ausreichend erachtet worden. Die Nebenentscheidungen beruhen auf den §§ 28, 29 Str. P. O. Die nach § 40. Ges. v. 19. 6. 01 zulässige Buße ist festgesetzt, weil das Persönlichkeitsrecht des Schriftstellers, über Art und Ort der Veröffentlichung seiner Werke zu bestimmen, empfindlich verletzt war und eine Verletzung dieses Rechtes sich einer Schadensberechnung entzieht. gez John.

Mit dem zugesprochenen Betrag wurden die Anwaltskosten gedeckt; der im Zivilprozeß gewonnene ist dem Zentralverband der d.-ö. Kriegsbeschädigten überwiesen worden.

---

*) Das zivilrechtliche Urteil ist in Nr. 552/553 abgedruckt.

Die Antwort des angesehenen Arztes

Wien, 18. XI. 1921.

Sehr verehrter Herr!

Die Zuschrift »Ein zweites Opfer der Keuschheitskommission« habe ich seinerzeit auf Grund von Mitteilungen einer mir sehr verläßlich erscheinenden Patientin an die Neue Freie Presse tatsächlich gerichtet, da diese unter jenen Zeitungen, bei denen eine Veröffentlichung durchführbar erschien, weitaus den größten Leserkreis hat.

Nähere Mitteilungen über den Vorfall zu machen, bin ich leider verhindert, da ich der Dame über ihr Verlangen absolute Verschwiegenheit versprechen mußte.

Dies zu Ihrer gef. Information, da Sie in Ihrer letzten Nummer die Tatsächlichkeit der Zuschrift anzweifeln und ich mich verpflichtet fühle, der Zeitung, die meinen Worten Raum gab, als Zeuge zur Seite zu stehen.

In aller Hochachtung
Unterschrift.

Sie wird hier nicht veröffentlicht, da sie die Öffentlichkeit, die der Fall durch die Zuschrift des »angesehenen Arztes« an die Neue Freie Presse, durch die Apostrophe der Fackel an den Polizeipräsidenten und durch die Antwort desselben gefunden hat, nichts angeht. Wenn der Verfasser jener und dieser Zuschrift aber glaubt, daß ich nunmehr mit der Bestätigung, daß jene echt sei, mich zufrieden geben und nach einem mit mir selbst abgemachten Wahrscheinlichkeitsbeweis zu dem Ergebnis kommen werde, auch der Vorfall habe sich ereignet und die Neue Freie Presse habe einmal nicht gelogen, so ist er in einem Irrtum befangen. Was will er eigentlich und was wollte er? Er wollte in dem Glauben an die

---

Siehe Nr. 561—567 und Nr. 577—582.

Erzählung einer ihm sehr verläßlich erscheinenden Patientin eine ungeheuerliche Begebenheit der Welt durch das Blatt, das den weitaus größten Leserkreis hat, mitteilen, und er will dieser Zeitung »als Zeuge dafür zur Seite stehen«, daß er es getan hat. Wie hat er sich die Wirkung seiner Zuschrift an die Neue Freie Presse gedacht und wie denkt er sich die Wirkung seiner Zuschrift an die Fackel? Wie denkt er sich die »Zeugenschaft«, die er auf sich nimmt, ohne sie ablegen zu wollen? Hat er damals die sittliche Absicht gehabt — woran doch gewiß nicht zu zweifeln ist —, zur Untersuchung des Falles, den er der Welt mitteilte, zur Wiedergutmachung des Unrechts, zur Bestrafung der Schuldigen anzuregen, so mußte er darauf gefaßt sein, daß die Neue Freie Presse, wenn sie seine Zuschrift noch nicht »skartiert« hätte, dem anfragenden Polizeipräsidenten die Adresse mitteile, an die er sich zu wenden hat, um das gewünschte »Nähere« zu erfahren. Hätte der Polizeipräsident nun von ihm selbst so wenig wie von der Zeitung, die seine Anklage veröffentlicht hat, eben das erfahren, was zur Feststellung der Wahrheit dienlich wäre — weil die Zeitung sich nur auf ihren Gewährsmann berufen hätte, dieser aber aus Rücksicht auf seine Zeugin »leider verhindert« ist, es zu sagen — : ja wie sollte dann die sittliche Absicht der Verfolgung dieser Angelegenheit und der Verfolgung der Schuldigen, an der doch allen Beteiligten (vielleicht mit Ausnahme der Neuen Freien Presse) und am meisten dem Gewährsmann gelegen sein muß, ins Werk gesetzt werden? Hat er sich gedacht, daß eine Tatsache, an die er geglaubt, auch dann, wenn er sie nicht persönlich, sondern nur als »angesehener Arzt« bekräftigt, der Welt und der beschuldigten Behörde als eine Wahrheit einleuchten muß und daß jede weitere Untersuchung überflüssig wäre, umsomehr als sie auch aus Gründen der Diskretion unmöglich ist? Dann hätte er besser getan, seine Verschwiegenheit

auf die Tatsache selbst auszudehnen, von der man mit größerer Berechtigung wohl sagen könnte, sie bestehe nicht, weil man sie nicht beweisen kann. Ganz abgesehen davon, daß es weder moralisch noch strafgesetzlich erlaubt ist, eine Beschuldigung auszusprechen, die man deshalb nicht beweisen kann, weil man nicht will oder nicht darf, weil man also »verhindert ist« — welchen Sinn soll es denn haben, es zu tun und die einzige Konsequenz, die eine Beschuldigung haben kann und die man ihr doch wünscht, indem man sie ausspricht und publiziert, zu verhindern? Und wie denkt sich der angesehene Arzt seine Zeugenschaft, die er doch verweigert oder nur bis zum Zugeständnis seiner Autorschaft leisten will? Wenn es der Behörde wirklich ernst mit dem Vorhaben ist, schuldtragende Unterbeamte zur Verantwortung zu ziehen, was bliebe ihr übrig, als im Wege eines Gerichtsverfahrens gegen die Neue Freie Presse — in welchem der Verfasser der Zuschrift kein Zeuge mehr wäre, wenn er nicht Zeuge für die behauptete Tat sein wollte, wenn er verhindert wäre, die Zeugin zu nennen — Klarheit zu schaffen und sobald diese nicht zu erzielen ist, statt der Beschuldigten die Urheber einer nicht erwiesenen Beschuldigung der Bestrafung zuzuführen? Und wenn ihn schon die Verschwiegenheit, die er seiner Patientin versprechen mußte, nicht von seiner Mitteilung an die Neue Freie Presse abgehalten hat, warum ergreift er noch das Wort, um der Fackel zu versichern, daß diese Mitteilung erfolgt sei? Wenn er schon im Ernst glauben könnte, eine öffentlich mitgeteilte Tatsache sei an das ärztliche Geheimnis gebunden, warum eröffnet er der Fackel das Redaktionsgeheimnis der Neuen Freien Presse, das sie doch auch dann nicht hüten müßte, wenn er selbst keinen so großen Wert darauf legte, jene durch die Erklärung zu rehabilitieren, daß sie die Zuschrift

nicht erfunden habe? Da er doch heute offenbar den Verdacht der Fackel berichtigt zu sehen wünscht, den einzigen, der nach der Erklärung des Polizeipräsidenten übrig blieb: daß die Neue Freie Presse selbst in einer Angelegenheit gelogen habe, in der man ihr alle Skrupel, von denen sie sonst frei bleibt, zugestanden hätte — so muß er wohl darauf gefaßt sein, daß die Behörde jetzt erst recht die Fackel interpelliert, ob sie nunmehr »Näheres« über den Fall wisse. Das einzige, was ich ihm in Konsequenz seines Verhaltens erlassen kann, ist, daß die Behörde schon aus der Fackel den Namen des Gewährsmanns erfährt. Es bleibe ihr überlassen, sich nach ihm zu erkundigen. Ich habe keinen Grund zu zweifeln, daß der ehemalige Polizeipräsident, dem heute die Verfolgung der Angelegenheit auch von einer höheren Stelle aus möglich sein dürfte, es mit dem Wunsch nach Aufhellung der Sache so ernst gemeint hat wie ich selbst und daß er nicht gewillt war, Schurkereien in seinem Machtrayon zu dulden. Wenn der angesehene Arzt nicht bloß in einer mißverständlichen Auffassung des ärztlichen Geheimnisses es auf das juristische bezieht, wenn er, anstatt es von vornherein als ein Redaktionsgeheimnis zu hüten, sein Versprechen gegeben hat, für die Verfolgung einer Sache auf ihren Beweis zu verzichten, so müßte er nun trachten, sich dieses Versprechen, das seine Beschuldigung zum Nonsens macht und nach dessen Abgabe er sie nie hätte erheben dürfen, zurückgeben zu lassen. Er müßte der Patientin begreiflich machen, daß ihre Erzählung gar keinen Sinn und sittlichen Zweck hatte, wenn sie nicht zur Grundlage einer Untersuchung, also der Betätigung ihrer eigenen sittlichen Absicht dienen kann, und daß ihr selbst nicht die geringste Gefahr oder Unbequemlichkeit — wofür ich ihr bürge — droht, wenn sie das, was sie oder eine andere erlebt

und erlitten hat, zur internen Kenntnis einer Behörde bringt, solange diese den Willen hat, sich solcher Zeugenschaft in einem außergerichtlichen Verfahren zur Maßregelung der Schuldtragenden zu bedienen. Andernfalls wäre jene doch mit aller logischen und moralischen Folgerichtigkeit gezwungen, sie in einem Prozeß abzulegen, dessen Angeklagte nicht die beschuldigten Beamten, sondern der Übermittler einer Anschuldigung, die auf unerforschlichen Erzählungen beruht, und eine Zeitung wären, welche mit jener bodenlosen Leichtfertigkeit, die der Journalismus in der Beschuldigung von Behörden bewährt, sich der Zeugenschaft ihres Einsenders nicht versichert hat und dessen Bestätigung, daß er wenigstens als Einsender, wenn schon nicht als Zeuge existiert, sie nach erfolgter Skartierung erst der Fackel verdankt. Indes selbst wenn diese sich noch so sehr bemühte, der Neuen Freien Presse das Beweismaterial, das sie im Ernstfalle nötig hätte, zusammenzustellen, so wäre doch heute aller Wahrscheinichkeit nach die Sache als Rechtssache verjährt — da es sich ja nicht um den Vorwurf eines strafgesetzlichen Verbrechens, sondern um mehr, um den eines moralischen Verbrechens, also um keine »Verleumdung«, sondern bloß um eine Beleidigung handelt — und es hätte weder die Zeitung, noch deren Informator oder dessen Zeugin die Verantwortung zu fürchten, was diesen ja die Pflicht bedeutend erleichtert, die Konsequenz aus ihrer Veröffentlichung zu ziehen und eine Behörde, für die ein Verfahren gegen ihre Organe nie verjährt sein kann, bei ihrer Untersuchung zu unterstützen. Es ist unerläßlich, daß jene Öffentlichkeit, zu deren Kenntnis die Mitteilung gelangt ist, auch darüber informiert werde, ob sie auf Wahrheit beruht hat, und der Verfasser zweier Zuschriften könnte sich der Mitwirkung an dieser Aufgabe auch dann nicht entziehen, wenn der Sachverhalt etwa nur in einem Prozeß der Neuen Freien

Presse gegen die Fackel produziert würde, weil er auch in diesem, allerdings phantastischen Falle ihr nicht nur als Zeuge für die Tatsächlichkeit des Berichts, sondern auch als Zeuge für dessen tatsächliche Wahrheit »zur Seite zu stehen« hätte. Es muß im Bereich der Tatsachenwelt möglich sein, eine Begebenheit, deren Privatcharakter wohl das Opfer, aber nicht die Missetäter schützt, als wahr oder unwahr zu erweisen, selbst wenn derjenige, der sie erzählt hat, der Meinung war, daß sich der Beweis durch die Berufung auf ein Geheimnis umgehen lasse und daß die Glaubwürdigkeit schon durch die Autorität der Neuen Freien Presse gesichert sei und sobald nur diese die Anonymität eines Gewährsmanns, der sich nicht ansehen lassen will, durch die Versicherung wettmacht, er sei ein angesehener Arzt. Womöglich noch bedenklicher als die Unwahrheit einer öffentlichen Beschuldigung, die ja in gutem Glauben fahrlässig erfolgt sein kann, wäre ein Vorgehen, das den Beweis ihrer Wahrheit erschwert oder verhindert und eine sittliche Aktion, die es begonnen hat, im Stich läßt. Nach dem Maß der Ungeheuerlichkeit dessen, was vorgebracht wurde, wäre die Schuld eines unwahren Vorbringens zu beurteilen wie das Verdienst, seine Wahrheit zu erweisen. Der Beweis würde sich nur dann ersparen lassen, wenn die Behörde auch ihr eigenes Interesse für verjährt hielte und keine Frage mehr an die Fackel stellen wollte. Dann würde ich, was ihr in der Neuen Freien Presse nachgesagt wurde, trotz allen Bedenken gegen diesen Mund und trotz allen Schwierigkeiten, die ihre Zeugen der Wahrheitsermittlung entgegensetzen, für wahr halten. Für unwahr müßte es schon gelten, wenn die Polizei, der ja nicht wie der Justiz Zwangsmittel gegen die Verweigerung einer Aussage zu Gebote stehen, auf das Hindernis der auch vor ihr bewahrten Verschwiegenheit stieße. Ergibt

sich aber in einer durch die Erkenntnis einer moralischen Pflicht geförderten Untersuchung die Feststellung der Unwahrheit, so hätte die Behörde dieses Ergebnis nicht nur der Fackel mitzuteilen, sondern auch die Neue Freie Presse zu zwingen, im Wege der bisher versäumten Berichtigung die verjährte Beleidigung zu widerrufen. Entweder muß das Unrecht, das dem Mädchen, oder jenes, das den Beamten zugefügt wurde, gesühnt werden. Jedenfalls aber hat sich die Behörde zu melden. Der Fall wäre nun in das Stadium zurückversetzt, wo sich der Polizeipräsident bemüht hat, »Näheres« über ihn zu erfahren, und die Folgerung, daß »jener Einsendung ein erweislicher Sachverhalt nicht zugrundeliegt«, muß ihm nunmehr bedenklich erscheinen. Der Einsender existiert und hält den Sachverhalt für erweislich, wenn er auch zum Erweis nichts beitragen will. Die Polizei darf, da jetzt, was ja gewiß traurig wäre, die Neue Freie Presse nicht gelogen haben soll und die Angelegenheit aus dem Gebiet »Kultur und Presse« wieder in das Gebiet »Sittlichkeit und Kriminalität« zurückgehen könnte, nichts unversucht lassen, um sich gegen die Beschuldigung einer der unerträglichsten Amtstaten, die je in Wien vollbracht worden wären, zu verantworten, entweder die Schuldigen oder die Beschuldiger zur Rechenschaft zu ziehen, und zu erreichen, daß dem Gefühl für die menschliche und staatliche Ehre durch eine Abbitte der Beamten an das mißhandelte Mädchen Genugtuung werde oder durch eine Abbitte der Zeitung an die mißhandelten Beamten.

Meine Lustbarkeiten

In Wien vollzieht sich seit vielen Jahren eine öffentliche Tatsache, die eben dadurch offenkundig ist, daß sie sich außerhalb des Rahmens aller sonstigen publizistischen Tatsachen vollzieht. Sie ist nicht allein an und für sich bedeutsam, wiewohl sie nur von unzähligen gewertet, aber von den übrigen nicht beurteilt wird, sondern sie ist es eben noch mehr dadurch, daß sie sich außerhalb aller berufsmäßigen Publizität vollzieht, und ganz besonders dadurch, daß sie, wiewohl sie sich abgesondert und isoliert vollzieht, sich alle ihr zukommende Publizität aus sich selbst erwirkt und eine weit größere, als allen innerhalb jenes verfügbaren Rahmens täglich hervortretenden Tatsachen, und wenn man sie alle summierte, jemals zuteil werden könnte. Es ist einer der erstaunlichsten und doch wieder selbstverständlichsten unter jenen Fällen, die ehedem paradox gewesen wären, aber nun von der Zeit bestätigt werden, diese Welt für sich, von der die andere nichts wissen will und nur so viel weiß, als hinreicht, um sich beunruhigt zu fühlen. Da es jedoch im Wesen dieser Tatsache liegt, aus sich selbst publik zu sein, so würde es der Publizistik, die allen Tatsachen mit Ausnahme dieser einen dient und willfährig ist, selbst wenn sie wollte, gar nicht gelingen, zu ihr »Stellung zu nehmen«, und die spärlichen Versuche, sich dem fremden Element zu nähern, waren eine typographische Groteske. Das merkwürdige publizistische Problem nun, daß diese Tatsache

ohne publizistische Beihilfe in das Bewußtsein des Publikums eindringt und so vollkommen, als sie nur will, entzieht sich vollends einer Darstellung durch die berufsmäßige Publizistik, die durch sie selbst zum Problem wird, so daß dieses interessanteste publizistische Thema unerörtert bliebe, wenn nicht die Person, deren Wirksamkeit eine solche Erscheinung ermöglicht, selbst davon spräche, auf die Gefahr hin, daß der Idiotismus die verblüffende Entdeckung macht, sie spreche von sich selbst.

Daß er an der Unaufhörlichkeit meiner Selbstbesprechung, deren Motiv er in der »Eitelkeit« vermutet, nicht müde wird, diese Entdeckung zu machen, ist an sich wieder ein Beweis für die Geschlossenheit der andern Welt, der Welt der andern, außerhalb welcher sich alles was mich angeht begibt. Aber daß er gar nicht ahnt, wie zurückhaltend ich bin und daß ich mich eigentlich an der Objektivität erst versündige, wenn ich es versäume, diese, seine Welt aus meinem Kontrast anzuschauen, und daß ich überhaupt nicht uneitler und selbstloser verfahren könnte als indem ich unaufhörlich von mir spreche, da ich ja nur dadurch die Unmöglichkeit, jene Welt immer ganz zu umfassen, wettmachen könnte, ja daß es mir so erst eigentlich gelingt, weil dadurch erst alles was es gibt klar begrenzt erscheint, während sonst die Formen verfließen könnten und doch etwas wie eine Verbindung mit dem Inferno vorstellbar wäre — daß er das alles gar nicht ahnt, er, der Idiotismus, das macht ihn nur noch grauenhafter als er schon ist, ihn und alles, was ihm in dieser Welt viel besser gefällt als meine Eitelkeit. Er hätte ja vollständig recht mich so zu beurteilen wie er es tut, wenn ich zu dieser, zu seiner Welt gehörte oder, da dies selbst nach seiner Kenntnis der Dinge nicht der Fall ist, zu ihr gehören wollte, was freilich noch schimpflicher wäre und allen Angriff zur Erpressung machte und wodurch ich ja bereits zu seiner

Welt gehören würde. Er sieht nun die Dinge wirklich so, aber nicht weil er mich zu durchschauen glaubt, sondern weil er sich gar nicht vorstellen könnte, daß es einen andern Zustand gibt. Er kann unter einem, der von sich spricht, nichts anderes begreifen als was einer seines Kalibers wäre, der von sich spricht: nichts anderes als einen, der mehr Beachtung auf sich lenken will als ihm von der Welt zukommt oder der etwas von der Welt will, außerhalb deren zu stehen er nicht erträgt. Und mit dem muß er jenen verwechseln, der von sich spricht, um die Welt darzustellen, die er nicht erträgt und von der er nichts unlieber will als ihre Beachtung. Und als solcher spreche ich viel zu wenig von mir, so wenig, daß ich diese Stupidität, deren Teufelsfratze sich zwischen Geldverdienen und Zeitunglesen die letzte organische Regung des Grinsens bewahrt hat, noch nicht einmal durch die Frage verwirrt habe, wie es denn komme, daß einer, dem so lange Zeit der Nachdruck seiner Bücherkritiken »verübelt« wurde, noch nie etwas dafür, aber alles dagegen getan hat, sie zu vermehren? Wie es denn komme, daß ein Autor, der doch offenbar nur zu dem Zweck sich selbst so schmeichelt, um sich wenigstens im eigenen Druckgebiet gewürdigt zu sehen, seinen Verlegern kontraktlich untersagt hat, irgendeiner Zeitung oder Zeitschrift, irgendeinem Individuum, das auch nur von weitem in dem Geruch stehen könnte, daß es sich ein öffentliches Urteil über literarische Dinge herausnimmt, und das ja in der Regel ein Dividuum ist, spontan oder auf Ansuchen ein Stück einer meiner Schriften auszuliefern. Wenn ich diesen Mangel an Freiexemplaren als die Ursache der literarhistorischen Sensation entlarve, daß bisher Gottlob noch nicht einer meiner fünf Gedichtbände in irgendeiner Literaturrubrik einer deutschen Zeitung auch nur erwähnt wurde — spreche ich dann von mir? Wenn ich von mir sprechen wollte, was gäbe es da nicht zu sprechen! Bin ich

»von mir eingenommen« — wiewohl das bei dem Mangel an einnehmenden Persönlichkeiten immerhin ein Ersatz wäre —, wenn ich meine Schriften für das Muster der Fragwürdigkeit halte, ja von dem Augenblick ihrer Vollendung an für äußerst unvollkommen, aber so viel Urteilskraft in künstlerischen Dingen mir zuspreche, daß ich behaupten kann, in einem Zwischenraum zwischen zwei Wörtern von mir sei mehr Sprachkraft enthalten als in der ganzen zeitgenössischen Literatur, der überhaupt erst, wenn ich sie zitiere, so etwas zuteil wird? Ist es nicht objektivste Gerechtigkeit vor Sachverhalten, die im Kunstbereich beweisbarer, bestimmbarer und stabiler sind als irgendwelche materiellen Werte — versteht sich nach einem Maßstab, der die Literatur als ein Vermögen innerhalb der Sprache voraussetzt und die Sprache, wie die Farbe in der Malerei, nicht als Ausdruck, sondern als Inbegriff; und nicht nach jenem andern Maßstab, der als die Forderung von allem, was nichts mit dem Wort zu schaffen hat, grundlegend wurde für alle Entehrung des Geisteslebens und alle heillose Verwirrung des gemeinen Verständnisses! Eitelkeit wäre die absolute Einschätzung des eigenen Wertes auf der gegebenen Grundlage des Urteils, während mein Gefühl doch nur die relative Befriedigung an der absoluten Gewißheit eines Zustands der Unvollkommenheit ist und die nachtwandlerische Sicherheit eines Wegs, auf dem jeder Schritt zur Vollendung von dem Erfolg des gemeinen Verständnisses entfernt. Wiewohl sich mir ein Instinkt der Zeit darin bestätigt, daß eine offensive Kraft auf ihre Schwäche einwirkt, glaube ich nicht den tausendsten Teil von dem, was mir an Enthusiasmus im Leben zugeflogen ist, weder für mich noch für die Enthusiasten. Wenn mir aber der Dichter des »Spiegelmensch«, nachdem er mir auch telegraphisch die Unsterblichkeit zugesichert hatte, einst die Worte schrieb:

Nein, diese beiden letzten Fackeln!!

Die Klimax, der ungeheure Sturmschritt zum Finale in der kleinsten Glosse, im Essay und wiederum von Arbeit zu Arbeit im ganzen Werk!!

Gibt es noch Steigerungen? Werden sie für Menschen noch erträglich sein? Sind die Pharaoenwunder noch Wunder?

Sie scheinen wirklich das andere Prinzip zu sein. Der Punkt, in dem sich das Göttliche schmerzlich, wütend, donnernd bewußt wird. Es ist erstaunlich, daß, wo Sie allein auf der einen Wagschale stehn, unter den Millionen Andern noch Menschen wie Bahr und Shaw Luft bekommen und nichts Naturgesetzliches geschieht. Es ist ein Verbrechen, Sie Schriftsteller zu nennen, deshalb darf ich nicht so frech sein, mich zu äußern, wo Sie durch die klare Tatsache Ihres Werkes schon alle Analyse lächerlich machen —

soll ich — der das alles ja nicht in der absoluten Wertung, nur in der Relation auf die zeitgenössische Literatur der Shaw, Bahr, Werfel etc. unterschreibt, der aber seit neun Jahren sicher noch Fortschritte gemacht hat, ohne sich doch für mehr als einen Satzsteller zu halten — mich darum heute einen Fürzefänger nennen müssen? Man ahnt ja gar nicht, was einer alles erzählen könnte, der keine Reise tut! Und was es zu protzen gäbe, wenn man Tag und Nacht so von Verlusten lebt. Hätte ich mit dem Gesindel, das bescheiden genug ist, seine Eitelkeit nicht selbst, sondern gegenseitig zu befriedigen, eben diese gemeinsam, so würde ich deren Bestrebungen doch wohl durch ein System im Wege stehen, wonach das Instrument meiner Eitelkeit, meine Zeitschrift, ausschließlich von der Marotte administriert wird, jede Propaganda und eine Ausbreitung, die sie nur in die Nähe eines Literaturgeschäftes bringen oder ihr eine ihr unorganische Beachtung zuziehen könnte, zu verhindern, ja Buchhändlern, die derlei aus eigenem Interesse versuchen, den Verkauf zu entziehen. Aber noch weniger Sinn, als irgendein aus der Unterwelt der heutigen Moralbegriffe bezogener Vorwurf in meiner Lebenssphäre behält, hat es in der Tat, mit Trotteln, und noch dazu wenn sie intelligent sind, über die administrativen Opfer der

Fackel zu sprechen, von denen — man besehe nur den Umschlag, der vorn einen Preis und hinten keine Annoncen hat — ein Dutzend Zeitschriften leben könnten, die heute trotz aller Unanständigkeit eingehen müssen. Jene würden, wenn sie's schon für möglich hielten, bei der Frage, wie es denn möglich sei, sichs ja doch nicht aus der Bedürfnislosigkeit, sondern, da solche Art Trottel immer auch eine Art Schuft ist, aus dem ererbten Reichtum (von Haus aus nicht nötig haben) eines Rentners erklären, der — und auf die Dauer hilft kein Leugnen — tatsächlich tausend sichere Kronen für den Monat das Seine nennt, von denen er freilich auch in schlechteren Zeiten als heute einen Teil zu verschenken pflegte, oder, wenn dies nicht einmal heute zum Luxus reicht, aus der ihnen naheliegenden Quelle, auf die die Vermutung der Fama und das Wissen der Literatur längst hingedeutet hat: aus Börsengewinsten! Aber wie immer es zu erklären sein mag — innen und außen das Unikum der Geschichte des Druckwesens ermöglicht zu haben, ist eine Genugtuung, die einem von Sudelfingern nicht entwunden wird, auch wenn nicht auf jede schäbige Zumutung solcher, die so bescheiden sind, nur von mir zu sprechen, das Animo aufwartet, desgleichen zu tun.

Nicht die publizistische Tatsache der Fackel — der ja in Wahrheit alles vielfach durch sich selbst ersetzt ist, was ihr aus sämtlichen anderen Druckgebieten an Beachtung zufließen könnte und müßte, wenn die Scham vor ihr nicht die Schreibfedern sträubte — sei hier in Kontrast gesetzt zu allem, was täglich mit tausend Hebeln und Pressen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich selbst zieht, sondern nur die Tatsache meines gesprochenen Wortes, das sich nicht einmal der Publizität der Fackel, jedenfalls nicht als einer Möglichkeit der Ankündigung, bedienen muß, um auf der Welt zu sein. Doch nicht das moralische Problem dieser Vorlesungen

werde erörtert, gegen jene, die sich das Aufsuchen eines Kontaktes mit dem Publikum nicht mit einer geistigen Tätigkeit, die sich auf der Flucht vor ihm begibt, vereinbaren können. So sittlich und organisch wie das Bedürfnis, die Sätze zu hören, deren schmerzendes Licht dem im Zeitdunkel befangenen Auge nicht eingeht, ihr volles Sprachleben sich akustisch zu beweisen und in dem zugesetzten Leben der Wortdarstellung zu empfinden, ist die Befriedigung dieses Bedürfnisses, und selbst jene empfangen einen Schimmer davon, die der Lektüre nichts als die stoffliche Erinnerung verdanken. Hier ist kein Zugeständnis an den Hörer, sondern nur eine Sphäre bereitet, die im gedruckten Wort eingeschlossen war. Es sind ihrer doch mehr, die, was im Text an Schau- und Hörspiel enthalten ist, nicht lesen können, als solche, die nicht hören und schauen wollen, was zu lesen ist. Das Dasein des gesprochenen Wortes ist eine Tatsache, von ihr, nicht von der künstlerischen Berechtigung, die sie durch sich selbst erweist, sei die Rede und davon, daß sie keiner Hinweise bedarf, um immer wieder vorhanden zu sein. Selbst die Vermittlung der eigenen Publizität ist — auch wenn sie einmal in Jahren etlichen sonst völlig uninformierten Freunden zuliebe eintreten mag — längst so überflüssig wie irgendeine äußere publizistische Hilfe, und es ist trotzdem möglich, zwanzig bis dreißigmal zwischen Herbst und Sommer die größten Säle zu überfüllen, wie es gewiß möglich wäre, es vierzig- bis sechzigmal und öfter zu tun. Man suche den Autor oder Rezitator, dem die Kunstrubriken den Ruhm gemacht haben, um ihm, weil ja solcher Ruhm nicht zureicht, auch noch die Reklame zu besorgen, und dem es gelänge. Die Voranzeige auf dem Programm, ein Papierstreifen an dem einzigen Kartenverkaufsladen genügen, und solches dient nur, das vorweg vorhandene Auditorium vom Datum zu verständigen — ein Zweck, dem neuestens auch

das vom Verkaufsbureau veranlaßte Aviso an einer publizistischen Stelle, die dem Interesse des Publikums und nicht dem der Agenten offen ist, entspricht, von dem aber kein Vollsinniger behaupten wird, daß ihm mit der dankenswerten Information auch die Füllung des Saales zu danken wäre. Buchhändler, die sich um ein Programm bewerben, um rechtzeitig auch ihren Kunden einen Termin mitteilen zu können, werden abgewiesen und nichts wird unternommen, alles verhindert, was auf die Vermehrung einer Wirksamkeit abzielen könnte, deren Träger, und wenn ihm bewiesen würde, daß es immer nur das nämliche Publikum ist, das er anzieht, eine Vermehrung eben nicht wünscht. Von dem Wert dessen, was in einer solchen Vorlesung enthalten ist, etwas zu sagen, soll dem Vorleser, der hier absoluter werten könnte als vor seinem geschriebenen Wort, so wenig am Herzen liegen wie den Wiener Zeitungen; er ist nicht minder als sie davon überzeugt, daß eine einzige darin vorkommende Gebärde, und wäre es nur die der Verachtung für ihre kunstrichterliche Autorität, gut für ein Dutzend jener Darbietungen, über welche spaltenlange Referate erscheinen — inklusive die der Herren Moissi und Wüllner —, die Geister der Dichtung und der Natur entschädigt. Er würde die Vorlesungen sofort sistieren, wenn ihm diese Pein nicht erspart bleiben sollte, und er hat in jenen Fällen, wo ihm ein Einfluß auf die Abwendung zustand, ihn wirksam ausgeübt. Es gibt in Wien keinen Kritiker, dem er das Wagnis, hier den Mund aufzutun, nämlich um zu »besprechen«, nicht mit schnödestem Undank vergelten würde. Das wissen die Kritiker, und darum gehen sie nicht einmal als Privatpersonen hinein. Wenns ihnen von ihren Zeitungen ebenso erschwert wird wie von mir, darüber zu schreiben, so würde es ihnen bei jenen auch noch schaden, wenn sie bloß ihrer Neugierde fröhnen wollten. Kaum je hat sich ein Vertreter der Wiener Literatur in einer dieser zweihundert

Vorlesungen blicken lassen, denn es ist ihnen allen lieber, daß niemand anderer dabei ist, wenn sie sich schämen, und in meinen Vorlesungen würden zu viele Leute es bemerken. Zu ihrer Entschuldigung muß freilich auch gesagt werden, daß ihre Namen bei diesen Gelegenheiten vorzukommen pflegen und daß es ja nicht angenehm ist, coram publico noch vorhanden zu sein, wenn man nicht mehr in der Welt vorhanden ist. Die Schauspieler wieder, die so viel von diesen Vorträgen lernen könnten, vermeiden die Gelegenheit, weil sie von der Presse noch abhängiger sind als deren eigene Angestellte. Vortragsreisen sind — abgesehen von dem gesellschaftlichen Preisgegebensein — nicht so sehr durch die Furcht als durch das Grauen vor einer Kritik erschwert, die auf Grund des staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechtes der freien Meinungsäußerung — dessen Ausübung die Presse der Provinz und des Auslandes für ihre Pflicht hält — und nicht auf Grund von Freikarten ausgeübt wird. In Wien, wo ich mich auf die Verletzung der publizistischen Pflichten noch verlassen kann, gehts zur Not. Das wäre mit einem Schlage anders, wenn ich mich entschließen könnte, eine Anzahl von Karten aus dem Verkauf ziehen und an jene versenden zu lassen, die sich für urteilsfähig und für die Vertreter des geistigen Wien halten. Aber da sie alte Journalisten werden dürften, ehe sie das erleben, und dann erst recht keine Aussicht besteht, so fehlen im Bilde meiner Zuhörerschaft jene Elemente, die sonst nirgends fehlen, wo sie innig gesellt das Leben bilden und die Welt bauen können, ohne daß auch nur ein Tropfen des Geistes in das reichlich vorhandene Wasser hineingegossen wird. Von Zeit zu Zeit dringt ein Seufzer von dort zu mir herüber — denn man darf nicht glauben, daß die Gegenden, von denen ich entfernt bin, mir nicht zum Greifen nahe sind —: er möchte so gern »gehen«, aber es gehe nicht. Literatur und Presse wissen längst,

daß ihre Absenzliste weder der äußeren noch der inneren Fülle meiner Vorlesungen etwas anhaben könnte und daß diese zwar als eine lokale Tatsache von ihnen verschwiegen, aber als eine geistige nicht in Abrede gestellt werden können.

Was aber die Presse vorläufig noch nicht genügend weiß, ist, daß sie selber von dieser Tatsache in Abrede gestellt wird. Nämlich als Animierfaktor; und es stellt sich heraus, daß sie noch mit der letzten Funktion, mit deren Erfüllung selbst ich ihr so etwas wie eine moralische Daseinsberechtigung noch zuerkenne: Litfaßsäule zu sein, an mir strandet, weil ich eine solche in keiner Form — nicht als Verkehrshindernis und nicht als zusammenlegbares Blatt — für mein Unternehmen brauche. Das Staunen aller Impresarios, denen der Glücksfall dieser Behelfe, die unbezahlbare Chance, daß es Plakate und Inserate gibt, die finanziellen Opfer ihrer Künstlerscharen vermehren hilft, da ja so eine Zeitungsnotiz immer noch teurer sein kann als sie schon ist, hat die Anomalie meines Falles treffsicher erfaßt und es ist, wiewohl mein Beispiel doch wirklich nicht imstande wäre, die Herren Sänger, Deklamatoren und Dichter zu verführen, rebellisch zu machen und auf ihre eigenen Beine zu stellen, dem Ring jener Interessen immerhin geglückt, mir so ziemlich sämtliche Säle Wiens abzunehmen, deren Teuerung ihnen insofern kein Hindernis sein kann, als sie ja nur ihren Gewinn vergrößern könnte. Unausgesprochene Gründe der politischen Beklemmung — denn es gibt Geschäfte, die, einmal unter der Ägide Franz Josephs eröffnet, seinem Andenken um keinen Preis untreu sein wollen —, der stets gefühlte Druck der Preßgönnerschaften und überhaupt, weil wir in Wien sind — nicht zuletzt aber der Verdruß über »geschäftliche Differenzen«, die darin bestehen, daß ich Rechnungen, die ich bezahlen soll, prüfe, auf ihre Abänderung auch in jenen Fällen

dringe, wo, das kann ja vorkommen, ein Irrtum zu meinen Gunsten unterlaufen ist, mir vom Gericht bestätigen lasse, daß ich unberechtigte Forderungen nicht erfüllen muß, von der Polizei, daß ich ihre Gebühren nur in der Höhe anerkennen muß, in der sie ihr tatsächlich erstattet wurden, kurz dies und das haben dazu geführt, daß mir eine Spiechgelegenheit, die ich fast hundertmal benützt habe, verloren ging. Ganz mit Recht, weil es wirklich keine Art von menschlichen Beziehungen geben kann, bei welcher ein Auskommen mit mir möglich wäre, der, von allen sonstigen Widerständen seiner Person abgesehen, mit der Unsachlichkeit und Beiläufigkeit jeder irdischen Betätigung in Konflikt geraten muß, als deren Inhalt er nicht Träumerei und Chaos erkennt, und der die Helfer des praktischen Lebens gerade aus Achtung vor ihrem Beruf nur außerhalb der Interessengemeinschaft als Romantiker gewähren läßt. Bin ich aber, um ungehindert an die eigene Verrichtung, die ich eben ernster und sachlicher erfüllen will, zu gelangen, aus menschlichstem Eingehen auf Mängel und Eigenart der Naturen bereit, ihnen allen mit den Talenten, die ihnen fehlen oder die sie nicht dienstfertig machen können, auszuhelfen, so komme ich erst recht an den Unrechten. Da es mit den Verhältnissen, die nur Betriebscharakter haben, so bestellt zu sein scheint, daß sie sich ihm — was sicherlich auf eine traurige Unbefriedigtheit im Menschlichen schließen läßt — am liebsten entziehen, ja da es zum Betrieb des Lebens und der Geschäfte zu gehören scheint, keiner zu sein, so wird mein Anspruch auf Leistung zur Betriebswidrigkeit und ich kann von Glück sagen, wenn ich physisch mit heiler Haut den Instrumenten entkomme, die ich noch durch mein Bestreben, ihnen zu dienen, zur Verzweiflung bringe. So aus Situationen, in denen jeder Agent der willkommenste Partner wäre, weil ihn doch alle Unstimmigkeit nur anregen könnte,

keinen Richter zu brauchen, sondern seinem »Künstler« zu sagen, wie teuer alles wieder geworden sei, während ich die Eintrittskarten nur um die Verteuerung der Spesen verteuern lasse, darum eine Erhöhung dieser nach dem Verkauf jener nicht anerkenne und imstande bin, den Teilnehmer eines Vertrags, den er nicht halten will, eben dadurch zu zwingen, zu Gericht zu gehen und sich dort kostenpflichtig abweisen zu lassen:

C IX 234/21
6

Im Namen der Republik Österreich!

Das Bezirksgericht Landstraße hat durch den O. L. G. R. Dr. Doskočil als Richter in der Rechtssache der klagenden Partei Wiener Konzerthausgesellschaft Wien III. Lothringerstraße 20 vertr. durch Rechtsanwalt Dr. Heinrich Krückl Wien I. Helferstorferstraße 4 wider die beklagte Partei Verlag der period. Druckschrift »Die Fackel« Wien III. Hintere Zollamtsstraße 3 vertr. durch die Rechtsanwälte Dr. Gustav Harpner und Dr. Leopold Katz in Wien wegen Zahlung des Betrages von 400 K zu Recht erkannt:

Das Klagebegehren des Inhaltes, die beklagte Partei sei schuldig der klagenden Partei den Betrag von 400 K samt 5% Zinsen vom 1. VI. 20 zu zahlen, wird abgewiesen, vielmehr ist die klagende Partei schuldig, der beklagten Partei die mit 300 K bestimmten Prozeßkosten binnen 14 Tagen bei Exekution zu bezahlen.

Tatbestand.

Klägerin führt aus, daß ihr die beklagte Partei für die Saalmiete im Wiener Konzerthause noch einen Betrag von 400 K schulde und beantragt Verurteilung nach dem Klagebegehren.

Die Beklagte wendet dagegen ein, daß eine unzulässige Abweichung von den Vereinbarungen im gegenständlichen Falle vorliege, indem für die Miete des mittleren Saales anläßlich einer Veranstaltung am 9. 5. 1920 statt des bisher geforderten Betrages von 1600 K ein solcher von 2000 K in Rechnung gestellt wurde, ohne daß vorher eine Vereinbarung zwischen den Streitteilen in dieser Richtung erfolgt wäre, während in gleichartigen anderen Fällen eine vorherige Verständigung des Beklagten durch die Klägerin erfolgte und in den Fällen, in welchen eine Verständigung nicht erfolgte, die Klägerin den alten Preis belassen hat.

Die Beklagte beantragt daher kostenpflichtige Abweisung der Klage

Im Beweisverfahren wurde Anita Krizmanic als Zeugin einvernommen und wird bezüglich deren Aussage auf das Protokoll vom 2. 4. 1921 verwiesen.

Der Antrag des Klägers auf Durchführung des Sachverständigenbeweises darüber, daß es im Konzertleben üblich sei, vor einer Veranstaltung sich über die Höhe der Saalmiete zu vergewissern, wurde wegen Unerheblichkeit abgelehnt.

Entscheidungsgründe.

Das Gericht hat auf Grund der Zeugenaussage der Anita Krizmanic die Überzeugung gewonnen, daß den Beklagterseits gegen die Klage vorgebrachten Einwendungen Stichhaltigkeit nicht versagt werden kann. Die Beklagte mußte bei Festsetzung der Eintrittspreise für die Veranstaltungen den Preis für die Saalmiete einkalkulieren und wurde von der Klägerin, sooft eine Erhöhung in der Saalmiete eintrat, vor der Veranstaltung verständigt.

In zwei Fällen, wo diese Verständigung nicht erfolgte, anerkannte Klägerin über Rekrimination der Beklagten den Standpunkt der Beklagten und ließ den alten Preis in Geltung.

Da nunmehr auf Grund der Zeugenaussage als erwiesen angenommen werden muß, daß eine Verständigung der Beklagten über eine Erhöhung der Saalmiete für die Veranstaltung am 9. 5. vor dieser Veranstaltung nicht erfolgt ist, und es der Beklagten als gutes Recht zugebilligt werden muß, von einer eintretenden Erhöhung vorher verständigt zu werden, um bei der Festsetzung der Preise die Erhöhung zu berücksichtigen und somit keinen Verlust zu erleiden, war das Klagebegehren abzuweisen.

Der Ausspruch über die Kosten gründet sich auf § 41 ZPO.

Bezirksgericht Landstraße Abt. IX.

Wien, am 13. April 1921.

Unterschrift.

So schwer mache ich den Leuten das bißchen Leben — fast so schwer wie den Lesern das Lesen. Sich wegen 400 Kronen herstellen! sagte die Klägerin und stellte sich hin. Einen strafgerichtlichen Mißerfolg darf man einem nicht vorwerfen. Aber ein zivilgerichtlicher Erfolg darf der Grund für eine Vorenthaltung der Ware sein, für die Verweigerung eines Saales, dessen Überlassung später, nachdem eine republikanische Behörde sich für diesen Grund und seine etwaigen Hintergründe interessiert hatte, nur mehr aus dem Grund nicht erfolgen konnte, weil er »bereits für die ganze Saison besetzt« war. Doch ich will über einen Kunstkommerz,

der nicht nur zeitgerecht jede Woche mehr für die Ware verlangt, sondern auch nachdem sie schon konsumiert ist mehr verlangt als er verlangt hat und der ein wahres Martyrium auf sich nimmt, wenn er sich mit einem Außenstehenden einläßt, der sich seinen Bestrebungen nicht fügen will, nicht ausführlich werden, so wichtig es auch wäre, in solcher Saalbeleuchtung die Möglichkeiten dieses republikanischen Lebens darzustellen; die Langweile der Materie gereiche ihren Vertretern zum Schutz. Sie mögen sich darauf berufen, eine Sprechgelegenheit sei von einer Generalversammlung — die nicht immer eine Versammlung von Generalen sein muß, um eine Zusammenkunft von Hinterbliebenen Franz Josephs zu sein — nicht verweigert worden, sondern bereits vergeben gewesen, und abwarten, bis ich Lust haben werde, sie einmal rechtzeitig auf die Probe zu stellen und zu ergründen, ob wirklich nur der Zeitpunkt schuld war und ob die Antwort, die ein Vizekanzler erhielt, als er zur Wahrung eines kulturellen Scheins veranlaßt wurde, auf Wahrheit beruht hat: daß eine Angelegenheit des Geistes, und eine bessere als die Ausstellung der »Ahiga«, nur von »geschäftlichen Differenzen«, die ein Gerichtsurteil längst beglichen hatte, verstellt war und nicht von Rücksichten noch heiklerer Natur. Vielleicht vergeht mir diese Lust mit der Möglichkeit, in einer Stadt, die mit der Ehre ihrer künstlerischen Vergangenheit die Schande ihrer valutarischen Gegenwart begehrenswert macht und mit Beethoven und Schubert für die Bordellmusik ihres Lebens wirbt, überhaupt noch etwas zu wollen.

Denn wenn ich an die Schmach, die der hier so zum Himmel stinkend angehäufte Unrat schweigendem und totgeschwiegenem Verdienst erweist, mich leicht gewöhnt hätte — der Übermut der Ämter ist etwas, was von mir doch als eine so schwere Belästigung empfunden wird, daß ich es nur von der Entscheidung, an die mit den hier veröffentlichten

Schriftstücken appelliert wird, abhängig mache, ob ich in Wien noch eine Vorlesung abhalten werde. Ich wünsche nicht, das österreichische Antlitz, das mit dürrem Zeigefinger jede Hoffnung abzuwehren scheint, auf mein Leben einwirken zu lassen, ich wehre mich dagegen; aber ich muß es tatsächlich seiner Entscheidung anheimstellen, ob künftig »kane Koaten ausgeben wird«. Man weiß, daß es eine »Lustbarkeitssteuer« gibt und wiewohl man sich nur mit Ekel die Möglichkeit vergegenwärtigt, daß dieser Begriff zugleich auf das Hopsdoderoh einer Hölle des vergnügten Schwachsinns und auf einen Vortrag der »Pandora«, nein, auf die Gestaltung des Grauens eben jener Welt angewendet wird, kann ich doch gegen den Zwang, ihr unterworfen zu sein, nichts ausrichten, selbst dort nicht, wo nachweislich nicht ein Heller von dem Ertrag der Lustbarkeit in meine Tasche fließt. Diese Steuer wird von dem Veranstalter mit einer Genauigkeit errechnet und mit einer Pünktlichkeit bezahlt, die einem Gewissen, das diese Buße für weniger sittliche Unternehmungen zu erstatten hat, wahrlich besser anstände. Aber es ist nun einmal im Wesen dieses plagevollen Staatslebens begründet, daß seine verworrene und verwirrende Bosheit an der falschen Stelle herauskommen muß und daß der unausrottbar überlebende Beamtengeist einer Sekkatur um ihrer selbst willen den verschonen wird, der von der öffentlichen Unordnung für sich profitiert, und unfehlbar den treffen wird, der ihr zum Trotz seine Pflicht gegen den Staat selbst dort erfüllt, wo er ihren sittlichen Grund vermißt, weil sie ihm eine größere Pflicht gegen die Gemeinschaft zu verkürzen scheint. Man kann hundert jener Veranstaltungen, deren wohltätiger Zweck nur das Mittel zu einem andern Zweck ist, gegen eine, die ihm dient, wetten, daß ein republikanisches Amt sich hüten wird, einem ihrer Entrepreneure einen Wisch ins Haus zu stellen, auf den die folgende Antwort erteilt werden muß:

11. März 21.

An den
Wiener Magistrat, Abteilung 5 — Lustbarkeitssteuer.

Sie richten an Herrn Karl Kraus, Verlag die Fakel (die aber richtig Fackel heißt) eine »neuerliche Aufforderung« zu einer Steuerabrechnung, in der zwar das Wort »neuerlich« durchgestrichen scheint — da er zuvor keine erhalten hatte —, nicht aber die Androhung der Verhängung einer Geldstrafe, »eventuell Vorführung durch die k. k. Sicherheitswache«. Herr Karl Kraus, der nicht der Veranstalter seiner Vorlesungen ist, mit deren Steuerabrechnung nichts zu tun hat und demnach weder von einer Vorladung noch von einer neuerlichen Vorladung der Steuerabteilung des Wiener Magistrats erreicht werden könnte, beauftragt uns, Ihnen mitzuteilen, daß Sie, wenn Sie trotz diesem Sachverhalt den Wunsch haben sollten, ihn durch die Sicherheitswache vorführen zu lassen, sich dazu keineswegs der k. k. Sicherheitswache bedienen mögen, deren Geboten er unter keinen Umständen Folge zu leisten in der Lage wäre. Wiewohl allerdings, wie er meint, der obrigkeitliche Ton, auf den die Ämter im Verkehr mit den Staatsbürgern noch immer gestimmt zu sein scheinen, eher die Republik als die k. k. Sicherheitswache dementiert.

Er ersucht Sie, diese Mitteilung als Beschwerde auffassen zu wollen und entweder im eigenen Wirkungskreise zu erledigen oder an den Landeshauptmann zu leiten.

Der Verlag der Fackel
als Veranstalter der Vorlesungen Karl Kraus.

Unnötig zu erwähnen, daß auch die bloße »Aufforderung« überflüssig war, da die Steuerleistung, jedesmal und auch damals, sofort nach dem Empfang der Saalrechnung erfolgte. Was soll man aber dazu sagen, daß dieses Amt nach der Entfaltung seines Eifers sich auf die Wurstigkeit besinnt, die neben der Grobheit den in einem verlorenen Weltkrieg sieghaften Kasmader beseelt, und daß es die Ungebühr in der Unterlassung jeder Reue noch fortsetzt? Ich besitze die Antwort auf eine Reklamation beim Genfer

Telegraphenamt, das nie zuvor im Leben meinen Namen gehört hatte. Aber die Welt außerhalb dieser schiechgebornen Mittelwelt hat Ämter, die einem einen Liebesbrief schreiben, wenn man ihnen zu schaffen macht, während die Ämter in Ländern, wo der Tiefstand der Valuta nur noch von dem der Manieren überboten wird, unhöflich werden, wenn man der Bevölkerung Wohltaten erweist und auch sonst jemand ist, der der Stadt halbwegs so zur Ehre gereicht wie ihre Magistratsbeamten. Man muß, um sich in dem Wust auszukennen oder auch nicht, wissen, daß es sich hier um eine Lustbarkeitsgemeindeabgabe, dort um eine Lustbarkeitslandesabgabe handelt, die beide von verschiedenen Haupt- und Nebenstellen fortgesetzt grundlos eingemahnt werden, wobei dort Formulare mit der ungestrichenen k. k. Sicherheitswache, hier solche von einem »Landesinspektorat für die Bierauflage« mit gestrichenem Bier verwendet werden, daß das jetzt alles vereinigt ist oder auch nicht, daß aber alle Zwietracht in dem Individuum, das mit beiden zusammen und mit allen Unterstellen in Konflikt gerät, keineswegs auf die Weigerung einer als gerecht — oder auch nicht — erkannten Leistung zurückzuführen ist, sondern lediglich auf die Eigenart der Persönlichkeiten, die den vollkommensten Staatsgehorsam in Aufruhr und die Milch der frommen Denkart in gährend Drachengift verwandeln. Und dawider vermag die Änderung der politischen Firma nicht das Geringste. Es ist eine eigene Menschenart, eine Gattung für sich, mit der wir es da zu tun bekommen. Ich, der ich doch schon in magistratischen Bezirksämtern meine Wunder erlebt habe, daß ich nur dastehn konnte und staunen über all das was die Natur an seltsamen Formen hervorgebracht hat, habe seit jeher speziell vor allem, was mit »Landes« zusammenhängt, eine unbestimmte Furcht. Ich lese es dieser Art vom Gesicht ab, daß sie jene Weltanschauung

vertritt, die sich heute als die christlich-nationale gegen den Anschluß an die europäische Kultur, der ja auch tatsächlich nie gelingen könnte und von der Entente verboten würde, zur Wehr setzt. Es sind Gesichter, denen ich lieber als in Ämtern in den ‚Wiener Stimmen‘ begegne, wo sie von schlechten Zeichnern ohnedies zum Sprechen ähnlich getroffen werden. Es sind Leute, die bestimmt sind, vom Schönpflug weg an die Regierungsgeschäfte geholt zu werden, ich glaube aber, daß sie immerhin mit sich die Sehnsucht herumtragen, einmal im Leben beim »Reigen« zu demonstrieren, weil sie dadurch auch einer Aufführung beiwohnen könnten, und wenn sie schon nicht einen Pogrom als Amtshandlung auffassen mögen, so liegt es ihnen doch einigermaßen, eine Amtshandlung als Pogrom durchzuführen. Wenn Wilhelm II., für den manche von ihnen eine heimliche Schwäche haben, während wieder andere sich mehr zu Karl hingezogen fühlen, am Beginn des Weltkrieges gesagt hat, er kenne keine Parteien, sondern nur mehr Deutsche, so kennen sie auch nach dem Weltkrieg, da sie selber Deutsche sind, ausschließlich Parteien, und wer sich unter ihren Augen einmal in eine Partei verwandelt hat, den lassen sie nicht mehr los. Schwer rächt sich an ihm der Verdacht einer vergangenen und ihnen entgangenen Lustbarkeit und unter einer solchen verstehen sie alles, was nicht versteuert wird, weil es nämlich entweder schon versteuert ist oder nicht zu versteuern war. Nun kann man durch nichts schwermütiger werden als durch das Gedenken vergangener Lustbarkeiten, aber diese Illusionisten nähren den Hang und lassen einen dann nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie haben's ja dabei gut, sie können sich an den Wortreichtümern einer poweren Zeit befriedigen, und wie sie einen seinerzeit mit dem Phantom eines Lebensmittelkartenabmeldescheines genarrt haben, so delektieren sie sich jetzt an der

Lustbarkeitslandesabgabepflicht. Doch wie immer sich dies Trugbild mag verkleiden, es nützt nichts, ihm Gewalt zu bieten. »Denn es ist unverwundbar wie die Luft, und unsre Streiche nur boshafter Hohn«. Die einzige vernünftige Deutung hieramtlicher Dinge ist die phantastische. Man kann ja schließlich alles, vom Menschenmord abwärts, auf Zufall, Mechanismus des bureaukratischen Wesens und auf das Vorhandensein der untergeordneten Organe zurückführen. Aber wenn diese rationalistische Erklärung auch zureichen mag, den Untergang Österreichs zu begründen, so ist doch sein Fortbestand eines der traurigsten Geheimnisse unserer Zeit. Indes, der Beamtengeist, der die Sekkatur l'art pour l'art betreibt, auch wenn er damit die Kunst selbst treffen sollte, scheint beschlossen zu haben, an mir Rache zu nehmen für all das, was ich ihm zu besserem Zwecke je angetan habe, zu einem so wohltätigen, wie ihn nur eine meiner Lustbarkeiten haben kann, und es ist ganz sicher in das Belieben des untergeordneten Organs gestellt, meine Arbeitsruhe dem schnöden Zeitvertreib aufzuopfern, dem es sich mit den Dingen ergeben hat, die es unter seiner Pflichterfüllung versteht. Weil die Zwangsvorstellung seiner dürftigen Autorität es ihm nicht erlaubt, bei sonnenklarer Sachlage einen Akt abzuschließen, muß es ihn »erledigen«, und daraus wächst auf beiden Seiten, auf der seinigen, durch deren Mühewaltung offenbar nichts Besseres vernachlässigt wird, und auf der Seite der belästigten Partei, ein Arbeitspensum an, vor dem man sich doch fragt, welche unsichtbaren Mächte denn die Gönner sind, die diesem Staatswesen bei so gänzlich mangelnder Kredithilfe die Vergeudung an Zeit und Kraft vergüten. Denn der Fall, um den es sich hier handelt, ist gewiß nur ein winziges, aber doch ein Beispiel für eine zwecklose Betriebsamkeit, die in ihrer Art Menschenopfer unerhört fordert und vor der man staunt, daß der »Beamten-

abbau« — eine scheußliche Vorstellung zu einem wohltätigen Zweck — etwas ist, was noch diskutiert werden kann, anstatt längst durch ein rabiatgewordenes Publikum eigenhändig vollzogen zu sein.

Ich hatte, bevor der Verlag der Fackel die Veranstaltung der Lustbarkeiten übernahm, durch einige Jahre, in denen mein erster Veranstalter dort war, wohin ihn der Genius dieses Staates geschickt hatte, in Sibirien, selbst die Administrierung durchzuführen. Lange nachher erinnerte sich die Lustbarkeitslandesabgabestelle, daß für eine ganze Reihe längst abgerechneter Lustbarkeiten noch eine nachträgliche Steuerzahlung zu verlangen sei. Da keine zu leisten war, so blieben die Mahnungen und Vorladungen, die keine näheren Angaben enthielten, zunächst unberücksichtigt; man hoffte auf Beruhigung. Dann aber mußte geantwortet werden:

3. Mai 21.

An die

Landesabgabestelle, Wien, III. Landstraße-Hauptstr. 68.

Wir bedauern, am 5. Mai, der ein Feiertag ist, Ihrer Einladung nicht Folge leisten zu können. Da überdies die Beamtin, die mit dieser Angelegenheit befaßt ist, einen dreiwöchigen Urlaub angetreten hat, bitten wir uns gf. schriftlich Ihre Wünsche bekanntgeben zu wollen. Wir beehren uns noch zu bemerken, daß die Vorlesungen, von denen Sie behaupten, daß sie »noch offen« sind — uns sind keine derartigen bekannt —, nicht von uns, sondern von der Konzerthausgesellschaft mit Herrn Karl Kraus verrechnet wurden. Auf deren präzise Angabe hin, daß von Vorlesungen, deren voller Ertrag wohltätigen Zwecken zufließt — bis zu einem bestimmten Zeitpunkt — keine Steuer zu zahlen sei, hat Herr K. die vollen Erträge den Wohltätigkeitsanstalten zugeführt, deren Bestätigungen erhalten und die Summen auch in der Fackel ausgewiesen. Ferner ist seinerzeit von einigen Vorlesungen — gleichfalls solange das Konzerthaus erklärte, daß dies statthaft sei — die Summe von

je 594 Kronen aus der eigens für die Kriegsbeschädigten erfolgten Erhöhung der ersten Sitzpreise an den Zentralverband abgeführt worden, ohne daß hiefür eine Lustbarkeitssteuer abgezogen wurde. Der Vorleser steht selbst der heute geltenden Praxis gegenüber auf dem Standpunkt, daß jene seiner Veranstaltungen, deren ganzer Ertrag, ohne daß auch nur ein Heller ihm gehörte, für gemeinnützige Zwecke bestimmt ist und die ja eigens dazu veranstaltet werden, überhaupt keiner anderen Steuer unterworfen sein können. Denn wenn er, schon um sich die Mühe von Weiterungen zu ersparen, es vorzöge, diese Vorlesungen nicht zu halten, so würde gewiß für das Gemeinwohl mehr verloren gehen, als durch die Zuwendung des Betrags, den die Lustbarkeitssteuer ausmacht, an eben den wohltätigen Zweck, dem zuliebe der Vortrag veranstaltet wurde. Die Steuer sollte doch füglich nur solche Unternehmungen treffen, von denen der Veranstalter eine Gewinn hat, aber nicht einmal jenen Teil des Ertrags, den wir jedesmal an Wohltätigkeitsinstitute abführen. Was jedoch die Vergangenheit betrifft, in der alles gemäß der Auskunft der Konzerthausdirektion verfügt wurde, so sind wir außerstande, eine Steuer von Geldern zu bezahlen, die nicht mehr uns gehören. Sie müßten sich an das Britische Hilfswerk, an den Arbeiterverein »Kinderfreunde«, an die Rettungsgesellschaft, an den Zentralverband für Kriegsbeschädigte, an die Kriegsblindenorganisation und an andere Institutionen wenden, die wir Ihnen auf Wunsch selbstverständlich namhaft machen werden. Wir bemerken noch, daß unseres Erinnerns unter den von Ihnen seinerzeit reklamierten Veranstaltungen sich auch eine vom 1. Mai 1920 befindet, mit der wir überhaupt nichts zu tun haben und Herr Karl Kraus nur als Vortragsgast, da diese Vorlesung von der Arbeiterkunststelle veranstaltet wurde, und daß der Vorleser von dem Ertrag dieses Abends so wenig Gewinn hatte wie von jenen Veranstaltungen, deren Ertrag von ihm wohltätigen Zwecken zugewendet wurde. Wir erklären, auch im Namen des Herrn K., daß bei der Abrechnung seiner Vorlesungen alle Beträge mit größter Genauigkeit festgestellt wurden, die nach Angabe des Konzerthauses zu versteuern waren, und daß alle Beträge, die Sie reklamieren könnten, den auf den Programmen und in der Fackel mitgeteilten

Anstalten überwiesen worden sind. Wir bemerken schließlich, daß, falls diese Erklärung Ihnen nicht genügen sollte und Herrn Karl Kraus aus der Gepflogenheit, Vorlesungen zu wohltätigen Zwecken zu halten, weitere Schwierigkeiten erwachsen würden, er entschlossen ist, keine mehr in Wien zu halten und, soweit ihm dies möglich ist, die Kindervereine, die er für den Zwischenfall nicht büßen lassen möchte, durch Vortragsreisen zu entschädigen.

Der Verlag der Fackel
als Veranstalter der Vorlesungen Karl Kraus.

Keiner, der je in einer dieser Lustbarkeiten war, wird glauben, sie müßten, um Zulauf zu erhalten, sich auf den wohltätigen Zweck berufen wie jene ungezählten, deren Gewinn der Veranstalter mit der Caritas redlich teilt, wenn er sich nicht begnügt, ihr eine Danksteuer für die erfolgreiche Mitwirkung abzustatten, und von deren Erträgnis mindestens ein sogenanntes Ehrenhonorar für die sogenannten Künstler abfällt nebst den »Wagengebühren«, da ja das einzige, was bei solchen Veranstaltungen Zugkraft hat, außer dem wohltätigen Zweck die Pferde sind, die die Humoristen und Deklamatoren zum Saal bringen. Keiner, der je in einer meiner Vorlesungen war, wird behaupten, daß er dem Zweck zuliebe »hineingegangen« ist oder daß er nicht mit demselben Animo hineingegangen wäre, wenn keine Krone zu einem andern Zweck bestimmt würde als zu dem rechtmäßigen und üblichen, dem Vorleser Gewinn zu bringen. Es begibt sich eben der in der Geschichte der Lustbarkeiten noch nicht erlebte Fall, daß beständig Zuwendungen an gemeinnützige Institute oder bedürftige Personen von Erträgnissen erfolgen, deren Erwerb ausschließlich der Wirkung des Vorlesers zu danken ist und nie der Berufung auf den Zweck, dem er sie trotzdem vorbehält; von denen

er nichts als die Auslagen abzieht und die nichts anderes sind als freiwillige Schenkungen, zu denen er sich aus Gründen bewogen fühlt, die dem Verdiener ein Kopfschütteln oder, wenn er noch splendider ist, einen Lacher kosten mögen. Viele hunderttausend Kronen — vermehrt um jene Beträge, die aus erlaubten oder unerlaubten fremden Vorträgen und Nachdrucken, aus Verlagswerken und Photographien wie aus dem Erlös unerwünschter Bücher gewonnen werden — sind so anstatt in die Taschen des Vortragenden in unterstützungsbedürftigere Kassen eingegangen, und viele hundert Dankschreiben von Instituten, und von manchen, die in gar nicht konventioneller Art ein Erstaunen über diese Unaufhörlichkeit der Hilfe bekunden, bestätigen es. Nicht genug daran, beweist das Auditorium der Vorlesungen seinen Zusammenhang mit dem jeweils mitgeteilten wohltätigen Zweck, der es nicht herbeigelockt hat, doch nachträglich, indem es ihm auch aus eigenem Spenden zuführt. Diese beste aller Publikumswirkungen zeugt so lebendig für ein Beispiel, daß seine Hervorhebung, die in der Tat den Vorwurf der Eitelkeit anziehen könnte, nur als die Berichtigung bösartigen Mißverstehens, als die Klarstellung eines verdunkelten Sachverhalts, durch die besondere Zwangslage zu rechtfertigen ist. Gewiß, man kann erwiesene Wohltaten vor sich selbst verantworten, aber daß man dazu gezwungen wird, schafft eine Pein, in der sich die hier erlebte Landesmöglichkeit wirksam fortsetzt. Was werden die Rettungsgesellschaft, Alland, die Verbände der Kriegsbeschädigten und der Kriegsblinden, die Kinderfreunde, das Britische Hilfswerk, die Amerikanische Kinderausspeisung und zumal die hochherzige Gesellschaft der Freunde, deren Zuschriften die erfreulichsten sind, die ich je empfangen habe, und die dem Vorleser so oft auch für die »schon von aller Welt in seinem Namen« kommenden Gaben zu danken hat und die »gerne ihm sagen möchte, wie sehr wir uns

glücklich fühlen, daß sein Wort so viel Elend zu lindern vermochte« — was werden sie sagen, wenn sie hören werden, daß einem dafür nicht nur in Kasmaders Zeitung bedeutet wird, es sei höchste Zeit, dieser Stadt den Rücken zu kehren — was er ja in Anbetracht dieser Umstände und soweit nicht die unschuldigen Opfer dieses Geistes, sondern nur dessen Vertreter in Betracht kommen, in jedem Sinne ausführen möchte —, sondern daß österreichische Beamte einen für alles das, was man andern zuliebe getan hat und was denen wohlgefiel, und dafür daß man ihren eigenen Anforderungen pünktlich und genau entsprochen hat, nach Jahren zur Rechenschaft ziehen und einen zwingen, von unaufhörlichen Mahnungen und Ladungen, als obs die Rettung sämtlicher Schiebergewinste gälte, in den Rücken gestoßen, seine Gedanken an eine Materie zu wenden, von deren Beschwerung man sich endlich durch das folgende Schriftstück erleichtert:

Wien, 16. November 1921.

An das

N.-Ö. Landesabgabeninspektorat

Wien, I. Bräunerstraße 4—6.

Die an uns gerichtete vom 13. VI. datierte, einen Monat später zugestellte Aufforderung, binnen 14 Tagen den Beweis zu erbringen, daß der Reinertrag dreier Vorlesungen aus dem Jahre 1919 zu wohltätigen Zwecken verwendet wurde, und ferner eine Vorlesung aus dem Jahre 1920 zu versteuern, haben wir mit der Mitteilung beantwortet, daß sich die Belege in Händen des Herrn Karl Kraus befinden und dieser verreist sei. Nunmehr richten Sie an ihn selbst eine Ladung, mit den Belegen zu erscheinen, »bei sonstiger Einleitung des Strafverfahrens«. Wir beehren uns, Ihnen in seinem Auftrage mitzuteilen, daß dieses Strafverfahren für ihn keine Schrecken hat, daß wichtigere Angelegenheiten als die in Rede stehende ihn bis heute an deren

Erledigung gehindert haben und daß er, der aus demselben Grunde außerstande ist, Ihrer Ladung Folge zu leisten, geglaubt hat, daß auch das Landesabgabeninspektorat durch wichtigere Angelegenheiten sich mit der Zeit von der Verfolgung dieser relativ geringfügigen Sache werde ablenken lassen, die er durch seine Erklärung, die Reinerträge seien den namhaft gemachten wohltätigen Zwecken überwiesen worden, für erledigt halten konnte. Da dies nun leider nicht der Fall ist und Herr Karl Kraus persönlich Ihnen keine Aufklärungen erteilen wird, so sehen wir uns allerdings genötigt, Ihre Zeit gleichermaßen wie die unsere mit der folgenden ausführlichen Darlegung des Sachverhaltes in Anspruch zu nehmen:

Das n.-ö. Landesabgabeninspektorat verlangte abwechselnd von Herrn Karl Kraus und von uns, die wir damals noch nicht Veranstalter seiner Vorlesungen waren, Rechnungslegung beziehungsweise nachträgliche Steuerzahlung für Veranstaltungen, die Jahre zurückliegen, deren voller Ertrag wohltätigen Zwecken zugewendet und für die seinerzeit tatsächlich keine Steuer gezahlt wurde, weil nach ausdrücklicher, wiederholter Versicherung der verrechnenden und verantwortlichen Konzerthausgesellschaft, die die Steuer abzuziehen und abzuführen hatte, keine zu zahlen war. Die Reinerträge wurden den auf den Programmen und in der Fackel bezeichneten wohltätigen Zwecken zur Gänze zugeführt und die Konzerthausgesellschaft, von der der Vorleser mit einigem Recht annehmen konnte, daß ihr die Modalitäten der Lustbarkeitssteuer bekannt seien, zog bei Vorlesungen, deren voller Ertrag jenen Zwecken zufloß, keinen Heller für die Steuer ab, bei jenen, deren halber Ertrag einem solchen Zweck zufloß, die Steuer für die Hälfte des Ertrags, und erklärte auf wiederholtes Befragen, daß auch für die fixe Summe von 594 Kronen, die damals ständig die Erhöhung der ersten Preiskategorien zugunsten des Zentralverbandes für Kriegsbeschädigte ergab, keine Steuer zu entrichten sei. Nur bei Vorlesungen, von denen bloß »ein Teil des Ertrags« einem wohltätigen Zweck zugewendet wurde, mußte der ganze Ertrag versteuert werden. In diesem System trat insofern eine Änderung ein, als auch dort, wo der halbe Ertrag verschenkt wurde, der ganze versteuert werden mußte und auch die ständige Abzugs-

post von 594 Kronen nicht mehr steuerfrei war. In einem Zeitpunkt nun, in dem das Konzerthaus, das die volle Verantwortung für jene Praxis trug, nicht mehr die Gesamtverrechnung durchführte, sondern schon wir als die Veranstalter die Steuer zu errechnen und abzuführen hatten, richtete das Landesabgabeninspektorat wiederholt die Aufforderung an uns, auch solche Vorlesungen nachträglich zu versteuern, die das Konzerthaus als steuerfrei behandelt hatte, weil deren voller Ertrag — direkt von der Konzerthauskasse — wohltätigen Zwecken überwiesen wurde. Da unsere Aufklärung zunächst nichts fruchtete und wir entweder genötigt gewesen wären, von Erträgnissen, die längst wohltätigen Zwecken wie dem Britischen Kinderhilfswerk, der Freiwilligen Rettungsgesellschaft etc. zugeführt waren, aus eigener Tasche eine Steuer nachzuzahlen oder, falls die Behörde davon doch abstände, mindestens Herr Karl Kraus, der allein in der Lage ist, das Belegmaterial von früher zu Tage zu fördern, genötigt gewesen wäre, seine Zeit an solche Arbeit zu wenden, so haben wir es vorgezogen, die Intervention eines Abgeordneten in Anspruch zu nehmen, um eventuell vor dem geeigneten Forum Beschwerde zu führen, daß eine Behörde, durch keinen Wandel der Zeiten darin gehemmt, ihr gesetzliches Recht auf Mißtrauen so beharrlich gerade einem Vorleser gegenüber betätigt, der wohl berechtigt wäre, seine ortsbekannte Tätigkeit für gemeinnützige Zwecke, die diesen jährlich Unsummen zuführt, nicht mit Mißtrauen um relativ winziger Beträge willen gelohnt zu sehen und mit der Beschwerlichkeit, nach so langer Zeit Belege, die zu bewahren und zur Hand zu haben er wohl nicht verpflichtet ist, hervorkramen zu müssen. Nicht so sehr die Sorge, ob er für solche Veranstaltungen, auf deren vollen Ertrag er verzichtet hat, nach Jahren draufzuzahlen hätte, hat ihn dabei beunruhigt, weil er, wenn wirklich die Behörde diese Ansicht geltend machen wollte, kurz entschlossen wäre, in Wien nur noch eine einzige Vorlesung zu halten und zwar zu dem Zwecke, diese Summe für die Steuerbehörde aufzubringen, da er sie ja von der Rettungsgesellschaft, vom Britischen Kinderhilfswerk und anderen Kindervereinen nicht zurückverlangen könnte. Was ihn vielmehr bedrückte, war die Nötigung, mit dieser Angelegenheit überhaupt befaßt zu sein und ein Material zusammenstellen

zu müssen, über das in jedem Moment oder überhaupt nach so langer Zeit zu verfügen er sich nicht für verpflichtet hält, um ein ihm gegenüber so wenig berechtigtes Mißtrauen zu überwinden. In diesem Sinne haben wir Ihnen, als Sie nach längerer Zeit Ihre Nachforschungen fortsetzten, eröffnet, er sei für den Fall, daß ihm solche Konsequenzen aus seiner gemeinnützigen Tätigkeit fürder nicht erspart bleiben, entschlossen, deren Schauplatz in die Vortragssäle anderer Staaten zu verlegen, von wo aus er ja die Wiener Armen unterstützen könnte, ohne mit dem n.-ö. Landesabgabeninspektorat in Konflikt zu geraten. Wir dürfen es wohl der Wirkung aller dieser Vorstellungen zuschreiben, daß Sie nunmehr prinzipiell darauf verzichten, von jenen Jahre zurückliegenden Veranstaltungen, deren voller Ertrag wohltätigen Zwecken zugeflossen ist, eine Steuer einzuheben, sondern sich darauf beschränken, Rechnungslegung für eine ganz bestimmte, schon erheblich reduzierte Anzahl solcher Vorlesungen, bezw. den Beweis zu verlangen, daß die Erträgnisse tatsächlich jenen Zwecken zugeflossen sind. Indem Sie eine Vorlesung, die »bereits unter die Novelle vom 11. Februar 1920 fällt« — und von der später noch die Rede sein soll — als steuerpflichtig besonders ausnehmen, geben Sie ausdrücklich zu, daß Ihr ursprüngliches Verlangen nach Versteuerung solcher Vorlesungen und vollends jener, für die Sie jetzt nicht einmal Beweise über die Abführung der Erträgnisse begehren, irrtümlich gestellt war. Anderseits verzichten Sie aber nicht darauf, die persönliche Bemühung des Herrn Karl Kraus um die Herbeischaffung solcher Beweise in Anspruch zu nehmen, und es wird nun um so klarer, daß Sie, indem Sie die Steuerfreiheit gewisser Veranstaltungen unter der Bedingung anerkennen, daß Ihnen der Nachweis über die Verwendung der Erträgnisse erbracht wird, auf dem Standpunkt beharren, daß das Ihnen wie auch öffentlich kundgegebene Wort des Herrn Karl Kraus nicht genügt und Sie das — in so vielen Fällen der Berufung auf wohltätige Zwecke gewiß nur zu berechtigte — Mißtrauen auch ihm gegenüber betätigen wollen. Er hätte nun zwar gewiß nicht das Recht, in dieser staatsbürgerlichen Angelegenheit für sich eine Ausnahme zu verlangen, kann aber doch nicht umhin, zu betonen, daß sein Fall, ganz abgesehen davon, daß dieser so weit

zurückliegt und er der Meinung ist, daß auch die Verpflichtung, irgendwelche Zettel aufzuheben, zeitlich limitiert sein müsse, tatsächlich ein ganz besonderer ist. Dieses behördliche Mißtrauen, so beharrlich und mit einer so erstaunlichen Konsequenz betätigt, die er bei größeren staatlichen Agenden, etwa in der Verfolgung jener Persönlichkeiten, die zur Vermehrung der Wiener Not beitragen, häufig vermißt hat — es bedeutet insofern eine persönliche Kränkung, als es ja nur dann gerechtfertigt sein könnte, wenn auch die Fatierungen, die Herr Karl Kraus seiner Öffentlichkeit macht, für zweifelhaft genommen würden. Wenngleich nun eine Behörde der Meinung sein kann, ihre und seine Zeit sei an die Mühe gut verwendet, festzustellen, daß er nicht ein paar hundert Kronen in seine Tasche gesteckt hat, wenn er doch jetzt etliche hunderttausende für wohltätige Zwecke hingibt, so muß er sich doch mit allem Ernst gegen das Ansinnen wehren, daß eine Angabe, die er je der Öffentlichkeit seiner Vorlesungen und seiner Zeitschrift gemacht hat, auf Unwahrheit beruhen, daß also die Mitteilung auf Programmen und in der Fackel, daß das Erträgnis jener Vorlesungen dem jeweils bekanntgegebenen Zweck zufließen werde bezw. zugeflossen sei, schwindelhaft sein könnte. Er würde dadurch nicht nur als Lügner gegenüber seiner Öffentlichkeit dastehen, sondern auch als Betrüger an den Instituten, die zu beschenken er vorgab, und da eine solche Möglichkeit nicht nur seine publizistische Moral, sondern auch seine staatsbürgerliche Ehre und Sicherheit berühren würde, so ist er der Meinung, daß die entsprechende Nachprüfung über den Bereich der steuerbehördlichen Interessen eigentlich hinausgehe und daß hier nur ein solches »Strafverfahren«, das die Staatsanwaltschaft einleitet, zu einer alle Teile befriedigenden Klärung führen könnte. Um immerhin auch andere amtliche Instanzen für diese Angelegenheit zu interessieren, übermitteln wir je eine Abschrift dieses Schreibens dem Herrn Stadtrat Breitner, in dessen Ressort ja nunmehr die Angelegenheiten der Lustbarkeitssteuer fallen, und dem Herrn Bundeskanzler, den wir eines Staunens für fähig halten dürfen, daß eine republikanische Behörde von Herrn Karl Kraus Beweise verlangt, daß er mit seiner öffentlichen Behauptung, etliche Gelder wohltätigen Zwecken überlassen zu haben, die Öffentlichkeit nicht

belogen und die Unterstützungsbedürftigen nicht betrogen habe. Nicht um sich zu rechtfertigen — denn er müßte die entsprechende Untersuchung des Falles schon einer andern Behörde überlassen —, sondern um dem Landesabgabeninspektorat und insbesondere jenen genannten Funktionären exemplarisch darzutun, wie unnötig es war, Arbeitskräfte, die beiderseits gewiß besseren Aufgaben vorbehalten sind, mit dieser Angelegenheit zu befassen, will er Ihnen einen Einblick in die Administration jener Veranstaltungen, nach denen Sie sich nunmehr erkundigen, eröffnen:

Der volle Ertrag der Vorlesung vom 16. Mai 1919 (Kleiner Konzerthaussaal) = K 2356·15 ist, der Freiwilligen Rettungsgesellschaft zugeführt worden. Beweis: nebst der auf dem Programm und in der Fackel enthaltenen Behauptung, die dieselbe Beweiskraft hat, die Empfangsbestätigung der Rettungsgesellschaft nebst der Rechnung des Konzerthauses. (Beilagen.)

Der volle Ertrag der Vorlesung vom 8. Dezember 1919 (Kleiner Konzerthaussaal) zu erhöhten Preisen = K 7077·60 ist dem Britischen Hilfswerk für Kinder zugeführt worden. Beweis: nebst der auf dem Programm und in der Fackel enthaltenen Behauptung, die dieselbe Beweiskraft hat, die Empfangsbestätigung des Britischen Hilfswerks nebst der Rechnung des Konzerthauses. (Beilagen.)

Der volle Ertrag der Vorlesung vom 28. Dezember 1919 (Mittlerer Konzerthaussaal) ist wie folgt verwendet worden: Auf dem Programm und in der Fackel war mitgeteilt, daß er dem Arbeiterverein »Kinderfreunde«, dem »Haus des Kindes« und dem Verein »Kriegspatenschaft« zufließe. Tatsächlich sind laut den beiliegenden Bestätigungen 3 × 1200 Kronen = K 3600 den drei Instituten überwiesen worden. Diese Spenden wurden, da insbesondere die Zuwendung an das »Haus des Kindes« rasch erfolgen sollte, unter approximativer Berechnung des Reingewinnes festgesetzt. Die viel später erfolgte Rechnungslegung ergab — wie aus der beigelegten Rechnung hervorgeht — einen Mehrbetrag von K 746·40, der, später noch ergänzt, für verschiedene wohltätige Zwecke wie Hilfsverein für Lungenkranke, Kinderasyl »Kahlenbergerdorf« verwendet wurde. Wir

erwähnen hiezu, daß in diesen Fällen wie auch sonst nicht einmal das Porto für die Geldanweisungen oder brieflichen Verständigungen der beteilten Vereine in Abzug gebracht wurde.

Was nun noch die Veranstaltung vom 9. Mai 1920 (Mittlerer Konzerthaussaal) anlangt, so bemerken Sie, daß diese bereits unter die Novelle vom 11. Februar 1920 falle, »nach welcher die Verwendung des Reinertrags zu allgemein wohltätigen Zwecken keinen Ausnahmsgrund mehr bildet«. Wir wissen nun zwar nicht, was unter allgemein wohltätigen Zwecken zu verstehen ist, müssen aber feststellen, daß die Vorlesung vom 9. Mai 1920, deren Veranstalter wir bereits waren, mit dieser Frage überhaupt nichts zu schaffen hat, da wir den Ertrag dieser Vorlesung, von dem laut Programm und Fackel nur ein Teil und zwar dem von einer Brandkatastrophe betroffenen Ort Wilhelmsburg zugewendet wurde, ohnedies voll versteuert haben. In diesem Fall hätte die Behörde also anstatt eines Beweises über die Steuerfreiheit des Reinertrages füglich einen solchen über die Bezahlung der Steuer zu verlangen. Wir wären nun zwar gewiß nicht verpflichtet, ein Beweisstück, das uns die Steuerbehörde selbst geliefert hat, ihr wieder auszuhändigen, nehmen aber keinen Anstand, Ihnen für den Fall, daß Sie darüber keinen Vermerk in den Akten haben sollten oder daß Ihnen die Hervorsuchung Ihres Materials annähernd so schwer fiele wie Herrn Karl Kraus die des seinen, das Dokument (Bescheinigung über den »Abgabe-Restbetrag«) zur Verfügung zu stellen. Sie werden daraus ersehen, daß Sie für diese Veranstaltung eine Steuerpflicht reklamieren, die wir nie bezweifelt und längst erfüllt haben, während wir, denen als Partei das Recht zu Nachforschungen nicht zusteht, voraussichtlich nie erfahren werden, auf welche Anhaltspunkte hin Sie diese Veranstaltung für eine solche gehalten haben, deren Steuer wir Ihnen mit Berufung auf wohltätige Zwecke — allgemeiner oder spezieller Natur — entziehen wollten, und durch welchen Umstand Ihnen die Tatsache, daß wir sie voll versteuert haben, bis zu dem Grad entgangen sein mag, daß Sie Herrn Karl Kraus dafür ein Strafverfahren in Aussicht stellen.

Er erklärt, daß er seinerseits die Angelegenheit damit für abgeschlossen hält. Er hätte sich damit begnügen können, Ihnen,

wenn Sie schon unserm beziehungsweise seinem Wort und den Hinweisen auf die Angaben der Programme und Fackelhefte nicht glauben, diese vorzulegen und falls auch die gedruckten Angaben Ihnen zweifelhaft erschienen wären, der Staatsanwaltschaft die Feststellung, ob er sich eines Betruges schuldig gemacht hat, zu überlassen. Nicht um sich selbst, sondern um dem Landesabgabeninspektorat diese Art der Wahrheitsermittlung zu ersparen, überreicht er Ihnen die mühselig hervorgesuchten Belege, von deren einem, da er nicht mehr vorfindlich war, ein Duplikat beschafft werden mußte. Weitere Nachweise wird er nicht erbringen. Sollten Sie solche — etwa die Beweise über jenen noch nicht dokumentarisch belegten Mehrertrag von K 746·40, die er nur aus den Postsparkassenbelegen und einigen Zetteln zusammenstellen könnte und die zu produzieren ihm der behördlichen Würde unangemessen schien, jetzt noch von seiner eigenen verlangen, indem Sie seiner Erklärung über diesen Punkt den Glauben versagen, so erklärt Herr Karl Kraus, der bisher den behördlichen Zweifel an seinen öffentlichen Angaben noch mit einigem Humor hingenommen hat, daß ihm nichts übrig bliebe, als die darauf entfallende Steuer in der Höhe von zirka 30 Kronen zu bezahlen, daß dies aber die letzte Zahlung wäre, die er an das n.-ö. Landesabgabeninspektorat zu leisten hätte.

Verlag die Fackel
als Veranstalter der Vorlesungen von Karl Kraus.

Dabei ist noch der Umstand übersehen worden, daß das Objekt des amtlichen Verdachtes folgerichtig nicht bloß die gedruckte Behauptung wäre, daß jene Erträgnisse abgeführt worden sind, sondern der ziffernmäßige Ausweis der erfolgten Zuwendungen, dessen wahrheitswidrige Veröffentlichung doch eine Schändlichkeit wäre, die über den Kriminalfall der Veruntreuung hinausreicht. Auch blieb die Frage unberührt, wie diese Behörde, ,die die Pflicht zur Aufbewahrung von Zetteln nach dem Zeitpunkt der erfolgten Abrechnung ins Unbegrenzte statuiert, so

gröblich ihre eigene Pflicht verletzen konnte, nicht sofort oder binnen einer angemessenen Zeit ihr absurdes Mißtrauen gegen jene anzumelden. Aber das wäre von ihr wohl aus dem Grunde zu viel verlangt, weil sie sich ja, wie die Aktengroteske jener Mahnung an den 9. Mai 1920 dartut, in jedem Zeitpunkt vorbehält, auch eine erfolgte Steuerzahlung als nicht erfolgt zu behandeln. Es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß jener 9. Mai 1920, an den sich die Erinnyen des wienerischen Betriebs von der einen Seite her mit einer nachträglichen Erhöhung der Saalmiete und von der andern her mit einer längst erfüllten Steuerforderung geheftet haben, das Datum der 100. Wiener Vorlesung war. Speziell jedoch die Qual der Wiener Amtlichkeit besteht darin, daß sie vom Staatsbürger verlangt, daß es bei ihm nicht so schlampig zugehe wie bei ihr, und ihn dann dafür, daß er es mit der Ordnung ernst nimmt, zur Verantwortung zieht. Ich hatte just an dem Tag, an dem die letzte Mahnung kam, an das bereitgestellte Material gedacht und mir vorgestellt, daß ich nun doch wohl, da wieder ein paar Monate in dieses Land gegangen waren, von der Sache Ruhe haben werde, weil, dachte ich mir, in dieser Zeit, wo das Leben schließlich auch die Beamten plagt als wären sie bloß eine Partei, in diesem Niederbruch, der vor uneinbringlichen Milliarden zur Ökonomie im Eintreiben von hundert Kronen rät, es selbst ihnen schon zu fad geworden sein könnte und weil es ja doch einen Weltkrieg gegeben hat und wir uns den Rest unseres verpatzten Daseins nicht auch noch mit der Wahnvorstellung einer nicht erfüllten Lustbarkeitslandesabgabepflicht trüben sollen. Und schon war der Briefträger da und brachte was zum Unterschreiben, denn es muß doch auch der Postdienst mithalten, wenn es den Lustbarkeitslandesabgabeinspektoratsbeamten einfällt, mich — und glaubt er fliehend zu entspringen,

geflügelt sind wir da, die Schlingen ihm werfend um den flücht'gen Fuß, daß er zu Boden fallen muß — ausgerechnet mich zu jagen, ohn' Ermatten, versöhnen kann sie keine Reu', mich fort und fort bis zu den Schatten, und geben mich auch dort nicht frei! Aber da dieses furchtbare Geschlecht der Nacht, das besinnungraubend, herzbetörend, umwandelnd des Theaters Rund, auf unsere Lustbarkeiten lauert, da es in entfleischten Händen nur einen Akt schwingt, während der Fackel düsterrote Glut vielmehr in den meinen ist, so wollen wir mit dem Spuk schon fertig werden oder wie man in Berlin, wo solche Lustbarkeiten denn doch nicht in solchem Ausmaß möglich wären, sagt: Wir woll'n det Kind schon schaukeln. Immerhin warte ich auf die Entscheidung. Wenn es der Eumeniden Macht ist, daß der fromme Dichter nicht gerochen, sondern im Gegenteil bis aufs Blut gequält wird, so bekommen die Kraniche des Ibykus einen andern Schluß, und er zieht mit ihnen nordwärts. Tu l'as voulu, Schorsch Kasmader!

Magistrat der Stadt Wien.

Wien, am 23. November 1921.

Sehr geehrter Verlag!

Ich werde Ihre Eingabe vom 16. d. M.*) unverzüglich zum Gegenstand von Erhebungen machen und brauche wohl nicht erst ausdrücklich zu betonen, daß die vom Landesabgabeninspektorat eingeleiteten Schritte ohne mein Vorwissen erfolgt sind. Ich behalte mir vor, auf diese Angelegenheit ehestens zurückzukommen, und werde Vorsorge treffen, daß zwischenzeitig jedenfalls keine weiteren Zuschriften an Sie abgehen.

In vorzüglicher Hochachtung
Hugo Breitner.

*) Die Kopien sind am 19. abgeschickt worden.

Der amtsführende Stadtrat
der Gruppe II.

Wien, den 2. Dezember 1921.

An den

Verlag »Die Fackel«
III., Hintere Zollamtsstraße 3.

Zurückkommend auf mein Schreiben vom 23. d. M., bitte ich freundlichst zur Kenntnis zu nehmen, daß die leidige Angelegenheit als restlos erledigt angesehen werden kann.

In vorzüglicher Hochachtung
Hugo Breitner.

Wiener Weltgericht

Nix stört sie und niemand, es wird
weitergepraßt;
Hier ist das Leben eine Lust und
dort nur eine Last.
Die zahl'n nur mit dem Leben, aber
die andern mit Geld . . .
So gibt es halt allerhand Leut'
auf der Welt!

Nach Nestroy, 30. November 1921.

Die Spannung dieses Kontrastes, dessen Möglichkeit und dessen Duldung ein ewiger Schandfleck dieser Zeitläufte sein werden, hat sich am nächsten Tag in einen jüngsten entladen, der freilich ein Weltgericht mit allen Merkmalen seines wienerischen Ursprungs war. So erbärmlich wie die Ordnung der hiesigen Dinge ist hier die Unordnung und nicht einmal bei der gehts ordentlich zu und wie sichs gehören würde. Selbst der Diebstahl an den Dieben geschieht unsystematisch und die Zerstörung der Sachgüter vollzieht sich so blind, daß die Zerstörer der Lebensgüter vom Schaden nicht betroffen sind oder sich leichter von ihm erholen werden als die Sachen und als die Personen, deren Existenz mit diesen verbunden war. Da jene aus den Tempeln ihrer miserablen Freuden nicht hervorgeholt, sondern nur auf Zeit abgehalten wurden, sie zu besuchen, so war die Methode von geringem Abschreckungswert, und das einzige, was mit dem Verhängnis des unabänderlichen Elends doch versöhnen könnte: die Bändigung seiner Verhöhner,

die Hemmung, gegen die Mode der Not mit allzu lauten Farben zu verstoßen, wird nicht erreicht werden. Nur die fühllosen Dinge werden sichs merken, nicht die fühlloseren Menschen, und die Spiegel haben dran glauben müssen statt der Visagen. In allen Schauern einer Verwüstung ohne Plan, Wahl und Zweck gab es nur ein tröstliches Moment, das den Vandalen doch etwas wie einen Rest von Besinnung und Kulturgefühl zuerkennen ließ: »die wertvollen Bilder des ehemaligen Militärkasinos, darunter Kochs Kolossalgemälde ‚Die große Zeit', das den Kaiser Franz Joseph, umgeben von seinen Generalen darstellt«, sind vernichtet worden.

Inhalt der vorigen vierfachen Nummer 568—571, Mai 1921:
Er hat so Heimweh gehabt / Ein Brief Masaryks / Du seit langem einziges Erlebnis / Notizen / Briefe (von Strindberg, Weininger und Hugo Wolf) / Das Rätsel / Die Kreuzelschreiber. (Mit zwei Bildern.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III, Hintere Zollamtsstr. 3

Die Fackel

